

# Dissertation

Titel:

## Trauma, Kontinuität und Verantwortung.

Folgen von nationalsozialistischer Erziehung, Sozialisation und Kriegserfahrungen  
und die Funktion einer Identität als „Kriegskind“

Inauguraldissertation zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie im  
Fachbereich Erziehungswissenschaften der Johann Wolfgang Goethe Universität zu  
Frankfurt am Main

vorgelegt von Katrin-Marleen Einert,

*geboren in Offenbach am Main*

im Juni 2015

Erstgutachter: Prof. Dr. Micha Brumlik

Zweitgutachterin: Prof. Dr. Ilka Quindeau

Tag der Disputation: 19. April 2016

D30

# Inhaltsverzeichnis

I. Einleitung .....	6
I.I. Einführung und Problemaufriss.....	6
I.II. Problemdimensionen und Leitfragen der Studie.....	9
I.II.1. Konkurrenz der Erinnerungen.....	9
I.II.2. Opfer-Identität und Befreiungsdiskurs.....	12
I.II.3. Der Tabu-Bruch der Kriegskinder .....	14
I.II.4. Diskurs und Subjekt.....	15
I.II.5. Täter:innen-Kinder und Nationalsozialistische Erziehung .....	18
I.III. Aufbau der Arbeit.....	20
II. Theoretischer Rahmen.....	22
II.I. Trauma.....	22
II.I.1. Die Konzeptualisierung des Traumas - Einbildung versus Folge von realer Gewalt ...	22
II.I.1.a) Schuld ist der Krieg – Kontinuität und Verschiebung in Bezug auf die bisherigen Trauma-Diskurse.....	29
II.I.2. Offizielle Trauma-Definitionen .....	30
II.I.3. Kritik der offiziellen Definitionen .....	32
II.I.4. Das Verlaufsmodell (Fischer/ Riedesser 2003).....	35
II.I.5. Traumatisierung in der Kindheit.....	42
II.I.6. Trauma im Alter.....	46
II.I.7. Geschlecht und Trauma.....	47
II.I.8. Resilienz, Salutogenese, Posttraumatische Reifung.....	48
II.I.9. Zusammenfassung.....	50
II.II. „Lebensgeschichtliche Erinnerungen“.....	53
II.II.1. Primat des Anderen.....	54
II.II.2. Nachträglichkeit und Umschrift.....	55
II.II.3. Deckerinnerungen.....	56
II.II.4. Erinnerung und Trauma .....	57
Exkurs: Aufarbeitung der Vergangenheit: zwischen Schuldabwehr, deutscher Opferidentität und zäher Aufarbeitung.....	58
II.III. Stand der Kriegskinder-Forschung.....	68
II.III.1. Die Mannheimer Kohortenstudie .....	72
II.III.2. Eldermen-Studie.....	73
II.III.3. Hamburger Studie zu Fluchterfahrungen.....	74
II.III.4. Weltkrieg2Kindheiten (w2k).....	75
II.III.5. Radebolds Untersuchungen.....	77
II.III.6. "Kriegskindheit im 2. Weltkrieg und ihre Folgen".....	80
II.III.6.a) Andrea Bauer – Kriegskindheit im Zweiten Weltkrieg .....	83
II.III.7. Die psychosozialen Folgen von Vertreibung, Ausbombung und Vaterlosigkeit.....	85
II.III.8. Ergebnisse einer gesamtdeutschen epidemiologischen Untersuchung .....	86
II.III.9. Interdisziplinäre Längsschnittstudie des Erwachsenenalters ILSE.....	88
II.III.10. 65 Jahre später. Zeitzeugen des Hamburger Feuersturms.....	89
II.III.11. Katamnesestudie.....	92
II.III.12. Kindheit im Krieg und Nationalsozialismus – Eine Untersuchung mit Psychoanalytiker:innen als Untersuchungsgruppe (Schlesinger-Kipp 2012).....	93
II.III.13. Kritische Auseinandersetzung.....	96
III. Methode.....	100
III.I. Biographieforschung in der Erziehungswissenschaft.....	100

III.II. Prinzipien der Qualitativen Sozialforschung.....	103
III.II.1. Offenheit/ Erinnerung/ Erzählung .....	103
III.II.2. Das Besondere und das Allgemeine .....	104
III.II.3. Subjektiver Sinn und Rekonstruktion des latenten Sinngehalts.....	107
III.III. Erhebung .....	108
III.III.1. Der Ablauf des narrativen Interviews.....	111
III.III.2. Ergänzung durch ein zweites Leitfaden gestütztes Interview.....	112
III.IV. Auswertung.....	113
III.IV.1. Kodieren nach qualitativer Inhaltsanalyse und Grounded Theory .....	115
III.IV.2. Rekonstruktive Fallanalyse .....	117
III.IV.3. Kontrastierung .....	121
III.IV.4. Die Expert:innen-Gruppe/ Szenisches Verstehen (vgl. Lorenzer 1986).....	121
III.V. Darstellung der Ergebnisse.....	123
III.VI. Auswahl des Samples.....	124
IV. Spurensuche: Der Nationalsozialismus als sozio-historischer Kontext.....	125
IV.I. Erziehung im Nationalsozialismus.....	126
IV.I.1. Durch Gehorsam zur Härte für das Volk .....	131
IV.I.2. Johanna Haarer.....	134
IV.I.2.a) Muttermythos – die Heldin im Kampf .....	136
IV.I.2.b) „Aufzucht“ und „Wartung“ .....	138
IV.I.2.c) Essen als Pflicht und Strafe.....	142
IV.I.2.d) „Kaltstellen“ für den „absoluten Gehorsam“.....	144
IV.I.2.e) Trotz und „Eigenwille“/ Vorbereitung zum „Massenmensch“.....	148
IV.I.3. Kindergarten .....	150
IV.I.3.a) Gleichschaltung der Kindergärten.....	150
IV.I.3.b) Die „Willenskraft“ im Kindergarten.....	152
IV.I.4. Wissenschaftliche Auseinandersetzung.....	157
IV.I.4.a) Kontinuität, Neuheit, Rückgriff.....	157
IV.I.4.b) Chamberlains Analyse Haarers .....	158
IV.I.4.c) Kritik und Ergänzungen.....	164
1. Intention und Zäsur.....	164
2. Lockung, Angst und Drohung.....	166
3. „Sozialisation als Lebensmeisterung“.....	170
IV.I.5. Schlussfolgerung.....	173
V.II. Kindern von Täter:innen, Mitläufer:innen und Bystander:innen.....	177
V.II.1. Eine kurze Geschichte der Auseinandersetzung mit der Geschichte der Täter:innen-Familien .....	177
V.II.2. Probleme der Forschung .....	185
V.II.3. Kinder, die nichts wussten und Täter:innen ohne Taten.....	186
V.II.4. Studien.....	187
V.II.4.a) Kinder der Opfer – Kinder der Täter:innen .....	188
V.II.4.b) „Verleugnet, verdrängt, verschwiegen“ .....	195
V.II.4.c) „Die Last des Schweigens“.....	201
V.II.4.d) „Der Holocaust im Leben von drei Generationen“ .....	204
V.II.4.e) Die Entpolitisierung des Krieges .....	213
V.II.4.f) „Elternhörigkeit“.....	214
V.II.4.g) „NS-Gefühlserbschaften“ .....	216
V.II.4.h) Zusammenfassung.....	224

V.II.4.i) „Warum folgten sie Hitler?“ .....	229
V.II.4.j) „Das Erbe der Napola“ .....	241
V.II.4.k) Zusammenfassung .....	245
V.II.5. „Erbe“, „Identifizierung“, „Spuren“ - die Schwierigkeit der Terminologie.....	248
V.II.6. Die Kontinuität der NS-Erziehung in Täter:innen-Familien nach 1945.....	250
VI. Ergebnisse der Untersuchung.....	251
VI.I.Kategorien.....	252
VI.II Fälle.....	253
VI.II.1. Frau Wetzl – Die Beiläufigkeit einer kritischen Haltung.....	254
VI.II.1.a) Kontaktaufnahme und Interviewsituation .....	255
VI.II.1.b) Klima in der Familie/ Erziehungsstil.....	256
VI.II.1.c) Beziehung zur Mutter .....	257
VI.II.1.d) Ursache des Fremdheitsgefühls.....	261
VI.II.1.e) Die politische Einstellung der Eltern/ andere Gründe für das Fremdheitsgefühl .....	263
VI.II.1.f) Beziehung zum Vater.....	267
VI.II.1.g) Verhältnis der Eltern zueinander .....	271
VI.II.1.h) (Nach-)Kriegserlebnisse (Noch mehr Armut, Essensbeschaffung).....	271
VI.II.1.j) Schulzeit und Ausbildung.....	275
VI.II.1.k) Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus.....	276
VI.II.1.i) Freiräume.....	279
VI.II.1.j) Erinnerungsprozess.....	280
VI.II.1.k) Verdichtete Erinnerungen.....	281
VI.II.1.l) Beziehung zur Interviewerin/ Dynamik des Interviews.....	282
VI.II.1.m) Zusammenfassung .....	283
VI.II.2. Frau Kirchner – unter der Blumenwiese liegt der Schmerz .....	285
VI.II.2.a) Paradies Kindheit .....	285
VI.II.2.b) Vater.....	287
VI.II.2.c) Finanzielle Situation vor dem Krieg/ während dem Krieg .....	291
VI.II.2.d) Großvater mütterlicherseits.....	292
VI.II.2.e) Mutter.....	295
VI.II.2.f) Großeltern väterlicherseits.....	314
VI.II.2.g) Erziehung.....	315
VI.II.2.h) Kriegserlebnisse .....	316
VI.II.2.i) Nachkriegszeit.....	321
VI.II.2.j) Kriegsfolgen.....	325
VI.II.2.k) Familiäre NS-Verstrickung, eigene Auseinandersetzung.....	326
VI.II.2.l) Selbstdarstellung.....	329
VI.II.2.m) Sprechweise/ Sprache.....	331
VI.II.2.n) Beziehung zur Interviewerin.....	332
VI.II.2.o) Zusammenfassung .....	334
VI.II.3. Herr Fischer – Das Dilemma der Reflexion.....	337
VI.II.3.a) Eingangsszene.....	338
VI.II.3.b) Erste Erinnerung .....	339
VI.II.3.c) Mutter.....	340
VI.II.3.d) Vater.....	344
VI.II.3.e) Politische Einstellung der Eltern.....	346
VI.II.3.f) Dazu-Gehören-Wollen.....	347

VI.II.3.g) Erinnerung an/ Identifizierung mit NS.....	348
VI.II.3.h) Kriegserlebnisse.....	351
VI.II.3.i) Kriegsende.....	353
VI.II.3.j) Nachkriegszeit.....	357
VI.II.3.k) Schulzeit/Ausbildung.....	358
VI.II.3.l) Auseinandersetzung mit NS.....	360
VI.II.3.m) Ehen/ eigene Familie .....	367
VI.II.3.n) Zusammenfassung.....	368
VII. Diskussion der Fälle.....	370
VII.1. Kriegserlebnisse und Folgen.....	371
VII.2. Krieg als Abenteuer – geschlechtsspezifische Erfahrungen und Verarbeitung.....	373
VII.3. Kriegsende – Bruch, Umorientierung und der Zugewinn an Freiheit.....	374
VII.4. Krieg und Familie: Die äußere und die innerer Bedrohung.....	375
VII.5. Erleben von Schutz(losigkeit), Bedrohung und Ohnmacht.....	379
VII.6. Der Vater geht, der Krieg fängt an. Schutz, Idealisierung, Abwertung.....	380
VII.7. Die nicht genügend zur Verfügung stehende Mutter – Überforderung oder Überzeugung .....	383
VII.8. Loyalität und die problematische Loslösung von den Eltern.....	384
VII.9. Der Nebel des Unwissens und die Selbstverständlichkeit der kritischen Haltung.....	387
VII.10. Das Berührungstabu im Interview.....	390
VII.11. Auseinandersetzung mit NS/ (Nicht-)Thematisierung von Shoah.....	391
VII.12. Dialoglosigkeit und Sprache.....	394
VII.13. Nicht-Thematisierung von Jüdinnen und Juden/ Täter-Opfer-Umkehr .....	396
VII.14. Neugierde/ Eigenwille.....	399
VII.15. Faszination, Größenphantasien und die Angst vor sich selbst .....	400
VII.16. Gruppenzugehörigkeit.....	406
VII.17. Die grauenvolle Normalität und das Unheimliche.....	408
VIII. Abschließende Betrachtung.....	410
VIII.I. Krieg und Familie .....	411
VIII.II. Krieg, NS und Geschlecht.....	413
VIII.III. Phänomene aus den Studien zur Weitergabe von Täter:innenschaft.....	414
VIII.IV. Fehlende Täter:innen – Der Krieg als Naturkatastrophe.....	415
VIII.V. Der Nebel des Unkonkreten und die altbekannten Folgen .....	417
VIII.VI. „Kriegskind“ als „Pseudo“- Anerkennung und Orientierungsmöglichkeit.....	421
Reflexion des Forschungsprozesses.....	422
IX. Implikationen für pädagogische Arbeit und Pflege .....	428
IX.I. Trauma durch Krieg und Beziehungserfahrungen .....	429
IX.II. Bearbeitung von Themen mit NS-Kontext.....	431
IX.III. Biographische und historische Selbst-Verortung.....	436
IX. Verantwortung statt Schuldzuweisung.....	438
Literatur .....	443
Anhang.....	461
A) Erziehungsfragebogen.....	461
B) Kategorien für Interviewauswertung.....	463

# I. Einleitung

Im folgenden einleitenden Kapitel soll die grundlegende Thematik dieser Arbeit dargestellt werden. Darauf folgen die Unterkapitel I.II.1. bis I.II.5., welche die unterschiedlichen komplexen Problemdimensionen, die diese Thematik begleiten, umreißen.

Dies ist zum einen zum Verständnis des Anliegens der vorliegenden Untersuchung erforderlich und zum anderen unumgänglich, will man Verkürzungen und Ungenauigkeiten bei dieser Thematik vermeiden<sup>1</sup>. Fehlende Differenzierungen ermöglichen teilweise äußerst problematische Verschiebungen, die letztendlich kaum mehr konkret zu definieren sind, wie sich in den folgenden Ausführungen zeigen wird.

Diese Arbeit entstand im Rahmen des Projektes „Trauma im Alter“ an der Frankfurt University of Applied Sciences unter der Leitung von Frau Prof.Dr.Ilka Quindeau.

## ***I.I. Einführung und Problemaufriss***

In der vorliegenden Arbeit geht es um eine empirische Untersuchung der spezifischen Problemlagen so genannter „Kriegskinder“ mithilfe von narrativen Interviews.<sup>2</sup> Als „Kriegskinder“ werden im Allgemeinen Personen bezeichnet, die zwischen 1930 – 1945<sup>3</sup> geboren wurden und als Kinder und Jugendliche den zweiten Weltkrieg erlebten, generell aber nicht zur Gruppe der vom Nationalsozialismus Verfolgten gehörten.<sup>4</sup> Diese Kriegserfahrungen und die daraus resultierende Spätfolgen wurden in den letzten Jahren Gegenstand mehrerer wissenschaftlicher Studien, medialen Aufarbeitungen in Form von (auto-) biographischer Literatur, Romanen und Fernseh-Sendungen (u. a. Schulz/ Radebold/ Reulecke 2004; Lamparter 2006; Kuwert et al. 2007; Glaesmer/ Brähler 2011; Lamparter et al. 2010).

<sup>1</sup>Dies kann als Leitprinzip dieser Arbeit verstanden werden, wenn auch gleichzeitig die Schwierigkeit bzw. Unmöglichkeit dieses Anliegens immer wieder deutlich wird.

<sup>2</sup>Ich verwende hier vorerst gebräuchlichen Begriff „Kriegskinder“, im weiteren auch ohne Zeichen, trotz seiner meiner Meinung nach problematischen Konnotationen. Dieser bezieht sich zum einen nur auf Krieg, nicht aber auf andere relevante Einflussfaktoren, die im Zuge dieser Untersuchung in den Fokus kamen. Außerdem verwundert daran, dass heutige Erwachsene über ihre Identität als Kind definiert werden. Ebenfalls können darunter alle Kinder jeglicher Kriege subsumiert werden, was zu einem Verschwimmen der jeweils unterschiedlichen Bedingungen, Umstände und Einflussfaktoren führt. Begriffe oder Beschreibungen, die ich für zwar als treffender erachte, müssen unweigerlich komplex sein und können so im Fließtext nicht verwendet werden. Trotzdem soll im Zuge der Arbeit der Versuch unternommen werden, den Begriff „Kriegskinder“ zu ersetzen.

<sup>3</sup>Dies sind die Jahrgänge der Personen dieser Untersuchung. In anderen Zusammenhängen/ Studien können diese leicht variieren.

<sup>4</sup>„Als Kriegskinder bezeichnen wir dort die Angehörigen der Geburtsjahrgänge 1939 bis 1945, deren Entwicklung durch die Bewältigung von mehr oder weniger bewusst erlebten frühen Traumatisierungen durch Kriegserfahrungen wie Bedrohungen und Verluste von Angehörigen, Krankheit und Entbehrung, Bombenkrieg und Militäraktionen, Fluchterlebnisse und Vertreibung, Heimatlosigkeit und Fremdheit, Armut und Isolierung geprägt worden ist.“ (Radebold et al. 2009: 327)

Die vorliegende Arbeit möchte zum einen einen kritischen Blick auf die bisherige Forschung werfen. Dessen Notwendigkeit ergibt sich aus den Kontroversen bezüglich problematischer Verschiebungen in der deutschen Erinnerungskultur, welche den Kriegskinder-Diskurs von Beginn an begleiten. Vor allem aber muss in der Analyse der Erzählungen von Kriegskindern neben den Kriegserfahrungen der sozio-historischen Kontext des Nationalsozialismus Berücksichtigung finden. Damit soll einerseits dem in den bisherigen Untersuchungen diagnostizierten Leid Rechnung getragen, andererseits aber die Kritik an der Kriegskinder-Thematik in die empirische Forschung integriert werden.

Die Kriegskinder-Forschung verortet sich innerhalb der Trauma-Forschung, da die Generation der Kriegskinder als zu großen Teilen traumatisiert gilt. Schätzungen schwanken von einem Drittel bis zur Hälfte dieser Generation, die unter diesen Belastungen bis in die Gegenwart hinein leiden (vgl. Radebold 2006). Neuere epidemiologische und bevölkerungsrepräsentative Untersuchungen korrigieren diese hohen Schätzungen; etwa vier Prozent der Älteren weisen das Vollbild einer Posttraumatischen Belastungsstörung (PtBS/ PtSD) auf, bei 12 Prozent ließen sich Anzeichen für eine Traumatisierung finden (Glaesmer/ Brähler 2011; Glaesmer et al. 2010). Als ursächlich für die Belastungen im Alter werden vor allem die Kriegshandlungen betrachtet, denen diese Kinder schon in frühestem Alter ausgesetzt waren, wie z. B. Bombenangriffe, die Erfahrung von Flucht und Vertreibung, sowie der Verlust oder die Trennung von Angehörigen. Die Betroffenen leiden unter Schlafstörungen, Alpträumen, sich aufdrängenden Erinnerungen, Depressionen, Angstsymptomatiken, Beziehungsstörungen, Ängstlichkeit, psychosomatischen Beschwerden und zeigen typische Verhaltensweisen wie, dass sie nichts wegschmeißen können, mit kleinem Gepäck reisen und sich nicht genügend um sich selbst kümmern (vgl. Radebold 2006). Mittlerweile werden zahlreiche Workshops und andere Foren der Erinnerungs- und Biographiearbeit für die betroffenen Personen angeboten, deren Konzepte sich auf die Ergebnisse dieser Untersuchungen stützen. Auch in Pflege-Einrichtungen wird dieser Thematik verstärkt begegnet, befinden sich die Kriegskinder in einem Alter, in welchem der Übergang in ein Pflegeheim in vielen Fällen bevor steht (vgl. Brunner 2014, Heinlein 2010, [www.kriegskind.de](http://www.kriegskind.de), [www.kriegskindheit.de](http://www.kriegskindheit.de)).

Die Soziale Arbeit/ Pädagogik war seit ihren Anfängen mit den Folgen von Traumatisierungen konfrontiert. 1779 schrieb Pestalozzi im Stanser Brief über die Folgen

von Vernachlässigung und Krieg auf die Kinder, die im Stanser Waisenhaus untergebracht waren: „mit Augen voll Angst und Stirnen voll Runzeln des Misstrauens und der Sorge (...) vom Elend erdrückt, duldsam, aber misstrauisch, lieblos und furchtsam.“ (Pestalozzi 1779, zitiert nach Schulze et al. 2012).

Mittlerweile hat sich daraus das Feld der Trauma-Pädagogik heraus gebildet und hierfür Erkenntnisse von Psychotraumatologie und Traumatherapie auf die pädagogische und beratende Arbeit mit Traumatisierten und deren Umfeld übertragen. Von vielen unterschiedlichen Stellen werden Aus- und Weiterbildungen für Fachkräfte angeboten und es gibt Einrichtungen, die sich auf diesem Feld spezialisiert haben (Bundesarbeitsgemeinschaft Traumapädagogik e. V., das Institut für Traumapädagogik Berlin, das Bremer Institut für Traumapädagogik, Deutsche Gesellschaft für Psycho-Traumatologie, um nur einige der zahlreichen Institutionen zu nennen.) Der Umgang mit traumatisierten Personen erfordert ein spezielles Fachwissen. Eine Professionalisierung in diesem Bereich hat für beide Seiten eine äußerst entlastende Funktion, da dies zur Stabilisierung der Betroffenen beiträgt, Selbstkontrolle und Selbstwirksamkeit gefördert wird und den Fachkräften Kompetenz, Sicherheit und Handlungsfähigkeit vermittelt (vgl. Bausum et al. 2011).

Vor allem für die soziale Arbeit mit Kindern und Jugendlichen wurden hierfür Konzepte entwickelt und umgesetzt (vgl. Fegert/ Ziegenhain 2013; Lang/ Schirme 2013). In der Arbeit mit Menschen mit hohem Lebensalter ist dieses Wissen für die jüdische Altenarbeit nutzbar gemacht worden, da dies für eine angemessene Fürsorge für die Überlebenden der Shoah notwendig wurde (vgl. Leonhard 2005). Hierbei zeigte sich auch, dass Menschen mit ähnlich gelagerten traumatischen Erfahrungen spezifische Symptome und Verhaltensweisen aufzeigen, die im Umgang mit ihnen berücksichtigt werden müssen und die auf spezifische sozio-historische und kulturelle Hintergründe verweisen (vgl. Zielke-Nadkarni et al. 2013). Daher kann psychisches Leid nie unabhängig vom sozialen Kontext mit den jeweiligen intra- und interpsychischen, individuellen und sozialen Dimensionen verstanden werden (vgl. Becker 2006). Becker (2006) bezeichnet die derzeitige psychologische Trauma-Forschung als kulturverleugnend und fordert eine Veränderung der Theorie und Praxis, die kontextuellen Unterschieden, kulturspezifischen Eigenheiten Rechnung tragen und entsprechende sozialpolitische Hintergründe in die Analyse der Traumatisierung mit einbeziehen.

„Die Krankheit, die Symptome, die unbewussten Prozesse und hilflosen Versuche der Abwehr entsprechen den gesellschaftlichen Unterdrückungsverhältnissen und der realen Selbstentfremdung und müssen nicht zuletzt auch dort aufgegriffen werden, wo sie sich vergegenständlichen: in der Psyche der betroffenen Personen.“ (Becker 2006: 111)

Für die Arbeit mit anderen Gruppen von traumatisierten älteren Menschen ist bisher nur wenig Fachwissen in den Einrichtungen verbreitet und in geeignete Konzepte umgesetzt worden, so auch im Hinblick auf die interessierenden Kriegskinder. Es ergibt sich somit die Notwendigkeit, wissenschaftliche Erkenntnisse für die Arbeit auch mit diesen Personengruppen nutzbar zu machen.

## ***I.II. Problemdimensionen und Leitfragen der Studie***

Warum in dieser Arbeit jedoch nicht ausschließlich auf die schon bestehenden Ergebnisse der Kriegskinder-Forschung zurück gegriffen werden soll, um daraus Implikationen für die soziale und pflegerische Arbeit abzuleiten, ergibt sich zum einen aus den Kontroversen, die auf komplexe Zusammenhänge mit der Aufarbeitung der nationalsozialistischen Geschichte verweisen. Zum anderen resultiert aus der Forderung Beckers die Notwendigkeit, den Nationalsozialismus als sozio-historischen Kontext in der Betrachtung des Traumas der Kriegskinder zu berücksichtigen, um daraus angemessene Konzepte für die Praxis zu erarbeiten. Die Kriegskinder waren aufgrund ihres Alters nicht aktiv am Krieg und den Verbrechen des Nationalsozialismus beteiligt, aber dennoch wird diese Thematik von einer Debatte um eine Konkurrenz der verschiedenen Opfergruppen und einer daraus resultierenden problematischen Verschiebung in der deutschen Erinnerungskultur begleitet.

Warum ist dieses Thema aber gerade derzeit so konfliktreich? Worin bestehen genau die Kontroversen und auf welche Hintergründe beziehen sich diese? Welche Schwierigkeiten ergeben sich hierbei und welche Konsequenzen sind daraus zu ziehen? In welcher Form kann der Nationalsozialismus als sozio-historischer Kontext in dieser Untersuchung einbezogen werden?

### **I.II.1. Konkurrenz der Erinnerungen**

Dass das Thema „Kriegskinder“ derzeit ein solches „Kampfgebiet“ ist, erklärt die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann mit einem Wandel innerhalb der west-deutschen Erinnerungskultur, die bis in die 1990er Jahre maßgeblich durch die Thematik der Shoah geprägt war. 1989 brachten der Fall der Mauer und die Wiedervereinigung beider

deutscher Staaten eine neue Situation und damit eine Veränderung der bundesdeutschen Erinnerungskultur hervor. Dresden rückte als prominenter Erinnerungsort ins allgemeine Interesse und damit die Leid-Erfahrungen der nicht-verfolgten Deutschen in der Kriegs- und Nachkriegszeit.<sup>5</sup>

2005 fand in Frankfurt am Main die erste große Tagung mit dem Titel „Die Generation der Kriegskinder und ihre Botschaft für Europa sechzig Jahre nach Kriegsende“ statt. Dieter Graumann, Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde Frankfurt und späterer Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, sprach in seinem Einführungsvortrag von einem „Unbehagen“, welches er dieser Thematik gegenüber empfinde und warnte davor, dass alles Leid „in einen Topf“ geworfen werde und mahnte daran, dass es nicht zu einer Aufrechnung des Leids mit jenem der jüdischen Opfer kommen dürfe.<sup>6</sup> Das von Graumann benannte Unbehagen war Ausgangspunkt für meine eigene intensive Beschäftigung mit der Kriegskinder-Thematik und es stellte sich mir die Frage nach genaueren Ursachen dieses Unbehagens. Der einzige Hinweis fand sich in der Tatsache, dass die Väter der damaligen Kinder in den Titeln der Vorträge und Foren nur noch mit „Kriegs-Väter“ benannt wurden. Damit wurde die Möglichkeit, dass es sich um Nazi-Täter:innen handelte und die Frage, welche Auswirkungen dies auf die Kinder und heutigen Erwachsenen hat, nicht mehr in Betracht gezogen, beziehungsweise nur noch zu einem Nebenschauplatz.

Wir befinden uns in einer Zeit, in der sich das kommunikative Gedächtnis<sup>7</sup> zum kulturellen umforme, so Assmann (Assmann 1988: 10) und somit nicht mehr an sich erinnernde Personen gebunden sein kann. Durch das kommunikative Gedächtnis hat die Erinnerung

---

<sup>5</sup>Mittlerweile stellen sich neue Fragen und Herausforderungen an erinnerungskulturelle und -politische Debatten, da andere Opfergruppen des NS wie beispielsweise Sinti und Roma ebenfalls ihren Platz in der deutschen Erinnerungskultur einfordern. Zugleich wird diskutiert, inwiefern eine Erinnerungskultur in einer Migrationsgesellschaft aussehen kann, in welcher ein großer Personenkreis keine persönliche Geschichte besitzt, die mit dem NS und der Shoah in direkter Verbindung steht. Des Weiteren wurde mit der Aufarbeitung der deutschen Kolonialgeschichte und ihrem Verhältnis zum NS begonnen, die ebenso nicht frei von Konflikten um die Singularität der Shoah verläuft (vgl. Friedländer 1990).

<sup>6</sup>Diese Tagung wurde von Hans-Heino Ewers, Universität Frankfurt am Main; Insa Fooker, Universität Siegen; Gereon Heuft, Universitätsklinikum Münster; Hartmut Radebold, Universität Kassel; Jürgen Reulecke, Universität Gießen; Jürgen Zinnecker, Universität Siegen in Kooperation mit dem Kulturwissenschaftlichen Institut Essen, dem Sigmund-Freud-Institut und dem Fritz-Bauer-Institut organisiert und durchgeführt. (<http://www.hsozkult.de/hfn/conferencereport/id/tagungsberichte-766>)

<sup>7</sup>Inhalte des „kommunikativen Gedächtnis“ werden als erzählte Erinnerung an die nächste Generation weitergegeben. Nach etwa 80 bis 100 (drei bis vier Generationen) Jahren gehe es in das kulturelle über (Assmann 2005: 50). Kommunikatives und kulturelles Gedächtnis sind beide Teil des kollektiven Gedächtnisses (Halbwachs 1991) einer Gruppe von Menschen, welches sich ähnlich wie das individuelle herausbilde. Das kollektive Gedächtnis nimmt mit Blick auf die kulturelle Vergangenheit Bezug auf die gegenwärtigen sozialen und kulturellen Verhältnisse und tradiert gemeinsames Wissen (Assmann 1997).

an die Shoah im kollektiven Gedächtnis bisher bewahrt werden können, da sie von Zeitzeug:innen weitergegeben worden ist. Da mittlerweile nur noch wenige Zeitzeug:innen am Leben sind, führt dies zu einer Veränderung der Erinnerungs-Praxis. Somit müssen Formen der Konservierung geschaffen werden, um die Erinnerungen für die nachkommenden Generationen zu bewahren.

Kommunikatives und kulturelles und ebenso kollektives, individuelles und familiäres Gedächtnis stehen in einer komplexen dynamischen Wechselwirkung zueinander und befinden sich in einem ständigen Prozess der Wandlung. Individuelle Erinnerungen historischer Ereignisse hängen zum einen von Erfahrungen im eigenen Kontext ab und sind zum anderen geprägt von gesellschaftlicher Darstellung. Tradierungsprozesse im familiären und individuellen Kontext beeinflussen wiederum die Erinnerungskultur der Gesellschaft. Das kollektive Gedächtnis entwickelt dabei eine normative Kraft und formt die Wahrnehmung und Interpretation der Vergangenheit, strukturiert, was erinnert werden soll, wie es erinnert wird und welche Bedeutung ihm beigemessen wird (vgl. Halbwachs 1991). Die Herausbildung des kulturellen Gedächtnisses ist somit kein einfaches Konservieren von Erinnerung, da unterschiedliche Gruppen mit ihren Anliegen und Interessen um ihren Platz in der offiziellen Erinnerung konkurrieren, welche maßgeblich die Perspektive auf die Geschichte für die nachfolgenden Generationen prägt und damit auch immer Fragen der gesellschafts-politischen Bildung betreffen (vgl. Müller 2012).<sup>8</sup>

Somit beeinflussen die Art und Weise und der Inhalt individueller Erinnerungen der Kriegskinder ebenfalls diese Perspektive und sind an der Bildung des kollektiven und kulturellen Gedächtnisses beteiligt. In ihren persönlichen Erinnerungen finden sich demnach wiederum Figuren des kollektiven Gedächtnisses wieder. Auch hieraus ergibt sich die Notwendigkeit der genauen Analyse ihrer Erzählungen.

Es stellt sich hier also die Frage, ob und wie es möglich ist, die unterschiedlichen Erfahrungen und Erinnerungen der verschiedenen Gruppen in die Erinnerungskultur zu integrieren, ohne dass es zu einer Konkurrenz oder einer Aufrechnung der Erinnerungen

---

<sup>8</sup> Inhalte des kollektiven Gedächtnis und der individuellen bzw. familialen Erinnerungen können dabei sehr weit auseinander gehen, wodurch der Prozess der Auseinandersetzung mit Konflikten verbunden sein kann. Welzer, Möller und Tschugall zeigten sehr eindrücklich, wie das Wissen über die Geschichte und das familiäre Wissen unverknüpft nebeneinander stehen können und so eine Dissonanz zwischen dem Familiengedächtnis und dem offiziellen Erinnerungsdiskurs in der Bundesrepublik entstehen kann. So würden bei Stellungnahmen im öffentlichen Leben die NS-Verbrechen und die daraus für Deutschland erwachsende historische Verantwortung kontinuierlich thematisiert, doch habe sich in der deutschen Bevölkerung das Bild gehalten, dass im sozialen Umfeld die meisten dieser Verbrechen nicht stattgefunden hätten (vgl. Welzer 2002: 168f).

kommt, sondern zu einer Ergänzung und Erweiterung des Geschichtsbildes, wie Assmann dies für möglich hält:

„Nachdem die jüdische Opfererfahrung im Gedächtnis der Deutschen verankert ist, können andere Leidensgeschichten in diesem Bild mit eingezeichnet werden, ohne das gesamte Gefüge zu verschieben. Die Traumata der deutschen Zivilbevölkerung haben in dem Maße Platz neben den Traumata der Holocaustopfer, in dem sich das Bewusstsein historischer Zusammenhänge etabliert. Es kann nicht darum gehen, dass Hamburg und Dresden von Auschwitz und Treblinka übertrumpft werden oder umgekehrt, sondern dass Hamburg und Dresden zusammen mit Auschwitz und Treblinka zu erinnern sind.“ (Assmann 2007: 188)

### **I.II.2. Opfer-Identität und Befreiungsdiskurs**

Mittlerweile hat sich eine Vielzahl von kritischen Stimmen am Diskurs<sup>9</sup> geäußert, die sehr konkret benennen, worin sie das Problem am Kriegskinder-Diskurs sehen: José Brunner bezeichnet den Kriegskinder-Diskurs als „einen neuen deutschen Opferdiskurs“ (Brunner 2014: 176). Klundt und Salzborn (2003) sehen die „Kriegskinder“-Thematik als Variation des deutschen Opfer-Diskurses, wonach die nicht-verfolgten Deutschen<sup>10</sup> versuchten, sich in die Gruppe der Opfer einzureihen und damit die deutsche Erinnerungskultur tiefgreifend veränderten. Das Thema werde aus dem historischen Zusammenhang gelöst und somit anschlussfähig an andere Opfer-Diskurse gemacht. Salzborn (Klundt/ Salzborn 2003) beschreibt den „neuen deutschen Opferdiskurs“ (ebd.: 19) als einen Versuch der Umdeutung und sieht hierin den Wunsch nach einer normalisierten Nation. Er versteht diesen als einen deutschen „Befreiungsdiskurs“ (ebd.: 19), welcher den „Eintritt in die internationale Opferkultur“ (ebd.: 20) ermögliche. Befreiend wirke er dahingehend, dass nun nicht mehr von den Deutschen als Täter:innen gesprochen werde, sondern eben auch über ihre Erfahrungen als Opfer des Krieges, der Flucht und der Vertreibung (ebd.: 20). Jureit sieht in der Erinnerungsfigur des „Gefühlten Opfers“ also in der Identifikation mit den Opfern ebenfalls die Möglichkeit, sich eines Teils der ererbten Geschichte zu entledigen (Jureit 2012: 31). Jureit und Schneider erklären die Opferidentität als Entlastungsfunktion,

---

<sup>9</sup>Diskurs wird hier verstanden als Praxis, welche die Gegenstände bildet, von welchen sie spricht. Damit werden Sprecher:innen ermächtigt und andere ausgeschlossen und Regeln erstellt, über was wie und wann gesprochen werden darf (vgl. Foucault 1973).

<sup>10</sup>Ich verwende hier den Begriff „nicht-verfolgt“ und meine damit alle Personengruppen, die nicht zu jenen vom NS Verfolgten und Ermordeten gehörten. Ich werde weiter unten auf die Problematik eingehen, welche die Bezeichnungen „Täter:innen“, „Mitläufer:innen“, „Bystander:innen“ etc. im Allgemeinen und im Speziellen für diese Arbeit bedeuten. Ich möchte hiermit aber trotzdem eine klare Trennung aufrechterhalten zwischen den Personen, die vom NS verfolgt wurden und jenen, die davon im Allgemeinen nicht betroffen waren. Dass hier in einigen Fällen die Trennung nicht so klar aufrechtzuerhalten ist, ist mir bewusst und soll aber nur da beschrieben werden, wo dies im konkreten Fall vorzufinden ist. Dies wird im Laufe der Arbeit immer wieder Thema sein.

die von ambivalenten Erinnerungen befreie, eine „identifikatorische Abwehrhaltung“ ermögliche und ein „Zugehörigkeitsangebot“ zur Gruppe der „Guten der Geschichte“ zu gehören beinhalte (Frölich et al. 2012: 30). Auch Schneider deutet die Identifikation mit den Opfern bei den Nachkommen der Täter:innen als Gegenidentifizierung, welche Sicherheit gegeben habe, auf der richtigen Seite zu stehen, welches aber ein Trugschluss sei:

„Dabei ist das wirklich Beunruhigende an dieser Geschichte ja nicht der emotionale Abgrund dieser zu Bestien stilisierten Täter, sondern das fest in unsere Kultur, in unsere moderne Gesellschaft verankerte Potential zu solchen Taten.“ (Jureit 2012: 31)

Kriegskinder spielten dabei eine besonders wichtige Rolle, da Kinder die Assoziation der vollkommenen Unschuld vermittelten. Norbert Frei nennt „die Besinnung der Kriegskinder auf ihre Geschichte“ die „Selbsterfindung“ einer Gruppe, die die Vergangenheit umkodiere und die Deutschen als Opfer sehen wolle (Frei 2005: 17).<sup>11</sup>

Grünberg bezieht sich direkt auf die Verstrickungen der Forscher:innen bei dieser Thematik und benennt die Problematik der scheinbaren Objektivität, hinter welcher allerdings die persönliche Verstrickung nicht reflektiert wird:

„Im besten Falle wäre ein solcher Ansatz *objektiver* Erforschung des Nazi-Erbes als ein *naiver* Versuch der Einnahme eines quasi-objektiven Standpunktes zu betrachten, um bei der Auseinandersetzung mit dem Nazi-Grauen davon nicht infiziert zu werden; im wahrscheinlichsten Fall dürfte ein solcher Forschungsansatz zu gravierenden Schiefen und Verfälschungen bzw. dazu führen, dass man – gemessen an der weitreichenden Bedeutung des Zivilisationsbruchs Auschwitz für das Leben 'danach'-, mit solcher Forschung nur ein wenig an der von außen sichtbaren Oberfläche kratzt, statt sich [...] mit der 'Kultur nach Auschwitz' [...] auf ein 'Schrecken ohne Ende' einzulassen [...].“ (Grünberg 2002)

Diese Kritik bezieht sich auf eine lange Tradition der Schuld-Abwehr und der Opfer-Identifikation, die die Aufarbeitung der NS-Geschichte seit ihren Anfängen begleitete. Es liegt also nahe, dass innerhalb der Kriegskinder-Thematik ebenfalls diese Phänomene zu finden sind (Siehe dazu Kapitel II. Exkurs: Aufarbeitung der Vergangenheit). Hier stellt sich allerdings die Frage nach den Akteur:innen einer solchen „Umcodierung“ beziehungsweise „Entkontextualisierung“. Sind es die Kriegskinder selbst, die sich von diesem Teil der

---

<sup>11</sup> Eine „Opferidentifizierte Erinnerungskultur“ (Jureit/ Schneider 2010) sei heute, so Jureit und Schneider erinnerungspolitische Norm und habe mit dem Generationswechsel von der Täter:innengesellschaft zur Gesellschaft der Nachgeborenen zu tun. Diese empfinden sich selbst als Opfer des NS-Systems, so Martin Sabrow (Sabrow 2012: 45). Er interpretiert den Wandel von einer einstmaligen Heroisierung zur Viktimisierung als einen kulturellen Wertewandel und einen Wandel der Vergangenheitsvergegenwärtigung (Sabrow 2012: 46). Sabrow sieht diesen Wechsel in den 1970 und 80ern gelagert als eine verstärkte Auseinandersetzung mit der Schuld begann, zu einer „kathartischen Bewältigungskultur“ (Sabrow 2012: 47).

Vergangenheit „befreien“ und sich als Opfer sehen wollen? Da sie sich selbst aber nicht schuldig gemacht und tatsächlich bisweilen schreckliche Kriegserfahrungen gemacht haben, muss hier differenzierter betrachtet werden, wovon sie sich genau befreien möchten.

### **I.II.3. Der Tabu-Bruch der Kriegskinder**

Obwohl es schon unmittelbar nach Ende des Krieges erste Veröffentlichungen gab, in deren Mittelpunkt die Leiden der nicht-verfolgten Deutschen standen, wird häufig von einem Tabu gesprochen, dies thematisieren zu können. Mit der Rede von einem jahrzehntelangen Tabu wird häufig auf die Äußerung kritischer Stimmen reagiert. Immer wieder findet sich in den Erzählungen über und von Kriegskindern der Hinweis, dass man nun endlich auch über das Leiden der nicht-verfolgten Deutschen sprechen dürfe (u. a. Bode 2004; Reddemann 2004). Aufgrund der „Schuld der Deutschen“ und des Respekts vor den Opfern der Verfolgung und Vernichtung sei es nicht möglich gewesen, das eigene Leid thematisieren zu können.<sup>12</sup> Assmann (2006) schreibt es dem Autor W. G. Sebald (1999) zu, mit seinem Werk „Luftkrieg und Literatur“ einen „Schleier des Tabus durchstoßen“ zu haben, der über die Erinnerungen nicht-verfolgter deutscher Opfer gehängt worden sei. Es wird der Eindruck erweckt, als unterlägen diese einem gesellschaftlichen Tabu, was genauer historischer Betrachtung allerdings nicht standhält. Brumlik (2005) nennt dies ein unechtes Tabu, „das im besten Fall Ausdruck von historischer Unbildung, im schlechtesten Falle Ergebnis einer geschichtsklitternden Lüge“ sei. So gab das Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte bis zwischen 1950 1969 eine 8-bändige Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa heraus (vgl. Brumlik 2005: 549). Heinlein (2010) stellt ebenfalls fest, dass von einem „Bruch des Schweigens“ der Kriegskinder keine Rede sein könne. Die öffentliche Anerkennung deutscher Opfer habe bereits ab der Nachkriegszeit stattgefunden. In diesem Zusammenhang seien auch die Erfahrungen der deutschen

---

<sup>12</sup>Auf einer Tagung mit allen wichtigen Vertreter:innen der aktuellen Kriegskinder-Forschung, auf der bei der Vorstellung eines Projektes alle Risikofaktoren für damalige Kriegskinder aufgelistet wurden, fiel mir auf, dass hier ebenfalls das Thema Nationalsozialismus in keiner Form vorkam. Auf meine Frage, ob denn nicht auch Faktoren die mit dem NS in Verbindung standen, eine Rolle spielen müssten, wurde mir entgegnet, dass die Historiker:innen des Forschungsprojektes daran wohl nicht gedacht hätten und eine der Organisatorinnen rief entrüstet, dass es doch endlich einmal zu Ende sein müsste mit dieser Schuld (Ich hatte in meiner Bemerkung das Thema Schuld nicht einmal metaphorisch verwendet). Beim anschließenden Mittagessen blieb ich allein an einem großen Tisch. Es schien als hätte ich mit einer größtmöglichen Unsensibilität auf dem Leid anderer Menschen herum getrampelt. Es zeigt sich, dass auf eine Kritik, die nur in entferntester Weise mit dem moralischen Vorwurf der Schuld-Abwehr in Verbindung gebracht werden konnte, mit einem moralischen Vorwurf begegnet wurde.

Kriegskinder nicht tabuisiert worden. Es habe bereits früh eine literarische Thematisierung der Schicksale der Kriegskinder stattgefunden, beispielsweise in Heinrich Bölls Roman *Haus ohne Hüter* (1954), der von der Bewältigung des Verlusts eines im Krieg gefallenen Vaters handelt, oder in Heinz Küppers Roman *Simplicius 45* (1964), der die Verarbeitung einer deutschen Kindheit und Jugend im Dritten Reich zum Inhalt hat.<sup>13</sup>

Wenn die Rede vom Tabu nun offensichtlich im gesellschaftlichen Zusammenhang in der Form nicht zutrifft, wirft dies die Frage auf, wie die Tabuisierung genau gelagert (gewesen) ist, beziehungsweise woher die Empfindung eines Tabus möglicherweise stammen und welche Bedeutung dieser vermeintliche Tabu-Bruch haben könnte. Die Markierung eines Tabus besitzt ebenso wie der Vorwurf der Opfer-Identifikation und Schuld-Abwehr eine hohe moralische Qualität. Daraus ergibt sich ein Zirkel aus Vorwurf und Gegen-Vorwurf, für den es mit dieser aufgeladenen Dynamik keine Lösung gibt. Das, was beide Positionen aber verbindet, ist, dass über etwas nicht gesprochen wird/ werden durfte, nur ist dies je vollkommen unterschiedlich gelagert. Für die Kritiker:innen wird im Zusammenhang mit den Kriegskindern nicht mehr von Täterschaft gesprochen und die Kriegskinder beklagen, dass sie nicht über ihr Leiden sprechen konnten. Wie können Kriegskinder, die selbst keine Täter:innen waren aber über Täterschaft sprechen? Und über was durfte aus ihrer Perspektive nicht gesprochen werden, wer verhinderte dies und von was wird sich mit diesem vermeintlichen Tabu-Bruch befreit? Wie kann das Thema Nationalsozialismus hierbei als Kontext verhandelt werden, wenn die Subjekte des Diskurses selbst nicht aktiv an den Verbrechen beteiligt waren, sondern tatsächlich unschuldige Opfer des Krieges? Geht die Kritik an der Realität der Subjekte vorbei und muss somit verworfen werden?

#### **I.II.4. Diskurs und Subjekt**

Die Kritik am Kriegskinder-Diskurs bleibt vor allem aufgrund fehlender empirischer Ergebnisse, die diese miteinbeziehen auf der theoretischen, beziehungsweise einer diskursiven Ebene und vernachlässigt damit das tatsächliche Leid dieser Personengruppe, wie es in den vorliegenden Studien aufgezeigt wurde. David Becker kritisiert genau dies an den diskursanalytischen Ansätzen: Hier bestehe die Gefahr, dass das Leid einzelner Individuen nicht mehr wahrgenommen werde und die konkreten Subjekte dabei verschwänden (Becker 2011: 246).

Trotzdem muss die Kritik am Kriegskinder-Diskurs ernst genommen werden, zeigen sich in

---

<sup>13</sup>Auch weitere Autor:innen thematisierten dies: Alexander Kluge, Christa Wolf, Peter Handke.

Diskursen doch immer auch der Gesellschaft zugrunde liegenden allgemeinen Vorstellungen. Trauma-Diskurse und damit auch der Kriegskinder-Diskurs weisen neben einer klinischen immer auch eine moralische und politische Dimension auf, so Brunner (2014: 12). Mit „politisch“ meint er „kulturelle, habituelle und mentale Dispositionen. Diese inkludieren die politischen Werte, Interessen und Dispositionen, die die öffentlichen Diskurse wie auch das politische Bewusstsein und Verhalten der Bürger prägen.“ (Brunner 2014: 12). Dabei gehe es weniger um spezifische Inhalte und Meinungen als vielmehr um dauerhafte und fundamentale Gesinnungen und Werteordnungen, die als kulturelle Grundlagen des Politischen verstanden werden sollen („politischer Ethos“) und damit auch dem Kriegskinder-Diskurs inhärent sind. Die Kritik am Diskurs weist also über diesen hinaus auf grundlegende Vorstellungen. Das bedeutet, dass Opfer-Identifikation und Befreiungswunsch tatsächlich gesellschaftliche Phänomene sind, die sich im Diskurs abzeichnen. Damit ist aber nicht geklärt, wie dies mit den Erinnerungen des Kriegskinder zusammenhängt.

Öffentlicher Diskurs, Wissenschaft und Praxis stehen darüber hinaus in einem Zusammenhang und beeinflussen sich ständig gegenseitig: Die wissenschaftliche Beschäftigung mit einer Gruppe von Traumatisierten folgt meist erst dann, wenn Betroffenen genügend öffentliche Aufmerksamkeit erlangt haben. Somit beeinflusst dieser Diskurs den wissenschaftlichen und ebenfalls den klinischen Dialog, welche aber wiederum die Wahrnehmung von Gruppen von Traumatisierten beeinflussen, damit unter Umständen neue Wissenschafts-Diskurse auslöst, die dann wieder die klinische Praxis und den öffentlichen Diskurs prägen (vgl. Brunner 2014: 43).<sup>14</sup> Somit sind die Kriegskinder selbst maßgeblich mit am Diskurs beteiligt und dieser läuft keineswegs bloß „über“ sie ab .

Wissenschaft und klinischer Dialog ihrerseits finden keinesfalls jenseits des Politischen statt, sondern sind ebenfalls durchdrungen von gesellschaftlichen Vorstellungen, Konflikten, Normen, Institutionen und Machtkämpfen und müssen somit entsprechend

---

<sup>14</sup>Klinik und Forschung unterscheiden sich in ihrer Methodik, ihren praktischen Zielen und in ihren Wahrheitskriterien. Epidemiologien können anhand ihrer objektivierenden Daten psychischen Problemen zu einer sozialen Präsenz verhelfen, die klinische Fallstudien, bei denen Subjekte im Vordergrund stehen, nicht leisten können. Fachdiskurse bringen das, was Patienten äußern/aufzeigen in eine Form, die es wahrscheinlicher macht, dass sie gesellschaftliche und wissenschaftliche Anerkennung bekommen. Die Gruppe der Betroffenen nimmt diese Fachdiskurse teilweise auf. Mitglieder dieser Gruppe(n) treten häufig als Akteure in der Öffentlichkeit auf, um die Gesellschaft über das Leid der Personen aufzuklären. Massenmedien spielen hierbei die Rolle als Diskussionsträger und prägen durch dramatisierende Darstellungen die allgemeine Vorstellung von traumatischen Störungen. Diese Gruppierungen halten didaktisch moralische Ansprachen an ihre Zielgruppe und stellen häufig konkrete Forderungen. Daraus ergibt sich eine rechtlich-politische Öffentlichkeit und die Verantwortlichen werden direkt angesprochen (vgl. Brunner 2014: 43).

reflektiert werden (vgl. Brunner 2014). Eine kritische Betrachtung des untersuchten Phänomens sollte somit die wissenschaftsinternen Entwicklungen wie die gesellschaftlichen Veränderungen ins Zentrum stellen, um daran die Veränderung des Diskurses über Traumatisierung und Traumatisierte zu erklären, politische Implikationen des Traumadiskurses zu thematisieren und soziale Dimension von Trauma aufzuzeigen (vgl. Fassin/ Rechtmann 2009).

So muss Trauma immer auf mehreren Ebenen analysiert und ein komplexer Trauma-Begriff verwendet werden. Die Schwierigkeit dabei ist die Unterschiedlichkeit der Perspektiven, die jeweils eingenommen werden: Während es in Wissenschaft und Praxis vor allem um die Betrachtung und Behandlung des Leids geht, fokussiert die Diskurstheoretische auf Entwicklung des Trauma-Diskurses. Die wissenschaftliche und klinische Perspektive zwingt dazu, den Diskurs mit dem individuellen Leid zu konfrontieren und Realitäten aufzunehmen. Theoretische Konzepte von Traumatisierungen und die Behandlungsmethoden, die sich daraus ableiten, können, so Becker, allerdings unter Umständen einen negativen Effekt auf Traumatisierte haben, da die Art und Weise, wie ein Trauma definiert wird, den Verlauf der traumatischen Prozesse mitbestimmt. Trauma könne schon durch die Definition zum Stigma und ebenso zur Ausgrenzung, Auszeichnung oder Selbstrechtfertigung benutzt werden (vgl. Becker 2006).

Auf der wissenschaftlichen und klinischen Ebene müssen daher immer auch die politisch-ideologischen Verhältnisse, die das individuelle Leid hervor gebracht oder mitverursacht haben, sowie die politisch-ideologischen Dimensionen des Diskurses um Trauma betrachtet werden. Diskursanalytische Perspektiven können somit helfen, Ideologien und Interpretationen zu erkennen, die in der direkten Arbeit mit Traumatisierten aus dem Blickfeld geraten.

„Das moralisierende Pathos, das vielfach eine echte Auseinandersetzung um die Validität bestimmter klinischer Annahmen verhindert, wird berechtigterweise als Ideologie entlarvt.“  
(Becker 2011: 246)

Sind Trauma-Theorie und Praxis immer gleichzeitig auch Trauma-Diskurs, welcher immer wieder analysiert und offen gelegt werden müsse (Becker 2006: 177ff.), so ergibt sich daraus die Notwendigkeit eines kritischen Blicks auf die Kriegskinder-Forschung und vor allem auch auf das von den Kriegskindern selbst Geäußerte, sind sie doch maßgeblich, wie beschrieben, an der Ausbildung der Diskurse und des kulturellen Gedächtnisses

beteiligt. In der vorliegenden Studie wird daher davon ausgegangen, dass der Kriegskinder-Diskurs und damit auch die Kritik an diesem etwas abzeichnet, was sich auch in dem von den Kriegskindern Erzählten wieder findet.

### **I.II.5. Täter:innen-Kinder und Nationalsozialistische Erziehung**

„Die 'Unfähigkeit zu trauern' hier und die massenhafte publizistische Aufklärung dort, (...), stellen in der Geschichte der Bundesrepublik keinen Widerspruch dar, sondern laufen paradox nebeneinander her, ließen und lassen die Generation der Täter beinahe unberührt, rührten dafür um so mehr die folgenden Generationen, für die die Massenvernichtung Geschichte ist, die sich aber dennoch als eine Generation künftiger Staatsbürger mit der politischen Hypothek und der moralischen Ausgabe auseinanderzusetzen hat, die diese Geschichte darstellt.“ (Brumlik 1995: 92)

Tatsächlich verweisen die in der Kritik beschriebenen Phänomene auf ein Forschungsfeld, welches sich vor allem in den späten 1980er und frühen 1990er Jahren heraus bildete. Hier wurden eine Reihe von Untersuchungen zu den familiären Dynamiken in Familien von NS-Täter:innen und den sich daraus ergebenden psychischen Folgen für die Nachkommen durchgeführt (u. a. Bar-On/Schmidt 1993; Bergmann/ Jucovy/ Kestenbergs 1995; Bohleber 1990, 1997; Eckstaedt 1989; Grünberg/ Straub 2001; Moser 1996; Müller-Hohagen 1994; Lohl 2011; Rosenthal 1997; Rottgart 1999; Schneider/ Stillke/ Leineweber 1996). Themen waren hier unter anderen die transgenerationelle Weitergabe von Schuld und Scham, die Täter-Opfer-Umkehr in den Erzählungen der Eltern, Schweigen über die Täter:innenschaft der Eltern und das Tabu, Fragen zu stellen. So konnte das Bild der liebenswerten Eltern bewahrt und das Bild der Eltern als in das NS-System Involvierte abgespalten werden. Die verleugnete Familiengeschichte lebte allerdings als Fantasie von Täter:innenschaft im Unbewussten weiter und führte zur Angst, die Täter:innenschaft in der eigenen Familie zu entdecken (Rosenthal 1997). Das „Dilemma der Kinder von Tätern“ sei in der Gesellschaft der 80er Jahre unaussprechlich gewesen, funktionierten diese mit ihren Biographien doch eher als Mahnungen an die Verbrechen der Vergangenheit. Die Kinder der Täter:innen durften und konnten nicht sprechen (ebd.: 301).

Wenn die Aussage Müller-Hohagens (1994) zutrifft, dass es sich hierbei nicht nur um das Problem einiger weniger NS-Täter:innen und ihrer Familien handelt, sondern um ein kollektives Phänomen, welches die Mehrheit dieser Generation betrifft, dann muss dieses Forschungsfeld für die Kriegskinder-Forschung nutzbar gemacht werden, finden sich in den jeweiligen Untersuchungsgruppen doch weitgehend überschneidende Jahrgänge. Somit stellt dies eine Möglichkeit dar, den Nationalsozialismus als sozio-historischen

Hintergrund mit in die Kriegskinder-Forschung einzubeziehen.

Des Weiteren stellt sich die Frage, wie die Folgen einer Sozialisation und Erziehung, insbesondere einer frühkindlichen, unter der Nazi-Ideologie in der bisherigen Kriegskinder-Forschung verhandelt wird. Insgesamt gibt es hierzu, im Gegensatz zur Erziehung in Schule und Hitlerjugend<sup>15</sup>, nur sehr wenige Studien (Brockhaus 2008, Chamberlain 2000, Gebhardt 2007). Die frühkindliche Erziehung und Sozialisation ist jedoch, so Gebhardt, der erste Schritt der kulturellen Weitergabe und bildet eine „Grundlage jeder Kulturtradition“, reproduziert sich hier das Kulturelle einer Gesellschaft (Gebhardt 2007: 88).

Somit stellt die Frage nach der NS-Erziehung als eine besondere Form der autoritären Erziehung, die mit Elementen der NS-Ideologie angereichert war und Ziele wie absoluten Gehorsam, Disziplin, Angriffsgeist, Opferbereitschaft, Abhärtung und die Unterdrückung von Gefühlen beim Kinde verfolgte, einen weiteren Ansatzpunkt dar, den kulturellen Hintergrund der Kriegskinder in diese Untersuchung mit einzubeziehen.<sup>16</sup>

Die Folgen einer Sozialisation und Erziehung im Nationalsozialismus, die innerfamiliären Dynamiken während und nach dem Krieg, die in der Forschung zu den Kindern von NS-Täter:innen untersucht wurde, müssen mit den Kriegserfahrungen zusammen betrachtet werden, um die Leiderfahrungen und Realitäten dieser Personengruppe angemessen erfassen und Verkürzungen und Entkontextualisierungen zu vermeiden zu können.

Brumlik appelliert, „der eigenen Vergangenheit wie der Vergangenheit der anderen mutig entgegenzutreten und gegebenenfalls bereit zu sein, das eigenen Selbstverständnis aufzugeben, um die Wahrheit zu entsprechen. (...) Diese Möglichkeit eröffnet sich freilich erst dann, wenn man von den sozialen Bedingungen des Erinnerens absieht und sich den *Inhalten* der Erinnerung selbst zuwendet.“ (Brumlik 1995: 129)

Daraus ergibt sich die Relevanz einer weiteren Untersuchung, die sich vor dem Hintergrund der dargelegten Kritik die Darstellungen der Kriegskinder selbst über ihr Leid

<sup>15</sup>Hierzu gibt es zahlreiche umfassende Arbeiten und Standardwerke: Gamm 1984, Keim 1995, Scholtz 1985/ 2009, Eppler 2012). Zentral ist bei diesem Fokus ebenfalls die große Bedeutung der frühen Lebensjahre für die weitere psychische Entwicklung und die Vergesellschaftung des Individuums (vgl. Lorenzer 1972, Hurrelmann/ Ulich 1997, Gebhardt 2009).

<sup>16</sup>Auch Kinder besetzten Krieg und Nationalsozialismus zu Beginn wie Erwachsene meist positiv. Die Sozialisation im Nationalsozialismus hinterlässt in der psychischen Struktur dieser Kinder verschiedene Formen der Identifizierung mit der NS-Ideologie, zumeist nicht in politischen Überzeugungen, sondern in unbewusster Teilhabe an Größe und Macht. Dies wurde nach 1945 nicht bearbeitet, sondern durch den psychischen Mechanismus der Spaltung unbewusst gemacht und so nicht mehr als der eigenen Person zugehörig erlebt. Sie bestehen jedoch weiterhin fort. „Kinder waren weder nur stumme und traumatisierte Zeugen dieses Krieges, noch einfach dessen unschuldige Opfer; der Krieg drang in ihre Vorstellungswelt ein und focht seine Kämpfe in ihrem Inneren aus.“ (Stargardt 2006: 13, zitiert nach Brockhaus 2010)

zum Gegenstand macht und als sozio-historischen Hintergrund den Nationalsozialismus mit in die Analyse einbezieht.

Notwendig ist hierbei ein Trauma-Konzept, welches die individuellen, sozialen und sozio-historischen Dimensionen mit einbezieht, wie Brunner, Becker und Berger dies fordern, um Verkürzungen in der Betrachtung von Traumatisierungen zu vermeiden.

Des Weiteren ist ein methodisches Design anzuwenden, welches eine möglichst große Offenheit dem zu untersuchenden Phänomen entgegenbringt, um nicht im moralisch aufgeladenen Zirkel von unterstellter Entkontextualisierung und Tabu-Vorwurf einseitig Position zu beziehen.

### **I.III. Aufbau der Arbeit**

Die Niederschrift der Arbeit entspricht nicht dem tatsächlichen Vorgehen während dem Forschungsprozesses. Zum besseren Verständnis während des Lesens scheint mir der gewählte Aufbau jedoch sinnvoll, da dabei theoretischer und empirischer Teil aufeinander folgen und die einzelnen Segmente nicht wie im Vorgehen einem Suchprozess folgend immer wieder ergänzt und aufeinander bezogen wurden. Somit wird sich immer wieder auf die Kapitel Bezug genommen, die während des Suchprozesses erst zeitlich später entstanden sind.

Zentraler theoretischer Rahmen (Kapitel II) dieser Arbeit ist einerseits das relationale Trauma-Konzept von Fischer und Riedesser. Dieses Modell erfasst die Komplexität einer psychischen Traumatisierung, ohne dabei dem Risiko einer zu starken Verallgemeinerung Gefahr zu laufen. Um die Vielschichtigkeit dieses Modells aufzuzeigen, wird es in sehr detaillierter Form dargestellt. Nur auf der Basis eines solchen Konzeptes kann es zu einem anderen Verständnis von psychischer Traumatisierung kommen, die es ermöglicht, die jeweiligen Faktoren in ihrer jeweiligen Relevanz zu berücksichtigen. Ergänzend werden für diese Arbeit besonders relevante Themen (unter anderen Traumatisierung in der Kindheit, Trauma-Diskurs, Trauma im Alter, Erinnerung und Trauma) heraus gestellt (Kapitel II.II.5. bis II.II.8.) Dem voran geht ein kurzer Überblick über die Historie der Konzeptualisierung der psychischen Traumatisierung, um daran zu veranschaulichen, inwiefern diese immer schon mit gesellschafts-politischen Debatten verknüpft war (Kapitel II.I.1.). Im Anschluss hieran werden die offiziell anerkannten Trauma-Diagnosen erläutert und durch Kritik ergänzt (Kapitel II.I.2. und II.I.3.).

Mit der Verwendung der Methode des biographisch narrativen Interviews haben wir es mit erzählten lebensgeschichtlichen Erinnerungen zu tun. Daher muss die Frage nach den zugrunde liegenden Konzepten von Erinnerungsprozessen gestellt werden, will man diese als Basis zur Rekonstruktion von erlebter Wirklichkeit im Forschungsprozess in den Mittelpunkt der Analyse stellen. Die Idee über die Konstitution von biographischen Erinnerungen beeinflusst maßgeblich die Betrachtung und Interpretation dieses Materials, wie sie in qualitativen empirischen Forschungsarbeiten vorgenommen wird. Im Kapitel II.II. wird daher kurz das dieser Arbeit zugrunde liegende Konzept von lebensgeschichtlichen Erinnerungen dargestellt, wie es Ilka Quindeau in „*Spur und Umschrift. Die konstitutive Bedeutung von Erinnerung in der Psychoanalyse.*“ (2004) entwickelte.

Zum Abschluss des theoretischen Rahmens erfolgt der in der Einführung schon erwähnte Exkurs über die Aufarbeitung deutscher NS-Geschichte.

Danach werden die zentralen Studien der Kriegskinder-Forschung und ihre Ergebnisse erläutert, um vor diesem Hintergrund zusammenfassend die Probleme und Kritikpunkte der Forschung zu diesem Thema zu umreißen (Kapitel II.III.)

Hieran schließt das Kapitel zum methodischen Vorgehen an (Kapitel III). Es wird dabei auf die Biographieforschung eingegangen, in welcher sich diese Arbeit verortet, sowie auf die verwendeten Methoden des biographisch narrativen Interviews nach Schütze, des Leitfaden-gestützten Interviews. Auch wird der Auswertungsvorgang erläutert, der eine Kombination aus Qualitativer Inhaltsanalyse (Mayring) und Fallrekonstruktion nach Rosenthal (2005) darstellt.

Im darauf folgenden Kapitel IV.I. wird der Versuch unternommen, die Besonderheiten einer nationalsozialistischen Erziehung, ihre Kontinuitäten und damalige Erneuerungen heraus zu arbeiten. Im Zentrum stehen dabei die Erziehungsratgeber Johanna Haarers, da diese die am weitesten verbreitet waren. Diese Ausführungen werden mit Auszügen anderer Ratgeber aus dieser Zeit unterfüttert. Des Weiteren werden hier die Ergebnisse der wenigen Studien zu den Folgen einer solchen Erziehung dargestellt und diskutiert, inwiefern diese Erziehung in die Praxis umgesetzt wurde (Chamberlain 2000, Benz 1992, Brockhaus 1997, Gebhardt 2007, 2009).

Zum Abschluss (Kapitel IV.II) dieses zweiten Theorie-Teils werden die Untersuchungen über Nachkommen von Täter:innen und ihre wichtigsten Ergebnisse dargestellt, die vor

allem in den frühen 1990er Jahren durchgeführt wurden. Ergänzt wird dieses Kapitel durch zwei Studien, welche die psychischen Auswirkungen einer Sozialisation im NS zum Thema haben.

Die Ausführlichkeit dieser Kapitel ergab sich aus der Relevanz der Thematik. Sie können daher zusätzlich als informierender Überblick für interessierte Leser:innen verstanden werden, die in professionellem oder privaten Rahmen mit der zu untersuchenden Personengruppe zu tun haben.<sup>17</sup>

Im Anschluss an Kapitel IV.I. Und IV.II erfolgt jeweils eine Zusammenfassung der wichtigsten Aspekte.

Im darauf folgenden Ergebnisteil werden kurz die demographischen Daten der Untersuchungsgruppe dargestellt (Kapitel V.I.) und schließlich drei ausführliche Fallgeschichten mit abschließender Diskussion (Kapitel V.II).

Am Ende dieser Untersuchung sollen Implikationen für die sozialpädagogische Arbeit und Pflege heraus gearbeitet werden, die als Grundlage für spezielle Konzepte weiter verwendet werden können.<sup>18</sup>

## **II. Theoretischer Rahmen**

### ***II.I. Trauma***

#### **II.I.1. Die Konzeptualisierung des Traumas - Einbildung versus Folge von realer Gewalt**

In diesem Kapitel soll kurz die Geschichte der Konzeptualisierung von psychischer Traumatisierung nachgezeichnet werden. Dabei wird notwendigerweise *immer auch* (vgl. Brunner 2014) der gesellschaftliche Hintergrund mit in die Betrachtung einbezogen. Dies ermöglicht einen kritischen Blick auf aktuelle Trauma-Diskurse und ist somit auch für diese Arbeit und die Bearbeitung der Thematik der Kriegskinder äußerst relevant.

Im Anschluss an die detaillierte Darstellung des Verlaufsmodells von Fischer und Riedesser wird ergänzend dazu kurz auf einige für diese Arbeit zentralen Aspekte

---

<sup>17</sup>Während des Verfassens der Arbeit wurde ich immer wieder gebeten, meine theoretischen Ausführungen zur Verfügung zu stellen, da man sich intensiver mit der Thematik beschäftigen möchte. Häufig geschah dies aufgrund von familiären Hintergründen.

<sup>18</sup>Ich habe im Zuge der Arbeit und meiner Angliederung an der Fachhochschule Frankfurt in Zusammenarbeit mit Frau Prof. Dr. Ilka Quindeau, Dr. Nadine Teuber und MA Marc-Oliver-Mayer im Projekt „Trauma im Alter“ selbst Fortbildungen für unterschiedliche Berufsgruppen und Work-Shops für die Zielgruppe konzipiert und angeleitet.

eingegangen.

Der Wissenschaftszweig Psychotraumatologie im engeren Sinne existiert unter dieser Bezeichnung erst seit den letzten beiden Jahrzehnten. 1991 wurde das Institut für Psychotraumatologie in Freiburg gegründet (Fischer und Riedesser 2003: 15). Mit der Betonung der *Psychotraumatologie* wollte man sich ausdrücklich von der chirurgischen Traumatologie abgrenzen. Die Grundlage der gemeinsamen Forschungsarbeit bildete die folgende Definition:

„Psychotraumatologie erforscht und behandelt eine ätiologisch relevante und pathogenetisch spezifische Gruppe von Störungsbildern der psychologischen Medizin. Als weitere ätiologische Einflussgrößen für die Entstehung psychischer Störungen sind Über- und Untersozialisation sowie angeborene oder erworbene biologische Dispositionen zu berücksichtigen.“ (ebd.: 21)

Seit Beginn der Beschäftigung mit psychischen Traumata ging es immer wieder um die Frage, inwiefern ein Trauma Folge einer tatsächliche Verletzung der psychischen Integrität von einer von außen einwirkenden Gewalt oder doch eher auf die Einbildungskraft einzelner Subjekte zurückzuführen sei. Die Konzeptualisierung und Anerkennung von Traumatisierungen ging mit Anspruchsforderungen von durch Gewalt von außen geschädigten Personen einher und besaß daher in diesem Zusammenhang immer auch eine gesellschafts-politische Dimension.

Traumatisierte (von sogenannten man made disasters) sind nie nur Personen mit einer psychischen Störung, sondern immer auch gleichzeitig Opfer, so Brunner (Brunner 2014: 22), und zwar „doppelte Opfer“, da sie zum einen von einem Akteur geschädigt wurden und zum zweiten die Gesellschaft, in der sie leben, sie nicht davor schützen konnte (ebd.: 22). Eine Situation, in der eine Person hilflos einem Gewaltakt ausgeliefert ist, stelle somit einen Bruch mit der Sittlichkeit dar, nach deren regeln Gerechtigkeits- und Selbstverwirklichungserwartungen formuliert werden.

„Deshalb sind wissenschaftliche Diskurse über Traumatisierungen *immer auch* Diskurse über die Grenzen des Ichs, die Formierung von Identitäten durch Gewalt, über den gesellschaftlichen Rahmen und die politische Kultur, die bestimmte soziale Gruppen und Individuen gewalttätigen Handlungen anderer aussetzen.“ (ebd.: 23)

Wenn von von seelischen Wunden die Rede ist, kommen damit immer auch Gewalt, Ungerechtigkeiten und Hilflosigkeit zur Sprache und damit gesellschaftliche und staatliche Verantwortlichkeit, so Brunner (ebd.: 7). Verglichen mit Diskursen um andere psychische Störungen habe das Politische hier immer ein besondere Bedeutung, da das Leid von

außen zugefügt werde und somit auf einen sozialen Akteur verweise, welcher moralisch, politisch und in vielen Fällen auch juristisch für das Leid zur Verantwortung gezogen werde.

„Ein professioneller Trauma-Diskurs erfüllt eine politische Funktion, wenn er in der Öffentlichkeit weit verbreitete Opfer/Täter- und Freund/Feind-Dichotomien aufnimmt, untermauert oder untergräbt und damit bewusst ein politisches Programm stützt oder in Frage stellt. Trauma-Diskurse entfalten des Weiteren politische Wirkung, wenn sie Rechts- und Unrechtsauffassungen medizinisch absichern oder negieren, indem sie Freiräume des Widerstands gegen herrschende Diskursformen der Zivilgesellschaft und Machtstrukturen des Staates legitimieren oder ihnen Sinn und Logik absprechen.“ (ebd.: 14)

Anfang des 19. Jahrhunderts beschrieb der englische Chirurg Eric Ericsson mit dem „Railway Spine Syndrom“ im Zuge von vermehrten Zuganglücken zum ersten Mal die Symptome einer Traumatisierung: Angst, Schlafstörungen, Alpträume, Konzentrations- und Gedächtnisstörungen. Diese wurden als Folge von Rückenmarksschädigungen durch die von den Unfällen verursachten Erschütterungen verstanden. Zahlreiche Personen klagten über Symptome und forderten Entschädigungen, hatten aber keine sichtbaren Verletzungen und wurden als Simulanten zurück gewiesen (ebd.: 225).

Der Neurologe Hermann Oppenheim beschrieb mit dem Begriff „traumatische Neurose“ (Oppenheim 1889) die Bedeutung des Schrecks für Nervenkrankheiten. Sein Konzept stieß auf Ablehnung, da hier als Konsequenz seiner Theorie Entschädigungszahlungen von der 1884 in Deutschland eingeführten gesetzlichen Unfallversicherung bei Unfällen hätten bewilligt werden müssen. Bei der Begutachtung wurden psychische Symptome ohne erkennbare (körperliche) Ursache ebenfalls als bloße Simulation deklariert.

Auch in der Auseinandersetzung um die Anerkennung von psychischem Leid der Kriegsversehrten des 1. Weltkrieg als durch die Kriegserlebnisse verursacht, fand er mit dieser These keine große Anerkennung in der Psychiatrie (Beckrath-Wilking et al. 2013). Hier entstand wieder der Konflikt, inwiefern die psychischen Folgen des Krieges als Simulation oder als echte von außen verursachte Verletzung zu verstehen sein sollten.

Trauma als ein psychisches Konzept wurde an der Pariser Salpêtrière erarbeitet und die Technik der Hypnose als Behandlungsmaßnahme erprobt. Jean Charcots Konzept der *traumatischen Hysterie* (Charcot 1887) wurde von seinen beiden Schülern Sigmund Freud und Pierre Janet weiterentwickelt. Janet (1889) führte den Begriff der „Dissoziation“ für die Folgen einer Bewusstseinsüberforderung angesichts der Verarbeitung traumatischer

Erlebnisse ein. Er zeigte, wie traumatische Erfahrungen nicht genügend verarbeitet werden und als abgespaltene, unbewusst Anteile auch noch Jahre später aufleben, Auslöser von Erkrankungen sein und zu Teilpersönlichkeiten und Gedächtnisstörungen führen können. Nach seiner Auffassung ergaben sich Dissoziationen aus einer Überforderung des Bewusstseins bei der Verarbeitung von dramatischen Ereignissen.<sup>19</sup>

Gleichzeitig gab es zu dieser Zeit wiederum Bestrebungen nachzuweisen, dass Frauen, die über früheren sexuellen Missbrauch berichteten, unter einer Halluzination litten. (Fischer & Riedesser 2003: 37)

Freud durchlief in seiner Konzeptualisierung von Trauma unterschiedliche Phasen. Bei seiner Beschäftigung mit der Hysterie zeigte Freud anhand von Patientinnen, dass die Ursache für ihre Zustände in der Verarbeitung eines durch äußere Gewalt verursachten Trauma, dem sexuellen Missbrauch, liege. Im Zuge der Auseinandersetzung mit kindlicher Sexualität relativierte er diese These<sup>20</sup> und verlagerte die Ursachen des Traumas in die innerpsychischen Konflikte. Er ging davon aus, dass nicht die tatsächliche, sondern die subjektiv erlebte Realität ausschlaggebend sei. Die Impulse, Fantasien und Konflikte, die Freud zuvor hinter neurotischen Symptomen aufgedeckt hatte resultierten nun nicht aus externen Einflüssen, sondern aus der innerpsychischen Welt des Kindes. Mit dem Konzept der Nachträglichkeit, in welchem erst im Nachhinein eine frühere unverständliche Szene mit einem Erwachsenen mit erotischem Inhalt mit neuem Bedeutungshorizont bewertet wird, integrierte Freud seelische Phänomene in eine Zeitstruktur (Quindeau 2004: 22).

Wieder mehr an Bedeutung gewann die Traumatisierung durch äußere Faktoren in seiner Theorie in „Hemmung, Symptom und Angst“ (1926). Hier markierte er die absolute Hilflosigkeit des Ich bei unerträglicher Erregung als das Zentrale einer traumatisierenden Situation. Dabei treffe ein äußeres überwältigendes Ereignis völlig unvorbereitet das Ich, welches von Angst überflutet und in seiner Funktionsfähigkeit eingeschränkt werde. Damit beschrieb Freud ein Modell, welches das Zusammenwirken von individuellem Erleben und äußerem Ereignis berücksichtigt (Koch-Kneidl/ Wiese 2003: 5).

Abraham Kadiner verarbeitete seine klinischen Erfahrungen mit amerikanischen Soldaten,

---

<sup>19</sup>Fischer/ Riedesser betonen die Relevanz Janets Arbeit, dass traumatische Erfahrungen nicht nur in Worte also auf einer höheren kognitiven Ebene manifestiert, sondern eben auch als Bildern, körperlichen Reaktionen und im Verhalten zeigen.

<sup>20</sup>Er zweifelte unter anderem an der Möglichkeit einer von ihm vor gefundenen hohen Zahl an gewalttätigen sexuellen Übergriffen und an der Wirksamkeit an einem kleinen Kind, welches sexuell noch nicht voll entwickelt sei. (Quindeau 2004:164ff.)

die während des Zweiten Weltkrieges gegen Deutschland und Japan gekämpft hatten zum Konzept der „Physioneurose“ und verfasste 1941 „The traumatic neuroses of war“. Darin beschrieb er starke physiologische Begleiterscheinungen traumatischer Reaktionen und die Neurose als Bewältigungsversuch mit einer sehr komplexen Symptomatik<sup>21</sup> (vgl. Fischer & Riedesser 2003: 42).

Es dauerte auch nach der Zeit des Nationalsozialismus eine lange Zeit, bis endlich die Leiden der Überlebenden der Shoah eine verstärkte Aufmerksamkeit erfuhren. Der Erlass der Entschädigungsgesetze für die Opfer nationalsozialistischer Verfolgung machte es notwendig, einen medizinischen und psychiatrischen Nachweis zu erbringen, der den Zusammenhang zwischen dem jeweiligen Leiden und der Verfolgungserfahrung aufzeigen musste<sup>22</sup>, was von einer skandalösen Praxis der deutschen Behörden und Gutachtern immer wieder behindert wurde (Kestenberg 1992, Niederland 1980). Dadurch wurden grundlegende wissenschaftliche Erkenntnisse über die Folgen der Verfolgung gewonnen. Diejenigen Vertreter:innen, die sich um eine erfolgreiche Antragstellung bemühten, machten es sich zur Aufgabe, eine spezifische Störung nachzuweisen, die mit den Erlebnissen in den Lagern in Zusammenhang stand. Niederland (1968) prägte dabei die Konzeptualisierung des „Überlebenden-Syndroms“, ein Zustand, der unabhängig von anderen Faktoren nach einer längeren Internierung in einem Konzentrationslager auftrat<sup>23</sup> (Leys 2011: 92).

Masud Khan konzipierte in den frühen 1960er Jahren das kumulative Trauma: Einzelne Ereignisse und Belastungsfaktoren, die alleine keine traumatische Wirkung hätten, lassen zusammen die Schutzfunktion des Ichs zusammen brechen und addieren sich so zu einer traumatischen Verlaufsgestalt (vgl. Fischer & Riedesser 2003: 42).

Die Beschäftigung mit den Kinder-Überlebenden der Shoah (Child Survivor) zeigte, dass Traumatisierungen im Kindesalter ein tiefes Ausmaß an Folgen für das ganze Leben der Person hatte. Damit wurde der Überzeugung, Kinder seien nicht so stark davon betroffen,

---

<sup>21</sup>Unter anderem: Ermüdungserscheinungen, schreckhaften Reaktionen, Alpträume, Ängste, Misstrauen, Gewalttätigkeit

<sup>22</sup>Von vielen Fachleuten wurde das Leid der Überlebenden allerdings als „Rentenneurose“ abgetan. Psychoanalytische Theorien wurden hier dazu verwandt, nachzuweisen, dass die Personen bereits vor dem Holocaust schon eine fertig geformte Persönlichkeit hatten, die Erlebnisse in den Konzentrationslagern also nicht für ihre Probleme ursächlich sein könnten (Leys 2011: 93).

<sup>23</sup>Dieses Konzept wurde allerdings mittlerweile von vielen kritisiert (Terry 1984). Quindeau sieht in der universalen Pathologisierung eine Vernachlässigung der Vielfältigkeit der Verfolgungserfahrungen und dem Umgang damit. (Quindeau 1995: 37) Ein weiterer zentraler Kritikpunkt ist die zentrale Bedeutung der Überlebensschuld für das Syndrom (vgl. Quindeau 1995: 63 ff.).

denn sie verstünden nicht, was um sie herum passiert, etwas entgegen gesetzt. In seiner Theorie der „sequenziellen Traumatisierung“ betrachtet Hans Keilson das Trauma von jüdischen Waisenkindern, die ihre Eltern im Holocaust verloren hatten, als langfristigen Prozess, dessen Analyse sich eben auch auf das gesellschaftliche Umfeld richten müsse. Vor allem die Zeit nach dem eigentlichen traumatischen Erlebnis müsse in den Blick genommen werden, da gerade der weitere Umgang mit Überlebenden mit ausschlaggebend für den traumatischen Prozess war. So zeigten Kinder, die einen schlechten Umgang nach der Verfolgung erlebten, 25 Jahre später ein schlechteres Entwicklungsbild als Kinder mit einer sogar dramatischeren Verfolgungsgeschichte aber einer besseren Versorgung danach (Keilson 2001).

„Die mangelhafte Fähigkeit von Pflegeeltern, die Bedeutung des Traumas für das betroffene Kind zu erfassen und sich verstehend darauf einzustellen, erwies sich als traumatogener Faktor.“ (Bohleber 2000: 814)

Keilsons Konzept nahm einen grundlegenden Wechsel in der Betrachtung von Traumata vor, weg von einem Ereignis zu einem Prozess, bestehend aus mehreren Sequenzen.<sup>24</sup>

Viele der Kriegsveteranen des Vietnamkriegs zeigten psychopathologische Auffälligkeiten und wurden in speziellen Zentren behandelt. Die Sprecher der Veteranen stützen ihre Forderungen auf das Überlebenden-Syndrom, um Entschädigungsansprüche geltend machen zu können. Hierbei musste jedoch ein zentraler Aspekt verändert werden, waren die Soldaten doch selbst ebenso Aggressoren im Krieg gewesen und hatte man es daher hier ebenso mit einer komplexen Schuld-Thematik zu tun. Opfer waren hier gleichzeitig auch Täter:innen. Es stellte sich ebenfalls die Frage, ob Täter:innen von ihren eigenen Taten traumatisiert sein können und welche Rolle die fehlende gesellschaftliche Anerkennung für die Verarbeitung der Kriegs-Erfahrungen hatte und ob eine Verehrung als Helden auch eine gänzlich andere Debatte um ihr Leid nach sich gezogen hätte (Brunner 2014: 282), wie dies beispielsweise in Indonesien der Fall war. Hier verübten paramilitärische Einheiten 1965/66 ein landesweites „antikommunistisches“ Massaker mit über einer halben Millionen Opfer. Die Täter:innen werden bis heute gesellschaftlich als Helden gefeiert, können öffentlich mit ihren Taten prahlen und werden in TV-Sendungen dazu eingeladen. In einer Szene des Films, in welcher einer die/der Täter:in den Anflug vom Empfinden von Schuld äußert, wird ihm von einem anderen der schnelle Besuch

<sup>24</sup>In dieser Mitte der 1970er durchgeführten Langzeit-Studie beschreibt Keilson drei Sequenzen: 1. Der beginnende Terror gegen die jüdische Bevölkerung in den Niederlanden, 2. Die direkte Verfolgung: Deportation, Trennung, Versteckt, 3. Die Nachkriegszeit (Keilson 1979).

beim Psychiater empfohlen, da mit ihm etwas nicht stimmen würde (vgl. Film „The act of killing“ 2013).

Das Leiden der Vietnam-Veteranen führte schließlich zur Konzeption der „posttraumatischen Belastungsstörung“,<sup>25</sup> die 1980 ins Internationale Klassifikationssystem DSM II aufgenommen wurde<sup>26</sup> (Zajde 2011: 23)<sup>27</sup> Das ICD-10 der WHO (1991) folgte dem DSM III und kategorisierte die Folgen eines belastenden Ereignisses als „postraumatische Belastungsstörung“ (ICD-10: F43.1). Mit dieser Diagnose erkannte die Psychiatrie an, dass extreme Erlebnisse zu schweren psychischen Störungen führen können.

Gleichzeitig brachte die 2. Frauenbewegung die körperliche und sexuelle Gewalt gegen Frauen und ihre Folgen in den Blick der Gesellschaft. Aber eben auch zu dieser Zeit wurde die „False Memory Syndrom Foundation“ gegründet, eine Interessengemeinschaft von Personen, die angeben, fälschlicherweise des sexuellen Missbrauchs beschuldigt zu werden und brachten so den alten Konflikt um Einbildung/Fantasie versus real erlebte Gewalt wieder in die Diskussion, welcher für die betroffenen Frauen weitreichende Konsequenzen hatte.<sup>28</sup>

Horowitz (1986) konzipierte Trauma als „Informationstrauma“ einer Vervollständigungstendenz des Bewusstseins: Beim traumatischen Erleben können neue Informationen aufgrund der Überlastung nicht integriert werden und bleiben so mithilfe von Abwehrmechanismen im Unbewussten. Aufgrund der Vervollständigungstendenz dringen sie jedoch immer wieder in das Bewusstsein und führen zu Flashbacks und Alpträumen (vgl. Bering: 2006). Bleibt eine vollständige Integration der abgespaltenen Anteile aus, so kommt es zur Chronifizierung der Symptome in Form von persönlichkeitsstypischer Erlebniszustände und Stimmungslagen, die von Horowitz (1979) als „states of mind“ beschrieben werden (vgl. Bering: 2006, S. 32).

---

<sup>25</sup>Möglicherweise kam es gerade aufgrund der Komplexität der Traumatisierung der Veteranen bezüglich ihrer Täterschaft zur Entpolitisierung der Trauma-Diagnose, worauf ich weiter unten noch eingehen werde.

<sup>26</sup>(engl. posttraumatic stress reaction – DSM III; Posttraumatic Stress Disorder PTSD - DSM-R)

<sup>27</sup>Ebenfalls zentral waren bei der Etablierung des Trauma-Konzepts soziale Bewegungen, die sich gegen Unterdrückung und Ausbeutung wandten, wie die Frauen-, die Arbeiter, Befreiungsbewegungen sozial unterdrückter Minderheiten und Initiativen gegen Kindesmisshandlung und Missbrauch, die Anstöße für die psychotraumatologische Forschungsarbeit gaben. (Fischer/ Riedesser, 2003 32)

<sup>28</sup>Die FMSF hält für belegt, dass viele Personen während einer Therapie falsche Erinnerungen entwickeln und es nicht möglich ist, falsche Erinnerungen von richtigen zu unterscheiden, außer durch externe Belege; die meisten Menschen, die als Kinder missbraucht wurden, könnten sich daran ihr ganzes Leben erinnern und Verdrängung sei extrem selten, wenn sie überhaupt existiere; weiterhin existiere keine Gruppe von Symptomen, deren gemeinsames Vorkommen eindeutig auf sexuellen Missbrauch schließen lasse. (ebd.)

### **II.1.1.a) Schuld ist der Krieg – Kontinuität und Verschiebung in Bezug auf die bisherigen Trauma-Diskurse**

Wie ist vor diesem Hintergrund nun der Kriegskinder-Diskurs zu verorten?

In der Kriegskinder-Forschung selbst geht es nun nicht mehr um die Frage, ob das vorgefundene Trauma Folge einer tatsächliche Verletzung der psychischen Integrität von einer von außen einwirkenden Gewalt oder doch eher auf Einbildungskraft zurückzuführen ist. Es geht auch nicht mehr um Anspruchsforderungen in Form von Entschädigungen, sondern vor allem um die Anerkennung des Leids im öffentlichen Diskurs.

Die kritischen Stimmen üben ihre Kritik demnach auch nicht aufgrund von von ihnen geforderten Zahlungen, die sie als Schuldige oder Verantwortliche wie in den sonstigen hier dargestellten Kämpfen um Anerkennung hätten zahlen müssen (Im Gegenteil gehören sie selbst zur oder sympathisieren mit der Gruppe der vom NS Verfolgten, die jahrzehntelang für Entschädigungs-Zahlungen kämpfen mussten).

Das Verweigern der Anerkennung des Leids, beziehungsweise das Infragestellen der Art und Weise der Darstellung erfolgt also aus einer anderen Motivation heraus und wird von anderen Akteur:innen formuliert. Es geht hier nicht um die gesellschaftliche und staatliche Verantwortung, wie dies in sonstigen Trauma-Diskursen der Fall ist (vgl. Brunner 2014).

Die Akteure der Kriegskinder-Forschung (Forscher:innen und ebenso Beforschte) stellen sich mit der Benennung eines Tabus, über das Leid zu sprechen (Siehe Einleitung) und dem Kämpfen für ihre Anerkennung genau in die Tradition der oben beschriebenen Opfer-Gruppen: Das Leid einer (meist marginalen) Personengruppe erfährt keine öffentliche Anerkennung und daher muss dafür gekämpft werden gegen jegliche Widerstände.

Kriegskinder müssten demnach, um mit Brunners Definition vom „doppelten Opfer“ zu sprechen, von einem Akteur geschädigt und ebenfalls von der Gesellschaft, in der sie lebten, nicht davor geschützt worden sein (Brunner 2014: 22).

Demnach müsste auch hier auf einen sozialen Akteur verwiesen werden, welcher moralisch, politisch und in vielen Fällen auch juristisch für das Leid zur Verantwortung gezogen werden kann.

„Schuld“ ist allerdings hierbei der Krieg und damit ein Abstraktum, was keiner Verantwortung mehr beschuldigt werden kann (teilweise wird dies hier versucht wie im Falle Dresden, vgl. Schubert 2006), beziehungsweise dem nicht genauer nachgegangen

wird. Damit scheint der Krieg keine durch Menschen verursachte Katastrophe mehr zu sein, sondern ähnelt eher einer Naturkatastrophe, die plötzlich ohne Verursacher über die schutzlosen Menschen herein brach und daher auch nachher niemand zur Verantwortung gezogen werden kann.

Hier kämpfen Geschädigte für eine rein gesellschaftliche Anerkennung gegen den öffentlichen Diskurs und gegen die Kritiker:innen, die ihnen diese verweigern, nicht aufgrund von Zahlungen oder Schuld-Eingeständnis, was dies mit sich bringen würde, sondern aus Respekt vor den Opfern der Shoah und der Angst, diese könnten in den Hintergrund gedrängt werden und es könne zu einem Opfer-“Einheitsbrei“ kommen.

Die Lage ist also hier entgegen den Anfängen der Kämpfe um die Anerkennung von Traumata sehr komplex und hat sich in vielerlei Hinsicht verschoben.

Opfer sind nicht mehr eine kleine Gruppe, die bei öffentlichen/ staatlichen Einrichtungen, welche das Trauma zu verantworten haben, für den Erhalt einer Entschädigung kämpft. Opfer sind nun eine ganze Generation (und ihre Nachkommen), die vom Krieg traumatisiert wurden, den man nicht zur Verantwortung ziehen kann. Genau da, wo Trauma in sonstigen Opfer-Diskursen zum Politikum wurde, verschwimmt es im Kriegskinder-Diskurs im Diffusen und wird entpolitisiert.

Dies zeigt nur mehr die Notwendigkeit zur genauen Differenzierung, hat man es mit dieser Thematik zu tun. Des Weiteren muss das Leid der Kriegskinder bezüglich des sozio-historischen Kontext analysiert werden.

### **II.1.2. Offizielle Trauma-Definitionen**

Im diagnostischen Manual der Weltgesundheitsorganisation ICD-10 und im nord-amerikanischen DSM IV wird Trauma als 'posttraumatische Belastungsstörung' gefasst. Im Unterschied zum DSM-IV, in welchem die PTBS als Angsterkrankung zugeordnet wird, kategorisiert die ICD-10 sie unter den Belastungsstörungen.

Das ICD-10 beschreibt Trauma als:

„[...] ein belastendes Ereignis oder eine Situation kürzerer oder längerer Dauer, mit außergewöhnlicher Bedrohung oder katastrophentem Ausmaß, die bei fast jedem eine tiefe Verzweiflung hervorrufen würde.“

Das DSM-IV-TR sieht das Traumakriterium erfüllt, wenn die beiden folgenden Aspekte gleichzeitig vorliegen:

„(1) die Person erlebte, beobachtete oder war mit einem oder mehreren Ereignissen konfrontiert, die tatsächlichen oder drohenden Tod oder ernsthafte Verletzung oder eine Gefahr der körperlichen Unversehrtheit von der eigenen Person oder anderer Personen einschloss.  
(2) die Reaktion der Person umfasste intensive Furcht, Hilflosigkeit oder Entsetzen. Beachte: Bei Kindern kann sich dies auch durch aufgelöstes oder agitiertes Verhalten äußern.“

Die drei Hauptsymptomgruppen der PtBS sind Intrusion (ungewollt wiederkehrende und belastende Erinnerungen oder auch erneutes Durchleben mit allen Sinnesqualitäten und Affekten, Flashbacks, ausgelöst durch Trigger), Vermeidung (Vermeidung von allem, was an das Trauma erinnert, Numbing) und Hyperarousel (Nervensystem befindet sich in permanenter Alarmbereitschaft, kleinste Belastungen führen zum Reiz).

Es wird zwischen objektiven und subjektiven Bedingungen für ein Trauma unterschieden. Als objektiv wird ein Ereignis beschrieben, welches mit sehr großer Wahrscheinlichkeit eine traumatische Wirkung entfaltet. Die subjektiven Bedingungen beschreiben das Erleben einer Person auf die Bedrohung (Furcht, Hilflosigkeit oder Schrecken).

Potentiell Traumatische Ereignisse werden einmal eingeteilt in personale, durch Menschen verursachte Traumata, und apersonale wie Naturkatastrophen und des Weiteren in Typ I (plötzlich, einmalig: Naturkatastrophe, Unfall, etc.) und Typ II (wiederholt, länger andauernd: Mißbrauch, Krieg, Erkrankungen, etc.)-Traumen.

Sachsse und Roth (2008) erweitern das Definitionsspektrum des Begriffs Trauma noch um seine Bedeutung als Beziehungs- oder Bindungstrauma, worunter Verhaltensweisen von Eltern verstanden werden, die sich auf Kinder psychologisch schädigend auswirken. Dazu gehören emotionale Vernachlässigung, dauerhafte Entwertung, Erleben von Trennungen, Androhen, Erleben von Gewalt, Suiziddrohungen, Missachten der elementaren psychischen Bedürfnisse eines Kindes, Schutz, Behinderung der psychosozialen Entwicklung des Kindes (Beckrath-Wilking et al. 2013: 37).

Folgende Risikofaktoren für die Erkrankung von PTBS gelten als empirisch belegt: weibliches Geschlecht, junges Alter, niedriger Bildungsstatus, geringes Einkommen, geringe Intelligenz, extrem gehemmtes Verhalten, schlechte körperliche Gesundheit und frühere negative Erfahrungen.

Michaela Huber (2003) kristallisierte 15 Faktoren heraus, die als besonders hinderlich bei der Verarbeitung einer traumatischen Erfahrung sind. Neben den schon genannten sind dies: Lange Dauer der traumatischen Situation, vom Opfer schwer zu verstehendes

Erlebnis, Nähe von Täter:in zum Opfer, positive emotionale Bindung zwischen Opfer und Täter:in, Opfer fühlt sich mitschuldig, mangelnde soziale Unterstützung und die mangelnde Anerkennung des Traumas durch Andere. Vor allem wenn das Opfer ein Kind ist und der/die Täter:in eine nahe Bezugsperson, auf deren Schutz und Fürsorge das Kind angewiesen ist, seien schwere dissoziative Störungen zu erwarten, so Huber. (Beckrath-Wilking et al., 2013: 40)

Der Neurobiologe Gerald Hüther beschreibt das Trauma als einen Angriff auf die ganze biologische, psychische und soziale Existenz, der neben intrapsychischen und interpersonellen auch neurobiologische dauerhafte Veränderungen nach sich ziehe (Hüther 2003).

Herman van der Kolk et al. beschrieben mit dem „komplexen psychotraumatischen Belastungssyndrom“ die Folgen von schwerster, langanhaltender und wiederholter Traumatisierung wie Lagerhaft und Folter, welches sowohl in ICD und DSM aufgenommen werden soll (Fischer & Riedesser 2003: 50).

### **II.1.3. Kritik der offiziellen Definitionen**

Nathalie Zajde betont die Beliebigkeit der PtBS-Diagnose, unter welche jegliche Formen von durch Gewalteinwirkung dem Tod entgangenen Leid gefasst werde und keine Differenzierungen mehr vorgenommen werden (Zajde 2011: 18).

Sie schreibt es der Einführung des Überlebenden-Syndroms zu, dass Zeitgeschichte und Gesellschaftspolitik mit in das Blickfeld genommen wurden. Gleichzeitig habe die Psychiatrie eine Rolle im gesellschaftlichen Raum eingenommen wie beispielsweise beim Erstellen von psychiatrischen Gutachten in unterschiedlichsten Zusammenhängen. Mittlerweile habe die Psychologie das sozialpolitische Geschehen „fest im Griff“, so Zajde. Es werde in diesem Zusammenhang nach der jeweiligen psychologischen Wirkung gesellschaftlicher Phänomene gefragt.

„Das Interesse für das seelische Leid, das auf objektive Ursachen, die auf einen oder mehrere Urheber oder eine Absicht schließen lassen, zurückgeführt werden kann, ist offensichtlich.“  
(Zajde 2011: 21)

Fischer und Riedesser merken an, dass es sich bei der Posttraumatischen Belastungsstörung um eine sehr eng gefasste Definition handelt, bei welcher für die Diagnose sowohl Verleugnungs- als auch Vermeidungssymptome vorhanden sein müssen, die aber eben häufig nicht gleichzeitig aufträten. Sie schlagen als deutsche

Übersetzung von PTSD „basales psychotraumatisches Belastungssyndrom“ (bPTBS) vor, da die Bezeichnung „post-traumatisch“ das Trauma und das traumatisches Ereignis gleichsetze (ebd.: 46).

Des Weiteren problematisieren sie die Verbindung von Stress und Trauma, da im deutschen Verfahren der Gutachten von Überlebenden der Begriff Stress häufig verwendet wurde, um ein Trauma auszuschließen und lang anhaltende Symptome werden auf biologische Faktoren zurückgeführt. Die klassische Stresstheorie beinhaltet keine Langzeitschäden (ebd.: 46).

Die Definition von Fischer et al. (1999) beschreibt ein Trauma als

„vitaler Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, welches mit dem Gefühl der Hilflosigkeit und schutzlosen Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirkt.“ (Fischer/ Riedesser: 1999)

Zentral ist bei Fischer/Riedesser, dass immer der komplette dynamische Verlauf von traumatischer Situation, Reaktion und Prozess betrachtet werden muss und nicht eine einzelne Phase. So wäre es nach diesem Modell also ein Fehler, nur die Symptome zu untersuchen, wie dies bei der PTBS-Diagnose geschieht (Fischer & Riedesser 2003: 65).

David Becker kritisiert, dass die vorher entwickelten komplexen psychoanalytischen Trauma-Verständnis wie beispielsweise Hans Keilson's Konzept der sequentiellen Traumatisierung in DSM und ICD-Diagnose einem medizinisch-psychiatrischem Krankheitsverständnis wichen, welches sich vor allem auf die Symptome konzentriert. So wurde hier zwar einerseits die soziale Realität als Ursache des Leidens erstmalig offiziell anerkannt, gleichzeitig aber auch wieder in den Hintergrund gedrängt (Becker 2011: 252f.). Becker bezeichnet die derzeitige psychologische Trauma-Forschung als kulturverleugnend und fordert eine Veränderung der Theorie und Praxis, die kontextuellen Unterschieden, kulturspezifischen Eigenheiten Rechnung tragen und sozialpolitische Hintergründe in die Analyse der Traumatisierung mit einbeziehen. Vor allem geht es ihm auch immer wieder darum, die postkoloniale Perspektive mit in seine Betrachtungen und Konzeptualisierungen mit einzubeziehen. Er erweitert das Konzept der sequentiellen Traumatisierung von Keilson um eine postkoloniale Perspektive mithilfe von Frantz

Fanon<sup>29</sup> und Edward Said<sup>30</sup>.

„Ihre Verarbeitung, ihr potentieller Krankheitswert, der mit ihnen verknüpfte Diskurs über Trauma als Stigma oder Auszeichnung sind und bleiben auf den gesamtgesellschaftlichen Prozess bezogen und werden durch diesen bestimmt.“ (Becker 2006: 10)

Nur vor diesem Hintergrund könne die individualpsychologische Problematik erst herausgearbeitet werden. Psychisches Leid könne also nie unabhängig vom sozialen Kontext verstanden werden.

„Die Krankheit, die Symptome, die unbewussten Prozesse und hilflosen Versuche der Abwehr entsprechen den gesellschaftlichen Unterdrückungsverhältnissen und der realen Selbstentfremdung und müssen nicht zuletzt auch dort aufgegriffen werden, wo sie sich vergegenständlichen: in der Psyche der betroffenen Personen.“ (ebd.: 15)

Davon ausgehend müsse dann auch als Konsequenz die gesamte Gesellschaft in den Blick genommen werden.

„Wenn nicht nur die individuelle, sondern auch die gesamtgesellschaftliche Realität krank ist, kann die Genesung nur im Kollektiv stattfinden. Aus individuellem Leid muss kollektives Leid werden, um eine gesamtgesellschaftliche Gesundung möglich zu machen.“ (ebd.: 30)

Er plädiert dafür, dass es nicht überall die gleiche universelle Traumadefinition geben kann, da sich Trauma immer auf eine soziale Realität und eine kulturspezifisch geprägte psychische Struktur beziehe. Daher müsse dies immer kontextspezifisch mit den jeweiligen intra- und interpsychischen, individuellen und sozialen Dimensionen definiert werden. Die PTSD-Diagnose erkenne so also auch nur psychisches Leiden an, nicht aber seine sozialen Ursachen und Verwicklungen. PTSD interessiere sich nicht für die Bedeutung der Symptome, worum es aber genau bei dem Verständnis traumatischer Prozesse gehe.

Fischer und Riedessers Verlaufsmodell (2003) liefert meiner Ansicht nach ein Konzept, welches all diese Kritikpunkte mit einbezieht und Traumatisierung als komplexen in mehreren Phasen ablaufenden Prozess mit den unterschiedlichen Einflussfaktoren

---

<sup>29</sup>Fanon versuchte das aus der kolonialen Identität erwachsenen psychischen Leid zu verstehen. Er beschreibt in „Schwarze Haut, weiße Masken“ das Dilemma der Schwarzen, die versuchten, ihre eigenen Identität zu finden, was sich jedoch als Schwierigkeit herausstellt, ist doch die Identität eine von den weißen Kolonialherren konstruierte, von der es keine einfache Befreiung gibt. So beschreibt Fanon eine aufgrund der sozialpolitischen Verhältnisse zutiefst gespaltene Psyche (Fanon: 1952).

<sup>30</sup>Edward Said beschreibt in seiner Konzeption von den verflochtenen Geschichten die „Verbindungen zwischen Gegenwart, Imperialist und Imperialisiertem, zwischen Kultur und Imperialismus“ um „ein nachdrückliches Gefühl für die wechselseitige Abhängigkeit der Dinge zu vermitteln. Imperialismus als Erfahrungsphänomen mit entscheidenden kulturellen Dimensionen ist so weitläufig und zugleich so detailliert, dass wir von sich überschneidenden Territorien, von ineinander verflochtenen Geschichten sprechen müssen, die Frauen und Männern, Weißen und Nicht-Weißen, Metropoliteneinwohnern und Bewohnern der Peripherien gemeinsam sind, der Vergangenheit nicht weniger als der Gegenwart und Zukunft.“ (Said zitiert nach Becker: 2011: 258) Diese Verflechtungen gelte es zu entziffern.

betrachtet.

#### **II.1.4. Das Verlaufsmodell (Fischer/ Riedesser 2003)**

Um die Komplexität von Traumatisierungen aufzuzeigen, sehe ich es als notwendig an, vor allem in Bezug auf den Kriegskinder-Diskurs, diese Modell genau und mit seinen einzelnen Phasen zu beschreiben, da nur so die Komplexität deutlich werden kann.

Fischer/ Riedesser verstehen Trauma nicht lediglich als äußeres Ereignis, sondern setzen die äußere Bedrohung in ein Verhältnis zu den Ressourcen und Bewältigungsmöglichkeiten einer Person. Eines der zentralen Probleme bei der Konzeptualisierung von Trauma liege, so Fischer/ Riedesser in der Unterscheidung von objektivem Ereignis und subjektivem Erlebnis. „Trauma“ und „Traumatisches Ereignis“ werden dabei häufig fälschlicherweise gleichgesetzt. „Trauma“ bezeichne jedoch keine einem Ereignis oder einem Erlebnis inhärente objektive Qualität, so Fischer/ Riedesser, sondern ergibt sich aus unterschiedlichen objektiven und subjektiven Faktoren. Trauma dürfe also nicht nur nach objektiven Kriterien beurteilt und definiert werden. Gegen eine rein subjektive Definition spreche die Gefahr der Beliebigkeit und Willkür der Verwendung der Diagnose, da dies zu einer undifferenzierten, inflationären Verwendung des Diagnose-Begriffs führe. Daher habe man es in der Psychotraumatologie gleichzeitig mit Subjektivitäten und Objektivitäten zu tun, welche man als Grundlage zur Forschung machen und sich um eine dialektische Denkweise bemühen solle.

„Schon die bisherigen Überlegungen machen deutlich, dass in der Psychotraumatologie keine einfachen, eindimensionalen Lösungen existieren nach Art eines weit verbreiteten *Entweder-Oder-Denkens*. Auf unsere Problemstellung angewandt etwa: *Entweder* lässt sich das Trauma ganz objektiv definieren (als objektives Ereignis) *oder* der Traumabegriff wird völlig „unscharf“, da er nur subjektiv ist und damit auch willkürlich verwendet werden kann. (...) Wir müssen uns daher bemühen, unsere Denkgewohnheiten der Komplexität des Gegenstandes anzunähern. In der Psychotraumatologie benötigen wir eine Denkweise, die mit Widersprüchen umzugehen versteht, die den Widerspruch zum Beispiel zwischen einem objektiven und subjektiven Traumaverständnis nicht einfach als einen Irrweg oder als „unlogisch“ abtut, sondern ihn ganz im Gegenteil zur Grundlage der Forschung macht. Mit solchen in sich widersprüchlichen Phänomenen ist die Psychotraumatologie nahezu durchgehend befasst. Erforderlich ist daher eine *dialektische* Denkweise als Grundlage dieser Disziplin, die solchen Widersprüchen gerecht wird.“ (Fischer/ Riedesser 1999: 64)

Entscheidend ist nach Fischer/Riedesser also „vielmehr die Relation von Ereignis und erlebendem Subjekt. Im Mittelpunkt steht also die Beziehung des Subjekts zum Objekt oder zur „Umwelt“. Dieser ökopyschologische Gesichtspunkt ist für die Traumaforschung zentral (...).“ (Fischer/ Riedesser 2003: 62)

In diesem „ökologisch-dialektischen“(Fischer/ Riedesser 2003: 62) Modell wird die betroffene Person mit ihren individuellen Möglichkeiten und Grenzen betrachtet, ihrer Umwelt und der sich daraus ergebenden wechselseitigen Beziehung. Die Lebensgeschichte vor dem traumatischen Ereignis ist dabei ebenso von Bedeutung wie die Lebensgeschichte danach bzw. die jeweiligen familiären und gesellschaftlichen Kontexte.

Dieses Konzept beschreibt Trauma nicht statisch als Ereignis, sondern als Prozess. In einem Verlaufsmodell der Traumatisierung wird die traumatische Situation eingebettet in die bisherige Lebensgeschichte und die danach folgenden Lebenssituationen, in der sich entscheidet, ob und in welcher Weise sich der traumatische Prozess chronifiziert.<sup>31</sup>

Das Verlaufsmodell umfasst die Momente **der traumatischen Situation, der expositorischen (traumatischen) Reaktion und des traumatischen Prozesses**. Diese drei Phasen stehen in einem dynamischen Verhältnis zueinander, laufen teilweise parallel und gehen auseinander hervor.

Die traumatische Situation muss verstanden werden als Zusammenspiel von Ereignis und Erlebnis. Die traumatische Reaktion ist die unmittelbare, meist heftige, aber normale Antwort auf eine aussergewöhnliche Situation.

Der traumatische Prozess meint die mittel und langfristigen Folgen, den lebensgeschichtlichen Bewältigungsversuch von einer traumatischen Situation, die beeinflusst werden von den individuellen Schutz- und Risikofaktoren einer Person

Im traumatischen Prozess wirken **Traumasma**, welches die traumatischen Eindrücke und Erinnerungen speichert und das **traumakompensatorische Schema** als Strategie des Selbstschutzes aufeinander und bilden einen Kompromiss in Form von Symptomen, die je nach Balance zwischen Traumaschema und kompensatorischem Schema wechseln können und von inneren und äußeren Faktoren beeinflusst werden.

---

<sup>31</sup> Im Falle einer extremen Traumatisierung, wie sie etwa durch den Holocaust gegeben ist, ist eine Chronifizierung unvermeidlich. Das Trauma wird zum zentralen Organisator der Lebensgeschichte und formiert die Identität der Betroffenen auf unhintergehbare Weise. Der traumatische Prozess dauert in diesem Fall lebenslang an. Sichtbar wird der identitätsbildende Charakter der Traumatisierung daran, dass Traumatisierte sich selbst als „Überlebende“ bezeichnen. Während dies in früheren Jahren zumeist nur bei extremen Traumatisierungen der Fall war, in denen unmittelbare Lebensgefahr bestand, lässt sich inzwischen beobachten, dass im wissenschaftlichen Diskurs die Bezeichnung „Überlebende“ zunehmend in einem allgemeineren Sinne verwendet wird, um Traumatisierte aus unterschiedlichsten sozialen Kontexten zu beschreiben, was wiederum Rückwirkungen auf die Selbstbezeichnungen nach sich ziehen dürfte. (Quindeau/ Einert: 2013)

Durch dieses Zusammenwirken unterschiedlicher Faktoren kann eine Vielzahl von Symptomen und Syndromen als mögliche Folgen auftreten.

„Diese lassen sich auf die Variationsbreite traumatischer Situationen einerseits, individueller Reaktionen andererseits zurückführen, vor allem aber auf die wechselseitige Verschränkung von objektiven und subjektiven Momenten, die sich im Lebenslauf gebildeten individuellen Wirklichkeitskonstruktionen des Menschen ergibt.“ (Fischer/ Riedesser 2003: 44)

Trotzdem gibt es allgemeine Gesetzmäßigkeiten, die sich in diesem individuell-nomothetischen Ansatz wieder finden. Neben den allgemeinen Gesetzmäßigkeiten gibt es „spezielle psychotraumatologische Syndrome“ entsprechend der speziellen traumatischen Situationserfahrung wie Vergewaltigung, Folter etc., die aber ebenfalls wieder Varianten in der Ausprägung zeigen. (Fischer/ Riedesser 2003: 44)

### **a) Traumaschema**

Das Traumaschema bildet sich aus dem Zusammenwirken von Situationsfaktoren und persönlicher Situationsdeutung aus und kann entweder in eine aktive oder eine passive Form der Wiederholung (Wiederholungszwang) führen (Fischer/ Riedesser 2003: 128). Im Traumaschema wird die Erinnerung an den Ablauf des Ereignisses, die peritraumatischen Erlebnisphänomene als auch ein Bild des Subjekts in einer hilflosen und ohnmächtigen Lage gespeichert. Dieses ist gekennzeichnet durch den Zusammenbruch seiner gewöhnlichen Funktionen der Assimilation oder/ und der Abwehr von Problemsituationen. Diese Erinnerungen sind dem Bewusstsein meist nur teilweise oder auch gar nicht zugänglich. Die kognitive Organisation des Traumaschemas entspricht dem Entwicklungsniveau der Person zum Zeitpunkt der traumatischen Erfahrung.

### **b) traumatische Situation**

Die „traumatische Situation“, die erste Phase des Verlaufsmodells, ist zu verstehen als Zusammenspiel aller individuellen und Umwelt-Faktoren. Sie ist charakterisiert durch den Widerspruch der sich aus der Notwendigkeit ergibt, eine subjektiv angemessene Reaktion zu leisten, so zum Beispiel aus Überlebensgründen, und der Unmöglichkeit, genau dies aufgrund der überwältigenden Situation tun zu können.

Im Begriff der Situation sind objektive und subjektive Faktoren systematisch aufeinander bezogen, die mit Hilfe einer Situationsanalyse zu bestimmen sind. Die traumatische Situation ist daher „aus dem Zusammenspiel von Innen- und Außenperspektive, von traumatischen Umweltbedingungen und subjektiver Bedeutungszuschreibung, von Erleben

und Verhalten zu verstehen“ (ebd., S. 62). Nach folgenden *objektiven Faktoren* lassen sich Traumatisierungssituationen genauer beschreiben: Dauer/ Häufigkeit, Ursache (Mensch/ Umwelt), Schweregrad, Betroffenheitsgrad (direkt vs. Indirekt), Opfer-Täter-Verhältnis, Situationsdynamik, Erwartbarkeit.

Relevant für eine traumatisierte Person ist, wie mit ihr im weiteren Verlauf nach der akuten Situation umgegangen, ob sie aufgefangen und umsorgt oder im schlimmsten Fall ausgegrenzt und missachtet wird. Ist letzteres der Fall, dann ist die traumatische Situation nicht mit dem Ende des akuten Ereignisses beendet.

„Entscheidend ist, ob wir im traumatischen Leid unserer Mitmenschen das „allgemeine menschliche Wesen“ in seiner Besonderung, eventuell in seiner Entstellung und Zerstörung erkennen oder darin nur einen zwar bedauerlichen, statistisch aber durchaus „erwartbaren“ Einzelfall sehen.“ (ebd.: 64)

Daher sei es für den Traumaverlauf bedeutend, ob die Allgemeinheit sich bemüht, Verantwortung zu übernehmen, die Würde der verletzten Person(en) anzuerkennen und Gerechtigkeit herzustellen. Damit ist der Prozess eben auch ein sozialer und betrifft Angehörige, Bekannte, Täter:innen/ Verursacher:innen und die jeweilige Makrogruppe (ebd.: 64).

Zentral ist bei Fischer/ Riedesser, dass immer der komplette dynamische Verlauf von traumatischer Situation, Reaktion und Prozess betrachtet werden muss und nicht eine einzelne Phase. So wäre es nach diesem Modell also ein Fehler, nur die Symptome zu untersuchen, wie dies bei der PTBS-Diagnose geschieht (ebd.: 65).

Die *subjektiven Situationsfaktoren* umfassen individuelle Risiko- und Schutzfaktoren. Dazu gehören sowohl psychische und physiologische Persönlichkeitsdispositionen als auch aktuelle Bewältigungs- und Copingstrategien sowie Erwartungen, Motivationslage etc.. Ein Trauma kann schlechter bewältigt werden, wenn weitere belastende Faktoren hinzukommen und kumulativ wirken. Schutzfaktoren, wie ein emotional tragfähiges, stabiles soziales Umfeld, ein konstruktiver persönlicher Bewältigungsstil, unterstützende Faktoren der weiteren Umwelt, können dann im Gegenteil die Wirkung der Risikofaktoren ausgleichen oder sogar verhindern, wobei Risiken und protektive Faktoren in Beziehung zueinander gesetzt werden müssen. Damit tatsächlich eine Ausgleich stattfindet, müssen die Qualität der Faktoren in etwa ähnlich und die protektiven Faktoren in der potentiell

traumatischen Situation verfügbar sein. (ebd.: 276)<sup>32</sup>

### c) traumatische Reaktion

Die traumatische Reaktion findet zeitlich nach dem akuten Erleben einer bedrohlichen Situation statt. Nach Horowitz, auf welchen sich Fischer/ Riedesser beziehen, durchläuft die Phase der traumatische Reaktion mehrere Schritte.

1. Die *peri-traumatische Expositionsphase*: Als eine normale Antwort wird mit Wut, Angst und Trauer reagiert. Die Eindrücke überfluten und überwältigen die betroffene Person, welche sich noch lange nach dem Erlebnis in einem Zustand von Panik und Erschöpfung befinden kann.
2. Während der *Verleugnungsphase* wehren sich die betroffenen Personen gegen Erinnerungen an die Situation.
3. Die dritte Phase wird gekennzeichnet durch das Eindringen von Gedanken und Erinnerungen.
4. In der vierten Phase beginnt die Person, sich mit der traumatischen Situation und ihrer Reaktion auseinander zu setzen.<sup>33</sup>
5. Zu einem relativen Abschluss kommt es, wenn die Betroffenen sich an die wichtigsten Aspekte der traumatischen Situation erinnern können, ohne dass dies eine zwanghafte Qualität hat.

Diese Phase kann also insgesamt verstanden werden als Wechsel zwischen Intrusion und Verleugnung der traumatischen Erinnerungsbilder, die der „completion tendency“ folgen, der „Tendenz zur Wiederaufnahme und Vollendung unterbrochener Handlungen“. (ebd.: 96) Unbewältigte Erfahrungen wie in diesem Falle traumatische werden durch Wiederholung versucht, zu integrieren und zu bewältigen. Die Lockerung der Abwehr führt hierbei zur Überflutung und eine fixierte Vermeidungs- und Verleugnungsphase, zu einer

---

<sup>32</sup> Dabei wird angenommen, dass sich die Einflüsse und Faktoren, die zur Ausbildung von Resilienz und Vulnerabilität beitragen, in einem interaktiven und nicht dialektischen Verhältnis zueinander stehen, sich gegenseitig verstärken, relativieren und aufheben können im Laufe der Entwicklung (vgl. Gabriel 2005). Des Weiteren seien kontextspezifische Zusammenhänge wichtig, da der selbe Risiko- oder Schutzfaktor nicht in jedem Fall oder bei jeder Person die gleichen Effekte zeigt, sich also nicht generalisieren lässt (vgl. Luthar/ Cicchetti 2000) Faktoren, die allgemein als förderlich angesehen werden, können bei genauerer Betrachtung auch negative Effekte haben (Beispiel hoher Peer-Status) (Rutter 2000).

<sup>33</sup> Die Schritte 3 und 4 können in ihrer pathologischen Ausformung sogenannte „frozen states“ sein, das heißt, die Personen sind in diesen Zuständen erstarrt und haben psychosomatische Symptome und Verlust der Hoffnung, die traumatische Erfahrung durch arbeiten zu können und phobische Charakterzüge.

Gefühlsabstumpfung oder allgemeinen Erstarrung der Persönlichkeit.

Das Problem mit der im ICD formulierten Diagnose PTBS besteht nach Fischer/ Riedesser darin, dass dabei sowohl Phase 2 und 3 fixiert sein müssen. Weist eine Person ein Symptombild auf, welches nur durch eine der beiden Phasen bestimmt ist, fällt es aus der Diagnose heraus. Somit sehen Fischer/ Riedesser die Diagnose eben nur als Spezialfall des Verlaufsprozesses. Eine Diagnostik sollte daher den gesamten Verlaufsprozess von Situation, Reaktion und Prozess traumatischer Erlebnisverarbeitung miteinbeziehen.

Psychotraumatologische Symptome und Syndrome lassen sich somit als „Entgleisungen“ oder Fixierungen von diesen Phasen verstehen und interpretieren, die in jeder Phase auftreten können.<sup>34</sup>

Besteht die traumatische Situation weiterhin unterschwellig fort, so kann es ebenfalls zur Stagnation im Verarbeitungszyklus kommen, zum Beispiel dann, wenn Opfer nicht die Anerkennung und Unterstützung bekommen, die ihnen angebracht erscheint. Das erschütterte Selbst- und Weltverständnis kann sich dann nicht regenerieren und das Trauma bleibt unfassbar.

„Die Betroffenen fühlen sich fremd in einer sozialen Welt, die das Unrecht, das ihnen widerfuhr als solches nicht anerkennt.“ (ebd.: 99)

Drei unterschiedliche Ausgänge sind für die Phase der traumatischen Reaktion denkbar:

1. ein Abschluss im Sinne der „completion-tendency“: Die traumatische Erfahrung kann in Einklang gebracht werden mit dem Selbst- und Weltverständnis, es findet keine unrealistische Schuldzuschreibung mehr statt, keine Erinnerungsverzerrung, Erinnerungen an das Trauma können zugelassen werden und in ihrer Bedeutung erkannt, es kann mit adäquatem Affekt vollständig von den Erlebnissen berichtet werden.
2. eine vorzeitige Unterbrechung des Verarbeitungsprozesses: diese Personen zeigen keine Symptome, sind aber unterschwellig mit der Erfahrung beschäftigt, zeigen Erinnerungsverzerrungen und reagieren auf Reize mit Schrecken und Vermeidungsverhalten. Es liegt eine verstärkte Tendenz zur Verleugnung, Verdrängung und eine unrealistisch optimistische Weltsicht, ausgeprägte

---

<sup>34</sup>Es ist bislang nicht geklärt, wovon dies jeweils abhängt. (Fischer / Riedesser 2003: 99)

dissoziative Neigungen.

3. ein chronisches Fortbestehen der traumatischen Reaktion: vor allem nach Extremtraumatisierungen, entspricht dem chronischen und dem komplexen PTBS. (ebd.: 99f)

Wenn die traumatische Erfahrung in dieser Phase nur ungenügend bearbeitet werden konnte, so bleibt sie im Traumaschema erhalten und es besteht die ständige Gefahr, dass eine erneute Überflutung von Gefühlen eintritt. Durch eine Einkapselung kann außerdem der traumatische Erfahrungskomplex soweit unter Kontrolle gebracht werden, dass keine überfluteten Erlebniszustände mehr auftreten. Hierbei müssen aber zumeist Reorganisationen von Beziehungsschemata und kognitiv-affektiven Wissensbeständen vorgenommen werden.

#### **d) traumakompensatorisches Schema**

Eine Person, die während der traumatischen Reaktion den traumatischen Erlebniszustand nur ungenügend bearbeiten konnte, entwickelt Hypothesen zur Ursache, zu Heilung und Prävention des Traumas, woraus Konsequenzen gezogen werden, die der Kontrolle und einer Wiederholung entgegenstehen sollen. Dies wird von Fischer/ Riedesser als „traumakompensatorisches Schema“ bezeichnet (ebd.: 101). Die in der peritraumatischen Erfahrung spontan gebildeten Selbstschutzmechanismen werden in traumatischer Reaktion und Prozess ausgearbeitet.

So wird mithilfe des kompensatorischen Schemas ein Gegenmodell entworfen, wie sich die Person selbst hätte verhalten müssen, um das traumatische Erlebnis zu verhindern, sich selbst dabei häufig die Schuld zuschreiben und bietet damit scheinbar eine Sicherheit gegen eine Wiederholung des Erlebnisses. Die einzelnen Aspekte des Gegenmodells sind zwar logisch aufeinander bezogen, da sie aber auf einer traumatischen Erfahrung basieren, die nur teilweise zugänglich ist, können sie nur implizit erinnert werden. Die traumakompensatorischen Maßnahmen wirken daher von außen betrachtet irrational, sind aber subjektiv gesehen sinnvoll. Das traumakompensatorische Schema wird ebenfalls auf dem Entwicklungsniveau zur Zeit der traumatischen Ereignisse gebildet. Somit ist es häufig durch magisch anmutende egozentrische Denkweisen bestimmt, was dem frühen kognitiven Egozentrismus eines Kindes entspricht (ebd.: 395).

Das Ergebnis einer traumakompensatorischen Strategie ist das Traumascript, welches die

traumatische Erfahrung in einzelne, erträglichere Segmente einteilt und nur jeweils einzelne Segmente zulässt.

Nach ihren dominanten und andauernden kompensatorischen Verhaltensmustern sind traumatisierte Patienten außerdem als verschiedene *Verlaufstypen* klassifizierbar (Hinckeldey und Fischer 2002: 131 ff.): PTBS-Angst-Typ (starkes Vermeidungsverhalten), Suchttyp, Dissoziationstyp, Somatisierungs-Typ, Vermeidungs-Typ, Dissoziationsarmer Typ ohne spezifische traumakompensatorische Mechanismen, Leistungsorientierter Kompensationstyp.<sup>35</sup>

### **II.1.5. Traumatisierung in der Kindheit**

Traumatisierungen in der Kindheit können durch viele Faktoren verursacht werden: Krieg, Verfolgung, Vernachlässigung, Zurückweisung, körperliche Gewalt, sexueller Missbrauch, schwere körperliche Erkrankungen oder der Tod naher Bezugspersonen, wobei Katastrophen innerhalb der Familie ein höheres Potential haben, ein Kind seelisch zu verletzen als Naturkatastrophen und sogenannte man-made disaster. Bei einer Traumatisierung in der Kindheit trifft das traumatische Ereignis auf eine noch nicht ausgebildete psychische Struktur. Somit ist der Reifegrad in großem Maße entscheidend dafür, „inwiefern die kindliche Persönlichkeit den Anforderungen der äußeren und inneren Erfahrungen gewachsen ist. Die Altersspezifität der Traumatisierung liegt begründet in der spezifischen Thematik jeder Entwicklungsphase.“ (Keilson 2005: 53).

Das Trauma wird somit ein substantieller Bestandteil der Entwicklung. Während späte Traumata auf Menschen mit einer ausgebildeten psychischen Struktur treffen, besteht bei frühen Traumata ein erst in Ansätzen entwickelter psychischer Apparat. Die Ich-Funktionen werden nicht durch das Trauma außer Kraft gesetzt, sondern sind noch gar nicht hinreichend ausgebildet und werden durch das Trauma erst formiert:

„Anders als das späte Trauma bleibt es dem „Apparat“ nicht äußerlich, vielmehr wird die traumatische Erfahrung zum Teil des psychischen Apparats. Die traumatische Erfahrung wird (...) zum transzendentalen Bestandteil der Erfahrungskategorien, also zum subjektiven a priori jeder möglichen Erfahrung. Insofern stellt das frühe Trauma ein ganz anderes psychodynamisches Problem dar: seine Assimilation ist so total, dass das Trauma Ich- und

---

<sup>35</sup>Einige Diagnosen weisen Ähnlichkeiten und/ oder Überschneidungen mit dem psychotraumatologischen Belastungssyndrom auf, worauf hier nur kurz verwiesen werden soll. Überschneidungen gibt es beispielsweise mit Symptomen der Depression (Verlust von Interesse an Aktivitäten, Konzentrationsstörungen, Schlafstörungen), Schizophrenie, Angststörungen, Alkoholabusus, dissoziativen Phänomenen, Borderline-Störung, körperlichen Erkrankungen, Somatisierungsstörungen, Essstörungen, Substanzmissbrauch und antisozialer Persönlichkeitsstörung (Impulsivität, feindseliger Haltung unverantwortlichem Finanzgebaren, sexuelle Funktionsstörungen).

Weltbild wird, während das späte Trauma ein Fremdkörper für das Erleben bleibt, der freilich alle anderen Erlebnisweisen in Mitleidenschaft ziehen kann“ (Küchenhoff 1990: 18).

Traumatisierungen im Kindesalter entfalten damit eine ganz andere Wirkung als solche im Erwachsenenalter, sie werden zu einem konstitutiven Bestandteil der psychischen Struktur, der sowohl das Selbst- und Fremdbild als auch das Weltverständnis grundlegend bestimmt.

Ergänzt werden kann dies um den Aspekt der jeweiligen unbewussten Konfliktstruktur und ihrer Abwehrmechanismen. Im Entwicklungsverlauf nehmen die Konflikte verschiedene Formen an, die den grundlegenden Begehrensmodalitäten entsprechen: orale, anale, ödipale sowie narzisstische Konflikte, die quer zu dieser chronologischen Systematik verlaufen. Diese Grundkonflikte lassen stehen in Verbindung mit bestimmten Entwicklungsaufgaben: Trennung, Individuation-Autonomie, Triangulierung, Selbstwertregulierung. Die Persönlichkeitsstruktur eines Menschen entsteht im Wesentlichen durch die unbewusste Auseinandersetzung mit den Grundkonflikten und bestimmt auch die Formierung des jeweiligen Traumaschemas sowie des traumakompensatorischen Schemas. In einem komplexen traumatischen Geschehen wie der Shoah werden in den lebensgeschichtlichen Erzählungen von Überlebenden je nach Persönlichkeitsstruktur ganz unterschiedliche Akzente gesetzt. So wird etwa die Erfahrung des Verlusts von Angehörigen unter der Dominanz des Trennungskonfliktes anders berichtet als unter dem Aspekt des ödipalen Konfliktes. Während im ersten Fall das Alleinsein, die Einsamkeit und Schutzlosigkeit fokussiert wird, geht es im zweiten Fall etwa um die Thematisierung von Schuldgefühlen, Vater oder Mutter nicht gerettet zu haben. Dominiert hingegen ein Individuations- oder Autonomie-Konflikt, könnten die Selbstbehauptung und der Aspekt, sich allein durchgeschlagen zu haben, im Vordergrund stehen (vgl. Quindeau 2008).

Riedesser et al. (2003) beschreiben, dass beispielsweise misshandelte Kinder den benötigten Schutz nicht bei ihren Eltern finden, sondern im Gegenteil dort auf Aggressionen treffen und dadurch elementare Verlassenheits- und Vernichtungsängste aktiviert werden. Dadurch werde ein Verhalten ausgelöst, welches als „frozen watchfulness“ bezeichnet wird. Bei älteren Kindern führe dies dem Versuch, die Bindung an die Eltern zu retten, in dem sie sich selbst die Schuld geben und die Phantasie entwickeln, sie müssten nur bravere Kinder sein, dann würden sie auch von den Eltern

geliebt werden (Riedesser et al. 2003: 19f).

Fischer und Riedesser nennen die Übersozialisation, ein übermäßig strenger, rigider und einengender Erziehungsstil, bei dem die Vitalität der Persönlichkeit unterdrückt wird, als eine Einflussgröße für psychische Störungen. An sich alleine habe dieser generell keine traumatische Wirkung habe, kombiniert aber mit körperlichen Strafen wirke dies traumatisch. (Fischer/ Riedesser 2003: 20)

Als sehr bedeutsam für die Typisierung von Kindheitstraumata sehen Fischer/ Riedesser, die Unterscheidung zwischen dem Typ I (einmaliges traumatisches Ereignis) und dem Typ II-Trauma (komplexes, länger andauerndes traumatisches Geschehen), welche zu unterschiedlichen Wahrnehmungen und Konsequenzen führen. Während sich an ein Typ I-Trauma relativ gut erinnert wird und es hier aufgrund von Unverständnis aufgrund von dem Stand der kognitiven Entwicklung zu magischen Erklärungen und Schuldzuweisungen, häufig gegen sich selbst kommt, führt Typ II zu Verleugnung, emotionaler Anästhesie, zu extremer Distanzierung und häufig zu Depersonalisierung und Dissoziation. Eine Kombination aus beiden Typen hat meist zu anhaltender pathologischer Trauer und Depression. Bei Typ II-Traumata sind ebenfalls häufig mehrere Entwicklungsabschnitte betroffen und die Entwicklungskräfte sind nur noch darauf bemüht, sich der traumatischen Situation anzupassen (ebd.: 272).

Es gibt vier Merkmale, die Kindheitstraumata gemein haben: 1. Wiederkehrende, sich aufdrängende Erinnerungen, die auch taktile oder akustische Qualität haben können. 2. repetitive Verhaltensweisen, wie das „traumatische Spiel“, 3. Traumaspezifische Ängste und 4. Veränderte Einstellung zu Menschen (Verlust von Vertrauen), zum Leben und zur Zukunft (negative Erwartungen).

„Es ist zu erwarten, dass am Grunde eines traumatischen Prozesses, der von der Kindheit in das Erwachsenenalter hineinreicht, eine kindliche Traumareaktion mit den genannten Merkmalen vorliegt. Im Einzelfall jedoch können Teile des Traumaschemas aus der Kindheitserfahrung durch kompensatorische Maßnahmen überarbeitet sein bis zur Verkehrung ins Gegenteil (...).“  
(Fischer/ Riedesser 2003: 273)

Die Ereignisse werden von den Kindern je nach Entwicklungsstand anders wahrgenommen und mit Bedeutung gefüllt. Nicht jedes Erlebnis muss in jedem Alter zu einer großen Belastung führen. Von Bedeutung sind außerdem Zahl und Ausmaß der Erlebnisse, Nähe dazu, wie überraschend das Erlebnis war, Nähe zu den getöteten Personen, Ausmaß der selbst erlebten Beschädigung etc., die kumulativ oder sequenziell

traumatisieren können (ebd.: 315) Das traumakompensatorische Schemata mit ätiologischen, restaurativen und präventivem Aspekt wird entsprechend der altersspezifischen Entwicklung gebildet. Die Symptome werden als Kompromiss aus der traumatischen Erfahrung und den kompensatorischen Bemühungen verstanden, wobei keine eindeutige Verbindungslinie zwischen traumatischer Situation und Symptomen zu erwarten ist.

Fischer/ Riedesser unterscheiden fundamental beim Verständnis von Symptomen und Krankheitsprozessen von inner- und außerfamiliärer Traumatisierung.

„Nichtfamiliäre Traumata erschüttern das kindliche Verständnis von der Sicherheit einer Welt, in der es selbst als von mächtigen Elternfiguren beschütztes Wesen wohl behütet aufwachsen kann, nicht fundamental. Auch wenn die Schutzfunktion der Eltern vorübergehend „versagt“ hat, so bleibt doch das innerfamiliäre Bindungs- und Sicherheitssystem weitgehend unangetastet. Dem entspricht die besondere protektive Bedeutung eines intakten Familiensystems oder zumindest einer positiven Bindungsfigur. Die Identifizierung eines traumakompensatorischen Regelsystems oder Schemas ist hier relative einfach: Dies Aussenwelt ist zwar gefährlich und bedrohlich, aber im „Binnenraum“ der Familie und des Selbst als symbolischer Organisation gibt es Sicherheit und zuverlässige Unterstützung.“(ebd.: 278)

Bei familiärer Gewalt kann das Kind nicht mehr zwischen freundlichen und bedrohlichen Bindungsfiguren unterscheiden. Häufig geben sich hier Kinder selbst die Schuld für die Übergriffe, um die idealisierte Elternfigur zu erhalten und die Bindung.

Bowlby (1951) führte den Begriff der basic needs ein, um den Entwicklungsprozess von Kindern nicht nur triebpsychologisch, sondern auch in seiner Abhängigkeit zu seiner sozialen Umwelt zu definieren. Die Verletzbarkeit in einer Phase wird auf die Versagung eines dann fundamental notwendigen Bedürfnisses bezogen. Aber nicht nur die Versorgung durch Vater und Mutter, Bildungszugang, Bewegungsraum zählen hierzu, sondern

„alle einer bestimmten Entwicklungsphase zugehörigen und sie fördernden sozial-kulturellen Ausstattungsattribute. Auch die durch die Gruppenzugehörigkeit des Kindes bestimmten Orientierungspunkte gehören in diesen Raum: die Entwicklung eines Kindes vollzieht sich nicht in einem stummen, leeren Raum, sondern innerhalb einer Gemeinschaft. Es gehört zu den Aufgaben der Gesellschaft, die Sicherstellung der für die Erziehung und Bildung von Kindern und Jugendlichen notwendigen Voraussetzungen zu gewährleisten.“ (Keilson 2005: 60)

Hier müssen also auch, je nach Alter verschiedene Maßstäbe angelegt werden, je nach Bedürfnissen, die für ein Alter spezifisch sind.

Häufig entsteht dabei eine Double-Bind-Situation: Einerseits hat das Kind das existentielle

Bedürfnis, sich der Bezugsperson zu nähern, andererseits leidet es unter der Angst, dort bedroht zu werden.

Wenn Kinder keine genügende Unterstützung erhalten, können traumabezogene Angst-Scham- und Schuldgefühle zum Selbst- und Weltbild eines Kindes werden, an dem sich dessen zukünftige Handlungen und Erwartungen orientieren (vgl. Van der Kolk 1999).

### **II.1.6. Trauma im Alter**

In der Literatur wird häufig von der „Re-Traumatisierung“, „Trauma-Reaktivierung“ (Heuft 2004: 29)<sup>36</sup> oder dem „Aufbrechen“ von Traumata im Alter gesprochen.

Betrachtet man allerdings das Trauma im Sinne Fischer und Riedesser als andauernden Prozess, wird schnell deutlich, dass das Alter durch seine Veränderungen und seiner verstärkten Beschäftigung mit der eigenen Biographie auch eine Veränderung der Balance zwischen traumakompensatorischem und Traumaschema nach sich zieht.

Mit dem Alterungsprozess einher gehen eben auch starke körperliche Veränderungen und das Langzeitgedächtnis bekommt schließlich gegenüber dem Kurzzeitgedächtnis eine größere Bedeutung, womit lang zurück liegende Erlebnisse wieder präsenter werden.<sup>37</sup> Durch diese Veränderungen kann die Funktion lebenslang genutzter Coping-Strategien reduziert werden oder ganz aufhören, wie beispielsweise eine hohe körperliche Aktivität (Kipp & Herda 2004: 67).

Ältere Menschen sind aber auch befreit vom Druck durch Beruf, Familie und haben dadurch mehr Zeit, sich mit unbearbeiteten biographischen Themen auseinanderzusetzen. Eine drängendere Qualität hat hierbei das „last chance syndrom“, wobei ein Druck entstehe, Unbewältigtes zu bearbeiten.

Während noch in den 1960er Jahren die generelle verstärkte Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit von älteren Menschen vor allem als Zeichen von Senilität abgetan wurde, begann im angloamerikanischen Raum in den 1970er Jahren ein vermehrtes

---

<sup>36</sup>Heuft grenzt das Konzept der Trauma-Reaktivierung von jenem der Retraumatisierung ab: Diese könne einerseits ausgelöst werden durch eine erneute traumatische Erfahrung und außerdem durch eine erzwungene Erinnerung an das Erlebte, beispielsweise bei Zeugenaussagen. (Heuft et al. 2006: 110)

<sup>37</sup>Diese müssen auch narzisstische verarbeitet werden, so Heuft. „Theoretische Überlegungen, die von einer grundsätzlich im Regulationssystem des Narzissmus begründeten Entwicklungsanforderung im Alter ausgehen, übersehen unseres Erachtens die Schrittmacherfunktion des körperlichen Alternsprozesses, der zweifellos zu auch klinisch relevanten narzisstischen Konflikten und Krisen führen kann. Der Alternsprozess ist insoweit eine biologische Zumutung im doppelten Wortsinne: von der Biologie abverlangt und unter dem Aspekt des Selbstwertes zu verarbeiten.“ (Heuft et al. 2006: 67)

Interesse an der Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit, erkannte man darin schließlich eine wichtige Funktion für die spätere Lebensphase (Coleman 2004: 11).

Erikson (1963) beschrieb schon zu Beginn der 1960er Jahre das Alter als Entwicklungsstufe, in der das Individuum sich selbst und seine Biographie anerkenne. Im gleichen Jahr benannte Butler (1963) mit dem Konzept der „Lebensrückschau“ einen Prozess, den jeder Mensch durchlaufe, wenn er sich seiner Endlichkeit bewusst wird. Coleman formulierte ebenfalls, dass belastende Erinnerungen an vergangene Erlebnisse unbearbeitet später zur Belastung würden. Die Annahme und Integration der eigenen Vergangenheit und Gegenwart und die Herstellung von Kohärenz<sup>38</sup> gehörten zu den zentralen Entwicklungsaufgaben des Alters, so Coleman. Es werde Bilanz gezogen und das Erinnern bekommt dadurch eine zentrale Bedeutung (Coleman 1986).

Stark belastenden, im Besonderen traumatische Erfahrungen lassen sich hierbei schwer in das restliche Leben integrieren und können so diesen Prozess behindern. Dabei ist zu beachten, dass im Alter dem subjektiven Erleben einer Belastung in Bezug auf die psychogene Beeinträchtigung mehr Gewicht zu kommt als der objektiv messbaren Belastung, so Heuft, Kruse und Radebold. (Heuft, Kruse, & Radebold 2006: 58)

### **II.1.7. Geschlecht und Trauma**

Bei differenzierter Betrachtung der Traumaverarbeitung zeigten sich geschlechtsspezifische Unterschiede, so Gahleitner, Loch & Schulze (2012: 41ff).

Traumatische Ereignisse treffen das Subjekt einerseits geschlechtsspezifisch und wirken sich außerdem im geschlechtsspezifischen Sozialisationsprozess aus. Hierbei neigten Männer tendenziell eher zur Verharmlosung der Ereignisse und zur Externalisierung. Bei Frauen zeigten sich eher psychosomatische und auto-aggressive Erscheinungen und Verhaltensweisen. Die Wahrscheinlichkeit der Reviktimisierung bei Frauen und der Entwicklung von Täter:innenanteilen oder Fantasien bei Männern nach erlebten Traumatisierungen ist hoch.

Des Weiteren gibt es natürlich potentiell traumatische Erlebnisse, welchen jeweils mit größerer Wahrscheinlichkeit weibliche (sexuelle Gewalt) oder männliche Personen zum Opfer fallen.

---

<sup>38</sup> Antonovsky verstand Kohärenz als Fähigkeit, dass man versteht, wie die Aspekte des Lebens zusammenhängen, dass man überzeugt ist, das eigene Leben gestalten zu können und dass das Leben sinnhaft ist (vgl. Antonovsky/Franke 1997)

Für alle Geschlechter werde daher bei der Bearbeitung des Traumas der „Griff zur gegengeschlechtlichen Strategie“ nötig. Männer müssten hierbei den Zugang zu ihren Gefühlen finden und Frauen Stärke entwickeln und Aggressionen zulassen, um aus der Opferrolle heraustreten zu können. Nur so könne die aggressive bzw. autoaggressive Spirale durchbrochen und Stagnation verhindert werden (ebd.: 43).

„Geschlechtskonstruktionen und -dekonstruktionen erweisen sich damit ... als ein komplexes Phänomen im Prozess der Aufarbeitung.“ (Gahleitner 2005: 282)

Somit könne das Aufbrechen beim aktuellen Fall vorgefundenen rigiden Geschlechtsrollenstereotypen in der Behandlung traumatisierter Personen einen wichtigen Aspekt ausmachen (Gahleitner et al. 2012: 44).

### **II.1.8. Resilienz, Salutogenese, Posttraumatische Reifung**

Das Konzept der Resilienz fand in den 1980ern zunehmend Aufmerksamkeit und leitete damit einen Perspektivenwechseln in der Psychopathologie ein, indem der Blick auf die „relative Widerstandsfähigkeit gegenüber pathogenen Umständen und Ereignissen, die über die Zeit und über Situationen variieren kann“ gerichtet wurde (Schumacher et al. 2005: 17). Mehrere Studien zeigten auf, dass Personen trotz großer Belastung, sich relativ gut in ihrem weiteren Leben entwickelten (Werner 1981; Werner/ Smith 1992; Tress 1986; Brisch/ Hellbrügge 2012).

Luthar/ Cicchetti (2000) verstehen unter Resilienz einen dynamischen Prozess, der durch positive Adaption trotz ungünstiger psychosozialer Ausgangsbedingungen charakterisiert ist. Die Kriterien sind nach Lösel/ Bender (1999) die Abwesenheit von Störungen und Verhaltensproblemen trotz vorhandener Risiken. Schwierig gestaltet es sich aber, genau festgelegte Kriterien zu formulieren, die sich eher auf äußere Merkmale oder internale Voraussetzungen beziehen. Garmezy et al. (1983) ziehen als Kriterien für Resilienz positive Kompetenzindikatoren hinzu, wie die erfolgreiche Bewältigung von Entwicklungsaufgaben.

Holtmann und Schmidt (2004) beschreiben die Interaktion von Risiko und Resilienz. Ein Schutzfaktor werde dann wirksam, wenn eine Belastung vorliegt. Bei nicht-resilienten Personen haben die Belastungen dann schwerwiegendere Auswirkungen. Es wird davon ausgegangen, dass Resilienz im Laufe des Lebens erworben wird und nicht angeboren ist, sich durch verschiedene Einflüsse verändern und außerdem variieren kann in seiner Funktion und Stärke (von Hagen & Röper 2007: 17).

Antonovsky (1979) formulierte eine salutogene ressourcenorientierte Perspektive, um der Beobachtung gerecht zu werden, dass es Personen gibt, die mit einer hohen Belastung in ihrem Leben unerwartet gut zurecht kommen. Zentral sah er hier den Faktor der „sense of coherence“, der sich aus der Verstehbarkeit, Handhabbarkeit und Bedeutsamkeit ergebe und das Vertrauen vermittele, Situationen einschätzen zu können und Ressourcen zur Verfügung zu haben, um diese zu bewältigen (vgl. Antonovsky 1997).

Tedeschi und Calhoun (1996) führten den Begriff des Posttraumatischen Wachstums (PW)<sup>39</sup> ein, um subjektiv positiv wahrgenommen innere Veränderungen als Folge des Umgangs mit traumatischen Erfahrungen zu beschreiben, von welchen Traumatisierte Personen berichten. Dabei verwenden sie allerdings einen erweiterten Trauma-Begriff als jener der PTBS-Diagnose. Diese Erfahrungen gehen, so Tadeschi und Calhoun über eine Erholung hinaus, beziehungsweise unterscheiden sich von dieser.

Tedeschi/ Calhoun verstehen das Posttraumatische Wachstum als Ergebnis der Bewältigungsstrategie und nicht als Bewältigungsstrategie selbst (vgl. ebd.: 2006) In anderen Ansätzen wird dies als anfängliche Bewältigungsstrategie betrachtet, die sich aber letztendlich zu einer eigenen Ressource von Wohlbefinden herausstellt (Sawyer et al. 2010).

Beckrath-Wilking et al. nennen fünf zentrale Bereiche der Posttraumatischen Reifung: Die Intensivierung der Wertschätzung des Lebens, die Intensivierung persönlicher Beziehungen, das Bewusst-werden der eigenen Stärke, das Entdecken neuer Möglichkeiten und die Intensivierung eines spirituellen Bewusstseins (Beckrath-Wilking et al. 2013: 42). Voraussetzung für das Wachstum ist die kognitive Verarbeitung in Form von wiederholtem Nachdenken und Sinn suchen, mithilfe welcher das durch das Trauma erschütterte Welt- und Selbstbild verändert wird (Calhoun/ Tadeschi 2006). Dadurch entstehen revidierte Grundannahmen, die flexibler und widerstandsfähiger sind sind als die prä-traumatischen Grundannahmen (ebd. 2006).

Klein und Ehlers (2009) konnten aufzeigen, dass vor allem Personen mit einem mittleren Belastungsgrad am meisten Wachstum zeigten im Gegensatz zu sehr stark oder sehr wenig Belasteten. Bei den erstere wurden dabei die Grundannahmen nicht genügend in

---

<sup>39</sup>Für das hier beschriebene Phänomen gibt es eine Reihe von anderen Begriffen, die sich in ihrer Ausrichtung unterscheiden können. „Posttraumatische Persönliche Reifung“ ist ein in diesem Zusammenhang weiteres häufig verwendetes Konzept (Maercker/ Langer 2001), welches eingeführt wurde, um von dem Begriff „Wachstum“ wegzukommen, da dieser esoterisch anmutend und ungenau sei.

Frage gestellt, bei der letzteren Gruppe wurde diese zu stark erschüttert.

Ein Problem bestehe bei diesem Konzept darin, dass nicht eindeutig zu klären ist, ob die berichteten positiven Veränderungen einer Verzerrung der Realität gleichkommen oder tatsächliches Wachstum vorliegt. Eine Lösung hierfür bietet das „Janus-Kopf-Modell“ von Zöllner und Maercker (2004), welches beide Perspektiven mit einbezieht: So habe das Posttraumatische Wachstum eine selbst-trügerische, verleugnende, dysfunktionale Seite und eine konstruktive, funktionale. Sie nehmen eine Koexistenz der beiden Seiten an mit einer je anderen Ausprägung, die vom Verlauf des Bewältigungsprozesses abhängt. Die verleugnende Seite könne dabei durchaus vorübergehend als hilfreich angesehen werden, da sie die überwältigenden Emotionen lindern könne.

### **II.1.9. Zusammenfassung**

Im Verlaufsmodell werden äußere Bedrohung und Ressourcen und Bewältigungsmöglichkeiten einer Person zueinander in Verhältnis gesetzt. Es wird zwischen objektivem Ereignis und subjektivem Erlebnis unterschieden, somit ist traumatisches Ereignis und Traumatisierung nicht dasselbe. Traumatisierung wird als Prozess verstanden, in welchem die traumatische Situation eingebettet wird in die bisherige Lebensgeschichte und Lebenssituation danach. Die einzelnen Phasen stehen in einem dynamischen Verhältnis zueinander.

Die traumatische Situation umfasst das Zusammenspiel von Ereignis und Erlebnis (traumatischen Umweltbedingungen und subjektiver Bedeutungszuschreibung) und entspricht der unmittelbaren Reaktion auf die Situation. Die traumatische Situation ist charakterisiert durch den Widerspruch, angemessen reagieren zu können und der Unmöglichkeit, dies zu tun. Relevant ist besonders, wie mit der Person nach dem Ereignis umgegangen wird, ob das soziale Umfeld und auch die Allgemeinheit bemüht ist, Verantwortung zu übernehmen, Anerkennung zu leisten und Gerechtigkeit herzustellen. Schutzfaktoren sind unter anderen: ein emotional tragfähiges, stabiles Umfeld und ein konstruktiver persönlicher Bewältigungsstil.

Die traumatische Reaktion besteht aus vier Phasen und ist durch den Wechsel zwischen Intrusion und Verleugnung bestimmt. Laut Fischer und Riedesser ist die PtBS-Diagnose nur ein Spezialfall des Verlaufsprozesses, da hier Phasen 2 und 3 fixiert sein müssen, was aber nur in einer bestimmten Anzahl von Fällen auftritt. Wenn während der traumatischen

Reaktion nur ungenügend bearbeitet wird, entwickelt die Person Hypothesen zur Ursache, Heilung und Prävention als ein Gegenmodell, wie sich die Person hätte verhalten müssen und in Zukunft verhalten muss, um das Erlebnis zu verhindern: das trauma-kompensatorische Schema. Wenn die traumatische Situation weiterhin fortbesteht, wie beispielsweise durch ein nicht genügend auffangendes soziales Umfeld, kann sich das erschütterte Selbst- und Weltverständnis nicht regenerieren und das Trauma bleibt unfassbar.

Der traumatische Prozess beinhaltet die mittel- und langfristigen Folgen und ist der lebensgeschichtliche Bewältigungsversuch. Hier wirken Traumschema, welches die traumatischen Eindrücke speichert und trauma-kompensatorisches Schema als Strategie des Selbstschutzes aufeinander ein und bilden einen Kompromiss in Form von Symptomen, die sehr unterschiedlich sein können. Die kognitive Organisation des Traumschemas entspricht dem Entwicklungsniveau der Person zum Zeitpunkt der traumatischen Erfahrung.

Ausgänge können sein: a) traumatische Erfahrung kann in Einklang gebracht werden mit dem Selbst- und Weltbild, b) vorzeitiges Unterbrechen des Verarbeitungsprozesses, c) chronisches Fortbestehen der traumatischen Reaktion, d) Einkapselung des traumatischen Erfahrungskomplexes.

Traumatisierungen in der Kindheit wirken sich grundlegend und je nach Reifegrad auf die noch nicht ausgebildete psychische Struktur aus und beeinflussen daher auch das Selbst- und Weltbild tiefgreifend. Traumatisierungen innerhalb der Familie haben eine schwerwiegendere Auswirkung als sogenannte man-made disasters oder Naturkatastrophen. Beim Verständnis von Symptomen gibt es eine fundamentale Unterscheidung von inner- und außerfamiliärer Traumatisierung. Nichtfamiliäre erschüttern das kindliche Verständnis von Sicherheit, in der es von Eltern geschützt, nicht fundamental. Auch wenn die Schutzfunktion vorübergehend versagt, bleibt die innerfamiliäre Bindung und damit das Sicherheitssystem weitgehend unangetastet. Bei familiärer Gewalt kann nicht mehr zwischen bedrohlichen und freundlichen Bindungsfiguren unterschieden werden. Kinder geben sich selbst die Schuld, um idealisierte Elternfigur und Bindung zu erhalten. Ein negativer Erziehungsstil kann zusammen mit einem weiteren belastenden Ereignis kumulativ eine traumatische Wirkung nach sich ziehen. Gemein haben Kindheitstraumata: wiederkehrende aufdrängende

Erinnerungen, repetitive Verhaltensweisen, traumaspezifische Ängste, veränderte Einstellungen zu Menschen zum Leben und Zukunft.

Im Alter kommt es zu vielfältigen Veränderungen der äußeren Lebensbedingungen und ebenfalls der körperlichen und psychischen Verfassung. Die Beschäftigung mit der eigenen Biographie und damit unverarbeiteten Erlebnissen wird zentral. Traumatische Ereignisse lassen sich nur schwer integrieren und verhindern somit die Herstellung von Kohärenz.

Männer tendieren zur Verharmlosung, Externalisierung und entwickeln Täter:innenanteile; Frauen eher zu psychosomatischem, auto-aggressivem Verhalten und unterliegen dem Risiko zur Reviktimisierung.

„Resilienz“ beschreibt das Phänomen der Abwesenheit von Störungen trotz hoher erlebter Belastungen. Resilienz kann im Leben erworben und verändert werden. Antonovskys „sense of coherence“ meint die Verstehbarkeit, Handhabbarkeit, Bedeutsamkeit und das Vertrauen, Situation richtig einschätzen zu können und Ressourcen zu haben, um diese zu bewältigen. „Posttraumatisches Wachstum“ meint die subjektiv positiv wahrgenommene Veränderung nach einem traumatischen Erlebnis. Es ist das Ergebnis der Bewältigungsstrategie und nicht die Bewältigungsarbeit selbst, wobei hier die Frage entsteht, ob es sich hierbei nicht um eine Art Selbst-Betrug handelt, um dem Trauma nachträglich in seiner Auswirkung etwas positives zu schreiben und es dadurch erträglicher wird. Das „Janus-Kopf-Modell“ beinhaltet beides, eine trügerische und eine konstruktive, funktionale Seite und beide koexistieren nebeneinander und können unterschiedliche Ausprägung annehmen.

## **II.II. „Lebensgeschichtliche Erinnerungen“<sup>40</sup>**

Wie oben beschrieben, erlangt man durch das narrative biographische Interview erzählte Erinnerungen der interviewten Person. Daher muss die Frage nach den zugrunde liegenden Konzepten von Erinnerungsprozessen gestellt werden, will man diese als Basis zur Rekonstruktion von erlebter Wirklichkeit im Forschungsprozess in den Mittelpunkt der Analyse stellen. Die Idee über die Konstitution von biographischen Erinnerungen beeinflusst maßgeblich die Betrachtung und Interpretation jener, wie sie in qualitativen empirischen Forschungsarbeiten vorgenommen wird.

In diesem Kapitel wird daher kurz das dieser Arbeit zugrunde liegende Konzept von lebensgeschichtlichen Erinnerungen dargestellt, wie es Ilka Quindeau in ihrer Habilitation „Spur und Umschrift. Die konstitutive Bedeutung von Erinnerung in der Psychoanalyse.“ (2004) auf der Basis von psychoanalytischer Theorie Freuds, die auf der Grundlage soziologischer und kulturwissenschaftlicher Erinnerungstheorien (Halbwachs 1925/1985; Mead 1969; Warburg 1932; Assmann/ Assmann 1990. In: Quindeau 2004) weiterentwickelt wurde, konzipierte.

Wie Quindeau darstellt, gelangte Sigmund Freud schon früh zu der Überzeugung, dass es keine unmittelbaren Erinnerungen „aus der Kindheit, sondern höchstens an die Kindheit gebe“, dass Kindheitserinnerungen „als solche nicht mehr zu haben sind“, Erinnerungen also nie eins zu eins dem vergangenen Erlebten gleichen (vgl. Quindeau, Einert, Teuber 2013) So schreibt Freud:

„Jedes Mal, wenn ein Mensch über Vergangenes berichtet und sei er auch ein Geschichtsschreiber, haben wir in Betracht zu ziehen, was er unabsichtlich aus der Gegenwart oder aus dazwischenliegenden Zeiten in die Vergangenheit zurückversetzt, so daß er das Bild derselben fälscht.“ (Vorlesungen)

So lässt sich daraus schließen, dass die berichteten Erinnerungen von Menschen mit hohem Lebensalter nicht mit dem übereinstimmen, was vor einer langen Zeit wirklich geschehen ist also keine direkten Abbildungen früherer Ereignisse darstellen, sondern einer psychischen Verarbeitung unterliegen und immer noch unterliegen. Diese Verarbeitungen sind dabei nicht beliebig, sondern erfüllen eine jeweils bestimmte Funktion, so Quindeau.

---

<sup>40</sup>Diese Ausführungen sind eine Zusammenfassung von Ilka Quindeaus „Spur und Umschrift. Die konstitutive Bedeutung von Erinnerung in der Psychoanalyse.“ (2004), die sie selbst für den Artikel „Trauma im Alter“ (2013) in der Zeitschrift BIOS verfasste.

## II.II.1. Primat des Anderen

Sie geht dabei von einer „dialektischen“ Vermittlung von sozialen Erfahrungen und seelischen Prozessen im Prozess des Erinnerns aus. Dabei entstehen Erinnerungen in einem intersubjektiven Raum und sind auf eine andere Person angewiesen. So verfügt das Subjekt auch nicht autonom über seine Erinnerungen wie es nicht autonom über sein Unbewusstes verfügt.<sup>41</sup> Daher entstehen Erinnerungen als Antworten auf die jeweiligen Ansprüche eines Anderen. Der, die, das Andere sei dabei nicht nur als Person zu verstehen, sondern auch als Strukturbegriff und ebenso kulturelle, nationale oder ethnische Gruppen, denen das jeweilige Subjekt angehört und die Erinnerung mit konstituiert. Für die Bildung von Erinnerungen und lebensgeschichtlichen Erzählungen ist „Primat des Anderen“ von besonderer Bedeutung, so Quindeau. So wird hierbei zwar die Tatsache berücksichtigt, dass Erinnerungen konstruiert sind, jedoch der Vergangenheit trotzdem einen Eigenwert eingeräumt. Erinnerungen werden somit nicht willkürlich und beliebig je nach Interesse und Bedürfnis der entsprechenden Gegenwart vom Subjekt gebildet, wie dies konstruktivistische Erinnerungstheorien häufig erscheinen lassen.

Quindeaus Erinnerungskonzept verleiht der Vergangenheit ein eigenständiges Gewicht und reflektiert dabei die Grenzen der Konstruierbarkeit. Eine wichtige Grenze sieht sie in diesem Zusammenhang in traumatischen Erfahrungen. Diese sind oft nicht in Sprache zu fassen, schlagen sich aber im Körpergedächtnis nieder und verleihen der Bildung von Erinnerungen durch signifikante Auslassungen oder Umakzentuierungen ein bestimmtes Gepräge.

Doch nicht nur im Falle von Traumatisierungen, sondern generell stellt das autobiographische Gedächtnis eine Verarbeitung von Erlebnissen und Erfahrungen dar.

Freud widerspreche der Vorstellung, dass eine „Reproduktion eines ursprünglichen Eindrucks“ möglich wäre:

„Unsere Kindheitserinnerungen zeigen uns die ersten Lebensjahre, nicht wie sie waren, sondern wie sie späteren Erweckungszeiten erschienen sind. Zu diesen Zeiten der Erweckung sind die Kindheitserinnerungen nicht, wie man zu sagen gewohnt ist, *aufgetaucht*, sondern sie sind damals *gebildet* worden, und eine Reihe von Motiven, denen die Absicht historischer Treue fern liegt, hat diese Bildung sowie die Auswahl der Erinnerungen mitbeeinflusst“ (Freud 1899a, 553, zitiert nach Quindeau 2013).

---

<sup>41</sup> Wie Freud bereits seine Formulierung des Unbewussten ironisch als dritte narzisstische Kränkung nach Kopernikus und Darwin fasste, nach welcher der Mensch nicht „Herr im eigenen Haus“ ist, lässt sich auch in Bezug auf die Erinnerung feststellen,

## **II.II.2. Nachträglichkeit und Umschrift**

Von zentraler Bedeutung dabei ist das Konzept der Nachträglichkeit. Dieses beschreibt den wesentlichen Modus, in dem Erinnerungen gebildet werden, so Quindeau. Darin werden frühere Erfahrungen, Eindrücke und Erinnerungsspuren nach dem jeweils erreichten Entwicklungsstand sowie aufgrund neuer Erfahrungen umgearbeitet. So erhalten sie einen neuen Sinn und eine neue psychische Wirksamkeit. Mit diesem Konzept wird somit eine lineare Zeitvorstellung aufgehoben, die unserem Alltagsverständnis unumgebar erscheint: Spätere Erfahrungen beeinflussen frühere ebenso wie umgekehrt auch frühere die späteren.

Freud ging davon aus, dass Erinnerungsspuren umgeordnet und Gedächtnisinhalten eine permanente Umschrift unterzogen werden. Diese These von der mehrfachen Kodierung und der verschiedenen leiblichen Einschreibungen und Umstrukturierung von Gedächtnisinhalten von nachträglichen Umschriften macht den Kern der psychoanalytischen Gedächtnistheorie aus (Quindeau 2008).

In Bezug auf Kindheitserinnerungen bedeutet dies, dass mit zunehmendem Verstehenshorizont den früheren Erlebnissen ein anderer Sinn zugeschrieben werden kann, welcher aber an die zugrundeliegenden körperlichen Prozesse gebunden und damit der Spielraum für die Sinnbildung begrenzt ist. Durch diese leibgebundene Verankerung von Sinnbildungsprozessen wird also nicht willkürlich irgendein Sinn zugeschrieben. Vielmehr basiert diese Sinnbildung auf den körperlichen Einschreibungen, den „Erinnerungsspuren“, die Freud bereits als neurologische Bahnungen konzipierte, was inzwischen durch die heutige Hirnforschung bestätigt wird (vgl. u. a. Kandel/ Kober 2006 in Quindeau 2004). Diese Einschreibungen müssen dann fortlaufend übersetzt werden, wodurch die nachträglich ihre Bedeutung erlangen.

Zentral an diesem Modell der Umschrift ist die Vorstellung, dass es sich nicht um eine rückwirkende Zuschreibung von Sinn zu vergangenen Erlebnissen handelt. Vielmehr geht es um ein Zusammenwirken mehrerer lebensgeschichtlicher Szenen zu verschiedenen Zeitpunkten, die erst zusammen Bedeutung entfalten. Die Vergangenheit wird somit nicht willkürlich konstruiert, sondern die unbewusste, konflikthafte Dimension früherer Erlebnisse drängt zu fortwährend neuen Umschriften. Erinnern kann aufgefasst werden als Form der Verarbeitung von Erinnerungsspuren und als Antwort auf unbewusste Konflikte.

Solch eine Umschrift erfolgt immer dann, wenn diese Spuren in konflikthaften Konstellationen zusammentreffen, die aufs Neue eine Verarbeitung fordern, was die Variabilität der Erinnerungen, ihre permanente Modifikation zu verschiedenen Zeiten des Lebens verbürgt.<sup>42</sup>

### **II.II.3. Deckerinnerungen**

Als Paradigma der psychischen Arbeit dient in der Psychoanalyse der Traum bzw. die Traumarbeit, die in Form von Regression, Verdichtung, Verschiebung und sekundäre Bearbeitung erscheint. Anhand der sogenannten Deckerinnerungen, die Erinnerungen an die Kindheit beinhalten, lässt sich zeigen, wie die unbewussten, primärprozesshaften Formen psychischer Arbeit auch an der Bildung von Erinnerungen beteiligt sind. Erinnerungsbilder bilden damit genau wie Traumbilder keine Wirklichkeit ab. In Analogie zur Traumarbeit lässt sich sogar sagen, dass gerade Erinnerungsbilder mit einer hohen sinnlichen Qualität in besonderer Weise durch den Primärprozess geformt sind. Konflikthafte Erinnerungen benötigen eine stärkere Umformung, um die zensorische Instanz zum Bewusstsein hin überschreiten zu können. Eine solche Umformung geschieht etwa dadurch, dass im Sinne einer Verschiebung unwichtige, bedeutungslose Aspekte einer Szene im Erinnerungsbild zu den zentralen Aspekten werden.

Durch die sekundäre Bearbeitung werden Entstellungen durch die unbewusste Traumarbeit teilweise wieder aufgehoben und es entsteht eine zusammenhängende Geschichte zur Plausibilisierung unverständlicher Szenen in einer dem Ich verträglichen Weise. Entsprechend dieses Vorgangs werden bei der Erinnerungsarbeit unter dem Einfluss des Sekundärvorgangs die Erinnerungsspuren in einer konsistenten, plausiblen Szene zusammengefügt, die den Eindruck eines tatsächlichen Ereignisses macht. Eine ganze Szene des Kindheitserlebens oder auch Elemente aus mehreren scheinen sich in einem Bild zu verdichten. Die Konzeptualisierung von Erinnerung als psychischer Arbeit verdeutlicht jedoch, dass es sich dabei nicht um Abbildung oder Reproduktion, sondern um Verarbeitung handelt. So gibt es eben auch kein „Original“ einer Erinnerung, sondern vielmehr verschiedene Varianten von Erinnerungen, die jeweils verschiedene Verarbeitungsformen derselben Erinnerungsspuren darstellen.

---

<sup>42</sup>Erinnerungen werden in einer oszillierenden Bewegung zwischen den beiden Polen des Primär- und des Sekundärprozesses gebildet. Unter Primärprozess wird die Arbeitsweise des Unbewussten verstanden, in dem das Lustprinzip dominiert und die Regeln des bewussten Denkens wie Logik, Konsistenz, Plausibilität außer Kraft gesetzt sind. Das Sekundärprinzip ist hingegen vom Realitätsprinzip geleitet und umfasst das vernünftige Denken.

In den autobiographischen Erzählungen kommen diese Verarbeitungsformen zum Ausdruck. So wird verständlich, warum sich in den meisten Kindheitserinnerungen angenehme und harmonische Bilder zeigen, selbst wenn die damalige Realität alles andere als zufrieden stellend war. Dies zeugt von der Glättung von Konflikten durch die psychische Verarbeitung. Durch die Erinnerungsarbeit werden Konflikte allerdings nicht gelöst, sondern vielmehr unsichtbar, unbewusst gemacht. Da dies immer nur ansatzweise gelingt und sich die Konflikte auf verschiedene Weise in den Erzählungen niederschlagen, können sie anhand der Texte rekonstruiert werden. Als Beispiel einer verbreiteten Deckerinnerung aus der Kindheit nennt Freud eine blühende Sommerwiese, auf der Kinder friedlich Blumen pflücken. Für die erinnernde Person strahlt dieses Bild die reine Harmonie und Zufriedenheit aus (vgl. Quindeau 2004).

#### **II.II.4. Erinnerung und Trauma**

Die Zuverlässigkeit von Erinnerungen im Zusammenhang mit Traumatisierungen in der Kindheit wurde seit jeher in Frage gestellt, wie oben im Kapitel nachgezeichnet.

Nach Van der Kolk et al. (1996) werden traumatische Erfahrungen speziell als affektiver Zustand, körperliche Empfindung, Geräusche, Gerüche und visuell gespeichert. Die Integration und Interpretation durch das semantische Gedächtnis wird dabei unterbrochen und die Erlebnisse werden unsymbolisiert gespeichert. Quindeau (2004, 2013) zeigt auf, dass traumatische Erfahrungen sprachlich nicht immer zu fassen sind, sich aber im Körpergedächtnis nieder schlagen und der Bildung von Erinnerungen durch signifikante Auslassungen oder Umakzentuierungen ein bestimmtes Gepräge verleihen.

Wie genau eine solche Erinnerung wieder auftauchen kann, sei bis heute nicht geklärt. Allerdings werde eine Trennung von traumatischem und autobiographischem Gedächtnis nicht mehr aufrecht erhalten, da die wesentlichen Inhalte traumatischer Ereignisse meist mittels des autobiographischen Gedächtnisses erinnert werden können.

Sehr frühe Erinnerungen und Details von traumatischen Erlebnissen träten allerdings, wenn überhaupt, verzerrt auf und sensorische Fragmente dieser Erinnerungen unterliegen ebenfalls einer psychischen Bearbeitung. Die Rekonstruktion von traumatischen Erfahrungen aus diesen Fragmenten wirft das Problem auf, inwiefern diese Erinnerungen einer historischen Realität entsprechen oder eben psychische Realität sind. Explizites und implizites Gedächtnis können nicht genau passen und das Gedächtnis ist außerdem

anfällig für Suggestion.<sup>43</sup>

Auf der einen Seite stehen hier Positionen, die davon ausgehen, dass traumatische Erinnerungen eine besondere Qualität besitzen, sich im (Körper-)Gedächtnis nieder schlagen und dadurch die historische Realität erkennen lassen. Bohleber (2000) beschreibt die darin liegende Gefahr, dass dies zu illusorischen Schlussfolgerungen führen könne, da es sich bei den als authentisch wahrgenommenen Erinnerungen eigentlich um Deckerinnerungen handele. Auf der anderen Seite gebe es die Tendenz, sich komplett von der Frage nach einer historischen Realität zurückzuziehen:

„Es kann nur eine psychische Realität hinter den wiedergefundenen Erinnerungen stehen – ob es eine historische Wahrheit und eine historische Realität ist, das herauszufinden ist nicht unsere Aufgabe als Psychoanalytiker und Psychotherapeuten.“ (Fonagy & Target 1997, 216 zitiert nach Bohleber 2000, 808)

Damit fielen sie, so Bohleber, direkt ins andere Extrem und behandelten die für Traumatisierte so wichtige Unterscheidung von Phantasie und Realität als irrelevant. Beide Extreme könnten keine Lösung sein und es müsse immer versucht werden, dem traumatischen Gehalt, beziehungsweise der Qualität von Erinnerungen Rechnung zu tragen und diese als die Realität des Subjekts anzuerkennen und sich um eine Annäherung der Realität zu bemühen (ebd. 808).

### ***Exkurs: Aufarbeitung der Vergangenheit: zwischen Schuldabwehr, deutscher Opferidentität und zäher Aufarbeitung***

„Geschichte ist eine öffentliche Ressource, derer sich Menschen, Gruppen und Gesellschaften bedienen, um sehr unterschiedliche Interessen und Absichten verfolgen“ (Fröhlich et al. 2012: 10)

Somit und wie in der Einleitung schon erläutert werden Erinnerungskulturen und Erinnerungsprozesse „vor allem durch die Bedürfnisse und Interesse der Gegenwart bestimmt.“ (ebd.: 14) Die Kritik am Kriegskinder-Diskurs greift zurück auf eine lange Tradition der deutschen Opfer-Erzählungen,<sup>44</sup> die innerhalb der Aufarbeitung der

---

<sup>43</sup>Dies zeigen beispielsweise unterschiedliche Experimente wie „Lost in The Mall“ oder „Bugs Bunny“, bei welchem Proband:innen von angeblichen Erlebnissen aus ihrer frühen Kindheit erzählt wurde, die nie stattgefunden hatten, sie sich dann aber meinten, daran genauestens erinnern zu können. (Myers, Wahl & Hoppe-Graff: 2008)

<sup>44</sup>Die Opferperspektive hat in Deutschland eine lange Tradition, deren Ursprung Sabrow (2012) im Jahre 1918 verortet: Helden waren immer auch gleichzeitig Opfer und somit sollten sie immer auch eine Opferbereitschaft mitbringen und damit zu Märtyrer-Helden wurden. Der Übergang vom aktiven Märtyrer-Opferbegriff zum viktimistischen Opferbegriff habe dann 1945 stattgefunden, nämlich als Selbstviktimisierung der Nachkriegsdeutschen, die sich als Opfer inszenierten, was sich vor allem an der Rezeption der Schlacht von Stalingrad verdeutlichen ließe. „In der Erinnerung an Stalingrad lösten sich die Deutschen von der mimetischen Vergegenwärtigung der Vergangenheit als heroischer Selbstbehauptung und reorganisierten ihr Geschichtsbild als Opfererzählung, in deren Zentrum immer gebieterischer das erduldet Leiden stand. (...) Für die deutsche Bevölkerung wurde Stalingrad hingegen rasch zum

deutschen Vergangenheit<sup>45</sup> von Beginn an einen problematischen Stellenwert einnahm, stand sie immer schon unter dem Verdacht der „Opfer-Konkurrenz“ und Schuld-Abwehr. Mir scheint es wichtig, sich dies noch einmal vor Augen zu führen, um die Notwendigkeit der Reflexion einer möglichen Entkontextualisierung und der weiteren Kritik-Punkte an der Kriegs-Kinder-Thematik deutlich zu machen. Im Folgenden sollen kurz einige der zentralen Ereignisse, Debatten und Diskurse nachgezeichnet werden.

Charakterisierend für den gesellschaftlichen Umgang mit der NS-Zeit und dem Zweiten Weltkrieg war von Anbeginn eine dialektische Bewegung zwischen Auseinandersetzung und Verdrängung. Verschiedenste Phasen, Ereignisse, Debatten und Bewegungen innerhalb der Aufarbeitung thematisierten mal mehr die Schuld der Täter:innen, das Leid der Opfer des NS oder das Leid der nicht-verfolgten Deutschen. Nur sukzessive und zäh kam es zu einer Aufklärung des Ausmaßes der Verbrechen, die in der Zeit der Nazi-Diktatur begangen wurden.

„Die Geschichte der Aufarbeitung des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik verlief dabei keineswegs linear und besass keinen kohärenten thematischen >Kern<, der ihre Dynamik dominiert hätte – zu wenig stellt sie sich als kontinuierlicher Lernprozess dar, zu disparat waren die jeweiligen Anlässe für die mehr oder minder öffentlichen Debatten, zu heterogen auch die Felder, in die sie hineinwirkte beziehungsweise aus denen sie sich speiste. Will man die Nachgeschichte des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik in ihrer ganzen Breite erfassen, genügt es nicht allein, die großen Mediendebatten und Fachkontroversen in den Blick zu nehmen: Nicht minder relevant sind die vielfältigen ästhetischen Spiegelungen des Phänomens, die administrativen und juristischen Entscheidungen einer Vergangenheitspolitik, die übergeordneten mentalitätsgeschichtlichen Prozesse, der Umgang mit den Orten des Gedenkens, schließlich die Bilder, Kollektivsymbole und Narrative der Erinnerung an den Nationalsozialismus, die sich nicht immer an konkreten Ereignisse oder Debatten im engeren Sinne zurückbinden lassen, die aber eine diskursive Wirkmächtigkeit entfalten.“ (Fischer/ Lorenz 2007: 13)

Eine weitere zentrale Frage innerhalb der Geschichte der Aufarbeitung war, ob die Schuld nur bei einzelnen Haupttäter:innen zu suchen war oder ob große Teile der Bevölkerung sich schuldig gemacht hatten.

### **Die Aufarbeitung der Verbrechen, Bestrafung der Täter:innen und Frage nach der**

Schreckenssymbol des Verführungs- und Führungsoffiziers, das bruchlos in die Selbstviktimsierung der Nachkriegszeit hinüberreichte und so den Grund für den Stalingrad-Mythos und seine Nachkriegskonjunktur legte. (...) <<Stalingrad>> steht somit für ein Transpositionsphänomen, das den Heldendiskurs der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Opferdiskurs der zweiten Hälfte überführte. Mit dem als Katastrophe erfahrenen Untergang des >>Dritten Reiches<< löste sich das Leidensopfer vom Heldenopfer, und so konnte sich die Bonner Republik als eine >>Gemeinschaft von Opfern<< konstituieren.“ (Sabrow 2012: 53)

<sup>45</sup>Siehe zum problematischen Begriff der „Vergangenheitsbewältigung“ (Fischer/ Lorenz, 2007: 13). Es geht hierbei vor allem um den trügerischen Eindruck, den diese Formulierung vermittele, dass die Vergangenheit zu bewältigen wäre und eine Aufarbeitung abgeschlossen sein könne.

## Schuld

Die Vorstellung einer „Stunde Null“ war ein „Mythos“, der 1945 mit der Idee einherging, man könne nun mit einer Art „tabula rasa“ ganz von neuem beginnen. Folge waren Verschleierung von Kontinuitäten und der Eindruck, dass die Schuld beglichen sei, die das Verschweigen und Verleugnen unterstützte.

„Der fortgesetzte Gebrauch der Wendung verdeckt die Tatsache, dass es sich um eine naturalisierende Konstruktion handelt: Indem der Ausdruck immer weiter fortgeschrieben wird, erscheint die Entlastung von der Schuld oder die eigentlich unmögliche Befreiung von der Vergangenheit als gegebene Tatsache.“ (Johanna Drescher: „Mythos „Stunde Null““ in: (Fischer/Lorenz 2007: 42)

Die von den Alliierten durchgeführte Entnazifizierung, die versuchte, die Täter:innen zumindest zum Teil aus den zentralen Stellen des neuen demokratischen Systems zu halten und der Bevölkerung demokratisches Denken zu vermitteln, war von dieser Dialektik geprägt. Durch die chronologische Bearbeitung von leichteren zu schwereren Fällen, wurden schwere Fälle zurück gestellt wurden und teilweise kam es dann gar nicht mehr zur Bestrafung. Der „Persilschein“, um den sich viele bemühten, führte ebenfalls zur Straffreiheit vieler. Der Einsatz von Fachkräften durch die Alliierten führte ebenfalls zu Kontinuitäten der alten Eliten in Verwaltung, Wirtschaft und Justiz. Die Akzeptanz der Entnazifizierung lag 1949 bei nur 17% und wurde als „Siegerjustiz“ verdammt.

„Insgesamt gilt die Entnazifizierung als gescheiterter Versuch einer politischen Massensäuberung, die auf eine nicht handhabbare Anzahl von Personen angewendet wurde und daher in ihrer Durchführung in den meisten Fällen nicht zur Bestrafung, sondern zu Freisprüchen führte. Dennoch muss die Entnazifizierung als wichtiger Schritt zur Etablierung einer deutschen Demokratie eingeordnet werden, da sie zumindest durch exemplarische Verurteilungen die Bereitwilligkeit, ein demokratisches System zu etablieren, erhöhte.“ (Fischer/Lorenz 2007: 19)

Die Kriegsheimkehrer-Frage beschäftigte die deutsche Bevölkerung bis zur Heimkehr der Spätheimkehrer 1956 immens und war eine der wichtigsten Fragen in der deutschen Bevölkerung. Ebenso nahm auch die Vertriebenenthematik immer schon einen großen Stellenwert ein. Das Ablehnen der neuen Grenzen war bis weit in die 1950er ein Wahlversprechen aller Parteien (SPD bis in die 1960er Jahre mit den Grenzen von 1937), um die Vertriebenen als Wähler zu gewinnen. Vom Bundesministerium für Angelegenheiten der Vertriebenen wurde ein Großprojekt finanziert, um Flucht und Vertreibung möglichst lückenlos zu dokumentieren.

Die Nürnberger Prozesse 1945 – 1949 verurteilte Mitglieder der NS-Elite der dritten

Kategorie „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“, wobei die Täter:innen für unschuldig plädierten und „Pflichterfüllung“, „Vaterlandsliebe“, „Gehorsam“ als Motive vorschoben. Hitler wurde als der große Verführer dargestellt. Als Maßnahme, die Vorbehalte gegen eine „Siegerjustiz“ abzubauen, wurden rechtsstaatliche Vorgehensweise und Freisprüche im Sinne „im Zweifel für den Angeklagten“ genauestens eingehalten. Hierbei wurden durch die Verwendung von Bildmaterial von Konzentrationslagern die grausamen Ausmaße der NS-Diktatur erstmals der deutschen und Weltöffentlichkeit vor Augen geführt (vgl. ebd.: 2007). Die von Dezember 1946 – April 1949 geführten Nachfolgeprozesse gegen die Funktionseliten des NS-Staates deckten das Zusammenwirken der unterschiedlichen Funktionsträger im NS-Staat auf. Dadurch wurde deutlich, dass die juristische Aufarbeitung der Verbrechen noch lange nicht abgeschlossen war und dass breite gesellschaftliche Schichten und Berufsstände aktiv am System mitgewirkt und profitiert hatten (ebd.: 23). Diese wurden in der Öffentlichkeit nicht mehr stark wahrgenommen, unter anderem durch den politischen Klimawandel des Kalten Krieges. Anfang der 1950er waren viele der Angeklagten wieder frei und setzten ihre Karrieren fort.

Die „Kollektivschuldthese“, wonach das gesamte deutsche Volk schuldig an den NS-Verbrechen sei, welche die Alliierten angeblich vertraten, wurde vor allem von ehemaligen NS-Eliten benutzt, um hierauf basierende Forderungen der Wiedergutmachung und Entnazifizierung als übertrieben und ungerecht zurückzuweisen. So kam es zu einem anhaltenden und weit verbreiteten Protest gegen die vermeintlich von Alliierten propagierte These. Es wurde immer wieder auf den „Befehlsnotstand“ verwiesen und die Verbrechen der Wehrmacht geleugnet. Hierbei kam es zu einer Täter-Opfer-Umkehr, indem die Schuldfrage abgewehrt wurde und eigenes Leid ins Zentrum des Interesses rückte. (ebd.: 43f)

Schon Mitte der 1950er Jahre war die Aufklärung und Verfolgung von NS-Verbrechen fast zum Erliegen gekommen (1955 gab es nur noch 21 Verurteilungen). Erst Ende der 1950er Jahre kam es mit der Einrichtung der Ludwigsburger Zentralstelle zu einer systematischen Verfolgung von NS-Gewaltverbrechen in der Bundesrepublik. 1959 gab es eine neue Antisemitismuswelle mit Schändungen von Friedhöfen und Synagogen. Umfragen zeigten, dass sich im Jahre 1949 ein Viertel der Bevölkerung selbst antisemitisch einschätzten, 1952 ein Drittel.

Letztendlich war es der Eichmann-Prozess 1961, der zu einer zentralen Aufklärung der

Öffentlichkeit über die Ausmaße der Shoah führte, da auf unveröffentlichtes Bildmaterial zurück griff und im Fernsehen übertragen wurde. Justiz und Politik gerieten unter Druck und erkannten die Notwendigkeit einer verschärften Strafverfolgung von NS-Täter:innen. (ebd.: 125)

Hanna Arendt eröffnete die Diskussion um die Verantwortlichkeit des Einzelnen am NS mit der Veröffentlichung ihrer Berichte im New Yorker und ihres Buches „Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht über die Banalität des Bösen“ (1963).<sup>46</sup>

„Was wir in diesen Prozessen fordern, ist, daß Menschen auch dann noch Recht von Unrecht zu unterscheiden fähig sind, wenn sie wirklich auf nichts anderes mehr zurückgreifen können als auf das eigene Urteil, das zudem unter solchen Umständen in schreiendem Gegensatz zu dem steht, was sie für die einhellige Meinung ihrer gesamten Umgebung halten müssen.“ (Arendt 1963, zitiert nach Fischer/Lorenz 2007: 126)

Der Abgrund, der zwischen der Persönlichkeit Eichmanns, seiner verblüffenden Normalität und der Grausamkeit seiner Verbrechen klaffte, war nur schwer zu fassen.

„Es war gewissermaßen schiere Gedankenlosigkeit – etwas, was mit Dummheit keineswegs identisch ist – die ihn dafür prädisponierten, zu einem der größten Verbrecher jener Zeit zu werden.“ (Arendt, zitiert nach (Fischer/ Lorenz 2007: 127)

Die zentrale Lektion, die man aus dem Prozess ziehen konnte war für Arendt: „eine solche Realitätsferne und Gedankenlosigkeit in einem mehr Unheil anrichten können als alle die dem Menschen vielleicht innewohnenden Triebe zusammengenommen.“ (ebd.)<sup>47</sup>

Eine breite innerdeutsche Thematisierung der nationalsozialistischen Vergangenheit setzte im öffentlichen Diskurs der Bundesrepublik Deutschland 1963 mit dem ersten Frankfurter Auschwitz-Prozess und den Verjährungsdebatten zum nationalsozialistischen Unrecht im Deutschen Bundestag ein. Die Auschwitz-Prozesse rückten die Shoah ins Zentrum der gesellschaftlichen Wahrnehmung. In keinem anderen deutschen Prozess wurden NS-Verbrechen so detailliert und umfassend aufgearbeitet und dies von den Medien und ca. 20.000 Besucher:innen begleitet. Die Überlebenden, die als Zeug:innen aussagten, mussten ihre traumatischen Erlebnisse in Anwesenheit der Täter:innen vergegenwärtigen,

---

<sup>46</sup>Hier bezog sie sich unter anderem auf Raul Hilbergs 1961 in den USA erschienene Dissertation „The Destruction of the European Jews“, deren Relevanz sie zuvor nicht erkannt hatte. Verlage waren nicht besonders an seinem Werk interessiert und in Deutschland wurde es erst 1982 in einem kleinen Verlag veröffentlicht.

<sup>47</sup>Mit „Banalität des Bösen“ meinte sie, dass hier dem Grauen kein Sinn verliehen wird, dass es dem Bösen als moralische Kategorie jedwedes metaphysisches Vokabular abzusprechen. „Das Denken versage vor der Banalität des Bösen eben deshalb. Weil es keinen tieferen Grund gibt, der reflexiv erfasst werden könne.“ Erst wenn das erkannt werde, werde die Totalität des moralischen Zusammenbruchs im Herzen Europas im ganzen Umfang sichtbar und der Antisemitismus erweist sich in seiner radikal entleerten Form als das, was er eigentlich ist: als Deformation der Urteilsfähigkeit.

die von den Anwält:innen als unglaubwürdig, unplausibel versucht wurden darzustellen.

„Prägend für die Atmosphäre der Hauptverhandlung war die Kombination von Erinnerungsverweigerung und demonstrativ zu Schau getragenen Unschuldsbewusstsein auf Seiten der Täter, zu der die oftmals äußerst schmerzhafteste Erinnerungsarbeit der als Zeugen Überlebenden in einem denkbar harten Kontrast stand.“ (Fischer/ Lorenz 2007: 130)

Der Auschwitz-Prozess offenbarte die Grenzen, den Holocaust mit den Mitteln der Strafjustiz aufzuarbeiten und zu ahnden. Das Mordgeschehen als Ganzes konnte hierbei nicht im Zentrum stehen, sondern lediglich die juristische Verantwortung individueller Täter:innen. Fritz Bauer kritisierte, dass der Frankfurter Prozess den Massenmord in Episoden einteilte „und das kollektive Geschehen durch Atomisierung und Parzellisierung privatisiert.“. (ebd.: 131) Es wurden somit die nur die äußerst brutalen Täter:innen bestraft und nicht die Hauptverantwortlichen und somit wurde die gesellschaftliche Dynamik des Massenmords nur unzureichend widergespiegelt (Fischer/ Lorenz 2007: 129ff).

Dem entgegen zu wirken, gab Fritz Bauer Gutachten in Auftrag, die den Schwerpunkt auf die übergeordnete Strukturen, Abläufe und ideologischen Grundlagen des Vernichtungsapparates legen sollten, ohne dabei das konkrete Handeln der Angeklagten gesondert heraus zu stellen. In dem Band von Hans Buchheim „Die SS - Das Herrschaftsinstrument. Anatomie des SS-Staates“ (Broszat 1965) zeigte dieser grundlegende Einsichten in die Struktur und Abläufe zweier Kernbereiche der Vernichtungspolitik, den Aufstieg des von SS und Polizei gebildeten Machtapparats innerhalb des NS-Regimes nach, um zu zeigen, „wie totalitäre Herrschaft in der Alltagspraxis ausgeübt wurde.“ Er setzte sich hierbei mit dem sogenannten „Befehlsnotstand“ auseinander und zeigte auf, dass es mehrere Wege gab, sich den Befehlen zu verweigern, ohne damit einen Treuebruch zu begehen (Fischer/ Lorenz, 2007: 132f)<sup>48</sup>

Alexander und Margarete Mitscherlich entfachten mit ihrem Buch „Die Unfähigkeit zu trauern“ im Jahr 1967 einen erneuten öffentlichen Diskurs über die schwierige Erbschaft des Nationalsozialismus und rückten schließlich „die Beteiligung der Deutschen an den

---

<sup>48</sup>Man konnte angeben, den Befehlen subjektiv nicht gewachsen zu sein, physisch oder psychisch nicht in der Lage, die Befehle auszuführen. Außerdem hätte man sich den Tötungsbefehlen stillschweigende entziehen können. Somit war die für die juristische und moralische Aufarbeitung ein wichtiger Schritt, da dies widerlegte, was so häufig vorgebracht wurde, dass im Falle einer Befehlsverweigerung wären die SS-Mitglieder selbst ins KZ gekommen. Die Studie räumte systematisch mit diesem Mythos auf. (Fischer/Lorenz 2007: 132f)

Verbrechen des Nationalsozialismus und deren (psychische) Konsequenzen in den Blick (...)“ (Quindeau 2008: 80). Sie fokussierten dabei den Prozess der kollektiven Verdrängung aus psychoanalytischer Sicht. Wie auch Adorno sahen die Mitscherlichs die Schuld-Abwehr als ein zentrales Phänomen in der postnationalsozialistischen Gesellschaft. Sie diagnostizierten im Umgang mit der NS-Vergangenheit eine intensive Abwehr von Schuld und Scham sowie eine Verleugnung der emotionalen Bindungen an die NS-Ideologie und an Hitler. Diese Abwehr der Trauer habe zu einer mangelnden politischen und sozialen Entwicklungsfähigkeit in der BRD geführt und nicht zuletzt eine demokratische Entwicklung der deutschen Nachkriegsgesellschaft behindert. Die Nachkriegszeit war, so die Mitscherlichs, einerseits von einer politischen Apathie und Gleichgültigkeit geprägt. Auf der anderen Seite hatte der schnelle Wiederaufbau Manie ähnliche Ausformungen und trug dazu bei, eine zu erwartende Melancholie zu vermeiden (Mitscherlich/Mitscherlich 1967: 20). Die Mitscherlichs sahen zwischen der Anteilnahmelosigkeit und der Abwehr der Erinnerung an die NS-Vergangenheit einen Zusammenhang (ebd.: 9). Dabei ging es nicht zentral um die Leugnung der Verbrechen, sondern um die Verdrängung der Emotionen, die mit der Beteiligung verbunden waren. Sie führten außerdem die Unfähigkeit der Deutschen zur Aufarbeitung der Vergangenheit auf ihre massenhafte Integration in die nationalsozialistische „Volksgemeinschaft“ zurück. Die begangenen Verbrechen und die Begeisterung für die Ideale des Nationalsozialismus wurden zwar intellektuell historisch wahrgenommen, aber gleichzeitig von den persönlichen Affekten gelöst und damit nicht als Teil der eigenen Biographie erlebt (ebd.: 31). Erinnerungen, die Gefühle wie Schuld, Scham und Trauer ausgelöst hätten, mussten daher abgewehrt werden<sup>49</sup> (ebd.: 36).

Erst die Generation der 68er stellten innerhalb den Institutionen die Frage nach Kontinuitäten und ihrer Familien die Frage nach der Beteiligung der „normalen“ Väter und forderten Aufklärung, bekamen aber nur in den seltensten Fällen eine Antwort.<sup>50</sup>

<sup>49</sup>Ilka Quindeau problematisiert allerdings, dass eine Trauerprozess kaum wünschenswert gewesen wäre da es bei der Trauer immer auch um die Introjektion der geliebten und verlorenen Objekt ins eigene Ich gehe (Quindeau, 2008: 80) .

<sup>50</sup> In den letzten Jahren ertete die Generation der 1968er vielerorts harsche Kritik, die vor allem von vielen selbst zu dieser Generation gehörenden geäußert wurde und kritisch zu hinterfragen ist, blendet sie doch häufig die wichtige Leistung dieser Generation aus und führt zu inner-generationellen Grabenkämpfen, deren Motive zu untersuchen wären. Nicht unbedingt der Inhalt der Kritik ist es, was hierbei irritierend wirkt, sondern der Gestus, mit welchem diese vorgebracht wird. Es scheint, als wollte sich die Personen, die die Kritik vorbringen, genau dem entledigen, was Inhalt der Kritik ist. Der Historiker Ulrich Herbert beispielsweise stellt eine Verbindung zwischen den „68ern“ und dem kulturellen Klima der fünfziger Jahre her, welches die Provokation herausgefordert habe. Die Protestgeneration in den sechziger Jahren habe den typischen „possenhaften Entlarvungsgestus“ entwickelt, der aber nicht hauptsächlich von einem Interesse an der Vergangenheit motiviert gewesen sei, sondern von einem Bedürfnis, diese abzuschütteln und die

1979 wurde mit der Ausstrahlung der Serie Holocaust zum großen Medienereignis und brachte die Vernichtung der Juden in die deutschen Wohnzimmer. Fischer/Lorenz bezeichnen dies als Zäsur im öffentlichen Umgang mit der NS-Vergangenheit, gelte sie „als populärkulturelle und massenwirksame Aufklärung über NS-Verbrechen.“ (ebd.: 2006)<sup>51</sup>

In den Jahren 1986/1987 wurde im Historikerstreit die Kontroverse über die Zuordnung der Hintergründe der Judenvernichtung in das Geschichtsbild der Bundesrepublik Deutschland ausgetragen. Die verschiedenen Positionen beschrieben Bilder einer deutschen Identität nach dem Nationalsozialismus. Während die einen eine traditionelle deutsch-nationale Geschichtsschreibung intendierten, diente für die anderen die Erinnerung an Auschwitz als Geburtsstunde einer geläuterten Nation. Der Historiker Dan Diner plädierte für eine Geschichtsschreibung aus der Sicht der Opfer. Nur die Opfer könnten beschreiben, welcher ungeheuerlicher Zivilisationsbruch ihnen widerfahren sei, und somit einer Instrumentalisierung des Grauens vorbeugen. Er schrieb dazu:

„Auschwitz ist ein Niemandsland des Verstehens, ein schwarzer Kasten des Erklärens, ein historiographische Deutungsversuche aufsaugendes, ja, außerhistorische Bedeutung annehmendes Vakuum. Nur ex negativo, nur durch den ständigen Versuch, die Vergeblichkeit des Verstehens zu verstehen, kann ermessensmäßig werden, um welches Ereignis es sich bei diesem Zivilisationsbruch gehandelt haben könnte. Als äußerster Extremfall und damit als absolutes Maß von Geschichte ist dieses Ereignis wohl kaum historisierbar. Ernst gemeinte Historisierungsbemühungen endeten bislang in geschichtstheoretischen Aporien. Anders gemeinte, relativierende und das Ereignis einebnende Historisierungsversuche enden hingegen notwendig in einer Apologie. Auch dies ist eine Lehre aus dem Historikerstreit“ (Diner 1987: 73).

Im Jahr 1996 entfachte das Buch „Hitlers willige Vollstrecker“ des amerikanischen Politikwissenschaftlers und Soziologen Daniel Goldhagen eine erneute öffentliche Debatte über die Ursachen des Holocaust. Ein Teil des Buches befasst sich mit der historischen Genese des Antisemitismus in Deutschland. Goldhagen vertritt dabei die Position, dass der Antisemitismus das wichtigste Bindemittel für die Ausbildung der deutschen Nation gewesen sei. Er stellte die These eines „eliminatorischen Antisemitismus“ auf, der in

---

eigene moralische Überlegenheit zu demonstrieren (vgl. Herbert 1998). Brockhaus sieht als typisch für die 68er „die fehlende Auseinandersetzung mit den konkreten Eltern, die ersetzt wurde durch die paranoide Faschismus-Analyse, die die Wiederkehr des Faschismus überall und jederzeit fürchtete, sowie eine durchdringende Intellektualisierung und generalisierte Gefühlsabwehr, die auch Trauer und Selbstmitleid tabuisierte. Diese Abwehr ließ die innere Nähe und Loyalität zu Eltern, Lehrern, verehrten Autoritäten, die Mitläufer oder gar Täter gewesen waren, unangetastet. Bestehen bleibt auch die tiefe Verbundenheit mit deutscher Sprache und Kultur. Daneben auch die mehr oder weniger große Angst vor der psychischen Erbschaft.“ (Brockhaus 2012: 108)

<sup>51</sup>Zur kritischen Debatte um die Serie vgl. Fischer/Lorenz 2006: 243

Deutschland vorgeherrscht habe, und richtete sein Hauptaugenmerk auf das einzelne handelnde Individuum. Bislang erfolgte Erklärungsmuster, wie etwa ein unmittelbarer Zwang zum Ausführen der Tötungsbefehle oder die Staatshörigkeit der Deutschen, sind für Goldhagen keine hinreichenden Erklärungen. Der eliminatorische Antisemitismus sei nicht mit den Nazis über die Deutschen hereingebrochen, sondern sei als ein elementarer Bestandteil der deutschen Kulturgeschichte zu betrachten (vgl. Goldhagen 2012). Im Gegensatz zu Hannah Arendt, die in diesem Betrachtungskontext auf die „Banalität des Bösen“ in der Haltung der Täter:innen bei der Eliminierung von Minderheiten hingewiesen hat stellt Goldhagen die „Brutalität“ dieser Haltung in den Vordergrund. Die Goldhagen-Debatte 1996 um die, der von Christopher Browning grundsätzlich widersprechenden These<sup>52</sup>, dass das Verhalten der Täte:innen keine multikausalen Modelle brauche, sondern nur die Einsicht, „dass es sich bei den Deutschen zur Zeit des Nationalsozialismus (...) um fanatische Judenhasser gehandelt habe“, lieferte zwar auf dem Gebiet der Täter:innenforschung wichtige Anstöße, führte aber nicht zu einer langanhaltenden identifikatorischen Auseinandersetzung mit den Deutschen als Täter:innen und schlug, so Fischer und Lorenz, in den späten 1990er Jahren in den neuen deutschen Opfer-Diskurs um (Fischer/ Lorenz 2006: 295f).

Die erste Hamburger Wehrmachtsausstellung 1995 - 1999 zeigte schließlich, dass das Bild der „sauberen Wehrmacht“ nicht stimmte und dass die Besucher:innen auf über 1500 Fotografien damit rechnen mussten, ein Familienmitglied zu entdecken. Hier wurde erstmalig die Trennung zwischen der Wehrmacht und den NS-Verbrechen aufgehoben. Dadurch rückten die Verbrechen unvermeidlich in die Privatheit der Familien. Die Generation der Täter:innen und ihre Nachkommen wurden damit zu einer innerfamiliären Auseinandersetzung gezwungen (vgl. Fischer/Lorenz 2006: 288).<sup>53</sup>

---

<sup>52</sup>Browning untersuchte 1992 in *Ordinary Men* wie ebenfalls Goldhagen das Hamburger Reserve-Polizeibataillon 101 und sah die Motivlage als Überlagerung verschiedener ideologischer und situativer Merkmale an.

<sup>53</sup>Welzer (2007: 60f) weist darauf hin, dass zwar der zentrale Fokus der Erinnerungskultur der jüngsten deutschen Geschichte auf dem Holocaust liege. Das gesellschaftliche Selbstverständnis vor dem Hintergrund des Alltags im Nationalsozialismus sei bei dieser Betrachtungsweise allerdings in den Hintergrund getreten. Er verweist auf den bisher vernachlässigten Aspekt einer soziokulturellen Betrachtung der Thematik. Die nationalsozialistische Gesellschaft habe eine ungeheure psychosoziale Energie und Dynamik bei ihren Mitgliedern gerade deshalb freizusetzen vermocht, weil das „Tausendjährige Reich“ von den meisten Deutschen als ein gemeinsames Projekt empfunden worden sei, an dem man teilhaben wollte und auch durfte, sofern man die Ideologie der rassistisch definierten Kriterien für gut geheißen oder zumindest gebilligt habe. Welzer wirft die Frage auf, warum gesellschaftlich identifikatorische Aspekte bisher in der privaten und öffentlichen Erinnerungskultur so wenig Raum eingenommen haben und führt als einen wesentlichen Aspekt für diese fehlende Auseinandersetzung die unreflektierte Verstrickung der Deutschen in identifikatorische Größenphantasien an.

Dass dies aber nur selten unproblematisch und wahrheitsgetreu ablief, zeigten Studien wie Harald Welzers „Opa war kein Nazi“ (2000). Der Soziologe Harald Welzer und dessen Mitautor:innen sind diesem Phänomen nachgegangen und stellen in dem Buch „Opa war kein Nazi“ (Welzer et al. 2002) die Ergebnisse ihrer Untersuchungen über die Tradierungen von Geschichtsbewusstsein vor. Welzer stellt fest, dass sich in den Zeitzeugen:innen-Interviews häufig das Phänomen der Doppelstruktur von Wissen und Nichtwissen gezeigt habe. Hierbei sei besonders interessant gewesen, dass die Generation der aktiv am Krieg und NS Beteiligten in manchen Situationen sogar bereitwillig redeten (meist unter der Prämisse, dass man ja keine Wahl gehabt habe), versuchten die Kinder dies zu verhindern (womöglich spürten sie die Widersprüche oder das fehlende Schuldbewusstsein und schämten sich stellvertretend, beziehungsweise versuchten sich weiterhin vor der Realität zu schützen und die Enkel jedoch wollten alles hören, deuteten es aber in teilweise völlig verdrehte Geschichten und die Großeltern wurden zu Helden und Rettern von verfolgten Menschen.

Konrad Brendler (1997) ging bei seinen sozialwissenschaftlichen empirischen Untersuchungen deutscher Schüler und Schülerinnen beim Erwerb historischer Kenntnisse der Frage nach, wie sich die Lernprozesse im Umgang mit der jüngsten deutschen Vergangenheit auf das aktuelle Verhalten und die Identität der Schüler:innen auswirkten und zeigte ebenfalls auf, dass „eine konstruktive, persönlichkeitsbildende Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte in Familie und Schule nur selten gelingt.“ (ebd.: 54). Hier wurde also festgestellt, dass die Erinnerungen, die innerhalb der Familie vermittelt wurden für die Nachkommen einen stärkeren Wahrheitsgehalt hatten als das, was sie in der Schule und Gesellschaft erfuhren, beziehungsweise, dass beides nebeneinander stehen kann.<sup>54</sup>

---

<sup>54</sup>Das Leid unter der moralischen Last der Vorfahren bestimme häufig das Erleben dieser Kinder und Jugendlichen in der sensiblen Entwicklungsphase der Adoleszenz. Zentraler Fokus der Irritation im persönlichen und historischen Umgang der Jugendlichen mit der Thematik sei das Problem personaler Schuld und die generelle Frage nach den Entstehungsbedingungen dieser Verbrechen. Derartigen Fragen werden weder im öffentlichen noch im privaten Kontext adäquat nachgegangen, was zur Folge habe, dass eine allgemeine existentielle Beunruhigung den gesellschaftlichen Hintergrund präge. Aufgrund der Schilderungen des Leidensdrucks der Schüler vermutet Brendler unbewältigte traumatische Erfahrungen in zwei Erlebnisdimensionen. Zum einen stehe diese existentielle Verunsicherung im Zusammenhang mit einem existentiellen Trauma, das die anhaltende Erschütterung des Grundvertrauens in die „*Conditio humana*“ und die humanen Potentiale schlechthin beinhalte. Zum anderen vermutet er, dass die Berührung mit dem unermesslichen Leiden der Opfer, mit der fabrikmäßigen Menschenvernichtung und mit der Brutalität der Täter:innen zu einem existentiellen Schock führe. Dieser wirke weiter als Zukunftsangst und ziehe ein fatalistisches Grundgefühl nach sich, das die Vorstellung beinhalte, unbeherrschbaren Kräften und unvorhersehbaren Entwicklungen machtlos ausgeliefert zu sein (ebd.: 48).

In den letzten Jahren gab es vor allem Debatten um späte Enthüllungen um SS-Mitgliedschaften, wie dies bei Günter Grass 2006 der Fall war und in welchen es darum ging, zu welchem Zeitpunkt die Akteure dies und ob sie es überhaupt hätten mitteilen sollen. Die teilweise heftigen Diskussionen um solche Ereignisse und die diese häufig begleitenden „Entgleisungen“ von verschiedenen Stimmen zeigen an, dass es immer noch Bedarf an einer Fortsetzung der Auseinandersetzung gibt.

### ***II.III. Stand der Kriegskinder-Forschung***

Während in England Dorothy Burlingham und Anna Freud (1949) bereits während des Zweiten Weltkrieges an in einem Kinderheim (Hampstead Nurseries) untergebrachten Kindern untersuchten, welche Kriegserlebnisse wie Fliegerangriffe, Nächte in Luftschutzkellern, Trennung von Eltern und Evakuierung sich auf welche Weise körperlich und seelisch auswirkten, gab es in den beiden deutschen Staaten lange nur vereinzelte Studien zu dieser Thematik (Langeoog-Studie vgl. Lippelt/ Keppel: 1950). Freud und Burlingham stellten fest, dass die Kinder mit kriegsbedingten Erlebnissen weitaus besser umgehen konnten, wenn sie dabei von ihrer Mutter begleitet wurden, als Kinder, die durch die Evakuierung von ihren Müttern getrennt waren (Freud/ Burlingham 1943). Freud und Burlingham identifizierten dabei eine altersspezifische, nach psychodynamischen Phasen ausgerichtete Traumatisierung. Die Ängste von Kindern, die Bombenangriffe miterlebten, stammten, so Freud, aus unterschiedlichen Quellen: Realangst vor allem bei älteren, ebenso Triebangst, Gewissensangst, von Erwachsenen übernommene Angst und manische Abwehr bei Verlust wichtiger Bezugspersonen (Freud 1987: 516 ff).

Die Fähigkeit der wichtigen Beziehungspersonen, die eigene und die Angst des Kindes auszuhalten und dem Kind trotz der äußeren Bedrohung Stabilität zu vermitteln, wurden von den Autorinnen als wichtige Resilienzfaktoren diskutiert (Freud/ Burlingham 1943; Freud/ Dann 1951). Dieser Zusammenhang wurde von anderen Studien später bestätigt (u.a. Bryce et al. 1989, Almquist & Broberg 1999)

Die Langeoog-Studie untersuchte 12500 Kinder und fand bei ihnen unter anderem Haltungsschäden, schlechte Zähne, schwache Abwehrkräfte, fehlendes Selbstvertrauen und Misstrauen anderen Personen gegenüber, mangelnde Konzentrationsfähigkeit, Schlafstörungen, Alpträume, Bettnässen, Sprachstörungen, Schwindel und Kopfschmerzen (vgl. Lippelt/ Keppel: 1950) 1964 zeigte eine andere Studie dass der

körperliche Entwicklungsstand der Flüchtlingskinder im Gegensatz zu anderen Kindern sehr gut war. Sie zeigten keine Anzeichen einer Traumatisierung (vg. Brandt: 1964).

Stutte kam in seiner von 1946 – 1950 durchgeführten Studie zu dem Ergebnis, dass die NS-Ideologie und – Pädagogik eine stabilisierende Wirkung auf Kinder hatte und sie somit belastende Erlebnisse wie Flucht ohne schwerwiegende Folgen überstehen konnten. Sie zeigten die gleichen Reaktionen und Störungen wie andere Kinder mit belastenden Erlebnissen (Tics, Einnässen, Sprachstörungen usw.) hatten aber insgesamt bessere Schulleistungen (Radebold 2005: 56f) Stutte zufolge war die Psyche der Kinder sehr elastisch und schreckliche Erlebnisse wurde schnell vergessen und hatte somit auch keine schwerwiegenden Folgen, wenn sie bei ihrer Mutter waren und bestätigten in diesem Befund Freud und Burlinghams Ergebnisse (Stutte 1950).<sup>55</sup>

Radebold, Heuft und Fooken (2009) stellten aufgrund ihrer Untersuchungen fest, dass ein Überblick über die Folgen der Kindheit im Zweiten Weltkrieg fehle, dass aber der Zweite Weltkrieg und die Nachkriegszeit bis heute anhaltende, psychische und körperliche Folgen ebenso wie familiäre, transgenerationale und auch gesellschaftliche Auswirkungen nach sich gezogen hätten. Die Forschungssituation sei in Deutschland sowohl disziplinar als auch interdisziplinär gänzlich unzureichend.

Brähler, Decker und Radebold (2004) führen dazu aus, dass aus unterschiedlichen Gründen die Kindheit dieser Generation in der Forschung kaum Beachtung gefunden habe. Die erste und einzige Untersuchung (Thomae/ Coerper/ Hagen: 1954) zu dieser Personengruppe zeichne ein Bild eher ungestörter psychischer, sozialer und körperlicher Entwicklung. Diese Entwicklung sei als Ausdruck hoher Adaptionfähigkeit und insgesamt kaum beeinträchtigter Entwicklung gewertet worden.

Fooken, Heuft, Radebold, Reulecke und Stambolis (2011) führen in ihrem Abschlussbericht der Forschungsgruppe „weltkrieg2kindheiten“ als Grund für die jahrzehntelange fehlende Forschung an:

„Die wenigen, bald nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges durchgeführten Untersuchungen vermittelten der fachlichen und allgemeinen Öffentlichkeit, dass sich diese so genannten Kriegskinder nach Abklingen der schon beobachtbaren deutlichen psychischen, psychosozialen und körperlichen Störungen weitgehend unauffällig weiterentwickelt hätten. Diese Annahme

---

<sup>55</sup> Die höheren Leistungen resultierten mit großer Wahrscheinlichkeit zwar aus der NS-Sozialisation, die Deutung kann aber mit ebenso großer Wahrscheinlichkeit zurück gewiesen werden, da die Kinder zu großer Disziplin, Leistungsbereitschaft und dem Verdrängen von Schmerz und Leid erzogen wurden.

wurde durch das Selbstbild der gut funktionierenden Kriegskinder verstärkt. Ihre ausgeprägte Identifizierung mit der deutschen Schuld am Zweiten Weltkrieg und seinen Folgen trug zusätzlich dazu bei, die eigenen etwaigen Beeinträchtigungen und Belastungsfolgen entweder zu verdrängen oder zumindest zu bagatellisieren. Sie ließen daher jahrzehntelang ein Bild anormaler Normalität dieser Geburtsjahrgänge entstehen.“ (Fooker et al. 2011: 1)<sup>56</sup>

Erst in den vergangenen zehn Jahren wurden Langzeiteffekte von Kindheiten im Zweiten Weltkrieg systematisch in mittlerweile zahlreichen Studien untersucht. Aufgrund der vorliegenden Untersuchungen wird der Zusammenhang zwischen Kriegserfahrung und den heutigen Folgen nun mit zahlreichen empirischen Studien als belegt angesehen. (Radebold 2006.: 144)

Als potentiell schädigende bis traumatisierende Kriegs-Einflüsse wurden von Brähler, Decker und Radebold insbesondere folgende Erfahrungen benannt (Brähler, Decker, Radebold 2004): Erleben ständiger Bombenangriffe (Verlust von Wohnung bzw. Haus), Evakuierung/ Kinderlandverschickung mit häufig lang anhaltender Trennung von der Mutter und den vorhandenen Geschwistern, Lang anhaltender (Krieg, Gefangenschaft) oder dauernder (gefallen, vermisst, später aufgrund von Verletzungen/Erkrankungen verstorben) Verlust des Vaters, somit Halbwaise oder in geringerem Umfang, Vollwaise aufgrund des Verlustes beider Elternteile, Lang anhaltende ungünstige Lebensumstände (Hunger und Unterernährung, Verarmung/Armut, nicht behandelbare Erkrankungen etc.), Vertreibung (Flucht, Verlust der Lebensgrundlage und Existenz mit nachfolgendem Flüchtlingsstatus).

Decker und Brähler (2006; vgl. auch Schulz, Radebold & Reulecke, 2004) stellten beispielsweise in einer repräsentativen Querschnittstudie bei den Geburtsjahrgängen 1930 - 1945 eine starke Belastung von Kindern und Jugendlichen im Zweiten Weltkrieg durch erfahrene Vertreibung, Ausbombung und einer dauerhaften Abwesenheit des Vaters fest. Letztere stand in signifikantem Zusammenhang mit einer negativeren Befindlichkeit, höherer Symptombelastung und stärkeren sozialen Einschränkungen.

In den unterschiedlichen Studien schwanken die Zahlen der stark betroffenen Personen erheblich. Radebold (2005) schätzt das Ausmaß der Betroffenheit auf ca. 30 % der

---

<sup>56</sup>Als weiterer Grund wird hier eine „Identifizierung mit der deutschen Schuld“ genannt, dass die Kinder ihre Belastungen verdrängten und sich damit unauffällig zeigten. Ich möchte an dieser Stelle diese Herstellung von Kausalität nicht eingehend diskutieren, sondern nur auf ihre Problematik hinweisen, welche in dieser Arbeit immer wieder Thema sein wird. Fragen, die sich hier stellen, sind: Waren die Kinder mit der deutschen Schuld identifiziert? Die Kinder, die Jugendlichen, die Erwachsenen? Mit der deutschen Schuld? Mit Schuld oder hatten sie Schuld-Gefühle? Und verdrängten sie daher ihre Belastungen? Und auch hier geht es nicht um den NS sondern nur um den Krieg.

damaligen Kinder und Jugendlichen mit beeinträchtigenden bis beschädigenden, sowie weitere 30%, die lang anhaltend beschädigende bis traumatisierende Erfahrungen gemacht haben.

Schepank et al. stellten in einer epidemiologischen Felduntersuchung Mitte der 80er-Jahre in Mannheim beim Vergleich der Geburtsjahrgänge 1935, 1945 und 1955 in der Nachuntersuchung deutliche Unterschiede bezüglich psychisch bedingter Erkrankungen fest. Mit 40% Anteil war der Jahrgang der „Spätkriegskinder“, 1945 am stärksten belastet, die „Frühkriegskinder“, 1935, zu 30 % und der Jahrgang 1955, die Nachkriegskinder nur zu 20 %. Teegen und Meister (2000) fanden in einer Untersuchung an vertriebenen Jugendlichen des Zweiten Weltkrieges entgegen der oben genannten Lebenszeitprävalenz von PTBS in der Allgemeinbevölkerung, eine PTBS-Prävalenz von 5%. Fischer, Struwe und Lemke (2006) stellten in einer Studie an Vertriebenen, die zum Zeitpunkt des Zweiten Weltkrieges Jugendliche bzw. Adoleszente waren eine noch höhere Prävalenz von PTBS von 9,8% fest. In einer Untersuchung der Art und Häufigkeit kriegsbedingter Traumata sowie entsprechender Symptome im Rahmen des Projekts „Kriegskindheit“ der Universität München fanden Kuwert, Spitzer, Träder, Freyberger und Ermann (2006) bei 14% von 93 „Frühkriegskindern“ (1933 - 1945) PTBS entsprechend DSM-IV im Längsschnitt, 10,8% litten unter einer kauten PTBS-Symptomatik.

Diese unterschiedlichen Ergebnisse lassen sich einerseits auf die zum Teil sehr unterschiedlichen Untersuchungsdesigns der einzelnen Studien zurückführen. Des Weiteren sind ebenfalls die Untersuchungsgruppen bezüglich des Alters, der Herkunft und des Feldes (teilweise wurde das Sample in Krankenhäusern ausgewählt, also bei einer körperlich überdurchschnittlich belasteter Personengruppe) sehr unterschiedlich zusammen gesetzt. Ein andere Grund für die stark variierenden Zahlen von Traumatisierten ist ebenfalls ein der jeweiligen Studie anderes zu Grunde liegendes Trauma-Konzept (siehe dazu unten II.III.).

Mittlerweile ist die Forschungslandschaft zum Thema Kriegskinder sehr umfangreich und dadurch auch sehr unübersichtlich. Die meisten großen Forschungsprojekte gliedern sich in mehrere Teilstudien, sind in größere Forschungszusammenhänge eingebunden („w2k“) und es gibt zahlreiche Veröffentlichungen meist in Form von Artikeln in Fachzeitschriften.

Die Folgenden Ausführungen stellen den Versuch dar, einen groben Überblick über die in

Deutschland durchgeführten zentralen Forschungsprojekte zu bekommen und die wichtigen Ergebnisse darzustellen.

Dabei gehe ich chronologisch vor, wobei auch dies nicht durchgängig möglich ist, da die Teilstudien der Groß-Projekte teilweise zu unterschiedlichen Zeitpunkten durchgeführt wurden.

### **II.III.1. Die Mannheimer Kohortenstudie**

Die Mannheimer Kohortenstudie (Franz, Lieberz, Schmitz und Schepank 2012) untersuchte seit den 70er Jahren zu drei Messzeitpunkten anhand einer Zufallsstichprobe von 600 in Mannheim wohnhaften Erwachsenen die Häufigkeit und die möglichen Ursachen psychogener Erkrankungen in Anlehnung an die ICD-10. Mithilfe von halbstrukturierten biographischen Interviews und Fragebögen wurden 301 Proband\*innen untersucht.<sup>57</sup> Je 100 Frauen und Männer der Geburtsjahrgänge 1935, 1945 und 1955 fanden sich in der Stichprobe.

26% der Untersuchten wurden zum ersten Messzeitpunkt als Fälle psychogener Erkrankung eingestuft, wobei die weiblichen Probandinnen eine fast doppelt so hohe Rate aufwiesen (34% gegenüber 18%) Ein erhöhtes Fallrisiko zeigte sich bei ökonomisch Schwachen, getrennt Lebenden und bei einer hohen frühkindlichen Belastung (Psychopathologie der Mutter, uneheliche Geburt, pathologische Elternbeziehungen, häufige Abwesenheit der Mutter) (Franz et al. 47).<sup>58</sup> Mit einem ungünstigen Langzeitpontanverlauf gingen bestimmte Persönlichkeitsvariablen, belastenden kritische Lebensereignisse und Belastungen in der Kindheit einher. Als Risikofaktoren für die spätere Entwicklung stellten sich eine gesundheitliche, psychische und soziale Überlastung der Mutter und sich daraus ergebenden elterlichen Kompetenzen heraus.

„Die vorliegenden Untersuchungen erlauben insgesamt den Schluss, dass Einflüsse, welche Mütter in ihrer Bindungsfähigkeit bzw.-bereitschaft beeinträchtigten, zu einem erhöhten gesundheitlichen Entwicklungsrisiko des Kindes beitragen können.“ (ebd. 48)

Auch das Thema der Vaterlosigkeit wurde in dieser Studie eingehend untersucht und zeigte ein ähnlichen Ergebnis wie Radebold et al. (Siehe unten). Bei einem großen Teil der

---

<sup>57</sup>Die Falldefinition wurde über die drei folgenden Kriterien bestimmt: über die Diagnose psychogener Erkrankungen nach ICD, nach Überschreiten der Fallschwelle der bestehenden psychogenen klinischen Beeinträchtigungen und nach der Erfassung der psychogenen Störungen für die letzten 7 Tage (qualitatives, quantitatives und zeitliches Kriterium).

<sup>58</sup>Spätere Untersuchungen konnten diese Befunde bestätigen. Zum letzten Messzeitpunkt zeigten sich die die mittlere psychogene Beeinträchtigung der Probanden nahezu konstant. Strak beeinträchtigt zeigten sich 20,9% der Verlaufsstichprobe, 14,3% hatten sich verschlechtert und nur 10,6% verbessert.

Stichprobe war der Vater über längere Zeit abwesend. Vor allem war dies bei den 1935 Geborenen der Fall. Noch 50 Jahre später wiesen diese ProbandInnen eine deutlich stärker ausgeprägte psychische und psychosomatische Störung auf als ProbandInnen desselben Jahrgangs, die keine längere Trennung vom Vater erlebt hatten. Das Fehlen des Vaters in den ersten 6 Lebensjahren für einen Zeitraum über 6 Monate war für eine erhöhte Ausprägung der psychogenen Beeinträchtigung im späteren Leben statistisch bedeutsam, unabhängig vom Geschlecht (ebd.: 52).

Franz et al. zeigten außerdem, dass in vaterlosen Familien die Söhne häufig deren Rolle annahmen und dadurch überfordert waren (Parentifizierung). Die Dynamik aus Müttern, die mit depressiven Symptomen auf den Verlust des Ehemannes reagierten und der Parentifizierung führte, so Franz et al., bei den Söhnen zu einer „Scheinnormalität“, zu einer rein funktionalen Identität. (Franz et al. 2007: 103).

„Sowohl im Extremgruppenvergleich als auch innerhalb des Regressionsmodells bestand -wie für klinische und psychometrische Variablen -ein eigenständiger, statistisch bedeutsamer Zusammenhang zwischen einer Abwesenheit des Vaters (mehr als sechs Monate in den ersten sechs Lebensjahren) und der psychogenen Beeinträchtigung im späteren Leben. Dies ließ sich sogar für die 73 der 125 älteren Probanden des Geburtsjahrganges 1935, bei welchen der Vater in den ersten sechs Lebensjahren fehlte, nachweisen. Die mögliche sozialpolitische Bedeutung dieser Befunde wird methodenkritisch diskutiert“ (Franz, Lieberz, Schmitz, Schepank 1999 260-278).

Die Autor:innen fügen jedoch an, dass eine überdurchschnittlich hohe psychogene Beeinträchtigung letztendlich aus dem Zusammenwirken mehrerer Einflüsse resultiere und nicht als allein ursächlicher Faktor gesehen werden könne. Sie sehen in der längeren Abwesenheit des Vaters eine Risikoerhöhung, wenn diese nicht ausreichend kompensiert wurde, was sie für diese Jahrgänge für sehr wahrscheinlich halten.

„Ein Fehlen derartiger protektiver Einflüsse und eine Mehrfachbelastung durch traumatische Risikofaktoren ist bei den Probanden des Geburtsjahrgangs 1935 aufgrund der Kriegseinwirkungen und deren Folgen nach 1945 sehr wahrscheinlich. Es ist leicht vorstellbar, dass eine durch Kriegsfolgen und Trennung von ihrem Partner belastete Mutter über Jahre hinweg in ihrer Zuwendungsfähigkeit ihrem Kind gegenüber massiv beeinträchtigt ist.“ (Franz et al. 2012 53)

### **II.III.2. Eldermen-Studie**

In dieser zwischen 1994 bis 1997 und 2000 bis 2002 an der Klinik und Politiklinik für Psychosomatik und Psychotherapie in Münster und dem Institut für Gerontologie in Heidelberg durchgeführten Studie (Schneider, Heuft, Kruse, Driesch 2012) wurde der

Frage nachgegangen, „welcher Zusammenhang zwischen der erlebten subjektiven Förderung bzw. Belastung und der psychogenen Beeinträchtigung Älterer besteht.“ und dazu 262 Personen befragt (Driesch et al., 2012).<sup>59</sup>

57 von 156 Personen erlitten in ihrer Kindheit und Jugend objektive Belastungen. Die jüngere Gruppe mit durchschnittlich 72,9 Jahren war die objektiv belastetste, dabei aber weniger funktionell beeinträchtigt. Diejenigen, die sich in dieser Gruppe subjektiv stärker gefördert fühlten, hatten einen eingeschränkt signifikanten niedrigeren BSS-Mittelwert.

Für 32 Proband:innen, die im späteren Leben ein traumatisches Erlebnis hatten, war dies jedoch von großer Bedeutung. Die subjektiv geförderten hatten hier einen signifikant niedrigeren BSS-Mittelwert. (Driesch et al., 2012 70f)

Mit dieser Studie konnte der starke Einfluss und die große Bedeutung von der subjektiv wahrgenommenen Unterstützung und Förderung für die Verarbeitung von belastenden bis traumatischen Erlebnissen aufgezeigt werden. Die Autor:innen merken hierbei jedoch selbst kritisch an, „dass ausschließlich stationäre, internistisch behandelte Patienten untersucht wurden.“ (Driesch et al., 2012 ).

### **II.III.3. Hamburger Studie zu Fluchterfahrungen**

An der Hamburger Untersuchung von Teegen und Meister (2000) beteiligten sich 269 Personen mit Fluchterfahrungen im Alter von 15 Jahren. Durchschnittlich wurden 5 traumatische Erfahrungen berichtet. Davon wurden in Mittel zwei Erfahrungen von den Probanden als besonders schwerwiegend eingestuft, wie z. B. eigene Vergewaltigung, Miterleben des gewaltsamen Todes Angehöriger, Beschuss etc.. 5% der Probanden wiesen zum Untersuchungszeitpunkt eine voll ausgeprägte PTSD auf, 25% eine partielle PTSD, wobei Frauen bei gleicher Belastung signifikant häufiger unter PTSD-Symptomen litten. Der Zusammenhang zwischen der Anzahl der traumatischen Erlebnisse und dem Ausmaß der PTSD war signifikant. Im SCL90 (komorbide Beschwerden) zeigten 43% eine Symptombelastung ( $T > 60$ ). Vor allem standen somatische Störungen, Angstsymptome

---

<sup>59</sup>Es wurden 156 (davon 105 Frauen) Personen der Geburtsjahrgänge 1936 und früherer, die am Ende einer stationären internistisch-geriatrischen Behandlung standen, mithilfe eines halbstrukturierten, biographischen Interviews untersucht. Zum Untersuchungszeitpunkt waren die Personen durchschnittlich 69 Jahre, zur Zeit der Flucht zwischen 7 und 21 Jahre alt. Mithilfe des in der Mannheimer Studie operationalisierten Beeinträchtigungs-Schwere-Score (BSS) wurde das Ausmaß psychogener und psychosomatischer Beeinträchtigung in den drei Dimensionen „körperlich“, „psychisch“ und „sozialkommunikativ“ von 0 (gar nicht) bis 4 (extrem) eingeschätzt. (Driesch et al., 2012 67) Für ein traumatisches Erlebnis im Erwachsenenalter (nach ICD-10) wurde der Belastungsgrad 4 gesetzt. Zusätzlich wurde die Aktivität des alltäglichen Lebens wie Nahrung zubereiten, den Haushalt führen, etc., die subjektive Bewertung der objektiven Belastung und die subjektiv empfundene Förderung in der gleichen Lebensphase erfasst.

und Depressivität im Vordergrund. Bezüglich der Bewältigungsstile wurden qualitative Daten erfasst. Hier wurde vor allem Religiosität oder positive Vorbilder (meist die Mutter) als hilfreich erlebt. 62% litten unter intrusiven Symptomen. Die Studienteilnehmer:innen mit PTBS zeigten im Vergleich zu weniger belasteten Personen signifikant häufiger Mehrfachtraumatisierungen, komorbide Beschwerden, Defizite der emotionalen Kompetenz und ein geringeres Kohärenzgefühl. Die emotionale Kommunikationsfähigkeit dieser Gruppe sei deutlich beeinträchtigt gewesen. Auch wies diese Gruppe stärker als eine gleichaltrige Patient:innengruppe mit psychosomatischen Störungen die Tendenz auf, Gefühle abzuwehren oder zu leugnen (Teegen & Meister 2000).

#### **II.III.4. Weltkrieg2Kindheiten (w2k)**

Unter der Leitung von Hartmut Radebold und Jürgen Reulecke gründete sich 2002 die interdisziplinäre Forschungsgruppe „weltkrieg2kindheiten“, die an unterschiedlichen Forschungsinstituten angesiedelt war. Aus der Zusammenarbeit sind verschiedene Forschungsprojekte hervorgegangen.

Fooker, Heuft, Radebold, Reulecke und Stambolis beschreiben den Anfang der Forschungsgruppe von folgenden Reaktionen der Öffentlichkeit begleitet:

„Die sich schnell zusammenfindende und intensiv konstruktiv zusammenarbeitende interdisziplinäre Forschungsgruppe w2k erlebte zunächst sowohl in der Fachöffentlichkeit, bei Forschungsanträgen sowie in der allgemeinen Öffentlichkeit eine zumindest skeptische, teilweise auch ablehnende Reaktion gegenüber den beabsichtigten Forschungsvorhaben. Die unüberhörbare Skepsis bis hin zu manchmal auch deutlich geäußelter Ablehnung gründete offensichtlich auf der erfahrenen deutschen Geschichte, insbesondere in der hohen Identifizierung mit der deutschen Schuld am Zweiten Weltkrieg und den Folgen der nationalsozialistischen Diktatur wie der Shoah.“

Die Forschungsgruppe veranstaltete in Kooperation mit der Studiengruppe „Kinder des Weltkrieges“ des KWI (Kulturwissenschaftliches Institut Essen) vom 14. bis 16. April 2005 den Internationalen Kongress „Die Generation der Kriegskinder und ihre Botschaft für Europa 60 Jahre nach Kriegsende“ an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt/Main (Ewers et al., 2006, Radebold et al., 2006)

Gefördert wurden die Forschungsmöglichkeiten von w2k zusätzlich durch die Einrichtung einer Studiengruppe „Kinder des Weltkrieges“ am Kulturwissenschaftlichen Institut des Landes Nordrhein-Westfalen (KWI) unter Leitung von Jürgen Zinnecker (Siegen). Hans-Heino Ewers (Frankfurt/Main), Insa Fooker (Siegen), Gereon Heuft (Münster), Jana

Mikota (Essen), Hartmut Radebold (Kassel), Jürgen Reulecke (Gießen) gaben gleichzeitig die Publikationsreihe „Kinder des Weltkrieges“ heraus.<sup>60</sup>

Ziel der Untersuchungen waren die damaligen Erfahrungen der vom Zweiten Weltkrieg und der direkten Nachkriegszeit betroffenen Kinder und Jugendlichen (Jahrgänge 1928 bis bis 1948, d. h. bei Kriegsende max. 17 Jahre alt ), ihre Entwicklung in Kindheit, Jugendzeit und Erwachsenenalter sowie ihr heutiges psycho-soziales Befindens.

Wichtige Themen waren unter anderen:

- ♣ die Untersuchung von Teilgruppen (z. B. vaterlos Aufgewachsenen, Flüchtlings-/ Vertriebenenkindern, „Hamburger Feuersturm“ und ähnlichen Großangriffen betroffene Kinder und Jugendliche);
- ♣ die Untersuchung der belastenden bzw. traumatisierenden sowie auch der protektiven Einflüsse (in Kindheit/Jugendzeit und im Erwachsenenalter);
- ♣ die Untersuchung der aktuellen Einflüsse angesichts sich häufender Trauma-Reaktivierungen und Re-Traumatisierungen (Heuft 1999) (vgl. Fooker et al. 2011: 3)

Die jeweils angestrebten Untersuchungen wurde interdisziplinär durchgeführt unter Nutzung quantitativer und qualitativer Forschungsmethoden sowie unter Berücksichtigung von Längsschnitt- und Querschnittsperspektiven.

---

<sup>60</sup>Mitglieder w2k: Dr. Werner Bohleber, Psychoanalytiker, Frankfurt/Main, Prof. Dr. hum. biol. E. Brähler, Abteilung Medizinische Psychologie, Medizinische Soziologie, Universität Leipzig , PD Dr. phil. Dipl.-Psych. Oliver Decker, Universität Siegen, Fachbereich 2, Psychologie, Prof. Dr. Hans-Heino Ewers, Direktor Institut für Jugendbuchforschung, Universität Frankfurt/Main, Prof. Dr. Insa Fooker, Universität Siegen, Fachbereich 2, Psychologie, Prof. Dr. Matthias Franz, Klinisches Institut für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, Universitätsklinikum Düsseldorf, Prof. Dr. Matthias Grundmann, Institut für Soziologie, Westfälische-Wilhelms Universität Münster, Prof. Dr. med. Gereon Heuft, Klinik und Poliklinik für Psychosomatik und Psychotherapie, Universitätsklinikum Münster, Prof. Dr. Dieter Hoffmeister, Institut für Soziologie, Westfälische-Wilhelms Universität Münster, Dipl. Psych Harald Kamm, Psychoanalytiker in eigener Praxis, Bamberg, PD Dr. med. Dipl.-Psych. Ulrich Lamparter, Institut und Poliklinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, Universitätsklinikum Hamburg- Eppendorf, Prof. Dr. phil. M. Leuzinger-Bohleber, Sigmund-Freud-Institut, Frankfurt/Main, Prof. Dr. med. Klaus Lieberz, Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim, Prof. Dr. med. Hartmut Radebold, Arzt für Nervenheilkunde, Psychoanalyse, Psychotherapeutische Medizin, Lehrstuhl Klinische Psychologie, Universität Kassel (1976-1998), Prof. Dr. phil. Jürgen Reulecke, Lehrstuhl für Zeitgeschichte an der Universität Gießen, Sprecher des DFG-Sonderforschungsbereichs „Erinnerungskulturen“ bis Ende 2008, Historisches Institut, Universität Gießen, Dr. Helga Spranger, Fachärztin Psychiatrie/Psychotherapie, Psychotherapeutische Medizin, Strande, Prof. Dr. phil. Barbara Stambolis, apl.-Professorin für Neuere und Neueste Geschichte, Fakultät für Kulturwissenschaften, Historisches Institut, Universität Paderborn, Prof. Dr. i. R. Jürgen Zinnecker, Professor für Erziehungswissenschaften an der Universität Siegen/Gastprofessor am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen (KWI) (2004-2008)

### **II.III.5. Radebolds Untersuchungen**

Radebold führte seit Mitte der 1980er Jahre Psychoanalysen mit 19 Personen, die der relevanten Altersgruppe entsprechen, durch (Radebold 2000, 2005, 2010)

In dem 2006 erschienenen Buchbeitrag „Während des Alterns anzutreffende Folgen“<sup>61</sup> beschreibt Hartmut Radebold als die zentralen Erfahrungen der Kriegskinder: passive und aktive Gewalterfahrungen, Trennung und Verluste von wichtigen Bezugspersonen, Verlust von Heimat einschließlich Sicherheit und Geborgenheit (Radebold 2006: 139).

Diese Erfahrungen wurden in je unterschiedlichen Entwicklungsphasen gemacht. Teilweise standen beschützende Einflüsse zur Verfügung, wie etwa eine stabile und Sicherheit gebende Mutter-Kind-Beziehung, eine stabile und heile Großfamilien-Situation, wenn der Vater nicht zur Verfügung stand eine Ersatzperson, sowie aktive individuelle Bewältigungsstrategien (ebd.: 139).

Als Folgen beschreibt er u. a.: erhebliche psychogene Beeinträchtigung, Ängste, Depressionen, somatoforme Beschwerden, Beziehungsstörungen, Müdigkeit, PTBS (vgl. S. 142f.). Die Folgen der Traumatisierung im Krieg seien, so Radebold, in Art und Ausmaß auch von den folgenden Lebensumständen abhängig: Familiäre Erfahrungen der Kinder wie Vaterlosigkeit durch den Ersten Weltkrieg bzw. Kriegserfahrungen der Eltern im Ersten Weltkrieg (ebd.: 145). Unspezifisch erwähnt hier Radebold „neurotische(n) Konflikte und partnerschaftliche(n) Schwierigkeiten“ (ebd.).

Eingehend untersucht hat Radebold die Vaterlosigkeit. Anhand von zehn Psychoanalysen 45- bis 60-jähriger Patienten schildert Radebold in „Abwesende Väter - Folgen der Kriegskindheit in Psychoanalysen“ (2000) die Folgen der kriegsbedingten Vaterlosigkeit. Anhand von Therapieberichten stellt er dar, was die Patient:innen in den Jahren 1933 bis 1945 erlebten, was im Krieg geschah, was nach dem Krieg geschah und welchen Einfluss diese Erlebnisse auf die innerpsychische Entwicklung nahmen, vor allem unter dem Gesichtspunkt der abwesenden, fehlenden, verlorenen oder durch den Krieg seelisch belasteten Väter und deren Älterwerden. Radebold - selbst ein Angehöriger dieser Generation - zeigt auf, wie oftmals das Gefühl der Leere, der Resignation und Beziehungsstörungen das innerpsychische Erleben dieser Kinder und späteren

---

<sup>61</sup>Radebold, Hartmut (2006): Während des Alterns anzutreffende Folgen, in: Radebold, Hartmut/Heuft, Gereon/Fooker, Insa (Hrsg.): Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive, Juventa, Weinheim und München.

Erwachsenen bestimmt hätte. Er weist daraufhin, dass die Frage, welche psychischen Folgen diese emotionale Distanz wiederum für deren Kinder hatte, lange Zeit unbeachtet geblieben sei. Es habe sich gezeigt, dass dem Erleben der Kriegskinder nach die Väter innerlich abwesend gewesen seien, Kriegsheimkehrer, die krank, apathisch und unzugänglich gegenüber ihren Familien geblieben seien. Die erlebte scheinbare Normalität dieser Kinder sei in Wirklichkeit eine von vornherein pathologische Normalität (vgl. Radebold 2000: 102).

Bei seinen Patient:innen fand er als Symptom ein „freudloses bis resignatives, chronisch depressives und dazu altruistisches Funktionieren ohne Zukunftsperspektive – häufig kombiniert mit tief sitzenden Ängsten.“ (Radebold 2010: 159)

Weitere beobachtbare Symptome seien bei dieser Personengruppe: Angst- und depressive Symptomatiken, funktionelle und psychosomatische Störungen, körperliche Erkrankungen, Beziehungsstörungen, Identitätsstörungen, besondere ich-syntone Verhaltensweisen (u.a. ständiges Frieren, sorgfältiges Planen, Festhalten am Eigentum, fehlende Rücksichtnahme auf sich und seinen Körper), psychische Müdigkeit, Misstrauen, eingeschränkte psychosoziale Funktionsfähigkeit und Lebensqualität. (Radebold 2010: 207, 2005: 74-75) Angstzustände und Panikattacken können auch monosymptomatisch bestehen und müssen bei einer entsprechenden Vorgeschichte als Folgen diskutiert werden. Die damaligen Erfahrungen extremer Gewalt und plötzlicher Verluste hätten für viele dieser Kinder Ereignisse dargestellt, durch die sie in ihren Ich-Fähigkeiten überfordert gewesen seien. Es sei ihnen nicht möglich gewesen, für ein minimales Gefühl der Sicherheit und integrativen Vollständigkeit zu sorgen. Gefühle von Hilflosigkeit und damit Abhängigkeit anlässlich einer unveränderbaren Situation seien daher meist lebenslang gefürchtet und möglichst vermieden worden.

Die Erlebnisse der damaligen Kinder beschreibt er als kumulativ, da keine der Personen direkt ein mit großer Wahrscheinlichkeit traumatisierendes Erlebnis hatte. Sie erfüllten nicht die Kriterien für eine andauernde Persönlichkeitsveränderung nach Extrembelastungen. Die Symptome seien als „schwere chronifizierte Anpassungsstörungen nach kumulativen Traumatisierungen in der Kindheit“ zu sehen. (Radebold, 2010 163) Die Eltern der Kriegskinder seien meist selbst durch den 1. Weltkrieg beschädigt und nicht zu guten Beziehungen zu ihren Kindern fähig. Die Erziehungsideale der Kaiserzeit seien durch die des NS abgelöst worden (Radebold 2005:

74).

Er konstatiert, dass ein erlittenes Trauma und verleugnete Schuld eine gänzlich unterschiedliche Affektsprache nach sich zögen: Hier die Erfahrung von Todesangst, Willkür, Demütigung, destruktive Brutalität vermittelten sich durch Überlebensschuld, durch Parentifizierung der Kinder.

„Bei >>Täter<<-Kindern finden wir andere Elemente unbewusster oder halbunbewusster Mitteilungen durch die Täter: deren Verleugnung, Tendenzen zur Verharmlosung, Selbstrechtfertigung, gemischt mit heimlichen Sehnsüchten nach dem Entwerteten und Verlorenen; heimlichen Stolz auf einstige Erfolge, gelegentlich durchbrechende Größenphantasien, die an vergangene Ideal und erlebte Machtgefühle anknüpfen und die zur Kompensation der jetzigen Entwertungserfahrung verwendet werden. Bei einigen Tätern und Mitläufern findet sich Scham, sich vermeintlich guten Objekten (Führer/ Ideologie) verbunden zu haben, die nun entwertet sind, sich als schlecht erwiesen haben. Diese Täter fühlen sich getäuscht und betrogen und vermitteln ihren Kindern die Botschaft, misstrauisch zu sein, nichts zu glauben, sich nicht zu engagieren. Und ein immenses Verleugnen und Ignorieren des Leids, das anderen Angetan wurde – mit der Konsequenz, emphatische Haltungen mitgeföhlt zu verweigern. So betroffene Kinder erhielten somit >eine Art double-bind-Botschaft<: an die Kinder der Täter (Mitläufer) lautet sie: es war doch damals ganz toll, aber wir dürfen es nicht mehr sagen; wir sind ja die Besseren, Stärkeren etc., aber wir dürfen es nicht mehr zeigen; schuld sind die Opfer doch selbst, aber das darf man heute nicht mehr sagen. Anstelle einer Einsicht in reale Schuld besteht eine Haltung gegenüber einer nach außen verlagerten Autorität, der gegenüber man sich, um nicht Strafe zu erleiden, bedeckt halten und opportun verhalten muss.“  
(Radebold 2009: 99f)

„Die heute noch lebenden Älteren müssen und dürfen sich bewusst machen, durch wie viel Leid möglicherweise ihre Kindheit und Jugend geprägt wurde und dass sie teilweise bis heute an diesen Folgen leiden....Daraus ergibt sich die Pflicht, Sorgen zu tragen, dass die noch Lebenden, auch deren Kinder und Enkelkinder, in Europa im inneren Frieden künftig zusammenleben.“  
(Radebold 2005: 27)

Radebold bekräftigt, dass problematische Bemerkungen über die positiven Seiten des NS, über die „Verunglimpfung der Wehrmacht“, über Bagatellisierungen der Verbrechen, immer von frühere Jahrgängen geäußert würden, aber nicht von Kriegskindern (Radebold 2005: 125).

### **II.III.6. "Kriegskindheit im 2. Weltkrieg und ihre Folgen"**

Dieses Forschungsprojekt wurde an der Ludwig-Maximilians-Universität München von 2003 – 2009 durchgeführt. Innerhalb des Projektes gab es mehrere Vor- und Teilstudien,

die im Folgenden dargestellt werden sollen.

Das Projekt ist ebenfalls in Verbindung mit dem Forschungsverbund „Kindheiten und Jugendzeiten im Zweiten Weltkrieg und in der direkten Nachkriegszeit“ („w2k“) entstanden.

Im Zentrum stand die Bedeutung der Kindheit im Zweiten Weltkrieg in Deutschland für die persönliche Entwicklung der Betroffenen, die Art und Häufigkeit kriegsbedingter Traumatisierungen von früheren deutschen Kriegskindern, posttraumatische Symptome und die psychopathologische Beeinträchtigung in der Gegenwart (vgl. S. 213)<sup>62</sup>.

„Als Kriegskinder bezeichnen wir dort die Angehörigen der Geburtsjahrgänge 1939 bis 1945, deren Entwicklung durch die Bewältigung von mehr oder weniger bewusst erlebten frühen Traumatisierungen durch Kriegserfahrungen wie Bedrohungen und Verluste von Angehörigen, Krankheit und Entbehrung, Bombenkrieg und Militäraktionen, Fluchterlebnisse und Vertreibung, Heimatlosigkeit und Fremdheit, Armut und Isolierung geprägt worden ist.“ (S. 327)

Ergebnis der Literaturstudie (Vorstudie 1) zur Thematik der „Kriegskindheit“ in der Fachliteratur zeigte, dass nur eine geringe Zahl von wissenschaftlichen Arbeiten vorlagen, die psychische Aspekte der Kindheit im II. Weltkrieg behandelten (Cisneros 2004). In der Berichtsstudie (Vorstudie 2) wurden 150 Psychotherapieberichte aus dem Gutachtenverfahren zur Kostenübernahme psychotherapeutischer Behandlungen ausgewertet. Dabei wurden Kategorien entwickelt und evaluiert, um spezifische Einflussfaktoren der Kriegszeit auf die individuelle Entwicklung ausfindig zu machen. Dabei zeigte sich, dass die Thematik der „Kriegskindheit“ bei der Darstellung der jeweiligen persönlichen Biographie von den Psychotherapeut:innen erwähnt wurde, dass dies aber in den Berichten über die Behandlungsinhalte kaum wieder auftauchten (Ermann, Hughes und Katz 2007).

Die Untersuchung zur Adultisierung betrachtet den Zusammenhang zwischen kriegskindheitsbedingten Belastungen und familiären transgenerationalen Prozessen, in welchen die Betroffenen „früh erwachsen wurden“ (Parentifizierung) (Memmert 2006).

Die „Stralsund-Studie“ beschäftigt sich mit der Verarbeitung der Kindheit im Krieg in Ostdeutschland. Dazu wurden Symptome und Spätfolgen von Traumatisierungen erfasst. Es zeigt sich, dass die Kriegskinder dieser Studien stärker durch posttraumatische Symptome belastet sind als die Durchschnittsbevölkerung (Kuwert u.a. 2006).

---

<sup>62</sup>Kuwert P, Spitzer C, Freyberger HJ, Ermann M (2007) : Sixty years later: Post-traumatic stress symptoms and current psychopathology in former German children of World War II. *Internat Psychogeriatrics* 19:782 – 784  
Kuwert P, Spitzer C, Dudeck M, Freyberger HJ, Ermann M (2008) Psychische Beschwerden, interpersonale Probleme, Lebensqualität und Kohärenzgefühl bei ehemaligen deutschen Kriegskindern *Psychother Psych Med* 2008; 58: 257-263

Die Hauptuntersuchung umfasste eine Fragebogenuntersuchungen zur deskriptiven Erfassung von Kriegskindheitserinnerungen und ihrer subjektiven Bewertung sowie Interviews zur vertieften Erkundung der individuellen Erinnerungen, Verarbeitung und Bewertungen.<sup>63</sup>

Auf der Basis einer Fragebogenuntersuchung (N=1000) wurden 80 Studienteilnehmer:innen nach bestimmten Belastungskriterien ausgewählt, die zwischen 1933 und 1945 im damaligen deutschen Reichsgebiet geboren wurden. Für die Interview-Studien wurden 100 Angehörige der Geburtsjahrgänge 1933 – 1945 rekrutiert, darunter 30 Psychoanalytiker:innen. Gegenstand der Studie waren die gegenwärtigen Repräsentanzen von Erfahrungen und Beziehungen im Zweiten Weltkrieg sowie in der unmittelbaren Nachkriegszeit und die spätere Weiterentwicklung. Diese wurden in einem eigens für diesen Zweck konzipierten halb-strukturierten „Interview zur Kriegskindheit“ erfasst. Das so erhobene Material wurde in verschiedenen Studien mit unterschiedlichen Schwerpunkten ausgewertet.

Insgesamt wurde festgestellt, dass fast alle Proband:innen mehrere schwere Traumata angaben und somit als „kumulativ extremtraumatisiert“ angesehen werden können (ebd.: 215). Die häufigsten Kriegserlebnisse waren (jeweils über 50 % der Probanden): direkter Frontkontakt, Traumata im Rahmen der Besatzung sowie Flucht bzw. Vertreibung (ebd.: 259f). Als einen besonderen Einfluss zeigte sich der Heimatverlust mit Flucht- bzw. Vertreibungserleben: „Mehr als 50% der Studienteilnehmer benannten die Flucht aus den ehemaligen Ostgebieten als traumatisierende Erfahrung.“ (ebd.: 215) Es wurde der Schluss gezogen, dass in der Gruppe der Heimatvertriebenen kumulative Effekte zu hoher posttraumatischer Symptombelastung führten, da diese Personen „über den traumatischen Verlust des Elternhauses hinaus mit der gesamten Spannweite von Kriegseinwirkungen ohne jeglichen Schutz konfrontiert waren.“ (ebd.: 215f)

Kriegsassozierte posttraumatische Symptome korrelierten zum Studienzeitpunkt mit

---

<sup>63</sup>Modifizierte PDS: Fragebogen zur Selbstbeurteilung, der die Häufigkeit und Schwere der im „diagnostic and statistical manual of mental disorders- (DSM-)IV“ genannten PTBS-Symptome erfasst. 1. Teil: qualitativ, die Probanden wurden nach den drei schlimmsten Erlebnissen im 2. Weltkrieg gefragt, danach Nennung des schlimmsten dieser drei. Es wurden davon ausgehend folgende Kategorien gebildet: Frontkontakt, Traumata durch Besatzungssoldaten, Flucht/Vertreibung, kriegsbedingter Tod von Angehörigen, Trennung von der Familie, Miterleben von NS-Verfolgung und sonstige Kriegstraumata. 2. Teil: quantitativ: SCL-90: zur Beurteilung der allgemeinen Psychopathologie, SCL-90-R: Beurteilung der allgemeinen Psychopathologie der letzten 7 Tage, IIP-D: spezifische Schwierigkeiten im Umgang mit anderen Menschen, SF-36: krankheitsübergreifend die gesundheitsbezogene Lebensqualität) und des Kohärenzgefühls, SOC

signifikant höherer psychopathologischer Belastung. Davon ausgenommen waren die Subskalen Somatisierung und Aggressivität. (ebd.: 216) Hochsignifikant niedrigere Werte zeigten sich im Bereich dominanten Verhaltens und in der Skala soziale Funktionsfähigkeit und signifikant niedrigere Werte für kaltes und konkurrierendes Verhalten. Hingegen bestanden signifikant höhere Werte für den Bereich nachgiebigen und fürsorglichen Verhaltens (Kuwert et al. 2008: 259f).

Laut Ermann ist für das Leid der Kriegskinder ausschlaggebend, dass die Bewältigung der Verletzungen in der Nachkriegszeit nicht möglich war (Ehrmann 2010. 327), weil die Kriegskinder aufgrund der Situation in der Nachkriegszeit eine inneren Distanz zu ihrem eigenen Leid entwickelten: „Die Betroffenen wurden zu einer Generation, die ihr eigenes Leid nicht wahrnahm.“ (ebd.: 328)

Ermann nennt folgende Ursachen, warum die Traumatisierung nicht verarbeitet werden konnten:

- ✦ Die Kinder wurde nicht als „als Geschädigte, Verletzte oder Traumatisierte gesehen“ (S. 327) und kapselten daher ihr Erleben ab.
- ✦ Dies wiederum lag daran, dass Kinder „in der Zeit der Not und des Wiederaufbaus“ wenig vorkamen (S. 327).
- ✦ Statt als Kinder mit einem „Urbedürfnis nach einem schützenden und verstehenden Gegenüber“ (S. 327) anerkannt zu werden, wurden sie „als Container für Leid und Kummer ihrer Eltern oder auch der Geschwister funktionalisiert“ (S. 328).
- ✦ Aufgrund der Täterschaft der Deutschen konnte die „eigene[n] Traumatisierungen“ (S. 326) der deutschen Kriegskinder nicht thematisiert werden. Der „NS-Komplex“ der Deutschen stellt ein „zentrales Hindernis bei der Bewältigung“ (S. 326) dar. Hier bezieht sich Ermann auf die „Unfähigkeit zu trauern“ von Mitscherlich und Mitscherlich.

### **II.III.6.a) Andrea Bauer – Kriegskindheit im Zweiten Weltkrieg**

Die Untersuchungsgruppe (N:60), die Andrea Bauer in ihrer Dissertation untersuchte<sup>64</sup>,

---

<sup>64</sup> Folgende Fragebögen kamen dabei zum Einsatz: SCL-90-R: psychische Beeinträchtigungen in den letzten sieben Tagen, mPDS: modifizierte deutsche Version der post traumatic stress diagnostic scale, Traumaschwere-Score: eigene Modifizierung des mPDS (vgl. S. 30F, „Fragebogen zur Kriegskindheit“: 1. Teil: Persönliche Daten und Informationen zur Kriegs- und Nachkriegszeit (u. a. Familiensituation, Mitgliedschaft der Eltern in NS-Organisationen, Kriegserlebnisse). 2. Teil: Einstellungen bzgl. Kriegs- und Nachkriegszeit (u. a. Umgang mit NS-Vergangenheit in eigener Familie und Herkunftsfamilie, positive Erinnerungen an Kriegs- und Nachkriegszeit wie beschützende Familie)

zeigte eine deutlich höhere PTSD-Prävalenz als der Bevölkerungsdurchschnitt (Bauer, 2009: 37)<sup>65</sup>. Ihre durchschnittliche psychische Belastung (GSI) war ebenfalls signifikant höher (ebd.: 37f). In der Untersuchungsgruppe korrelierte eine PTSD-Symptomatik hoch signifikant mit klinisch relevanter komorbider Symptomatik („SCL-Fall“) (ebd.: 40).

Zur Kategorisierung der einzelnen Kriegserlebnisse aus dem Fragebogen wurde das veränderte „Kategoriensystem für kriegsbedingte Erfahrungen“ von Hughes (2005, 2007) und Katz (2004, 2007) herangezogen. Bezogen auf dieses Kategoriensystem zeigte sich folgende Verteilung: 95% der Proband:innen hatten während des Krieges eine unvollständige Familie, 93 % erlebten militärische Angriffe auf Zivilisten, 78% erlebten Mangelereignisse während des Krieges oder in der Nachkriegszeit, 45 % wurden Zeuge eines Traumas anderer, 43% verloren ihre Heimat durch Flucht oder Vertreibung, 35% gaben an, dass Mutter und/ oder Vater Mitglied in einer NS-Organisation waren, 30% litten an einer (schwereren) Krankheit während des Krieges. Insgesamt machten die Proband:innen im Mittel kriegsbedingte Erfahrungen in 4,2 Kategorien.

Die besondere Wirkung bestimmter Erfahrungen und Situationen wurden untersucht. Signifikante Zusammenhänge zeigten sich zwischen (ebd.: 43):

- ♣ Gewalterfahrung oder Traumatisierung der Mutter durch Kriegshandlungen oder Folgen und Häufigkeit von PTSD- und komorbiden Symptomen.
- ♣ Gewalterfahrung oder Traumatisierung der Mutter durch Kriegshandlungen oder Folgen und Schwere von PTSD- und komorbiden Symptomen.
- ♣ Bombardierung sowie Mangelereignisse in Kriegs- und Nachkriegszeit und Schwere der PTSD.

„Herausragendes Ergebnis bei der Untersuchung der Hypothese 4 ist ein hoch signifikanter Zusammenhang zwischen kriegsbedingten Gewaltereignissen der Mutter und der heutigen posttraumatischen Symptomatik der Probanden. Auch die Variablen Bombardierungen und gravierende Mangelereignisse zeigten einen signifikanten Zusammenhang zur posttraumatischen Symptomatik. Bezüglich der sonstigen Kriegserlebnisse konnten positive Korrelationen zur heutigen Symptomatik bei nahezu allen Ereignissen festgestellt werden, wobei der Zusammenhang nicht signifikant war.“ (Bauer 2009: 68)

Der Anteil PTSD-positiver Proband:innen hatte nur wenige, nicht signifikant mehr kriegsbedingte Erfahrungen (4,5) als die PTSD-negativen (4,1) (vgl. S. 50). Die PTSD-

---

<sup>65</sup> 11 Probanden (18,3%) litten zum Zeitpunkt der Untersuchung noch oder wieder unter Symptomen einer Posttraumatischen Belastungsstörung nach DSM IV.

positiven Proband:innen hatten jedoch signifikant schwerere Traumata erlebt, und der Zusammenhang zwischen der Traumaschwere und der PTSD-Schwere war hoch signifikant. Die Auswirkung sogenannter subjektiver Einstellungen auf PTSD wurde ebenfalls untersucht. Mindestens signifikante Unterschiede von PTSD-Positiven zu PTSD-Negativen zeigten sich bei der Einschätzung der eigenen Kriegserlebnisse als traumatisch, der Einschätzung des eigenen Verhaltens in der Kindheit als durch Kriegereignisse beeinflusst, dem Erleben sich gegenwärtig als durch Kriegskindheit beeinflusst, Kein Aufwachsen in beschützender, auffangender Familie, Seltener Gespräche mit Kindern über eigene Kriegserlebnisse (vgl. S. 53).

Die zweite Hypothese war, dass die Kriegskinder psychisch stärker belastet sind bzw. mehr komorbide Beschwerden haben als die altersentsprechende Durchschnittsbevölkerung.<sup>66</sup> Diese psychische Belastung der Gesamtstichprobe stellte sich in den 9 Skalen folgendermaßen dar: 10,2% (6 Proband:innen) litten an Somatisierungssymptomen, 30% (18 Proband:innen) litten an zwanghaften Symptomen, 38,8% (23 Proband:innen) litten an Unsicherheit, 26,7% (16 Proband:innen) litten an depressiven Symptomen, 23,3% (14 Proband:innen) litten an Angstsymptomen, 30% (18 Proband:innen) gaben an, viel Ärger zu verspüren, 25% (15 Proband:innen) litten unter phobischen Symptomen, 36,7% (22 Proband:innen) zeigten paranoides Denken, 21,7% (13 Proband:innen) zeigten Symptome von „Psychotizismus“.

Vertriebene litten tendenziell etwas seltener an PTSD- und komorbiden Symptomen als Proband:innen, die nicht vertrieben wurden (Bauer 2009: 65). Proband:innen ohne komorbide Symptomatik unterschieden sich von den Proband:innen mit komorbider Belastung dadurch, dass sie sich und ihre Eltern ebenfalls in Kindheit und Jugend weniger durch die Kriegs- und Nachkriegszeit beeinträchtigt fühlten. Sie konnten eher mit ihren Eltern und mit ihrem Partner über die Kriegereignisse sprechen (Bauer 2009: 67).

### **II.III.7. Die psychosozialen Folgen von Vertreibung, Ausbombung und Vaterlosigkeit**

Im Auftrag der Universität Leipzig wurden mehrere bevölkerungsrepräsentative Stichproben zur Normierung verschiedener Testverfahren von 2002 – 2008 durchgeführt.

---

<sup>66</sup>Die psychische Belastung/ komorbide Beschwerden wurde mit dem SCL-90-R gemessen. Als Vergleichsstichprobe diente die altersentsprechende Untergruppe der repräsentativen Eichstichprobe N1 für den SCL-90-R (Hessel et al. 2001). Die durchschnittliche psychische Belastung in Bezug auf alle 90 Items wurde durch den GSI (Global Severity Index ) erfasst.

Diese Untersuchung sollte zeigen, inwiefern sich Lebensqualität, psychisches und körperliches Befinden von vertriebenen Personen im höheren Lebensalter entwickelten und welche Risikofaktoren für das Vorliegen von Beeinträchtigungen bestehen (Beutel et al. 2007 S. 206). Dabei wurde eine Teilstichprobe der 1930 – 1945 Geborenen mithilfe verschiedener Fragebögen<sup>67</sup> auf Langzeitwirkungen von Bombenangriffen, Flucht und Vertreibung hin untersucht.<sup>68</sup>

Die Mehrzahl<sup>69</sup> hatte eine mindestens zwei Jahre lange Entbehrung des Vaters in der Jugend erlebt (Decker & Brähler, 2006 121). Hier zeigte sich jedoch im Gegensatz zu den anderen Studien vorerst keine gesundheitlichen Auswirkungen der Abwesenheit des Vaters. 2003 zeigte sich bei einer erneuten Erhebung, dass Personen, die überwiegend ohne Vater aufgewachsen waren, stärkere Symptome, negativere Affektivität und soziale Ambition zeigten und mehr an Fatigue litten (Brähler et al., 2012 111) (Decker & Brähler, 2006 136). Auch in den drei Bereichen „somatische Symptome“, „Stress“ und „Depressivität“ zeigten die vaterlos Aufgewachsenen negativere Werte (Brähler et al., 2012 130ff.).

Ausbombung und Vertreibung hatte Auswirkungen auf die Lebenszufriedenheit und die psychosoziale Funktionsfähigkeit und standen im Zusammenhang mit Panikattacken. Die körperliche Funktionsfähigkeit von Vertriebenen und von Frauen zeigten sich als stärker eingeschränkt, wobei beide Faktoren kumulierten (ebd.: 120f). Vertriebenen schätzten ihre „Körperliche Funktionsfähigkeit“ und „Vitalität“ hoch signifikant vermindert ein gegenüber Nichtvertriebenen. Vertriebene litten ebenfalls signifikant häufiger unter Ängsten als Nichtvertriebene, zeigten aber in depressiven Symptomen keine Unterschied. Eine erlebte Ausbombung zeigte vor allem bei den Männern bezüglich der körperlichen Rollenfunktionen und soziale Funktionsfähigkeit eine negative Auswirkung. Dagegen hatten Frauen, die eine Ausbombung erlebt hatten ein reduzierteres psychisches Wohlbefinden.

---

<sup>67</sup>Erhebung 2002 (A): SF-36: Erfassung des subjektiven Gesundheitszustandes, PHQ-D: Gesundheitsfragebogen, für Diagnostik psychischer Störungen Erhebung 2003: SCL-27: depressive, dysthyme, sozialphobische und agoraphobische Symptome, PHQ-D: Gesundheitsfragebogen, für Diagnostik psychischer Störungen, FAQ: Diagnostik von Müdigkeit, DS-14: soziale Hemmung, negative Affektivität

<sup>68</sup>Mithilfe von Interviews und Fragebögen wurden im Jahr 2002 (A) 2023 Personen im Alter von 14-93 Jahren und 2003 (B) 2455 Personen im Alter von 14-93 Jahren befragt. In diesen Stichproben waren (A) 572 Personen (B) 675 Personen Personen der Jahrgänge 1930-1945.

<sup>69</sup>84 der 572 Untersuchten waren Vertriebene aus den deutschen Ostgebieten, 175 von 572 Personen waren ausgebombt worden.

„Damit konnten erstmals an einer repräsentativen Stichprobe Einbußen der Lebensqualität, ein schlechteres psychisches Befinden mit Neigung zu Panikattacken und Ängstlichkeit und eine negativere Selbsteinschätzung der eigenen Gesundheit bei Vertriebenen nachgewiesen werden. (...) Nach unseren Daten dürften die Neigung zur Somatisierung (vgl. Teegen u. Meister 2000) und eine erhöhte Ängstlichkeit und Neigung zu Panikattacken wesentliche Langzeitfolgen der erlittenen Belastungen und Traumatisierung darstellen. Weiterer Forschung bleibt vorbehalten, genauer zu bestimmen, wieweit es sich um chronische Symptombildungen als Ausdruck unverarbeiteter Belastungen handelt und wieweit diese Belastungen im Kontext eigenen Alterns, der damit verbundenen Erfahrungen oder auch im Wechselspiel mit der Medienpräsenz von Krieg, Flucht und Vertreibung reaktiviert werden.“ (ebd.: 214)

### **II.III.8. Ergebnisse einer gesamtdeutschen epidemiologischen Untersuchung**

Die zwischen 2005 und 2007 in Leipzig und durchgeführte Studie sollte die Häufigkeit von traumatisierenden Ereignissen und PTSD, inklusive partieller PTSD, in der deutschen Bevölkerung bestimmen, sowie bedingte Wahrscheinlichkeiten für die PTBS-Entstehung in Folge spezifischer Traumatypen untersuchen. (Hauffa et al.: 2011) Insbesondere interessierten hierbei auch Altersgruppenunterschiede und in wiefern traumatische Erfahrungen im 2. Weltkrieg noch einen entsprechenden Stellenwert bei den berichteten Traumata hatten. Zusätzlich sollte die Häufigkeit von komorbider Depression und Somatisierung berichtet werden (ebd.: 935).

An der Untersuchung nahmen 2510 (2005: 2426) Personen im Alter von 14-93 Jahren teil.<sup>70</sup> 23.8%, also fast ein Viertel des Samples gaben mindestens ein traumatisches Erlebnis an. (Hauffa et al., 2011 936f) 15.4% der untersuchten Personen erfüllten das vollständige DSM-IV-Kriterium, 2.9% erfüllten PTSD. In der Untersuchung 2005 hatten 28% der Frauen und 20,9% der Männer von mindestens einem traumatischem Ereignis berichtet. Bezogen auf die Altersgruppen waren es 9,9% der jungen Erwachsenen, 13,3% der mittelalten Erwachsenen sowie 47,4% der über 60-Jährigen. Für die Auswertung der traumatischen Ereignisse wurden 2 Kategorien gebildet: kriegsbezogene und zivile Traumen. Von den kriegsbezogenen Traumen waren in der Gruppe der Älteren die

---

<sup>70</sup>Es kam ein Fragebogen mit 3 Teilen zum Einsatz. 1. Frageteil mit 8 Items zu **traumatischen Erlebnissen**. Liste mit traumatischen Ereignissen entsprechend einer frühen Version der Traumaliste des PTSD-Moduls des Münchener Composite International Diagnostic Interviews wurden 8 potenziell traumatisierende Ereignisse vorgegeben (z.B. Opfer einer Vergewaltigung, einer Naturkatastrophe; ernsthaft körperlich bedroht, angegriffen, verletzt oder gequält; bei einem Kriegseinsatz schreckliche Erfahrungen gemacht) sowie eine offene Frage über „ein anderes schreckliches Ereignis oder eine Katastrophe“. Zusätzlich wurden nach 3 weiteren Ereignissen gefragt (ausgebombt, heimatvertrieben, lebensbedrohliche Krankheit diagnostiziert). Darauf folgten Fragen nach dem DSM-IV-A2-Kriterium (intensive Furcht, Entsetzen und Hilflosigkeit). Auf diese Angaben folgte die Nachfrage nach dem am meisten belastenden Ereignis. 2. **PTDS** (Posttraumatic Diagnostic Scale), 3. Patient Health Questionnaire (PHQ): somatische Beschwerden (PHQ-15) und Depression (PHQ-9) (Maercker et al. 2008)

direkten Kriegserlebnisse mit 23,7% am häufigsten, gefolgt vom Ausgebombtsein im Krieg (20,6%) und traumatischen Ereignissen im Zusammenhang der Heimatvertreibung (17,9%). Die zivilen Traumen waren ebenfalls in der Gruppe der Älteren am häufigsten (dort gaben 15,7% an, Zeuge eines Traumas gewesen zu sein, gefolgt von 8,5% mit erlebter körperlicher Gewalt). Insgesamt liegt das Vollbild der PTBS bei 2,3% der Befragten vor, wobei 2,5% der Frauen und 2,1% der Männer betroffen waren.

Im Altersgruppenvergleich ergab sich ein signifikanter Anstieg über die Altersgruppen mit 1,3% bei den Jungen, 1,9% bei den Mittelalten und 3,4% bei den Älteren.

Daraus ergab sich ein 2,6fach höheres relatives Risiko für die über 60-Jährigen gegenüber den jüngeren Erwachsenen, ein Vollbild einer PTBS zu haben. Die partielle PTBSI, bei der nur einige Symptome der DSM-IV-Symptomgruppen B, C und D vorhanden sind und das Beeinträchtigungskriterium F erfüllt ist, lag hinsichtlich der Einmonatsprävalenzrate bei 0,7% der Befragten vor. Die partielle PTBSI wies ebenfalls einen signifikanten Altersanstieg auf mit einem nicht signifikanten 1,9fach höheren relativen Risiko der Älteren gegenüber den Jüngeren. Das relative Risiko für ein partielles PTBS-Syndrom lag für die Älteren um 3,6fach höher als für die Jüngeren.<sup>71</sup> Als traumatische Lebenserfahrungen mit der größten Wahrscheinlichkeit einer PTBS-Entwicklung erwiesen sich Vergewaltigungen, Kindesmissbrauch und lebensbedrohliche Erkrankungen (PTBS-Vollbilder: 37,5%, 35,3% bzw. 23,4%) Die kriegsbedingten Traumata zeigten insgesamt geringere bedingte Wahrscheinlichkeiten für eine PTBS zum Untersuchungszeitpunkt (unter 8%). Die zusammengefassten partiellen PTBS-Wahrscheinlichkeiten waren dagegen teilweise bei anderen Traumakategorien höher. Nach der Traumakategorie „schwere Unfälle“ mit 24,36%, waren es die „lebensbedrohlichen Erkrankungen“ mit 19,15% und die körperliche Gewalt mit 15,79%, die vergleichsweise häufig mit einer aktuellen partiellen PTBS in Verbindung stehen.<sup>72</sup> Die relativ hohen Raten bei Älteren wurden mit den Kriegserfahrungen des 2. Weltkriegs der deutschen Bevölkerung in Zusammenhang

---

<sup>71</sup>Aufgrund der höheren Fallzahlen wurden für diese zusammengefassten Prävalenzen die Zusammenhänge mit den weiteren soziodemographischen Variablen (Partnerschaft, Bildung, Erwerbstätigkeit, Wohnsitz) berechnet, die aber alle nicht signifikant waren.

<sup>72</sup>In Bezug auf die geringeren berichteten Häufigkeiten von traumatischen Ereignissen ist auf die etwas ältere Form der eingesetzten Traumaliste hinzuweisen. Sie hat in den vergangenen 15 Jahren verschiedene Überarbeitungen hinsichtlich Erweiterungen gefunden und scheint in dieser älteren Form einen relativ großen Bereich derjenigen traumatischen Erfahrungen, der im Zusammenhang mit Traumatisierungen durch schreckliche Ereignisse bei nahestehenden anderen Personen steht, nicht abzudecken und ist daher relativ restriktiv hinsichtlich der Definition von Traumata. Auch in den USA wurde erst im Verlauf verschiedener Untersuchungen in diesem Zeitraum auf die Einbeziehung dieser Kategorie hingewiesen, die in neueren Studien teilweise den größten Anteil an der Anzahl traumatischer Ereignistypen hat.

gebracht. Diese Kriegserfahrungen müssen laut der Forschergruppe nicht in direktem Zusammenhang mit aktuellen PTBS-Symptomen stehen, können aber das Risiko für das Auftreten einer neuen Symptomatik nach einem weiteren Trauma erhöhen. Verschiedene Studien haben auf den Risikofaktor der multiplen Traumatisierungen für neue Symptommanifestationen hingewiesen. Andererseits können die durch diese Kriegserfahrungen hervorgerufenen PTSD-Symptome auch durch spätere Traumatisierungen aufrechterhalten werden.

In der Studie kam es, so die Autor:innen zu einem „contradictory result“ (S. 936): Die hohe Häufigkeit von traumatischen Erlebnissen bei Älteren führte nicht zu einer signifikanten Erhöhung der PTSD-Raten in dieser Gruppe; allerdings gab es einen signifikant höheren Symptom-Load, das sich aber mit den weiteren Bemerkungen auflösen soll:

12.9% der 14-29Jährigen: **eine** der Diagnose-Kategorien (PTSD, PTSD II, Partial PTSD, Partial PTSD II) 13.4% der 30-59Jährigen: **eine** der Diagnose-Kategorien (PTSD, PTSD II, Partial PTSD, Partial PTSD II) 19.6% der über 60Jährigen: mind. **partielle PTSD II**

Die Häufigkeit von traumatischen Erlebnissen ist signifikant mit Unterschieden im Familienstand und der Beschäftigung verbunden. Arbeitslose und Rentner:innen hatten die höchsten Symptom-Loads und die höchsten PTSD-Raten. Personen mit PTSD haben eine hohe Rate von komorbiden psychiatrischen Syndromen, vor allem mit Depression.

### **II.III.9. Interdisziplinäre Längsschnittstudie des Erwachsenenalters ILSE<sup>73</sup>**

Analysiert wurden in dieser Längsschnittstudie unter der Leitung von Britta Müller am Institut für Medizinische Psychologie und Medizinische Soziologie die zeitlich versetzten Interaktionen sozialstruktureller, psychologischer, medizinischer und körperlicher Merkmale im Prozess des Alterns. Der Schwerpunkt lag in der Untersuchung der Bedingungen für ein zufriedenes, gesundes Altern und den Zusammenhänge zwischen belastenden Erfahrungen in der Kindheit und psychischen Erkrankungen im Lebenslauf. (Frey & Schmitt, 2012: 58).

Die Studie wurde 1993 - 1996, 2000 und 2005 - 2008 in Heidelberg, Leipzig, Bonn, Erlangen-Nürnberg und Rostock mit insgesamt 1390 Personen und einer Stichprobe von 483 Personen der Geburtsjahrgänge 1930-1945 im Rahmen einer Grundlagenforschung

---

<sup>73</sup>Schmitt, M. (2007): Interdisziplinäre Längsschnittstudie des Erwachsenenalters (ILSE): Folgen kollektiver Kriegstraumata im Erwachsenenalter. In: I. Fooker & J. Zinnecker (Hrsg.), Trauma und Resilienz: Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten (S. 109–120). Weinheim: Juventa Verlag

durchgeführt (Martin, 2000). Die zwei Kohorten der Geburtsjahrgänge 1930-32 und 1950-52 wurden dabei im Quer- und Längsschnitt-Vergleich untersucht.

In Ostdeutschland erwiesen sich vor allem die Belastungen von Armut und Bombardierungen als besonders stark, im Westen hingegen die Trennung von den Eltern. Ein Drittel berichtete vom Tode des Vaters, ein Zehntel vom Tod der Mutter, zwei Drittel von einer vorübergehenden Trennung, 14% von aggressiven Übergriffen der Eltern, ein Viertel vom Erleben von Armut, 7,8% von einem erlittenen Trauma.

Das Risiko, aufgrund von Kriegserlebnissen an einer psychischen Erkrankung zu leiden, zeigte sich in dieser Studie nicht signifikant erhöht. Auf die körperliche Gesundheit zeigten sich jedoch deutliche Auswirkungen. Bei einer zeitweiligen Trennung oder Verlassen-Worden-Seins von den Eltern lag das Risiko an einer Major-Depression zu erkranken, um das 4,3-fache erhöht. Kinder, die ein Trauma erlitten hatten, wiesen ein 3,4-fach höheres Risiko auf, eine einfache Phobie zu entwickeln. Bei einem Elternteil mit einer psychischen Störung war das Risiko 7,3-mal höher.

Es wurden allerdings keine signifikanten Zusammenhänge zwischen Kriegserfahrungen und psychischen Störungsbildern ermittelt. Das Risiko, an einer psychischen Krankheit zu erkranken, wurde sogar bei mehr als der Hälfte der Ergebnisse als eher geringer eingeschätzt. Ein erhöhtes Risiko fand man also nur bei Kindern mit psychische kranken Eltern und die das Aufwachsen in schwierigen Familienverhältnissen (ebd.: 60f)

„Der insgesamt geringe Zusammenhang zwischen Kriegereignissen und psychischen Störungen im Erwachsenenalter könnte auch dahingehend interpretiert werden, dass diese fast normativen Charakter hatten und sich die schädliche Wirkung von Kindheitsbelastungen unter bestimmten historisch gesellschaftlichen Rahmenbedingungen aufhebt.“ (Schmitt & Martin 2003: 117)

### **II.III.10. 65 Jahre später. Zeitzeugen des Hamburger Feuersturms**

Im Projekt „Zeitzeugen des Hamburger Feuersturms und ihre Familien“ wird die langfristige Verarbeitung der Bombenangriffe vom Juli 1943 in Hamburg und ihre familiäre Tradierung untersucht. Dabei wurden 64 Zeitzeug:innen, die als Kinder oder Jugendliche dem „Hamburger Feuersturm“ von 1943 ausgesetzt gewesen waren befragt (vgl. Lamparter et al. 2008a,b). Ziel der Studie war die Untersuchung der Weitergabe von Kriegserfahrungen in familiären und soziokulturellen Zusammenhängen (vgl. ebd: 367). Im Zentrum stand die Frage nach soziokulturell und unbewusst determinierten

Ausprägungsformen der Erinnerung und ihrer sozialen Konstruktion, die Herausarbeitung von Mustern und Typen der individuellen und familiären Verarbeitung und der transgenerationalen Weitergabe der Kriegserlebnisse am Beispiel des „Hamburger Feuersturms“. (ebd.: 367) Hierbei wurden die Fragestellungen und Annahmen unter 3 Perspektiven subsumiert: 1. der langfristigen, individuellen Verarbeitung des Feuersturms, 2. der familiären, transgenerationalen Verarbeitung und Tradierung sowie 3. der gesellschaftlichen Perspektive. (ebd.: 368)

Die Autor:innen der Studie konstatieren, dass das Schicksal der Kriegskinder in der allgemeinen Frage nach den Auswirkungen traumatischer Erfahrungen im Krieg auch die spezifischen Zeit gebundenen psychohistorischen und mentalitätsgeschichtlichen Vorgänge aufnehmen muss (ebd.: 366).

Es wurden Interviews mit 34 Frauen und 30 Männern im Alter zwischen 66-91 Jahre, (durchschnittlich 75 Jahre) und zusätzlich mit erreichbaren Kindern und Enkeln der Personen (k. A. über Anzahl)<sup>74</sup>

Allgemeine Beobachtungen waren der „enorme Erzähldruck der Zeitzeug:innen“ und ein „intensives Bewusstsein der eigenen Zeitzeug:innenfunktion“, ein „häufig tiefes Bedauern“, dass „niemand vom Ereignis wissen“ wolle. Die Personen seien beim Interview durchweg „hochemotional beteiligt“ gewesen. Insgesamt zeigte sich außerdem ein allgemeines Grundgefühl, „Glück“ gehabt zu haben, weil man „die schlimme Zeit“ überlebt hatte (ebd.: 372).

Es wurde in der Studie festgestellt, dass die Proband:innen häufig Sprachfiguren benutzten, die die Verwicklung der eigenen Familie in den NS-Staat eher bagatellisieren.

Ein Teil der Interviewten gehörte zu den Begünstigten, Zuschauern oder „bystanders“ des NS. Allerdings wurde, so die Autor:innen, „auf eine Selbstviktimsierung und Gleichsetzung mit anderen Opfern des Nationalsozialismus weitgehend verzichtet [...]. Der Topos der Opferkonkurrenz [...] kam also wesentlich seltener zur Sprache als erwartet.“ (ebd.: 374).

Über die „Persistenz der (traumatischen) Kernerfahrung des Feuersturms“ (ebd.: 375) ergab sich keine eindeutige Perspektive. Die Psychoanalytiker:innen gingen eher davon

---

<sup>74</sup>Mix aus qualitativen und quantitativen Methoden. Die Interviews wurden mit den Zeitzeug:innen, und von jeweils dem/derselben Interviewer:in mit den Kindern und den Enkel:innen durchgeführt. (vgl. ebd.: 370). Daraufhin wurde eine Reduktion der Phänomenologie der Verarbeitungsformen auf 9 Typen erarbeitet. Diese Typen sollten durch 9 paradigmatische Zeitzeug:innen repräsentiert werden (vgl. ebd.: 370f).

aus, dass die Erzählungen in den Interviews „ein partiell repräsentatives Abbild des damaligen Erlebens“ (ebd.: 375) darstellten. Die Historiker verstanden die Erzählung als „geformtes Narrativ mit Schwerpunktsetzungen, Spannungsbögen und Deutungen“ ist, das im Laufe der Verarbeitungsgeschichte entstehe. Die „Feuersturmerzählung“ funktionierte zunächst als Bild des Schreckens. Später habe sie zur „Selbstlegitimierung des weiteren Lebenswegs“ und als „Bezugspunkt für Wertvorstellungen“ gedient. (ebd.: 376)

Prägend für die Zeitzeug\*innen war insgesamt, dass 1933 bis 1945 eine „Präsenz von Gewalt“ erlebt wurde. Gleichzeitig war das Ende des NS psychisch einschneidend: Es kam „zu einer schweren narzisstischen Krise und Entidealisierung der Väter und Mütter, besonders der allgegenwärtigen Führerfigur, und zu einer tief greifenden Ambivalenzerfahrung (Untergang und Niederlage gleich Sieg und Befreiung).“ (ebd.: 377)

Die Zeitzeug:innen versuchten in den Interviews mit ihren Erzählungen von der Vergangenheit eine individuelle Sinnggebung dieser Extremerfahrung herzustellen.

Folgende Faktoren stellten die Forscher:innen für die langfristige Verarbeitung des Feuersturmerlebnisses heraus (Auswahl):

„[...] b) die vorbestehende innere Stabilität als Folge der Beziehung zu den wichtigsten Bezugspersonen der Kindheit, die „frühen Objekte“; c) biografische Situation zum Zeitpunkt des Feuersturms; d) das Ereignis als solches: Verlust von Angehörigen, Wohnung, Eigentum etc. und e) inwiefern der Feuersturm einen biografischen Einschnitt bildete. [...] [Nachkriegsbiografie:] f) weitere Erfahrung von Krieg und Gewalt oder von Isolation, Entbehrung, Unrecht, Ausgrenzung oder Demütigung, g) narzisstische Erschütterung durch die Niederlage Deutschlands, h) Gesprächsangebote und Identifikationsmöglichkeiten nach dem Krieg, [...]“ (ebd.: 378)

Als Muster individueller Verarbeitung zeigten sich bei den Frauen Phänomene „ausgeprägter familiärer Zusammenhalt, späterer Erfolg im Beruf, Identitätssicherung aus dem Überleben“ (ebd.: 379). Bei den Männer zeigen sich hier ein waches quasi-technisches Interesse für die Vorgänge der Bombardierung, Erleben von Angst und Destabilisierung, Erleben von Schutz in der Familie (vgl. 381). Es zeigten sich im Allgemeinen kaum klinisch relevante Zusammenhänge zwischen dem Erleben des Feuersturms und der psychischen Befindlichkeit heute: „Im Unterschied zu den Vorannahmen stellten sich die Zeitzeugen im Interview überwiegend als wenig im klinischen Sinn traumatisiert dar.“ (ebd.: 383)<sup>75</sup>

<sup>75</sup>Bei 3 Zeitzeugen zeigte sich ein PTSD mit Bezug auf den Feuersturm. Es wurde hier angemerkt, dass der Grund hierfür die Auswahl der Proband\_innen verantwortlich sein könne: a) viele Zeitzeugen sind bereits verstorben; b) schwer Kranke waren nicht in der Untersuchungsgruppe; c) die Interviewten waren wache und aktive Zeitzeug:innen

### II.III.11. Katamnesestudie

Diese Studie wurde von der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung durchgeführt mit der Fragestellung, wie PatientInnen nach einigen Jahren nach der Beendigung ihrer Therapie die Ergebnisse dieser einschätzen. Diese Einschätzungen wurden mit Ergebnissen, die durch Fragebögen und Tests zur Erfolgsmessung erhoben wurden, verglichen. Kriegskinder standen dabei zwar nicht im Zentrum, deren Fragebögen wurden aber im Nachhinein mit diesem Fokus erneut ausgewertet. Unter den 129 untersuchten Personen waren 17 (10 davon Frauen) der Geburtsjahrgänge 1933 und 1945. (Schlesinger-Kipp 2012: 76f)

Gertraud Schlesinger-Kipp (2003) wertete die erhobenen Interviewdaten im Hinblick auf charakteristische Merkmale aus. Dabei orientierte sie sich an den von Radebold (2000) aus psychoanalytischer Perspektive festgestellten charakteristischen Merkmalen. Sie beschreibt die Ergebnisse ihrer Untersuchung folgendermaßen:

„...Abwesenheit der Väter; Nazitäterschaft; Vertreibung, Flucht, Evakuierung; Beziehung zu eigenen Kindern und Partnern; Anlässe zur Behandlung; Geschlecht und Alter der aufgesuchten Psychoanalytiker; Beziehungserleben bei Frauen (Verlorengehen der Mutter bzw. Weggegeben werden durch die Mutter; frühe Phase des weiblichen Ödipuskomplexes) und Männern (Beziehung der Männer zu ihren Müttern; ödipaler Übergangsraum beim Jungen). Die ermittelten Merkmale werden unter Rückgriff auf T. Ogdens Thesen zur Bedeutung des präödipalen Übergangsraums in einen Zusammenhang gebracht. Zusammenfassend wird die große Bedeutung hervorgehoben, die der Bearbeitung der beschriebenen frühen Kindheitstraumen beizumessen ist: Der innere Raum -der zerstörte Übergangsraum oder auch der der Mutter geliehene Resonanzraum - kann sich in der Analyse

mit Hilfe des Analytikers (und des »analytischen Dritten« nach Ogden) entfalten“

(Schlesinger-Kipp 2003: 23-32).

Von den untersuchten Personen hatten 3 ihren Vater in den ersten 3 Lebensjahren verloren, 11 waren zumindest eine Zeitlang von diesem getrennt. Bei 5 wurde eine eindeutige Nazi-Täterschaft angegeben, bei 2 von den Personen selbst vermutet, der Rest machte hierzu keine Angaben. 2 Personen erlebten Flucht oder Vertreibung, 7 eine längerfristige Evakuierung, 4 der 10 Frauen bekamen eigene Kinder, von den 7 Männern waren es 6. Die Patient:innen waren überwiegend körperlich gesund. 12 der Patient:innen suchten einen männlichen Therapeuten auf, was Schlesinger-Kipp mit der Suche und Sehnsucht nach dem verlorenen Vater in Zusammenhang bringt. (Schlesinger-Kipp, 2012 80) Sie legte den Fokus jedoch in ihrer Analyse weniger auf die Vater als mehr auf die

---

(siehe Rekrutierung über Zeitzeugen-Liste des Hamburger Abendblattes).

Mütter-Beziehungen. Die Patient:innen erlebten ihrer Mütter als eher schwach und schutzbedürftig.

Sie beschreibt mehrere Fälle, die aus unterschiedlichen Gründen von ihren Müttern getrennt wurden: auf der Flucht „verloren“ und erst nach einem Jahr bei einer Tante wiedergefunden, aufgrund einer Ausgangssperre von der Mutter nach der Geburt getrennt, Versorgungsnot, Tod der Mutter. Die Schuld für das Verlassen-werden werde dabei ins eigene Selbst verlagert, da der Wunsch groß sei, eine fürsorgliche Mutter gehabt zu haben. Auch die Nazi-Täterschaft der Eltern oder anderen Verwandten wird thematisiert, bleibt aber in der Ausführung undifferenziert.

Es wird der Schluss gezogen:

„Viele Mütter und viele Väter in Deutschland haben in dieser Zeit versucht, ihre Kinder zu schützen, das Trauma liegt u. a. darin, dass es nicht möglich war. Die Abwesenheit der Ehemänner traf zum Teil auf Frauen, die selbst ihren Vater im ersten Weltkrieg verloren oder länger vermisst haben.“ (Schlesinger-Kipp 2012: 85)

Die männlichen Patienten seien selten von den Müttern getrennt gewesen, sondern im Gegenteil häufig über einen längeren Zeitraum mit diesen alleine gewesen. In den Analysen berichteten sie wenig über die Mütter. (Schlesinger-Kipp 2012: 89)

Die psychosomatische und organische Symptomatik war weniger ausgeprägt als von Radebold vermutet. Insgesamt waren die Untersuchten körperlich sehr gesund. (Schlesinger-Kipp 2012b: 64)

### **II.III.12. Kindheit im Krieg und Nationalsozialismus – Eine Untersuchung mit Psychoanalytiker:innen als Untersuchungsgruppe (Schlesinger-Kipp 2012)**

Gertraud Schlesinger-Kipp untersuchte in ihrer Dissertation in einem ersten quantitativen und einem zweiten qualitativen Teil diejenigen, die sich durch den Krieg beschädigt oder traumatisiert fühlten (25%), auf die Unterschiede im Erleben und Bewältigen der Erlebnisse je nach Altersgruppe (die älteren litten vor allem unter der realen Bedrohung, die mittlere Gruppe im Zusammenhang mit der Abwesenheit der Mutter, Schuldgefühle nachdem die Bedrohung vorüber war, die jüngeren unter der übertragenen Angst), ein geschlechtsspezifischer Umgang mit den Kriegserlebnissen (Mädchen: zugänglicher zu Leiden und Angst, aggressionsvermeidend, Symbiose mit Mutter, Jungen: mit Kriegsgeschehen identifiziert, unterdrücken Ängste und Leiden, fehlendes väterliches Vorbild, Nähe zur Mutter) und auf die Motivation für die psychoanalytische Ausbildung (Schlesinger-Kipp 2012b: 67ff).<sup>76</sup>

Die lange Zeit fehlende Wahrnehmung der Leiden der Kriegskinder durch die Öffentlichkeit sieht sie in der „kollektiven Schuld an dem durch den NS-Staat verursachten Krieg und den bis dahin unvorstellbaren staatlich organisierten Verbrechen.“. (Schlesinger-Kipp 2012b: 365)

Die größte Gruppe der Interviewten gehörte den Geburtsjahrgängen 1943 – 1945 an (37,9%). Die Geschlechterverteilung war nahezu gleich (44,5% Frauen, 55,5% Männer), 29,8% der Väter seien in der NSDAP Mitglied gewesen, 6,6% SA, 2,4% Waffen-SS, 14% in anderen Organisationen wie Lehrer- oder Richterbünden (Schlesinger-Kipp, 2012b: 83ff) 6,6% der Mütter seien NSDAP-Mitglied gewesen. 38% waren zumindest zeitweise von der Mutter getrennt.

Bei der Frage nach einem traumatischen Erlebnis wurden die Antworten für ein erlebtes traumatisches Erlebnis und der Zeugenschaft eines „Traumas“ zusammen gefasst, da „Zeuge eines Traumas zu sein für ein Kind oft traumatische Qualität hat.“. (Schlesinger-Kipp 2012b: 95)

64% der Befragten antwortete hier positiv. Genannt wurde nach Häufigkeit: Bombardierungen, allein gelassen werden, Angst im Bunker, vergessen, verschüttet

---

<sup>76</sup>Für die quantitative Untersuchung entwickelte Schlesinger-Kipp einen Fragebogen, der bei Ehrmann (2004) zum Einsatz kam und teilweise mit dem Interviewleitfaden der ILSE-Studie (Schmitt 2007) und der DPV-Katamnesestudie (Leuzinger-Bohleber et al. 2002) übereinstimmt. Es wurden von 380 ausgeteilten Bögen 198 ausgefüllt und 105 erklärten sich für ein Interview bereit.

werden, Trennung von der Mutter, Verlust von Angehörigen, Gewalt durch den Vater.

40% gaben an, die Kriegserlebnisse als traumatische einzuschätzen, 54% fühlten sich in ihrer Kindheit und Jugend und 27,8% (21,7 mittlere Zustimmung) heute noch durch die Kriegszeit beeinträchtigt. 41,5% beurteilten ihre damalige Familie als schützend und auffangend. 39,4% (24,7% mittlere Zustimmung) gaben an, mit ihrer Familie über die Verbrechen der Nazis sprechen haben zu können. 46,5 % gaben aber an, mit ihren Eltern nicht über die eigenen schlimmen Erlebnisse gesprochen haben zu können.

Schlesinger-Kipp bindet das Konzept der Nachträglichkeit in die Auswertung der Interviews mit ein (Schlesinger-Kipp 2012b: 316 ff) und erkennt die Relevanz der nationalsozialistischen Erziehung (Schlesinger-Kipp, 2012b: 325ff)

„Die damals herrschende Ideologie der nationalsozialistischen Erziehung, die den Kindern oft nicht erlaubte, Verletzungen, Angst und Schwäche zu zeigen, hat das Erlebte geprägt. Die Schrecken des Krieges wurden in den Körper >>eingeschrieben<<. Frühe Autonomie oder auch Identifikation mit heldenhaften Vorbildern waren Bewältigungsversuche. Dadurch dass die Verbrechen Deutschlands in Nationalsozialismus und im Krieg mehr und mehr bewusst wurden, werden Kindheitserinnerungen an diese Zeit nachträglich zu immer wieder neuen narrativen Wahrheiten umgearbeitet. So sind die Kinder während der Erlebnisse selbst als auch Erwachsene im Erinnerungsprozess doppelt geprägt durch die psychohistorischen Einflussgrößen.“  
(Schlesinger-Kipp 2012b: 366)

Es hätten mehr Befragte angegeben unter Kriegserlebnissen gelitten zu haben, von einem traumatischen Erlebnis berichtete 64%, als traumatisiert schätzten sich 40%, 55% als durch den Krieg beeinträchtigt. Trotzdem berichten die Personen in den Interviews davon wenig: „Möglicherweise handelt es sich um eine Einschreibung in den Körper des Kindes, zuviel an Realität bricht ein in einen Körper, der noch zu klein ist, um es zu behalten.“  
(Schlesinger-Kipp, 2012b: 334)

Sie kommt zu dem Ergebnis, dass wesentlich mehr Teilnehmende als Kind traumatisierende und/oder schädigende Kriegserlebnisse hatten als zu Beginn der Studie angenommen. Damit sieht sie die Zahl von Radebold von einem Drittel an Traumatisierten oder schwer beeinträchtigten und 28% sich heute von den Erlebnissen noch beeinträchtigt fühlenden bestätigt. Die anderen, so Schlesinger-Kipp, haben sich wohl durch protektive Faktoren wie stabile Familienverhältnisse stabilisiert (Schlesinger-Kipp, 2012b: 336).

Vor allem die mittleren Jahrgänge (1934 – 1939) seien von den Kriegserlebnissen „als auch von Traumatisierungen und Trennungen am meisten getroffen.“ (ebd.: 366). Der Krieg sei von ihnen oftmals als „Strafszenario für die eigenen kindlichen Sehnsüchte und

Schwächen empfunden“ worden. (ebd.: 366) Die jüngsten unter den Interviewten (1940 – 1945) seien besonders auf die Containing-Funktion der Mütter angewiesen gewesen, haben aber im Gegenzug eben auch häufig die Gefühle der Mütter aushalten müssen.

Frauen seien insgesamt häufiger „Trennungen, Verlusten und Kriegseinwirkungen sowie Traumatisierungen ausgesetzt“. Männer seien durch die Identifikation mit den Vätern eher vor Ängsten geschützt gewesen.

### **II.III.13. Kritische Auseinandersetzung**

Wie oben schon kurz erwähnt, liegen die Probleme der Untersuchungen in unterschiedlichen Bereichen und auf unterschiedlichen Ebenen.

Es soll hier nicht einzeln auf die Studien eingegangen werden, sondern diese Problematiken allgemein erläutert werden.

1. Auswahl der Untersuchungsgruppe. Die Untersuchungsgruppen schwanken sowohl in den Jahrgängen (von 1927 - 1948) als auch in der Art und Weise, wie sie rekrutiert wurden, so z.B. in einem Krankenhaus, also aus einer sowieso schon durchschnittlich stärker beeinträchtigten Gruppe. Da die Jahrgänge sehr unterschiedlich gelagerte Erfahrungen haben und die Jahrgänge 1927 zum Beispiel selbst noch in Kriegshandlungen verwickelt waren, wird die Vergleichbarkeit der Ergebnisse schwierig.
2. fehlendes Erinnerungs-Konzept: In den meisten Arbeiten fehlt ein generelles Konzept von Erinnerungsprozessen. Demnach werden die Aussagen der interviewten Personen auch als „objektive Wahrheit“ angenommen und nicht nach der Art und Weise der dargestellten Erinnerungen oder auch nach dem Grund, warum bestimmte Erinnerungen berichtet werden und andere nicht, gefragt.
3. Kausalität: In vielen der Studien wird eine direkte Kausalität von Ereignis und Wirkung hergestellt, so dass Personen, die ein potentiell traumatisierendes Ereignis erlebten, oder angeben, ein solches erlebt zu haben, automatisch auch als traumatisiert angesehen werden. In vielen Studien wurden die Proband:innen selbst nach ihren schweren Erlebnissen gefragt und diese dann mit ihren Symptomen korreliert. Hier wurden also überhaupt nur die Erfahrungen mit in die Studien einbezogen, an die die Personen eine bewusste Erinnerung

hatten, bzw. die sie angeben. Es wird dann entweder nicht genauer mit klinischen Methoden untersucht, ob diese tatsächlich traumatisiert sind, bzw. waren sonder aufgrund der Erfahrungen einfach davon ausgegangen oder aber die festgestellten Symptome und Krankheitsbilder werden in direkten Bezug zu den Kriegserlebnissen gesetzt. Weiteren Einflussfaktoren im Sinne des Traumamodells von Fischer/ Riedesser werden entweder nicht erhoben oder aber nicht in die Analyse mit einbezogen.

4. Schuld-Thematik: Einige Studien die die „Schuld-Thematik“ in die Analysen der Ergebnisse mit ein beziehen, machen dies auf eine eigentümliche Weise. Schuld wird dabei häufig fälschlicherweise mit Schuld-Gefühl gleichgesetzt und in den unterschiedlichen Generationen nicht genau unterschieden. Es wird von der „Identifizierung mit der deutschen Schuld am Zweiten Weltkrieg und seinen Folgen“ gesprochen und dass es nötig sei, „die eigene Schuld“ anzuerkennen, um produktiv mit den eigenen Erlebnissen umgehen zu können. Auch die Bedeutung der Verdrängung von Schuld- und Schamgefühle in der Nachkriegsgesellschaft für die Entwicklung der Störungen der Kinder wird nicht erkannt. Umgekehrt macht er die Debatte über die deutsche Schuld und den 68er-Protest dafür verantwortlich, dass die zeitgeschichtlichen Erfahrungen (insgesamt, aber insbesondere für Kinder und Jugendliche) als nicht bedeutsam angesehen wurden.
5. NS-Thematik: In den meisten Studien wird das Thema der NS-Erziehung gänzlich vernachlässigt. Auch die Sozialisation im NS-System und die damalige Identifikation mit den NS-Idealen und die sich ergebenden Folgen daraus wird meist nicht in die Überlegungen mit einbezogen. In den wenigen Studien, in welchen dies doch der Fall ist, bleibt dies häufig abstrakt und oberflächlich. Beispielsweise wird in einem Fragebogen nach der NS-Involviertheit der Eltern gefragt, in der Analyse des Materials jedoch nicht mehr darauf eingegangen. Oder aber es die NS-Sozialisation wird lediglich als diktatorisch aufgezwungenen „Selbst- und Idealbild“ im Sinne einer Identifikation mit Härte und Stärke, welche verhindert hätte, dass eigenes Leid als solches anerkannt wurde, berücksichtigt. Es wird dann aber nicht analysiert, inwiefern diese Identifikationen und Ideale bis heute bestehen und welche Folgen dies für die

Person hat. Die weitreichenden Folgen des kindlichen Erlebens im Alltag mit den Erziehungspraxen des NS in der Familie werden nicht konsequent anerkannt. Die Unfähigkeit der Mütter und Väter, auf die Bedürfnisse der Kinder einzugehen, wird fast ausschließlich mit deren Überlastung und eigenen Traumatisierungen begründet. Beispielsweise führt Radebold (2009) unter einer Kapitel-Überschrift „Folgen: Nationalsozialistische Erziehung, Traumatisierung und/ oder neurotischer Konflikt“ lediglich an, dass die Frage, ob denn zeitgeschichtliche Erfahrungen ebenfalls traumatisch gewirkt haben könnten, gestellt werden muss bezüglich der Leit- und Idealbilder für Mädchen und Jungen und fügt an, dass diese Leitbilder halfen, bei Kriegsende mit den Anforderungen zurecht zu kommen. Die damaligen Eltern dürften nicht idealisiert werden. Die Eltern damals seien ebenfalls beschädigt und traumatisiert durch den ersten Weltkrieg. Prügelnde, gewalttätige Väter, vernachlässigende Eltern werden durch eine dadurch entstandene Pathologie erklärt, was aber retrospektiv schwer nachzuweisen sei, woraufhin Radebold bis zum Ende dieses Kapitels Gründe aufführt, warum dies schwer nachzuweisen sei (Radebold 2009: 86). Die NS-Erziehung wird meist als eine soziale Bedingung in Bezug auf eine mögliche Traumatisierung betrachtet, nicht aber als möglicherweise ursächlich für die Entstehung eines Traumas in Betracht gezogen. Soziale Beziehungen werden nur im Hinblick auf die Funktion als Ressource für die Bewältigung betrachtet und nicht in ihrer schädigenden Wirkung.

6. Sprache: Auffällig ist die Wahl der Begriffe und Formulierungen in manchen Arbeiten. Wird sich generell in wissenschaftlichen Arbeiten um eine neutrale objektivierende Sprache bemüht, findet man in den Studien über Kriegskindheit häufig gerade zu dramatische, theatralische Formulierungen, die im Forschungszusammenhang irritierend sind. Es wird von der „Tragödie“ der Kriegskinder gesprochen, von „den Schrecken des Krieges“, der „europäischen Opferbilanz“ (Radebold 17), Unschärfe Formulierungen führen zur Vermischung mit child survivor. Im folgenden Zitat kommt es zwar nicht zur Vermischung von Kriegskinder und Überlebenden, aber zu einer seltsamen Form der Gegenüberstellung von diesen Opfergruppen. Es wird nicht klar ersichtlich,

warum die Opfer der Shoah am Ende dieses Zitats (welches historisch auch noch falsch ist, gab es sehr wohl Darstellungen nicht verfolgter deutscher Leidensgeschichten) angeführt werden. „So wurden schon kaum Verletzte, auf keinen Fall Sterbende oder tote Soldaten gezeigt und erst recht nicht hungernde, traumatisierte, verletzte, sterbende oder tote Frauen und Kinder. Diese jeweilige Selbst-Zensur wurde nach dem Zweiten Weltkrieg weitgehend fortgesetzt sowohl beim bereits vorhandenen Bild- und Filmmaterial als auch bei den später gedrehten Film oder Fernsehserien – mit Ausnahme der Darstellungen der Holocaust-Opfer aus den Konzentrationslagern.“ (Radebold 2009: 22)

7. Darstellung: In „Schatten unserer Vergangenheit“ führt Radebold Seitenlang Zahlen über Deutsche Opfer des Krieges, der Flucht, Bomben, Vertreibung, direkten Kriegshandlung, usw. auf.. Ebenso bei Vorträgen nimmt dies ein Drittel seiner Vortragszeit ein. Dies hat zur Folge, dass man von Zahlen schier „erschlagen“ wird und in der Verbindung der Thematik „Trauma“ man den Anschein hat, dass alle diese Personen traumatisiert sind.
8. Flucht und Vertreibung: Vertreibung und Flucht als korrelatives Ereignis blendet aus, dass die eigentliche Korrelation zu einem anderen „Ereignis“ bestehen könnte, von dem Vertreibung und Flucht nur abhängig sind. Der Vertriebenenstatus wurde mit folgender Frage erfragt: „Sind Sie Flüchtling aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten, Polen, Sowjetunion, etc.?“ (S. 208) Dies suggeriert, dass Flucht ein traumatischer Vorgang ist. Welche konkreten Geschehnisse aber jeweils – im Zusammenhang mit der Vertreibung – passierten, wurde nicht erfragt. Die Variablen Ausbombung/Wohnungsverlust und die Abwesenheit des Vaters stehen zwar im Zusammenhang mit der späteren Vertreibung, sagen aber nichts über eine mögliche Härte der Vertreibung selbst aus. Die Gründe der Flucht der deutschen Bevölkerung aus den besetzten Gebieten waren aber z. T. keine Gewaltandrohungen.
9. Sich widersprechende Ergebnisse: Es kommt in den Studien bisweilen zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen bezüglich der Auswirkungen beispielsweise bei Vaterlosigkeit und Vertreibung. Aber insgesamt schwanken auch die Zahlen

über die Verbreitung von Traumatisierungen.

10. Kriegskinder als Forscher\*innen über Kriegskinder: Radebold gibt an, dass sein Buch „Die dunklen Schatten der Vergangenheit“ (200) nur in genau der vorliegenden Form verfasst werden konnte, da „ich – im Jahr 1935 geboren – auch zur Gruppe der Betroffenen gehöre (...).“ (Radebold 2009: 20)

Bourdieu (1993) forderte auf, Wissenschaft zum Gegenstand einer reflexiven Analyse zu machen, um Verzerrungen, die bereits in der Fragestellung und den Kategorien des Forschers liegen, aufzudecken.

„Sobald wir die soziale Welt beobachten, unterliegt unsere Wahrnehmung dieser Welt einem Bias, der damit zusammenhängt, daß wir, um sie zu untersuchen, zu beschreiben, über die zu reden, mehr oder weniger vollständig aus ihr heraustreten müssen. Der theoretizistische oder intellektualistische Bias besteht darin, daß man vergißt, in die von uns konstruierte Theorie der sozialen Welt auch den Tatbestand eingehen zu lassen, daß diese Welt das Produkt eines theoretischen Blicks ist, eines ‚schauenden Auges‘ (theorein)“ (Bourdieu/Wacquant 1996: 100)

Wissenschaft entwickle im historischen Prozess stets neue Formen, um sich der Komplexität der sozialen Welt zu nähern, sie analytisch zu rekonstruieren, um zu Verstehen und zum Erklären zu gelangen. Forschende bewegten sich damit im Horizont ihrer Forschungsrichtungen und im Rahmen historischer, sozialer, gesellschaftlicher und ideologischer Kontexte, die ihr Denken und wissenschaftliches Handeln prägen. Dabei müssen die verwendeten Analyseinstrumente (Begriffe, Konzepte, Methoden, Kategorien usw.) immer kritisch reflektiert werden, um zu erkennen, was in den Blick gerät und was ausgeblendet bleibt. (vgl. Friebertshäuser 2009) (Prenzel et al.: 2010: 23) Gudrun Brockhaus beschreibt die Schwierigkeit gerade bei diesem Thema, die eigene Involviertheit aus der Forschung zu halten und wie diese den Forschungsprozess beeinflusst. (Brockhaus 1997 146ff)

„Der Wissenschaftler, der sich mit dieser Art von Material beschäftigt, sucht sich im allgemeinen vor der Angst zu schützen, indem er bestimmte Teile seines Materials unterdrückt, entschärft, nicht auswertet, falsch versteht, zweideutig beschreibt, übermäßig auswertet oder neu arrangiert.“ (Devreux 1967: 67, zitiert nach Brockhaus 1997: 151) „Die Versuchung ist groß – und ich nehme sie an mir selber wahr –; sich hinter Wissenschaftstechniken zu verschanzen: Anhäufen von Zitatbergen, umständliche Beweissicherungsverfahren, sprachliche Relativierungen, ein Vermeiden von potentiell kontroversen Themen, Ja-aber-Techniken, Verbannung kritischer Punkte in die Fußnoten....“ (Brockhaus 1997: 155)

### **III. Methode**

#### ***III.1. Biographieforschung in der Erziehungswissenschaft***

Seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts griff die Erziehungswissenschaft verstärkt empirische Forschungsmethoden auf, welche damit zu einem wichtigen Bestandteil von Forschung, Lehre und auch Praxis wurden. Damit rückten die Adressat:innen pädagogischer Maßnahmen mit ihren subjektiven Deutungsmustern, Handlungsorientierungen und sozial-kulturellen Lebenswelten verstärkt in den Fokus der Forschung.

„'Verstehen' bildet den Kern des neuen Paradigmas einer erziehungswissenschaftlichen Forschung, die sich aus Traditionen des Symbolischen Interaktionismus, der Phänomenologie, der Ethnomethodologie und der Ethnologie heraus entwickelt, auch hermeneutischen Traditionen wiederbelebt und frühe Forschungsansätze wiederentdeckt.“ (Prenzel/ Friebertshäuser/ Langer 2010: 20)

Die Biographieforschung, worin sich diese Arbeit verortet, nimmt mittlerweile innerhalb der qualitativen erziehungswissenschaftlichen Forschungsansätze und -methoden einen zentralen Platz ein, da sie aufgrund des Prinzips der Offenheit die Subjekte einer Untersuchung in ihren Deutungsmustern und Handlungsorientierungen zu verstehen und nicht nach Beweisen für schon bestehende Theorien sucht (vgl. Rosenthal 2005: 163).

Biographieforschung liefert unter anderem Anregungen für die theoretische Weiterentwicklung erziehungswissenschaftlicher Fragestellungen. Da Biographie strukturell auf der Schnittstelle von Subjektivität und gesellschaftlicher Objektivität angesiedelt ist, eröffnet sie die Möglichkeit, Phänomene und Prozesse im Spannungsfeld subjektiver und objektiver Analysen zu erfassen. Biographieforschung kann ein theoretisches Bezugssystem und eine methodologische Forschungsstrategie liefern, die es erlaubt, Grundlagenforschung theoretisch elaboriert sowie empirisch differenziert zu betreiben (vgl. Krüger & Marotzki 1999: 8).

Die Analyse der Subjektbildung steht hierbei im Fokus der Untersuchung. Aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive geht es darum, dem menschlichen Handeln als situativ gebundenem, historisch geprägtem und durch sinnhafte Bedeutungen konstruiertem Rechnung zu tragen. Ziel ist es, den einzelnen Menschen in seinen sinnhaft - interpretativ vermittelten Bezügen zur alltäglichen Lebenswelt ebenso zu verstehen wie in seinem biographischen Gewordensein. Die Dimensionen der Prozessualität und Historizität erhalten dadurch eine besondere Bedeutung und damit die Analyse von

Lebensweltbezügen und zeitgeschichtlichem Kontext. Ziel Qualitativer Forschung ist das Aufdecken von Strukturen des Verhältnisses des Subjekts zu sich und seiner Lebenswelt (vgl. Marotzki 1999: 110). In der Biographieforschung verbinden sich gewissermaßen die soziologische und entwicklungspsychologische Perspektive.

Eine der grundlegenden Fragen der Erziehungswissenschaft ist also, wie die gesellschaftlichen Strukturen auf die Subjekte auswirkten. Dabei geht es um „die Rekonstruktion und Analyse der Prozesse des Aufbaus von kognitiven und Verhaltensschemata, von Verarbeitungsformen von Erlebnissen und Erfahrungen, von Aktions- und Reflexionspotentialen, also Prozesse des Aufbaus der Person, des Ich-Selbst in seinem lebensgeschichtlichen Prozess“ (Hermann 1991: 236; zitiert nach Ecarius 2010: 674). Der sozialhistorische Rahmen, die sozialen Milieus, die mentalitätsspezifischen Bedeutungen und kollektiven Verarbeitungsformen werden hierbei mit einbezogen.

Biographie wird somit also als soziales Konstrukt verstanden, das Muster der individuellen Strukturierung und Verarbeitung von Erlebnissen in sozialen Kontexten hervorbringt, aber dabei immer auf gesellschaftlichen Regeln, Diskurse und soziale Bedingungen verweist.

Biographische Methoden behandeln Fragestellungen, die auf die Lebensgeschichte eines Individuums bezogen sind. Sie versuchen beobachtbare soziale Phänomene im Zusammenhang mit einer gesamten Lebensgeschichte zu rekonstruieren und interpretieren. Das in der Biografieforschung mittlerweile am häufigsten verwendete Erhebungs-Instrument ist das des narrativen Interviews und die Auswertungsmethode der biographische Fallrekonstruktion, da diese ebenfalls eine offene Haltung dem Erzählten gegenüber garantieren soll (vgl. Rosenthal 2005: 173). Dies beruht auf unterschiedlichen grundlagentheoretischen Vorannahmen, welche im Folgenden skizziert werden sollen (vgl. ebd.: 164).

Um Phänomene, die sich auf oben genannten Zusammenhänge beziehen, zu verstehen, müssen Forscher\*innen ihre Entstehung und Veränderung rekonstruieren. Dafür ist es notwendig, die Perspektive der Handelnden und ihre Handlungsabläufe kennen zu lernen.

„Wir wollen erfahren, was sie konkret erlebt haben, welche Bedeutung sie ihren Handlungen damals gaben und heute zuweisen und in welchen biographisch konstituierten Sinnzusammenhang sie ihre Erlebnisse und Handlungen stellen.“ (ebd.: 165)

Um Aussagen über bestimmte Themen der Vergangenheit zu verstehen, müssen diese im Gesamtzusammenhang des gegenwärtigen Lebens interpretiert werden, also die gesamte

Biographie in den Blick genommen werden. Biographische Fallrekonstruktionen können uns Punkte aufzeigen, die zur Reinterpretation der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft führten und durch öffentlichen Diskurs, gesellschaftliche Entwicklung oder Veränderungen im Privaten ausgelöst wurden (vgl. ebd.: 166).

### **III.II. Prinzipien der Qualitativen Sozialforschung**

#### **III.II.1. Offenheit/ Erinnerung/ Erzählung**

Qualitative Sozialforschung folgt der Logik der Verallgemeinerung eines Einzelfalls. Es geht darum, im Untersuchungsverlauf Hypothesen zu entdecken und zu überprüfen (Entdeckungslogik, Abduktion) und nicht um das Überprüfen von schon bestehenden Theorien (Überprüfungslogik, Deduktion). Daher ist oberstes Prinzip des Forschungsprozesses eine generelle Offenheit dem Gegenstand gegenüber und damit ein Vorgehen, welches den Personen, die im Forschungsprozess im Zentrum stehen möglichst viel eigenen Spielraum lässt in der Gestaltung der Situation (vgl. Rosenthal 2005: 13f.).

Im interpretativen Paradigma wird der Mensch als ein handelnder verstanden, der in der Interaktion mit anderen Personen soziale Wirklichkeit produziert. Eine möglichst große Offenheit ist für das Erschließen dieser sozialen Realität notwendig, damit die Forscherin/der Forscher versucht, die Welt aus der Perspektive der untersuchten Person zu betrachten und wie sie diese zu interpretieren.

„Es geht dabei nicht nur um die Perspektiven und die Wissensbestände der Akteure, die ihnen bewusst zugänglich sind, sondern auch um die Analyse des impliziten Wissens und die jenseits der Intention liegenden interaktiven Erzeugung von Bedeutung.“ (Rosenthal 2005: 15)

Daher soll zu Beginn des Forschungsprozesses noch keine klare Hypothese und auch keine eindeutige Forschungsfrage formuliert werden (vgl. ebd.: 15). Das Interesse bezieht sich vorerst ganz generell auf ein bestimmtes Phänomen oder eine Gruppierung von Menschen, in diesem Fall „Kriegskinder“. Interpretative Methoden der Sozialforschung ermöglichen es, auf ein Phänomen einen anderen Blick zu werfen als bisher (vgl. ebd.: 18).

Da in der Biographieforschung der tatsächliche Lebenslauf nicht rekonstruiert werden kann und die Erlebnisse immer schon in der Wahrnehmung interpretiert werden, kann daher nur die erinnerte Biografie Untersuchungsgegenstand sein. Somit interessieren uns vor allem die Deutungen und Sinnkonstruktionen, durch welche vom Individuum die

eigene Biografie zu einem kohärenten Zusammenhang konstruiert wird (vgl. Glinka 2003).

Die Problematik, welcher wir begegnen, wenn wir es mit erzählten Erinnerungen zu tun haben, wurde schon im Kapitel II.III eingehend diskutiert („Primat des Anderen“, „Nachträglichkeit“, „Deckerinnerung“) und soll daher hier nur noch einmal kurz zusammen gefasst zur leichteren Übertragbarkeit bezüglich der Methodik wiederholt werden.

Die Gegenwart spielt für die Interpretation und der Darstellung der erinnerten Ereignisse eine große Rolle. Erlebnisse werden durch spätere anders interpretiert, können eine andere Bedeutung bekommen. Die Gegenwart beeinflusst einerseits die Auswahl der Erinnerungen und die Art und Weise, wie diese interpretiert und erzählt werden (vgl. Rosenthal 2005: 166f). Vor allem konfliktreiche Erfahrungen werden der Traum-Arbeit ähnlich stark umgeformt und geglättet und es werden harmonische Erinnerungen gerade da berichtet, wo besonders problematische Erlebnisse sich ereigneten.

„Ebenso wie sich das Vergangene aus der Gegenwart und der antizipierten Zukunft konstituiert, entsteht die Gegenwart aus dem Vergangenen und dem avisierten Zukünftigen. Und so geben biographische Erzählungen sowohl Auskunft über die Gegenwart der/des Erzählenden als auch über deren/dessen Vergangenheit und deren/dessen Zukunftsperspektive.“ (ebd.: 168)

### **III.II.2. Das Besondere und das Allgemeine**

Die Biografieforschung ist im Rahmen der qualitativen Forschungsansätze eine Herangehensweise mit Einzelfallstudien. Grundsätzlich entsteht aus der Ausrichtung auf Einzelfälle die Frage nach der Möglichkeit der Verallgemeinerung, von einem oder mehreren Fällen auf gesellschaftliche relevante, allgemeine Muster zu schließen und außerdem nach dem Wahrheitsgehalt von erzählter Lebensgeschichte.

Biographisch narrative Interviews liefern subjektive Erinnerungen und Deutungen. Für die Wissenschaft aber gilt das Interesse meist dem Allgemeinen im Besonderen. In der Biografieforschung wird aus der erzählten Lebensgeschichte heraus rekonstruiert, welche Erlebnisse für die Erzählenden selbst relevant sind. Biographie ist damit also etwas vom Subjekt konstruiertes, was in der Forschung in der Arbeit am Fall erschlossen wird. Bei einer biographischen Analyse geht es sowohl um eine Betrachtung der biographischen Selbstdefinition von Subjekten als auch um die Analyse von Zuschreibungen von außen und sie folgt damit einer interaktionistischen Sozialisationstheorie nach Hurrelmann (1998), welche von einer lebenslangen

Wechselwirkung von Sozialem und Individuellen ausgeht (vgl. Rosenthal 2005: 171).

Soziale Rahmungen wie Familie, Institutionen oder andere Kontexte sind in modernen Gesellschaften verknüpft mit Teilbereichen der Gesellschaft wie Ausbildungssystem, Wissenschaft, Gesundheitssystem etc.. Diese sozialen Rahmungen bedingen ebenfalls, welche Bedeutung biographischen Erlebnissen zugeschrieben wurden und wie diese heute erzählt werden und bestimmen auch, über was wie gesprochen werden darf.

„Für eine Biographieforschung, die dem Wechselverhältnis zwischen Individuen und Gesellschaft gerecht werden will, gilt es, die hinter dem Rücken der Akteure wirksamen Regeln der Diskurse und deren Wandel in den Lebenserzählungen aufzuspüren. Biographieanalyse ist in diesem Sinne immer auch eine Form der Diskursanalyse.“ (ebd.: 172)

Grundlegend ist die Frage, wie sich die Strukturen einer Gesellschaft in der sozialen Praxis in Form individueller Handlungsfähigkeiten reproduzieren. Subjekt, Gesellschaft und Entwicklung sind die hierbei relevanten Gegenstandsbereiche. Der vergesellschaftete Mensch ist nach dieser Bestimmung nicht nur soziales Individuum, sondern auch psychische Persönlichkeit, lernfähiges Naturwesen und historisches Subjekt.

Wenn unter Sozialisation der „Prozeß der Entstehung und Entwicklung der Persönlichkeit in wechselseitiger Abhängigkeit von der gesellschaftlich vermittelten sozialen und materiellen Umwelt“ zu verstehen ist und hierbei „die Frage, wie der Mensch sich zu einem gesellschaftlichen handlungsfähigen Subjekt bildet“ (Geulen/ Hurrelmann 1980: 51) im Vordergrund steht, müssen zunächst die subjektiven Voraussetzungen der individuellen Entwicklung bestimmt werden. Sozialisation geschieht über den Faktor Zeit und damit der Entwicklungsprozess in Phasen, die einerseits durch biologisch determinierte Reifezustände bestimmt sind, zum anderen soziale Konstruktionen, die über die Alters-, Geschlechts- und Berufsrollen biographisch angeeignet werden, darstellen.

Alter als Lebensphase ist ein relativ neues Phänomen und damit ein soziales Konstrukt der Moderne. Die Institutionalisierung des Lebenslaufs (vgl. Kohli 1985) und die damit einhergehende Einführung von Rentensystem spielte hierbei eine zentrale Rolle. Das Ruhestandsalter gilt als Eintritt in die Altersphase. Erst durch die Verlängerung der Lebenszeit wurde es möglich, dass ein wachsender Bevölkerungsanteil das festgesetzte Ruhestandsalter in westlichen Industrienationen überhaupt erreicht und ein Leben nach der Erwerbsarbeit erleben kann (vgl. Kohli 1992). Die bei der Zielgruppe in frühere Jahre verlagerte Entpflichtung aus dem Arbeitsleben (Teilzeit, Frührente) und die höhere

Lebenserwartung bedingte einen am Ausscheiden aus dem Erwerbsleben definierten Beginn der Altersphase bereits im mittleren Erwachsenenalter. Somit würde die Altersphase mitunter bis zu 30 Jahren betragen. Laslett (1995) schlägt vor von einem sozial definierten „dritten“ und einem biologisch bestimmten „vierten Alter“ zu sprechen, welches die Phase der nachlassenden physischen und psychischen Fähigkeiten beschreibt. Die Frage ist also, ob und wie die Phase des Alters überhaupt zu bestimmen ist und ob sie sich in Anbetracht einer Pluralisierung von Lebensläufen und -stilen letztendlich auflöst.

Des Weiteren analysiert Biographieforschung Gemeinsamkeiten von Gruppen, die kollektive und zeitliche Erfahrungshorizonte verdeutlichen. Es wird davon ausgegangen, dass die einzelne Lebensgeschichte sich mit anderen vergleichen lässt und dadurch „typische Generationeneinheiten“ aufgezeigt werden können (Ecarius 2010: 675).

„Da jede Lebensgeschichte mit dem Gesellschaftlichen verbunden ist, gibt es kollektive Schicksale und gemeinsame Erfahrungen, so dass aus einem gemeinsamen Erfahrungshorizont, den man auch als Generationszusammenhang bezeichnen kann (Mannheim 1928), bestimmte gemeinsame lebensgeschichtliche Erfahrungen hervorgehen, die man typologisch dann in einem nächsten Schritt als Generationseinheiten bezeichnet. Es sind kleine Gruppen von Individuen, die in dem selben historischen Zeitraum leben und aufgrund ihrer Sozialisationsbedingungen in der Kindheit und Jugend ähnliche biographische Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster entwickeln, so dass sie in bestimmten Bezügen Gemeinsamkeiten aufweisen.“ (Ecarius 2010: 675)<sup>77</sup>

Wie die einzelnen Geburtsjahrgänge sich generationsspezifisch voneinander abgrenzen kann nur im Kontext der konkreten jeweiligen sozialen und historischen Verhältnisse beantwortet werden. Welche biographische Bedeutung der Zweite Weltkrieg und NS für den/die einzelne/n hatte, bestimmte zunächst das chronologische Alter. Doch neben diesen aus dem Lebensalter resultierenden unterschiedlichen Lebensbedingungen während des Ereignisses war die biographische Bedeutung, die Art und Weise des Erlebens, die Haltung ebenso zentral. Ziel ist nun nicht, den typischen Fall zu suchen, sondern das Typische eines jeden Falles zu rekonstruieren.

„Typik verstehen wir also nicht in einem numerischen Sinne, sie erklärt sich nicht über die Häufigkeit des Auftretens, sondern über die konstituierenden Momente einer Biographie. Jede Biographie repräsentiert eine gesellschaftlich mögliche und damit auch allgemein gültige. Je nach den Kriterien bzw. den Konstrukten, die die Sozialwissenschaftler an sie anlegen, stimmt

---

<sup>77</sup> „Nicht das Faktum der in derselben chronologischen Zeit erfolgten Geburt, zur selben Zeit Jung-, Erwachsen-, Altgewordenseins, konstituiert die gemeinsame Lagerung im sozialen Räume, sondern erst die daraus entstehende Möglichkeit, an denselben Ereignissen, Lebensgehalten usw. zu partizipieren und noch mehr, von derselben Art der Bewußtseinsschichtung aus dies zu tun...“ (Mannheim 1928: 180)

sie mit anderen Biographien überein oder unterscheidet sich von anderen.“ (Rosenthal 2005: 44)  
Die Rekonstruktion eines Einzelfalls zeigt damit ebenso Gesellschaftliches in seiner Wirkung auf und die Wechselwirkung zwischen Individuen und Gesellschaft. Außerdem kann so die gegenwärtige Relevanz von kollektiven Vergangenheiten im Blick behalten werden.

„Die individuelle Geschichte eines Menschen und die kollektive Geschichte, die subjektiven und die kollektiven Wirklichkeiten, durchdringen sich wechselseitig. Die Lebensgeschichte ist sowohl in ihrer Entwicklung als auch im gegenwärtigen deutenden Rückblick der BiographInnen immer beides zugleich: ein individuelles und ein soziales Produkt.“ (ebd.: 172)

In jedem einzelnen Fall wird nun das Allgemeine im Besonderen gefunden.

„Jeder einzelne Fall, der ja immer ein in der sozialen Wirklichkeit konstituierter ist, verdeutlicht etwas über das Verhältnis von Individuellem und Allgemeinen. Er entsteht im Allgemeinen und ist damit auch Teil des Allgemeinen. Damit gibt auch jeder Fall Hinweise auf das Allgemeine.“ (ebd.: 75)

Die Rekonstruktion von Regeln an einem Fall bedürfe somit nicht der Überprüfung an weiteren Fällen, da sie ja in der sozialen Wirklichkeit zu finden und nicht konstruiert sind und damit einen möglichen Fall, mit sozialer Wirklichkeit umzugehen, repräsentiert. So kann man von einem konkreten Fall auf gleichartige Fälle schließen. Wenn man nun einen typischen Fall bestimmen will, ist es nicht relevant, wie häufig dieser auftritt. Daher müssen in der rekonstruktiven Sozialforschung auch nicht möglichst viele Fälle herangezogen werden (ebd.: 75).

### **III.II.3. Subjektiver Sinn und Rekonstruktion des latenten Sinngehalts**

Der subjektive Sinn, dem eine Person seinen Vorstellungen, Ideen und Handlungen gibt, soll in der qualitativen Sozialforschung nachvollzogen und der latente Sinn dessen rekonstruiert werden. Individuen übernehmen im Laufe ihrer Sozialisation gesellschaftliche Wissensbestände und schreiben darauf basierend der sozialen Wirklichkeit Bedeutungen zu, die es im Forschungsprozess zu rekonstruieren gilt. Damit erschließt sich der latente Sinn des Gesagten. Damit sind zum einen Bedeutungen gemeint, die der erzählenden Person nicht bewusst sind. Aber vor allem geht es hierbei darum, dass es „aufgrund von impliziten Wissensbeständen, aufgrund von in der gesellschaftlichen Wirklichkeit abgedrängten Wissensbeständen, der in unterschiedlichen historischen Phasen und gesellschaftlichen Kontexten geltenden Ideologien und Mythen (also im Sinne eines sozialen Unbewussten) und aufgrund des jeweiligen Handlungsdrucks in der Situation des Handelns und Sprechens immer mehr an Sinn [gibt, d. Verf.], als uns im Moment

zugänglich ist (vgl. Oevermann u.a. 1997: 348ff.).“ (Rosenthal 2005: 19f.).

Auch Forscher:innen handeln und interpretieren mit impliziten Wissensbeständen und aus einer bestimmten Perspektive und sind im Forschungsprozess darauf angewiesen, dies zu reflektieren, können aber niemals eine völlige Aufdeckung alles impliziten Wissens leisten, da dies einerseits den zeitlichen Rahmen einer wissenschaftlichen Arbeit sprengen würde und andererseits wäre dies auch mit diesem nicht zu leisten.

„Auch sind uns WissenschaftlerInnen bei der Interpretation von Texten, ähnlich wie im Alltag, bestimmte Bedeutungsgehalte aufgrund unserer Sozialisation in einem bestimmten gesellschaftlichen und zeitlichen Kontext und des auch auf uns wirkenden sozialen Unbewussten verschlossen.“ (ebd.: 21)

Prenzel, Friebertshäuser und Langer (2010) nennen Standort/ Blickrichtung und motivationaler Grund der Forschenden als zentrale Elemente, die die perspektivische Struktur kognitiver Situationen bestimmen und damit in der qualitative Forschung immer beachtet und reflektiert werden müssen (vgl. ebd.: 25). Trotzdem haben wir bei der Interpretation von Texten den Vorteil, dass wir nicht wie im alltäglichen Handeln, unmittelbar auf eine Äußerung reagieren müssen und die Zeit haben, immer wieder erneut, zu reflektieren und interpretieren (vg. Rosenthal 2005: 21).

Am Einzelfall lässt sich aufzeigen, wie sich der Wirkungszusammenhang von dem zu untersuchenden Phänomen gestaltet, wobei sich unterschiedliche Wirkungszusammenhänge heraus stellen können.

Im Forschungsprozess soll sich somit am Relevanzssystem der Handelnden orientieren und nicht an den eigenen. Wir dürfen unseren Fokus nicht vorab auf etwas richten, was wir als relevant erachten, da dies den Blick verschließt, was von den Interviewten selbst als relevant oder eben als nicht relevant erachtet wird. Dies wird ebenfalls durch die Methode des narrativen Interviews gewährleistet (vgl. ebd.: 53).

Zu beachten ist hierbei außerdem, dass Erhebung und Auswertung keine klar voneinander und aufeinander folgende, sondern sich gegenseitig beeinflussende und verändernde Phasen sind (vgl. ebd.: 48f.).

### **III.III. Erhebung**

Die Biographieforschung ist im Rahmen der qualitativen Forschungsansätze eine Herangehensweise mit Einzelfallstudien. Als eine der wichtigsten Methoden für das erfassen von autobiographischem Material hat sich das narrative biographische Interview

bewährt (Schulze 1999: 46). Beim narrativen Interview nach Schütze (1983) handelt es sich um eine besondere Form des offenen Interviews. Der/die Informant:in wird gebeten, die eigenen Erlebnisse in einer Stehgreiferzählung als Geschichte zu erzählen. Besonders interessieren dabei Geschichten mit lebensgeschichtlichen, alltäglichen, situativen und/oder kollektiv-historischen Ereignisabläufen, in die sie/ er selbst verwickelt war. In der Stehgreiferzählung soll die Informantin/ der Informant ohne Vorbereitung aus der Situation heraus seine Biografie als etwas Neues erzählen (vgl. Glinka 2003: 9ff). Der Informant/ die Informantin erhält so die Möglichkeit, entlang eines selbstgewählten roten Fadens seine Lebensgeschichte zu erzählen. Die hierfür erforderliche Selektionsleistung setzt er/sie damit selbst (Marotzki 1999: 114).

Die eigentliche Leistung des narrativen Interviews liegt darin, dass Material erhoben wird, aus dem nach bestimmten Auswertungsverfahren erschlossen werden kann, wie der/die Informant:in Ereignisse ihres/seines Lebens zu einem sinnvollen Gesamtzusammenhang, nämlich ihrer/seiner Biographie, gestaltet hat. Die Gestaltungsgesetzmäßigkeiten, also die Ordnungsprinzipien seiner biographischen Selbstorganisation können damit einer Analyse zugeführt werden. Insofern geht es in der Biographieanalyse um die Erschließung individueller Verarbeitungsräume von Erfahrungen.

„Das narrative Interview kann sich thematisch stärker auf die Reproduktion lebensgeschichtlicher Vorgänge oder auf die Reproduktion ‚äußerlicher‘ (interaktiver oder kollektiv-historischer) Ereignisabläufe beziehen, in welche der Informant als Handelnder oder Erleidender verwickelt war. Bei beiden Thematisierungsvarianten hat die Interviewerzählung jedoch eine autobiographische und eine kollektivhistorische Dimension in der Erlebnisaufschichtung, die durch das Stehgreiferzählen in der Erinnerung reaktiviert wird – die eine der beiden Dimensionen ist je nach Art der Thematisierung jeweils rezessiv, findet aber dennoch im Erzählvorgang Beachtung.“ (Schütze 1987: 50)

So eignet sich das Verfahren besonders für die Rekonstruktion komplexer Sachverhalte, in welche die Subjekte als Handelnde und/oder Erleidende involviert waren, die über eine zeitliche Ablaufstruktur verfügen und damit als Geschichte erzählt werden können (vgl. Glinka 2009).

Im Stehgreiferzählvorgang eigener Ereignisverwicklungen soll die in die Gegenwart transportierte Erfahrungsaufschichtung durch die Dynamik des Erzählvorgangs wieder verflüssigt werden. In alltäglichen Interaktionen wird auf diese Erfahrungsaufschichtung nur ganz allgemein Bezug genommen. Im Interview sollen diese wieder lebendig gemacht werden. Hierbei kann es zu Raffungen von einzelnen Ereignissen kommen und

Erinnerungsverluste zu Tage treten. Durch die dynamisierenden Elemente im Erzählvorgang wird dann die Erfahrungsaufschichtung des Gedächtnisses konkretisiert und aufgefrischt. Man geht davon aus, dass die Dynamik des Erzählvorgangs die retrospektiven Vorstellungen der Erzählerin/ des Erzählers in Gang setzt und sie/ ihn noch einmal in die damaligen Handlungs- und Erleidenssituationen versetzt. Schritt vor Schritt wird sie/ er sich ad hoc erneut ihre/ seine Erfahrungsaufschichtung vergewissern. So werden komplexe kollektiv-historische und biographische Erfahrungszusammenhänge über die Erinnerung in den Aufmerksamkeitsfokus gerückt. Sie werden sozusagen in den in der Interviewsituation von neuem aktualisierten Erlebnisstrom des Informanten eingesogen (vgl. Glinka 2009: 13).<sup>78</sup>

Der Ereignisablauf kann teilweise aufgrund der oben nachgezeichneten Erinnerungsprozesse lückenhaft erinnert werden, diffus und problematisch im Gedächtnis abgespeichert, beispielsweise bei schmerzvollen Erfahrungen oder Schuld-Verstrickungen. Erinnerungs- und Erkenntnisbarrieren können bei guter Dynamik des Erzählvorgangs teilweise abgebaut werden. Das Verfahren des Interviews bietet einen geschützten Rahmen, der von der forschenden Person garantiert wird. In diesem Rahmen kann selbstreflexive Arbeit geleistet werden. Das diffuse und noch nicht kognitiv bearbeitet Erleben wird als Gesamtgestalt erkennbar und so der Analyse zugänglich. Die Ereigniszusammenhänge werden auch in der Erlebniswelt von damals, also in einem ursprünglich von Verständnislücken gekennzeichneten Erinnerungszustand zunächst wieder hervorgebracht. Die erzählende Person taucht in das damalige Erleben ein, lässt sich von den damaligen Wirkmechanismen für Entwicklungs- und Veränderungsprozesse gewissermaßen mitreißen, hat aber im Interview die Möglichkeit einer distanzierte Draufsicht. Erzähler um Rekonstruktion der Entstehung und weiteren Entwicklung einer Geschichte in ihrer Gesamtgestalt, eine Geschichte, in deren Aufeinanderfolge der Einzelereignisse er selbst verwickelt war, die er miterlebt hat, eine Geschichte, innerhalb

---

<sup>78</sup> Während der Erzählung bedient er sich dabei folgender kognitiver Figuren: „Ereignisträger“: in jeder Erzählung wird ein Ereignisträger:in eingeführt. Es kann sich beim Ereignisträger auch um andere soziale Einheiten (Personen) handeln als die interviewte Person selbst, je nach dem, um wen es geht. Hier ist es dann meist eine zentrale Figur, die mit Veränderungsprozessen verbunden ist. Es können sogar auch Dinge sein. 2. „Ereignisketten“: Erzählungen weisen Kette von Erzählungen auf, die ein zeitliches Gefälle besitzen und entlang einer Abfolge von Zustandsänderungen erzählt werden. Sie entsprechen einem vorher/nachher oder besitzen kausale und zweckrationale Verknüpfungen von Darstellungen und Verlaufskurven. 3. Situationen: soziale Rahmen als kognitive Figur: Zustandsveränderungen laufen in sozialen Rahmen ab, wobei der jeweilige Rahmen vom Erzähler angegeben wird. Aus der Kette der erzählten Ereignisse werden hin und wieder Situationen hervorgehoben. Der spezifisch sozial-räumliche Schauplatz, in dem sich die Situation ereignet, wird dargestellt, neben Orts- und Zeitangaben auch Handlungsrelevanz herausgearbeitet (vgl. Glinka a.a.O.).

deren sich soziale Wirklichkeit generieren konnte und innerhalb derer die Entfaltungspotentiale für die unterschiedlichsten Wirkmechanismen aufscheinen (Glinka 3009: 27ff.).

### **III.III.1. Der Ablauf des narrativen Interviews**

In der ersten Phase wird ein Thema vorgegeben und damit ein Stimulus gesetzt. Der Stimulus fokussiert den Bereich des sozialwissenschaftlich Interessierenden, hier der gesamten Biographie. Dieser muss für die Informantin/ den Informanten den Charakter einer erzählbaren Geschichte haben und es muss sinnvoll erscheinen, diese Geschichte zu erzählen und dass er/sie wirklich etwas zu sagen hat, etwas beitragen kann zu dem Thema (Erzählerisches Gestaltungsappell). Dies hängt davon ab, wie der zu erforschende Gegenstandsbereich prozessual dimensioniert ist. Diese Dimensionierung des zu untersuchenden Gegenstandsfeldes wird also immer in den von der Forscherin/dem Forscher gegenüber dem potentiellen Informanten gesetzten Erzählstimulus eingehen.

Es handelt sich beim narrativen Interview um ein „nicht-reaktives“ Forschungsverfahren, bei dem durch die Perspektive des von der/dem Informant:in unterlegten, jeweils gültigen Relevanzsystems rekonstruiert wird. Der Forscher/die Forscherin unterstützt darin, eine Erzählung über eigene Erlebnisse in Gang zu setzen. Die interviewende Person versucht, den Informanten/die Informantin auf seine Erinnerungsbestände auszurichten und seine Darstellungsmotivation sowie sein Interesse an der Selbstvergewisserung zu wecken. Durch die Aufmerksamkeit, die der Person und ihrer Geschichte plötzlich und unerwartet beigemessen wird, zeigt sich, wie hilfreich gerade auch für ihn die reflexive Komponenten, die das Erzählen eigenerlebter Ereignisverwicklungen oder gar der kompletten bisherigen Lebensgeschichte enthält, sein können. Die forschende Person handelt mit der informierenden die endgültige Erzählthematik aus. Das geschieht in einem Prozess gegenseitiger und verständnisvoller Abstimmung. In dieser Phase des Interviews gibt es eine eindeutige Rollenverteilung: Der Informant/die Informantin hat das uneingeschränkte Rederecht bis zum Abschluss seiner/ihrer Geschichte. Die forschende Person hat die Rolle des aufmerksamen Zuhörers (vgl. ebd.: 30).

In der Haupterzählung ist im allgemeinen keine weitere Intervention nötig. Hierbei ist eine hohe Stufe von Reziprozität erreicht, wenn beide einer erzählten Geschichte einen ähnlichen Bedeutungsgehalt zuschreiben (beispielsweise das gemeinsame Lachen über

eine Erzählung, die auch dramatische Inhalte hat, auf die aber beide nicht reagieren). An diesem Punkt haben beide Verständnis- und Bedeutungsebenen erreicht, die relativ hohe Anteile von gemeinsame Wissen erkennen lässt.

Der Nachfrageteil gliedert sich in nochmals zwei Teile. Im ersten Teil soll das Erzählpotential ausgeschöpft, Verständnisfragen geklärt und Lücken des Hauptteils geschlossen werden. Der/die Interviewer:in soll den Informant:innen an einen konkreten Ereigniszusammenhang zurückführen und in den übergeordneten Erlebens- und Bedeutungszusammenhang einführen. Die erzählende Person präsentiert die Erzählung als Expert:in einer ganzen gesellschaftlichen Gruppierung, die die Sinn- und Handlungsorientierung einer ganzen Generation über mehrere Jahre hinweg dominierte. Er/sie vermittelt Forscher:innen Zugang zu diesem Milieu und Orten, in denen die kultur- und milieuspezifische Sinn- und Bedeutungszuschreibung hervorgebracht wurde. Im letzten Teil werden restliche Fragen geklärt, die auf das schon Erzählte Bezug nehmen (vgl. ebd.: 37).

### **III.III.2. Ergänzung durch ein zweites Leitfaden gestütztes Interview**

Aufgrund der irritierenden und bisweilen auch erschreckenden Berichte über den Umgang der Erwachsenen mit den Kindern in den ersten Interviews wurde im Hinblick darauf eine zweite Interviewrunde durchgeführt. Hierbei sollten nicht mehr die Kriegserlebnisse, sondern Beziehungserfahrungen mit den eigenen Eltern im Zentrum stehen. Dazu wurde die Methode des Leitfaden gestützten Interviews gewählt. Hier wird ein Leitfaden entworfen, der durch ein der forschenden Person bekanntes relevantes Themenfeld bestimmt wird. Dies kann sich beispielsweise auf Theorien, vorhergehende Erhebungen und Ergebnisse beziehen. Die Fragen sollen lediglich als Gerüst dienen und nicht als chronologisch zu folgendem Fragenkatalog, um das Interview durch erzähl-generierende Fragen grob zu strukturieren. Dadurch soll ein „Ausfragen“ der Interviewees verhindert und ein Gespräch über das Thema NS-Erziehung, welches den interviewten Personen viel Raum für eigene Themen lässt, ermöglicht werden.

Damit handelt es sich um eine relativ offene Form des Leitfaden gestützten Interviews, welches sich im Ablauf stark am narrativen Interview orientiert (Friebersthäuser/ Langer 2010: 440).

Der hier verwendete Leitfaden (im Anhang) wurde auf Grundlage der Ausarbeitungen über

NS-Erziehung, insbesondere an Haarers Ratgebern entwickelt. Dazu wurden die zentralen „Erziehungsfelder“ (damit sind die Schauplätze gemeint, welche in Haarers Ratgebern eine zentrale Stellung einnehmen, wie beispielsweise die Essensituation/ der Esstisch oder auch das Kinderzimmer/ Kinderbett) und Anweisungen Haarers herausgearbeitet und dazu Fragen entwickelt. Dies soll im Interview dazu dienen, bei bestimmten Themen und Erzählungen genauer nachfragen zu können, um sich der konkreten erlebten Erziehungspraxis der interviewten Personen so weit wie möglich anzunähern. Bei Erzählungen über die tägliche Essens-Situation kann dann spezifischer nachgefragt werden, wie diese genau ablief, nach welchen Regeln usw..

Die Auswertung des zweiten Interviews wird mit jener des ersten zusammen auf die gleiche Art und Weise durchgeführt, da auch hier die Kategorien nicht schon vor der Erhebung festgelegt werden sollen, um dem Anspruch der Offenheit zu entsprechen und Formulierungen der Befragten aufzugreifen und Unvorhergesehenes im Material entdecken zu können (Schmidt 2010: 474).

### **III.IV. Auswertung**

Bei der Auswertung des Materials kommt zum einen das Kodieren nach der qualitativen Inhaltsanalyse (Mayring 1983, 2015) und im weiteren Verlauf jenes nach der Grounded Theory Methode (Glaser und Strauss 1967, 2008) zum Einsatz. Hauptteil der Auswertung sind die biographischen Fallrekonstruktionen nach Rosenthal (2005).

In der qualitativen Sozialforschung stehen Theorien und Empirie in einem Verhältnis des Austausches zueinander, in dem sich beide gegenseitig informieren, dass beispielsweise ein „Phänomen so oder so gesehen werden kann.“ (Kalthoff 2008: 10; zitiert nach Fribersthäuser, Richter & Boller 2010: 380)

Diese Arbeit versteht sich zum einen als „Empirie-orientierter Zugang zur Theorie“ und zum anderen als „Theorie-orientierte Analyse“ (vgl. ebd.: 383ff.). Beim ersteren wird von der Empirie ausgegangen und nach Theorien gesucht, die das Beobachtete verstehbar machen können. Die zugrunde liegende Forschungsfrage wird bei diesem abduktiven Vorgehen zunächst in den Hintergrund gestellt und versucht, sich dem Material möglichst offen und unvoreingenommen zu nähern, um dadurch das Aufdecken von neuen Aspekten zu ermöglichen. Bei der Deduktion wird Theorien-geleitet vorgegangen (vgl. Rosenthal 2005: 61f.).

Die Fallrekonstruktion basiert auf den Prinzipien der Rekonstruktion, der Abduktion und der Sequenzialität. Hierbei werden vorerst keine Kategorien gebildet und zur Analyse weiterer Interviews genutzt, sondern jedes Interview wird aufs neue offen analysiert (vgl. ebd.: 57) Die Hypothesenbildung für ein Phänomen erfolgt am Einzelfall und beginnt also mit der Betrachtung des Phänomens.

Demnach wird bei einem weiteren Analyse-Vorgang die bestehen Kriegskinder-Forschung und der theoretische Rahmen als Basis für eine Grobanalyse der Interviews genutzt.

In einem zweiten Schritt soll davon Abstand genommen werden und das Material ohne theoretischen Hintergrund und mit einer möglichst großen Offenheit analysiert werden.

Da im Forschungsprozess der sozio-historische Kontext des NS relevant wurde, wird das Material erneut theorie-geleitet gesichtet, die Ausarbeitungen zum NS-Kontext als Interpretationsrahmen genutzt und damit die erste Auswertung ergänzt werden. Hier erforschte Phänomene, daraus abgeleitete Konzepte und Begrifflichkeiten sollen somit auf das vorliegende Material, die vorgefundenen Kategorien übertragen und mit ihnen in Bezug gesetzt werden. Durch dieses Vorgehen soll überprüft werden, ob sich Aspekte der Kriegs-Kinder und der Täter:innen-Kinder-Forschung im Material wieder finden lassen.

Hierbei konnte die wichtige Beobachtung gemacht werden, dass trotz der kritischen Haltung der Forscherin, eine Blindheit bestimmten Themen gegenüber bestand und sich die Perspektive erst mit der intensiven Auseinandersetzung der beiden Themengebiete NS-Erziehung und Täter:innen-Kinder-Forschung erweiterte und andere Kategorien im Material entdecken ließ.

Das Verstehen oben genannter Aspekte muss in dieser Arbeit immer unter einem kritischen Blick geschehen, im nicht Gefahr zu laufen, die Perspektive aufgrund der hohen moralischen Aufladung des Themas in eine Richtung hin einzuschränken. Zu einer kritisch-konstruktiven Erziehungswissenschaft (Klafki 1976) gehören drei Elemente: die Aufklärung über die Verflechtung pädagogischer Probleme in historische, politische, gesellschaftskritische und wirtschaftliche Zusammenhänge im Sinne von Ideologie-Kritik, außerdem die Entwicklung von Folgerungen für die pädagogische Praxis, die zu neuen Hypothesen führen können und ein Engagement für eine kritisch-emanzipatorische, demokratische Entwicklung der Gesellschaft als Bedingung für die Entwicklung der Individuen zu Selbstbestimmungs-, Mitbestimmungs-, und Solidaritätsfähigkeit (Prengel et

al.: 21).

Das genaue Vorgehen wird in den folgenden Abschnitten erläutert.

### **III.IV.1. Kodieren nach qualitativer Inhaltsanalyse und Grounded Theory**

Mayrings Inhaltsanalyse ist ein systematisches, Regel-geleitetes und Theorie-geleitetes Verfahren zur Analyse von fixierter Kommunikation. Kategorien werden hier induktiv gebildet, also vorher festgelegt, auf welche Theorien sich die Kategorien beziehen sollen. Für die Inhaltsanalyse wird je nach Kontext des zu analysierende Materials ein Kategorien-Katalog entworfen und der Text diesen Kategorien zugeordnet (Mayring/ Brunner 2012: 325ff.). Diese Grob-Kategorien werden bei dieser Untersuchung in Bezug auf das Trauma-Model von Fischer und Riedesser und der derzeitigen Kriegskinder-Forschung bezogen entwickelt, um überhaupt eine Vergleichbarkeit der Samples zu garantieren (beispielsweise bezüglich Alter und Kriegserlebnissen) (Rosenthal 2005: 200 ff.). Kategorien werden vorerst dicht am im Interview Gesagten gebildet und später wird das Abstraktionsniveau erhöht, indem man Kategorien zu Hauptkategorien zusammenfasst, welche sich auf schon bestehende Theorien beziehen (Mayring & Brunner 2010: 330). Damit soll diese Methode einerseits den Standards der quantitativen Sozialforschung entsprechen, aber eben auch qualitatives Vorgehen ermöglichen, indem das Kategoriensystem im Forschungsprozess modifiziert werden kann.<sup>79</sup>

Dieses Vorgehen soll in dieser Arbeit zu einer ersten Globalanalyse des Samples genutzt werden. Zum anderen sollen aber auch während des späteren Analyseprozesses das Material immer wieder auf der Basis neu herangezogener Theorien durchgesehen und der Kategorien-Katalog ergänzt werden. Dies soll gewährleisten, den Blick für jene Aspekte zu schärfen, die hinsichtlich der Thematik möglicherweise ohne dies nicht sichtbar werden.

Das Problem bei dieser Methode besteht darin, dass sich hierbei auf den manifesten Erzählgehalt bezogen wird. Dies kritisierte Sigfried Kracauer schon im Jahre 1952, da auch das Latente, das Nicht-Gesagte mit den Kategorien erfasst werden müsse. Vor allem bei einer ideologiekritischen Vorgehensweise müsse der Frage nachgegangen werden, welche Themen im Material vorkommen und welche nicht. Dabei sollten auch

---

<sup>79</sup> Bei dieser Methode wird ebenfalls die Intrakorrelabilität überprüft, „indem nach Abschluss der Analyse zumindest Teile des Materials erneut durchgearbeitet werden, ohne auf die zunächst erfolgten Kodierungen zu sehen. Eine hohe Übereinstimmung ist ein Indikator für die Stabilität des Verfahrens. Es geht also insgesamt darum, klare Verfahrensweisen theoriegeleitet zu entwickeln, explizit zu beschreiben und am Material zu optimieren. Dadurch wird eine eindeutige und überprüfbare Auswertung von Textmaterial ermöglicht.“ (Mayring/ Brunner 2010: 325f).

Einzelfälle beziehungsweise Besonderheiten mit in die Betrachtung eingezogen werden. Wenn diese Themen im Material nicht vorkommen und sie auch nicht methodisch erfasst werden, führt dies dazu, dass diese auch in der Wissenschaft ausgeblendet werden. Daher ist ein feinanalytisches Vorgehen notwendig.

„Es sind gerade jene Stellen in einem Text, die sich *vor* einer gründlicheren Betrachtung und der Rekonstruktion des latenten Bedeutungsgehalts kaum Kategorien zuordnen lassen, die besonders aussagekräftig für die Struktur des Gesamttextes sind.“ (Rosenthal 2005: 205)

Daher soll nach der ersten Grobanalyse der Interviews das Kodieren nach Glaser und Strauss (1967: 45-78) zum Einsatz kommen und dem Konzept der theoretischen Stichprobe folgend, werden basierend auf dieser Vorauswertung Interviews zur Fallanalyse ausgewählt. Da bei diesem Verfahren der Anspruch auf Repräsentativität nicht erhoben werden kann, soll rekonstruiert werden, welche Möglichkeiten innerhalb eines Milieus oder einer Gesellschaft bestehen, auf ein soziales Geschehen zu reagieren. Daher interessieren hier auch die selten auftretenden Fälle, da diese theoretisch besonders interessant sein können und weiteren Aufschluss über den Normal-Fall geben können.

Das Kodieren nach Grounded Theory Strauss und Corbin ist gegenüber dem der qualitativen Inhaltsanalyse offener und verfolgt stärker das Prinzip der Rekonstruktion. Hierbei werden Kategorien erst während dem Forschungsprozess, die Theorie also grounded/ geerdert am empirischen Material gebildet. Dabei wird sich auch auf den latenten Gehalt eines Textes bezogen. Durch diesen Prozess der fortwährenden Begründung der Interpretationen aus den Daten soll gewährleistet werden, dass die Theorie stets einen Bezug zur Empirie aufweist. Die Analyse von Beziehungen zwischen den Kategorien erfolgt hier über die Rekonstruktion von Wirkungszusammenhängen im untersuchten Kontext (vgl. Rosenthal 2005: 212). Datenerhebung und Auswertung finden hierbei gleichzeitig statt und schon während der Erhebung kristallisiert sich ein theoretischer Bezugsrahmen heraus, der schrittweise verändert und vervollständigt wird (vgl. Mayring 2002).

Es werden drei Formen des Kodierens unterschieden. Das offene, das axiale und das selektive Kodieren. Diese werden aber nicht strikt getrennt voneinander durchgeführt. Beim offenen Kodieren werden Daten erschlossen.<sup>80</sup> Durch das axiale Kodieren wird dies

---

<sup>80</sup>Theoriegenerierende Fragen werden an den Text gestellt, um über eine Paraphrasierung hinauszukommen. Hierbei sind alle W-Fragen relevant (Was? Worum geht es? Wer? Wie? Wann? Wie lange? Wo? Wie stark Warum? Wozu? Womit?).

verfeinert und differenziert.<sup>81</sup> Beim Prozess des selektiven Kodierens wird eine Kernkategorie/ ein zentrales Phänomen isoliert und Bezügen und Verflechtungen mit den übrigen Kategorien und Konzepten dargestellt. Je abstrakter die entwickelten Kategorien sind, desto größer wird der Geltungsbereich der Theorie. Dabei wird sequenziell vorgegangen mit der Frage, in welcher Reihenfolge Ereignisse in einer Biographie präsentiert werden und nach der biographischen Bedeutung einer Erfahrung zur damaligen Zeit und nach der Funktion der Darstellung des Erlebten im gegenwärtigen Kontext gefragt. Vor allem am Anfang werden Textteile fein analysiert. Erst im Laufe wechselt man vom rekonstruktiven zum stärker subsumtionslogischen Vorgehen, in dem ganze Texteinheiten den gebildeten Kategorien zugeordnet werden. Bei der Feinanalyse kann es dann auch von Bedeutung sein, an welcher Stelle im Text etwas gesagt wird (vgl. Rosenthal 2005: 209) Damit kann unter anderem die Funktion einer solchen Passage in der Gesamtgestalt der biographischen Erzählung analysiert werden. Dabei ist es vor allem relevant, die Forschungsfrage zurück zu stellen. Damit wird dem Material erstmalig nicht mit Kategorien begegnet, die anhand von Theorien oder am Material gebildet wurden, wie dies bei der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring geschieht.

Die Auswahl bei der theoretischen Stichprobe orientiert sich also am theoretisch interessanten Fall mit dem Ziel, beim kontrastiven Vergleich distinktive Fälle zu ermitteln.

Die Anzahl der zu analysierenden Fälle lässt sich bei einer Studie mit dem Ziel einer theoretischen Verallgemeinerung, die prinzipiell bei jedem einzelnen Fall möglich ist, erst nach Abschluss der Analyse bestimmen, und zwar dann, wenn eine theoretische Sättigung eintritt, also keine neuen Phänomene mehr auffindbar sind. Die Annahme dieses Sättigungszustandes ist aber nur idealtypisch; man kann sich ihm nur annähern, da sich im Laufe der Zeit nicht nur die Phänomene verändern, sondern auch der Zugang zu ihnen (vgl. ebd.: 246).

Auch beim letzten Auswertungsschritt des Materials soll weiterhin vorerst der Entdeckungslogik gefolgt werden, wie dies bei der Objektiven Hermeneutik nach Oevermann (1979) und der Erzähl- und Textanalyse nach Fritz Schütze (1987) geschieht. Rosenthal entwickelt eine Methode, die diese beiden verbindet (vgl. Rosenthal 2005: 55).

---

<sup>81</sup>Es werden hierbei Kernkategorien und Unterkategorien herausgearbeitet und in Bezug auf zeitliche und räumliche Beziehungen, Ursache-Wirkungs-Beziehungen, Mittel-Zweck-Beziehungen, Kontext und intervenierende Bedingungen in Beziehung gesetzt.

### **III.IV.2. Rekonstruktive Fallanalyse**

Biografien werden dabei als soziale Prozesse untersucht und somit werden damit auch soziale Rahmen und kollektiv-historische Abläufe in ihren Auswirkungen auf die Lebensgeschichte sichtbar. Es lässt sich ebenfalls rekonstruieren, wie Ereignisse von den Beteiligten erlebt und interpretiert wurden, wie sie sich in den Biographien ausgewirkt haben und wo es Ausblendungen gibt, die durch die Analyse zugänglich gemacht werden können. Sinnmuster und Prozessstrukturen, die der erzählenden Person so nicht unmittelbar zugänglich sind, werden in der Analyse rekonstruiert (Jakob 2010: 224). Die hermeneutische Rekonstruktion von Texten nach Rosenthal (2008) folgt zwei Prinzipien: das der rekonstruktiven Analyse und jenes der Selektivität.

Die rekonstruktive Analyse begegnet dem Text nicht mit vorab festgelegten Klassifikations- und Variablensystemen. Theoretisches Wissen wird dabei abduktiv eingesetzt, um Phänomene zu erklären. Das Prinzip der Selektivität bezieht sich darauf, dass jede Handlung einer Person immer eine Auswahl von mehreren Handlungs- oder Interpretations-Möglichkeiten darstellt. Hierbei wird also danach gefragt, welche anderen Optionen möglich gewesen wären und was aus der Auswahl, die die Person zum Zeitpunkt der Handlung getroffen hat, zu schließen ist (Rosenthal 2008: 246).

Die sequenzielle Analyse basiert auf diesem Prinzip und dient der Generierung möglicher Hypothesen. Ziel der Analyse ist die Rekonstruktion der Struktur des Falles. Dabei wird hinterfragt, ob im Fall Regeln aufzuspüren sind, die seine Auswahl bestimmen. So wird bei der Fallanalyse zuerst überlegt, welche Möglichkeiten dem Fall in einer gegebenen Situation offen standen, welche er auswählte und inwiefern seine Wahl in unterschiedlichen Situationen systematisch und permanent bestimmte Optionen ausschließt (ebd.: 248).

Beim ersten Analyseschritt geht es um die Rekonstruktion der Aufschichtung der lebensgeschichtlichen Erfahrungen und Erlebnisse in der Abfolge der chronologischen Zeit (genetische Analyse). Dazu werden die einzelnen biographischen Daten in der zeitlichen Abfolge der Ereignisse im Lebenslauf dargestellt. Der Kontext für ein Ereignis, mit dem das Subjekt konfrontiert ist, wird rekonstruiert, und die Handlungsprobleme, die daraus resultieren, sowie die Alternativen, die das Subjekt in dieser Situation hat, werden gedankenexperimentell entworfen. Es wird danach gefragt, welche Ausgangsprobleme der

Fall aufweist und welche Möglichkeiten der Handlungsentscheidung das Subjekt in dieser Situation gehabt hätte. Die genetische Analyse basiert auf einem Text, der sich in der Gegenwart des Erzählens konstituiert und der auf eine gelebte Vergangenheit verweist. Die erste Frage, die gestellt werden muss, ist also nicht die nach der objektiven Vergangenheit sondern, wie die nach den Mechanismen, die die Auswahl der erzählten Geschichten steuern. Umgekehrt benötigt man Kenntnisse über das Leben der Biograph:innen, um Aussagen über die biographische Gesamtsicht der Biograph:innen machen zu können (vgl. ebd.: 250).

Als Basis für die sequenzielle Analyse dient in dieser Arbeit die Strukturelle Beschreibung nach Detka (2005), bei welcher aufeinander folgend die einzelnen Segmente, in die die Gesamtdarstellung vom Erzähler/ von der Erzählerin selbst unterteilt wurde, beschrieben werden. Diese Beschreibung erfolgt strikt sequenziell entsprechend der Chronologie des Interviews und geht von den Textstrukturen, die die/der Biograph:in vorgibt als Indikatoren der Erlebnisaufschichtung aus. Die Aktivitäten der Erzählerin/des Erzählers werden unter dem Gesichtspunkt betrachtet, wie die für die Lebensgeschichte prägenden Prozessstrukturen (beispielsweise Verlaufskurven des Leidens) also die Abfolge, die Besonderheiten und die Beziehungen der verschiedenen Prozessstrukturen des Lebensablaufs zum Ausdruck kommen und in der aktuellen Erinnerung wieder dominant werden. In der strukturellen Beschreibung wird besonderer Wert auf textuelle Mikrostrukturen gelegt, um die Erlebnisse der/des Erzähler:in, die relevanten biographischen und sonstigen sozialen Prozesse und die Weisen ihrer nachträglichen Verarbeitung des Erlebten heraus zu arbeiten. Damit wird zentrale Arbeitsgrundlage geschaffen, auf die im späteren Verlauf immer wieder zurück gegriffen wird (vgl. Riemann 2010).

Bei der sequentiellen Textanalyse wird also die sequentielle Gestalt des Textes mit dem Ziel analysiert, die biographische Gesamtsicht der Biograph:innen, die von ihnen vorgenommenen temporalen und thematischen Verknüpfungen der biographischen Erlebnisse zu rekonstruieren. Diesem Analyseschritt liegt die Überlegung zugrunde, dass die erzählte Lebensgeschichte und damit die Auswahl der erzählten Geschichten aus einem Sinnzusammenhang einer Gesamtdeutung der Biograph:innen erfolgt. Die erzählte Lebensgeschichte repräsentiert also eine Sequenz von wechselseitig aufeinander bezogenen Themen, die untereinander ein dichtes Netz bilden (vgl. Rosenthal 2008: 249).

Ziel ist herauszufinden, wie der /die Biograph:in sein Leben darstellt, welche Mechanismen die Auswahl und Verknüpfung der Geschichten steuern. Interpretationsbedürftig sind bei diesem Analyseschritt die Art und die Funktion der Darstellung im Interview. Zur Selektion werden dann mögliche Lesarten entworfen. Im Laufe der weiteren Analyse gewinnen bestimmte Lesarten an Plausibilität, andere lassen sich falsifizieren.

Schützes Verfahren (1983), an welches sich Rosenthals Methode anlehnt, zeichnet sich dadurch aus, dass es bei der Biographieanalyse nicht bei der Rekonstruktion des subjektiven Sinns der Befragten stehen bleibt, sondern orientiert an einer phänomenologischen beziehungsweise strukturalen Interpretationsperspektive jene objektiven Bedingungen mit berücksichtigt, in die biographische Handlungsmöglichkeiten eingebunden sind. Es geht zwar um die Rekonstruktion der Wissenssysteme der Subjekte, der Deutung ihres Lebens, ihrer Einordnung von Erlebnissen und Erfahrungen in thematische Felder, doch nicht im Sinne der Rekonstruktion subjektiv gemeinten Sinns. Rekonstruiert werden soll vielmehr die interaktiv konstituierte Bedeutung der Handlungen der Subjekte, die sich zum Teil ihren Intentionen entzieht. Somit wird nach der kleinflächigen Darstellung wieder Abstand genommen und der Gesamtkontext der dargestellten Geschichte in die Betrachtung genommen. Diese Fokussierung ist nötig, da mit der Gesamtformung die großen Prozessstrukturen, die in der Geschichte aufscheinen, ihre Berührungspunkte, Überschneidungen und Beziehungen zwischen biografischen Prozessen und anderen sozialen Prozessen (kollektiven, organisatorischen, Interaktions-Prozesse, usw.) in den analytischen Fokus gerückt werden sollen. Hier geht es darum, die Gesamtgestalt der Geschichte mit den für sie konstitutiven sozialen, biografischen, und/oder kollektiv-historischen Strukturen in den Blick zu bekommen. Der Schritt der analytischen Abstraktion ist erst auf der Basis der strukturellen Beschreibung möglich und führt zur Bestimmung von fallspezifischen und über den Fall hinausweisenden, allgemeinen Merkmalen (vgl. Riemann 2010).

Des Weiteren liegen hier genaue Regeln für eine sequentielle Fallanalyse vor und die Methode erfordert einen sensiblen Umgang mit dem biographischen Material, was eben verhindert, dass dem Material Deutungen und Interpretationen „übergestülpt“ bzw. unterstellt werden, die methodisch nicht haltbar sind (vgl. Detka 2005).

Für die biographieanalytische Auswertung ist nicht nur interessant, was die Biograph:innen auf der inhaltlichen Ebene erzählt, sondern auch der sprachlich Ausdruck, die Wortwahl.

Die Art und Weise, in welcher eine Erfahrung zum Ausdruck gebracht wird, bezieht sich auf das Erlebnis selbst und lässt somit analytische Rückschlüsse auf die Verarbeitung von Erfahrungen zu. Daher muss diese sprachliche Ebene des zu analysierenden Textes Berücksichtigung finden (vgl. ebd.: 359)

Auf der Grundlage der hier vorgestellten Analyseprozesse gelingt es beispielsweise, empirisch zu zeigen, wie die Erzählerin dazu tendieren kann, Aspekte ihrer eigenen Lebensgeschichte auszublenden, dabei sollte man als Forscherin jedoch Respekt für die eigentheoretischen Anstrengungen einer Informantin haben.

Aus den in einer ersten Erhebungsphase durchgeführten narrativen Interviews wird ein Interview für eine erste Fallanalyse (Eckfall) ausgewählt, in dem diejenigen biographischen und sozialen Prozesse besonders deutlich zum Ausdruck kommen scheinen, auf die sich das spezifische Interesse des Forschungsprojekts richtet (vgl. Riemann 2010).

### **III.IV.3. Kontrastierung**

Die Auswahl von Interviews für weitere Fallanalysen sollen sich vom ersten Fall möglichst in Analyse-relevanten Dimensionen unterscheiden. Dabei wird erst ein zweites Interview nach der „Strategie des minimalen Vergleichs“ ausgewählt, welches auf der Oberfläche Ähnlichkeiten in den schon herausgearbeiteten Kategorien haben und danach ein Fall nach dem „maximalen Vergleich“, um einen maximalen Kontrast zu erreichen. Dadurch sollen Variationen im Datenmaterial entdeckt werden und der Gegenstand in den unterschiedlichen Ausprägungen erfasst werden (vgl. Rosenthal 2005: 97).

Diese Vergleiche führen zu einer weiteren theoretischen Verallgemeinerung. Die intensiv analysierten Texte werden einem kontrastiven Vergleich unterzogen, um die theoretische Varianz des Datenmaterials auszuschöpfen und weitere theoretische Kategorien zu entdecken. Die theoretische Kategorien werden hierbei aufeinander bezogen und dabei schon mögliche Konturen von theoretischen Modellen entdeckt, welches in der weiteren Analyse überprüft, differenziert und verdichtet wird. Dies geschieht in der kontinuierlichen Konfrontation der vorläufig entwickelten theoretischen Kategorien und ihrer Beziehungen mit der Gesamtheit des Datenmaterials (vgl. ebd: 99). In dem so fortgesetzten Forschungsverfahren lassen sich adäquate Theorien über die Prozessbedingungen, über die in ihnen wirksam werdenden Mechanismen und über die Kombination sozialer Prozesse und ihrer Folgen erarbeiten (vgl. Riemann 2010).

### **III.IV.4. Die Expert:innen-Gruppe/ Szenisches Verstehen (vgl. Lorenzer 1986)**

Durch mein Studium mit dem Schwerpunkt der psychoanalytischen Theorie und meiner langjährigen Tätigkeit als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Sigmund-Freud-Institut und in Forschungsprojekten mit psychoanalytischer Ausrichtung und unter der Leitung von Psychoanalytikerinnen konnte ich mir sowohl ein theoretisches als auch anwendungsorientiertes psychoanalytisches Wissen aneignen. Da dieses jedoch keinesfalls einer qualifizierten Ausbildung entspricht und daher stark begrenzt ist, wird dies nicht explizit als Auswertungsmethode verwendet.

Trotzdem bieten gerade Übertragungs- und Gegenübertragungsdynamiken und Szenisches Verstehen (Lorenzer 1986) als Zugang die Möglichkeit, vor allem Unverständliches, was sich nicht direkt in der Analyse des Textes erschließt, aber dessen Bedeutung besonders relevant scheint, zu erschließen. Dadurch ist ein Zugang zu latenten Sinngehalten unter Einbezug von unbewusste Inhalte möglich.

Das, was die interviewte Person auf die Interviewende überträgt und wie diese daraufhin reagiert, welche Rolle ihr aufgetragen wird und wie sie dies annimmt, wird analysiert.

„Übertragungs-/ Gegenübertragungsanalyse bedeutet, das sich interaktiv-szenisch entspinnde Wechselspiel wahrzunehmen, ernst zu nehmen und vor allem, unsere eigenen Brille zu überprüfen, mit der wir an die ganze Angelegenheit herangehen.“ (Klein 2010: 271)

Dabei wird auf die eignen Gefühle, Phantasien, Gedanken und Affekte, die das Gegenüber in mir auslöst, geachtet. Durch das freie Assoziieren eröffnen sich neue Perspektiven, die eine tieferliegende Sinnstruktur sichtbar machen können.

Des Weiteren sind Irritationen am Text ein weiterer Punkt, an welchem eine latente Sinnenebene geöffnet werden kann.

„Irritationen sind Störungen in dem gewohnten, erwarteten oder geplanten Ablauf. Im Augenblick der Irritation stößt unser offenes, suchendes Registrieren gleichsam auf den Widerstand des Textes. An diesen irritierenden Stellen zeigt sich der Gegensatz zweier Positionen – nämlich „der im Text vertretenen und der an den Text herangetragenen“. (Klein 2010: 272)

Solche Irritationen, die sich während der gesamten Interaktion auftreten können, werden als Hinweis auf Brüche in der Präsentation der Lebenspraxis angesehen.

Daher wird der manifeste Text einer formalen Konsistenzprüfung unterzogen und nach Widersprüchen, Brüchen und Ungereimtheiten untersucht, welche als Indikatoren für

verborgenen Sinn gedeutet werden. Das szenische Verstehen stellt eine Form der sozialen (Re-) Kontextualisierung dar. Das bedeutet, dass anhand der Textpassagen, die in ihnen verzerrt zum Ausdruck gebrachten biographischen oder sozialen Szenen rekonstruiert werden. De-symbolisierte und ausgeschlossene Interaktionsformen sollen auf diese Weise beschrieben und wieder zugänglich gemacht werden (Krüger/ Marotzki 1999: 123). Erst wenn die Oberflächenphänomene eines Textes zusammen mit den sie konstituierenden zugrundeliegenden Strukturen verstanden werden, kann das zu untersuchende empirische Phänomen verstanden werden.

Vor allem aber dient die Expert:innen-Gruppe aus erfahrenen psychoanalytischen und tiefenpsychologischen Therapeutinnen und Therapeuten<sup>82</sup> zur Aufdeckung von latenten/ unbewussten Inhalten der Interviews. Die ersten ermittelten Hypothesen werden in dieser Gruppe erneut diskutiert und somit einer Expertenvalidierung unterzogen (vgl. Leuzinger-Bohleber/ Stuhr 1997). Die Ergebnisse hieraus werden zum Abgleich der eigenen Ergebnisse verwendet. Nicht aber werden die tiefergehenden psychoanalytischen Interpretationen der Expert:innen mit in die Auswertungen mit einbezogen, da dies meinem Ethos als Wissenschaftlerin nicht entsprechen und meine eigenen Kompetenzen überschreiten würde, fehlt mir doch die Qualifizierung, diese mit meinen eigenen Auswertungsergebnissen professionell in Verbindung zu setzen.

Um diesen Auswertungsprozess zu systematisieren, werden nach jedem Kontakt mit der jeweiligen interviewten Person die eigenen Gedanken, Gefühle und Assoziationen in einem Protokoll festgehalten. Dieses wird bei der Interpretation des Materials weiterhin ergänzt und schließlich mit den Ergebnissen der Sitzungen mit der Gruppe abgeglichen und ebenfalls ergänzt. Dieses Protokoll wird schließlich am Ende der Auswertung des Interviews zur Hand genommen und die bisherigen Ergebnisse damit in Bezug gesetzt. (vgl. Rosenthal 2005: 92)

### ***III.V. Darstellung der Ergebnisse***

In der vorliegende Arbeit wurde eine ergebnisorientierte Darstellung gewählt, bei welcher

---

<sup>82</sup>Dr. phil. Kurt Grünberg, Diplom-Psychologe, Diplom -Pädagoge, Psychoanalytiker (DPV/IPA), wissenschaftlicher Mitarbeiter des Sigmund-Freud-Instituts, Forschungsleiter des Jüdischen Psychotherapeutischen Beratungszentrums für Kinder, Jugendliche und Erwachsene, Dr. med. Friedrich Markert, Facharzt für Neurologie und Psychiatrie, Psychoanalytiker in eigener Praxis, Dr. phil. Christiane Lüders, Diplom-Psychologin, Psychologische Psychotherapeutin, Klinikum Offenbach, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie, Dipl.Soz.Päd. Janine Cunea, Mitarbeiterin des Treffpunkts für Shoahüberlebende, Frankfurt am Main, Dr. Nadine Teuber, Diplom-Psychologin, Psychoanalytikerin (DPV/IPA), Prof. Dr. Ilka Quindeau, Psychoanalytikerin, Lehranalytikerin (DPV/IPA), Professorin an der FH Frankfurt, Goethe-Universität Frankfurt

die Interpretationen des jeweiligen Falls, die sich am plausibelsten erwiesen haben, dargestellt und an ausgewählten Textstellen belegt werden (Rosenthal 2005: 98).

Nach Rosenthal sollen die Interpretationen an unterschiedlichen Stellen des Materials belegt werden können, um den Gütekriterien der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit zu entsprechen.

Forschungsethisch sind Wissenschaftler:innen verpflichtet, biographische Angaben zu anonymisieren, was bei Falldarstellungen jedoch nicht immer so einfach, beziehungsweise oft erst nach der Analyse möglich ist, da dann erst deutlich wird, welche biographischen Daten für das Nachvollziehen der Interpretationen nötig sind (vgl. ebd.: 99).

### **Transkriptionsregeln nach Rosenthal**

Die zur weiteren Fallauswertung ausgewählten Interviews werden entsprechend ihrer hörbaren Gestalt ohne Rücksicht auf die Regeln der Schriftsprache wortwörtlich und ohne Auslassungen transkribiert (vgl. Ebd.: 247). Es wurden in der Verschriftlichung nur kleine stilistischen Verbesserungen vorgenommen, um die Authentizität der gesprochenen Sprache zu erhalten, aber trotzdem eine bessere Lesbarkeit zu ermöglichen, wenn diese zur Interpretation der Textstelle nicht notwendig waren.

,	kurzes Absetzen
4	Dauer einer Pause in Sekunden
(lachend)	Kommentar der transkribierenden Person
<b>nein</b>	betont
<b>NEIN</b>	laut
vie-	Abbruch eines Wortes
'nein'	Sehr leise
()	Inhalt der Äußerung unverständlich
(sagte er)	unsichere Transkription
Ja=ja	schneller Anschluss
Ja so war nein ich	gleichzeitiges Sprechen

### **III.VI. Auswahl des Samples**

Rosenthal (2005) folgend wurde die Untersuchungsgruppe vorher nicht festgelegt und nur unter einem Faktor bestimmt: dem Geburtenjahrgang und der Selbstdefinition als Kriegskind. Auch die Fälle, die später einer genaueren Untersuchung unterzogen werden, sind vorher nicht festgelegt. Das Sampling orientiert sich damit nicht an bestimmten Kriterien, sondern an Annahmen, die sich im Laufe der Forschung entwickeln.

Die Interviewpartner:innen wurden zum Teil durch eine Zeitungsannonce gefunden, teilweise über Kriegskinder-Workshops<sup>83</sup> und ca. ein Viertel über andere Kontakte (Tagungen, Bekanntenkreis). Die meisten Interviews wurden in einem Raum der Fachhochschule Frankfurt durchgeführt, nur einige wenige zu Hause bei den Interviewten (aufgrund von großer Entfernung oder Krankheit). Die Interviews dauerten jeweils zwischen 1 und 2,5 Stunden. Es wurden insgesamt 24 narrative Interviews geführt. Dabei wurde auch eine gleichmäßige Geschlechterverteilung geachtet, wobei darunter nur Cis-Männer und Frauen zu finden waren.

Vor dem Interview wurden die Interviewees gebeten, eine Erklärung zu unterschreiben, dass ihre Daten vertraulich behandelt und anonymisiert zur wissenschaftlichen Weiterverwertung verwendet werden durften.

Nach dem Interview wurde ein Fragebogen ausgefüllt, um die demographischen Daten festzuhalten, die man dann nicht im Interview abfragen musste, was dem Ablauf des narrativen Interviews nicht entsprechen wurde. Dieser Fragebogen ist eine veränderte Form des „Fragebogens für PsychoanalytikerInnen“ von Schlesinger-Kipp (2003, 2012), wie er ebenfalls im Münchner Kriegskindheitsprojekt (vgl. Bauer 2009) eingesetzt wurde und der für die vorliegende Studie angepasst wurde. Der Fragebogen erfasst neben den biographischen Daten auch weitere zur Kriegs- und Nachkriegszeit, zu aktueller Lebenssituation und Bildung.<sup>84</sup>

---

<sup>83</sup>Diese Kriegskinder-Work-Shops wurden einerseits besucht, um die dortigen Methoden kennen zu lernen und einen ersten Kontakt zu der Zielgruppe zu erhalten und diese kennen zu lernen.

<sup>84</sup>Persönliche Daten: Geschlecht, Geburtsjahr, Geburtsort (Kleinstadt, Land etc.), Umstände während der Schwangerschaft der Mutter, Krankheit etc., Angaben zur Herkunftsfamilie: Vater, Mutter, Stiefeltern, Großeltern, andere Bezugspersonen, kriegsbedingte Abwesenheit des Vaters, Dauer, Mitgliedschaft der Eltern in der NSDAP, Kriegserfahrungen der Eltern, Angaben zu sozialem Status der Eltern, zu Geschwistern, Eigene Kriegserlebnisse: Trennung von der Familie (Mutter), Evakuierung, Hunger, Flucht, Armut, Bombardierungen, Eigener sozialer Status: Bildung, Verheiratet, getrennt lebend, etc., Eigene Kinder, Beruf, Subjektive Einschätzung: in einem zweiten Teil werden subjektive Einschätzungen zu verschiedenen Aussagen über die Kriegszeit und Nachkriegszeit auf einer fünfstufigen Likert-Skala von 1 = trifft zu bis 5 = trifft gar nicht zu abgefragt.

## **IV. Spurensuche: Der Nationalsozialismus als sozio-historischer Kontext**

### ***IV.1. Erziehung im Nationalsozialismus***

„Ein Wille muss und beherrschen, eine Einheit müssen wir bilden, eine Disziplin muss uns zusammenschmieden, ein Gehorsam, eine Unterordnung muss uns alle erfüllen, denn über uns steht die Nation. Denn ihr, meine Jugend, ihr seid die lebenden Garanten Deutschlands, ihr seid Deutschland der Zukunft. Nicht eine leere Idee, kein blasser Schemen, sondern ihr sei Blut von unserem Blute, Fleisch von unserem Fleisch, Geist von unserem Geist, ihr seid unseres Volkes Weiterleben!“ (Sautter 1942: 10)

Im folgenden Kapitel sollen vor allem die Besonderheiten einer nationalsozialistischen Erziehung heraus gearbeitet, ob es sich tatsächlich um eine spezifische Form der Erziehung handelte oder inwiefern sie als Fortsetzung von vorher schon bestehenden Vorstellungen verstanden werden muss.<sup>85</sup> Dabei wird sich vor allem auf die frühkindliche Erziehung in der Familie und im Kindergarten konzentriert, da die meisten interviewten Personen der Untersuchungsgruppe (1930 – 1944) den NS vor allem in diesem Alter erlebten, nur wenige überhaupt in dieser Zeit noch in die Schule und in die Hitlerjugend kamen.<sup>86</sup> Des Weiteren können die grundlegenden Inhalte der Erziehung und Bildung in Schule und Hitlerjugend als allgemein weitgehend bekannt angesehen werden.<sup>87</sup>

Wie schon an unterschiedlichen Stellen dieser Arbeit erwähnt, gibt es zu dieser Thematik nur wenige Studien, vor allem was die Folgen einer solchen Erziehung auf das spätere Leben der Personen betrifft. Dies kann einerseits in der Schwierigkeit gesehen werden, die Spezifität einer NS-Erziehung heraus zu kristallisieren. Weiterhin gestaltet es sich als schwierig aufzuzeigen, inwiefern diese Form der Erziehung tatsächlich umgesetzt wurde. Ein methodisches Problem ergibt sich außerdem aus dem Nachweis, inwiefern bestimmte Persönlichkeitsmerkmale tatsächlich auf den Faktor „frühkindliche Erziehung und Sozialisation im NS“ zurück zu führen sind (vgl. Scherr 2012: 15ff).<sup>88</sup>

---

<sup>85</sup>Auf Vorträgen wurde mir dies häufig entgegen, daher soll diese Frage auch in dieser Arbeit eingehend behandelt werden.

<sup>86</sup>Rosenthal et al. stellten fest, dass die Vergangenheit vor 1945 für die Konstitution der Tiefenstrukturen der Biographien weitaus bedeutender war als jene nach 1945. Doch unterscheiden sich die Inhalte und Funktionen entsprechend der jeweiligen Familiengeschichte. „Entscheidend für die Lebensgeschichten der Nachkommen (...) ist in erster Linie, ob und wie die Urgroßeltern, Großeltern und Eltern in Europa verfolgt wurden und überlebt haben bzw. ob und auf welche Weise sie in die Nazi-Verbrechen involviert waren.“ (Rosenthal 1997: 16)

<sup>87</sup>Hierzu gibt es zahlreiche umfassende Arbeiten und Standardwerke: Gamm 1984, Keim 1995, Scholtz 1985/ 2009, Eppler 2012) Zentral ist bei diesem Fokus ebenfalls die große Bedeutung der frühen Lebensjahre für die weitere psychische Entwicklung und die Vergesellschaftung des Individuums (vgl. Lorenzer 1972, Hurrelmann/ Ulrich 1998, Gebhardt 2009).

<sup>88</sup>„Die Wirkung von Erziehung auf Individuen sind nicht direkt beobachtbar. Deshalb ist es nicht einfach durch

Studien zu den Folgen autoritärer Erziehungsstile, zu welchen die NS-Erziehung zu zählen ist (vgl. Chamberlain 2000), zeigten, dass diese besonders problematisch seien, da hierbei die kindliche Individuation sowie die Entwicklung von positivem Selbstkonzept und Prosozialität zu wenig gefördert wurden. Weitere Auswirkungen können Ängstlichkeit, somatische Symptome, geringe Explorationsfreude und Selbstbewusstsein, negatives Selbstkonzept und die Neigung zu externalen Kontrollüberzeugungen sein (Peterman & Peterman 2006; Reichle & Gloger-Tippelt 2007, ebd.: 166) Ein sofortiges und angemessenes Eingehen auf die Bedürfnisse, Sensitivität für kindliche Signale, eine positive Grundeinstellung gegenüber dem Kind, eine wechselseitige Interaktion, eine aufmerksame Zuwendung und emotionale Hilfestellung dem Kind gegenüber zeigten sich als besonders förderlich (Liebenwein & Weiß 2012: 165).

„Eltern, die liebevoll und konsequent erziehen und entwicklungsangemessen fördern, können damit rechnen, das sich ihre Kinder zu selbstbewussten, emotional stabilen, sozial kompetenten, selbstverantwortlichen und leistungsfähigen Personen entwickeln. (ebd.: 167)

Eines der größten Schwierigkeiten scheint mir aber an der Thematik selbst zu liegen. Die intensive Auseinandersetzung mit einer solchen Form der Erziehung löst starke Emotionen aus. Verstärkt wird dies noch durch die Zugehörigkeit zur Gruppe der Nachkommen der Täter:innen/ Mitläufer:innen, erinnert man sich doch an eigens erfahrene Erziehungspraxen, die in dieser Tradition zu stehen scheinen, mit welcher man sich beschäftigt. Für Angehörige der Kinder der Täter:innen- und Mitläufer:innen muss dies um ein Vielfaches schwerer sein und es lässt sich somit zumindest teilweise nachvollziehen, warum dieses Thema lange umgangen wurde.<sup>89</sup>

Gebhardt sieht weitere Gründe für das Aussparen der frühkindlichen Phase darin, dass der familiale Raum als „vorpolitisch“ angesehen und damit Weitergabeprozesse und Sozialisationserfahrungen in der Familie als prägenden Faktor ausgeklammert wurden. (Gebhardt 2007: 270) Dies sei jedoch ein Trugschluss, „...schließlich sind die Vorstellungen zur frühkindlichen Sozialisation ein Barometer für Wandel, denn gerade hier

---

empirische Forschung entscheidbar, ob das Verhalten von Individuen auf jeweilige situative Bedingungen und Anpassungsleistungen oder auf durch Erziehung oder Sozialisation erworbene Persönlichkeitseigenschaften zurückzuführen ist. ...Es ist aber auch problematisch, die Wirkung von Erziehung zu unterschätzen. Denn durch Sozialisation und Erziehung erworbene Dispositionen erweisen sich vielfach, etwa als Gehorsamsbereitschaft gegenüber Autoritäten oder als Versagensangst, als recht stabil.“ (Scherr 2012: 90)

<sup>89</sup>Die Angst vor dem „Gift“ in sich, wie es Müller-Hohagen (a.a.O.) in seinen Arbeiten beschrieb scheint hier zu stark (gewesen) zu sein, die Angst vor dem Verlust der unbewusst immer noch weiter bestehenden Idee, an etwas „Größerem“ teilhaben zu können, wie es Bohleber (1997) und Lohl (2011) beschrieben haben, mag ein weiterer Grund sein, diese Thematik zu umgehen.

stoßen festere Strukturen, über die intergenerationelle Transmission in der Familie verfestigt, mit gegenwärtigen Interessenlagen und Erfahrungen zusammen.“ (Gebhardt 2009: 222) Die Frühkindliche Sozialisation sei, so Gebhardt, der erste Schritt der kulturellen Weitergabe und bilde eine „Grundlage jeder Kulturtradition“. Sobald sich der „Kodex elementarer Lebensregeln“ der Kindheit ändere, deute dies auf einen Wandel des kulturellen Normensystems einer Gesellschaft hin. In der frühkindlichen Sozialisation konstruiere und reproduziere sich das Kulturelle. Zur Geschichte der Sozialisation gehören die Vorstellungen und Richtlinien der frühesten Erziehung von Säuglingen und Kleinkindern, da sie auf dem jeweiligen gesellschaftlichen Menschenbild basieren (Gebhardt 2007: 88). Säuglinge und Kleinkinder verkörpern eine ideale Projektionsfläche für das Selbstbild, Phantasien und Zukunftsentwürfe einer Gesellschaft, da sie immer die Hoffnung auf des Neuen und Unbeeinflussten mit sich brächten.

„Das Menschenbild (Ethnotheorie) ist Ausgangspunkt aller Alltags- und Wissenschaftstheorien, die das Wesen des Menschen und damit des Kindes und seiner Entwicklungsaufgaben betreffen. Sozialpsychologen haben versucht, aus Menschenbildern Werthaltungen abzuleiten, die zum Beispiel auf antidemokratische Einstellungen zulaufen könnten. Das Bild vom Kind ist ein wesentliches Element des Menschenbildes. Es beinhaltet Entwicklungstheorien, Annahmen über elementare Anlagen bzw. Einwirkungsmöglichkeiten und Erziehungsaufgaben, über die Ziele der Entwicklung, über die Beziehung zwischen Mensch und Welt.“ (ebd.: 14)<sup>90</sup>

Somit kann auch nicht klar zwischen öffentlichen Erziehungsvorstellungen und privatem Erziehen getrennt werden. Alltagspraxis und Expertise, subjektive Erfahrung und Diskurs sind unmittelbar miteinander verbunden. Frühkindliche Pflege und Erziehung gehören zum primären Alltags- und Kulturwissen, welches in und außerhalb der Familie übernommen wird und wieder zurückfließt in Expert:innenwissen (vgl. ebd.: 16).

Erziehungsratgeber spiegeln einen bestimmten gesellschaftlichen Hintergrund der jeweils im speziellen Ratgeber bearbeitete Thematik wieder. Die Popularität des jeweiligen Ratgebers zeigt wiederum an, ob dessen Inhalt den Bedürfnissen der Leser:innen nach Rat entspricht und Anknüpfungspunkte an bestehende Vorstellungen vorliegen. In Ratgebern werden komplexe wissenschaftliche Theorien populär verwertbar gemacht und notwendigerweise komplexe Zusammenhänge vereinfacht. Sie weisen einen großen Praxisbezug auf und versprechen bei Einhaltung bestimmter Regeln einen positiven Ausgang im Erziehungsprozess, wodurch sich ein Theorie-Praxis Problem ergibt (Schmid

---

<sup>90</sup>Als Beispiel hierfür nennt Gebhardt die Tatsache, dass in Deutschland bis in die 70er Früh- und Neugeborene ohne Narkose operiert wurden, da lange die Vorstellung vorherrschte, Kinder seien empfindungslos.

2008: 9):

„Eltern suchen vor allem in widersprüchlichen, unsicheren pädagogischen Situationen und gesellschaftlichen Zeiten Rat und stoßen auf normative Regelwerke, die Leichtigkeit, Einfachheit und Eindimensionalität vortäuschen, obwohl doch in der Praxis genau das Gegenteil der Fall ist. Andererseits ist die pädagogische Theorienbildung für den Laien abstrakt, verwirrend, wenig konkret und „praktisch“ und taucht wohl auch darum in Erziehungsratgebern kaum oder überhaupt nicht auf oder wird ... trivialisiert und verallgemeinert.“ (Schmid 2008: 10f.)

Schwierig ist es, klar zwischen Erziehung und Sozialisation zu trennen und zwischen den gezielten und den unbeabsichtigten Maßnahmen. Gebhardt verwendet den Begriff Sozialisation als Sammelbegriff für alle Aspekte der Grundhaltungen, Vorstellungen, Praxen der Versorgung, Betreuung, Erziehung, Beziehungsgestaltung von Eltern und Kindern. Scherr (2006) definiert Sozialisation als „kein zeitlich begrenzter und abschließbarer Vorgang, sondern [dieser] geschieht immer dann, wenn Individuen an sozialen Kommunikations- und Handlungszusammenhängen teilnehmen, die Veränderungen im Individuum veranlassen, oder aber für die Verfestigung vorrangig entwickelter Persönlichkeitsmerkmale bedeutsam sind“. (Scherr 2006: 26) Erziehung beschreibe alle gezielten und bewussten Einflüsse auf den Bildungsprozess, durch die Individuen gezielt auf die Entwicklung anderer Einfluss nehmen wollen. Sozialisation sei damit der Überbegriff von Erziehung.

Sandfuchs et al. (2012) definieren Erziehung als „Summe aller Maßnahmen oder Handlungen“, die dem Menschen versuchen „die Fertigkeiten, Verhaltensweisen und Wertvorstellungen seiner Kultur und Gesellschaft zu vermitteln....Er umfasst sowohl Absichten als auch Handlungen, Prozesse wie Ergebnisse.“ (ebd. 14) Über den Zusammenhang von Absicht, Handlung, Prozess und Ergebnis könne man nur Vermutungen anstellen, „welche Einwirkungen welche Effekte haben, ob die Prozesse entsprechend der Absichten verlaufen oder gar das Gegenteil des Beabsichtigten bewirkt wird, ist ungewiss.“ (ebd. 14) Trotzdem erfordere die Unbestimmtheit und Komplexität erzieherischer Situationen, insbesondere auch ihre oft hohe Ladung an Emotionen und guten Absichten, klar strukturierte Entscheidungen und Vorgehensweisen. Grundlage sei „ein strategisches Denken, das sich durch Reflexion und Antizipation von systemisch erwartbaren Effekten auszeichnet.“ (ebd. 14)<sup>91</sup>

Im Folgenden soll nun also der Versuch einer Annäherung an die oben genannten

---

<sup>91</sup>Zur Unterscheidung der Begriffe „Erziehung“ und „Bildung“ vgl. Wiater 2012: 20f.

Probleme und Fragen unternommen werden. Diese Annäherung wird über folgende Zugänge bewerkstelligt:

Zum einen sollen die Inhalte der damaligen zentralen Erziehungsratgeber für Mütter (tatsächlich wurden nur diese in den Ratgebern angesprochen, da Erziehung als Aufgabe der Frau angesehen wurde) dargestellt werden, um zu verdeutlichen, mit welchem Gegenstand wir es überhaupt zu tun haben. Das Wissen um die Art und Weise der Erziehung verändert sich maßgeblich, wenn die Originaltexte vorliegen, entzieht sich doch vieles darin in seiner Extreme der allgemein bekannten Vorstellung der damaligen Erziehung. Gerade die spezielle Form der in den Ratgebern verwendeten (NS-)Sprache eröffnet einen besonderen Zugang, kristallisieren sich Haltungen und Vorstellungen teilweise in einzelnen Begriffen, die sich nur schwer in die heutige übersetzen lassen (vgl. Klemperer 1975). Dies macht es an vielen Stellen notwendig, die Texte in Form von Zitaten selbst sprechen zu lassen, ginge in der Paraphrasierung zu viel der Spezifität der Sprache des NS verloren (vgl. Pankau 1997).

Eine zentrale Rolle im NS-Erziehungssystem nahmen die Ratgeber von Johanna Haarer ein, welche aus diese Grund im Zentrum dieser Darstellung stehen. „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“ (1934) und „Unsere kleinen Kinder“ (1937), die sich mit der Pflege und Erziehung von Kindern von Geburt an bis ca. zum 5. Lebensjahr beschäftigen, waren ihre Hauptwerke. Diese Ratgeber wurden hier aufgrund ihrer damaligen Verbreitung und Popularität (dazu weiter unten genaue Angaben) zur Analyse für diese Arbeit ausgewählt. Dadurch soll gezeigt werden, wie detailliert die Anweisungen für die Pflege und Erziehung waren und welches Bild von Mutter und Kind vorherrschte, bzw. vermittelt wurde. Aufgrund der großen Verbreitung kann davon ausgegangen werden, dass das dort vermittelte Wissen auch weitgehend in der Bevölkerung bekannt war. Im Anschluss wird auf die Situation im Kindergarten und einer der damals zentralen Arbeiten für die Ausbildung von Kindergartenpädagoginnen eingegangen.

Des Weiteren werden die wenigen zentralen Forschungsarbeiten zu dieser Thematik dargestellt. Einige Arbeiten haben versucht, die Anweisungen der Ratgeber auf ihre möglichen Auswirkungen hin zu untersuchen und mithilfe von Interviews zu belegen, beziehungsweise zu illustrieren (Chamberlain 2000, Benz 1988, 2010). Eine andere Untersuchung (Gebhardt 2007, 2009) zeigt anhand von sogenannten Elterntagebüchern auf, inwiefern die Eltern die ihnen nahe gelegte Form der Erziehung wirklich angewandt

haben, wo sie abwichen und wo sie mit eigenen Vorstellungen in Konflikt gerieten. Da es sich dabei aber um eine bestimmte Auswahl handelt, nämlich vor allem aus der gehobenen Bürgerschicht mit akademischem Abschluss, kann dies auch nur bedingt eine Allgemeingültigkeit haben.

Die zentralen Fragen in diesem Kapitel sind also:

Was wurde inhaltlich durch die Ratgeber vermittelt und auf welche Weise? Gibt es etwas Spezifisches an der NS-Erziehung? Kann davon ausgegangen werden, dass diese auch angewandt wurde? Welche (möglichen) Auswirkungen auf die spätere Persönlichkeit werden in der Literatur dargestellt?

#### **IV.I.1. Durch Gehorsam zur Härte für das Volk**

Sowohl der Vorsitzende der Hitler-Jugend von Schirach, der Berliner Pädagoge Hans Stock, Rudolf Benze, Gesamtleiter des Deutschen Zentral-Instituts für Erziehung für Erziehung und Unterricht und vor allem auch Adolf Hitler selbst hoben die Bedeutung der frühkindlichen Erziehung im Sinne des NS hervor (ebd.: 1).

„Die Pflege und Erziehungsarbeit hat schon einzusetzen bei der jungen Mutter [...] so muß es und wird es möglich sein, schon in den ersten Jahren des Kindes eine Behandlung herbeizuführen, die zur vorzüglichen Grundlage für die spätere Entwicklung dient.“ (Hitler 1937, 8)

Schon 1934 formulierte Hitler auf dem Reichsparteitag in Nürnberg vor etwa 50.000 Kindern und Jugendlichen seine Vorstellungen, wie Kinder und Jugendliche zu sein haben:

„Flink wie Windhunde, zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl. Es wird nichts im Völkerleben geschenkt; alles muß erkämpft und erobert werden. [...] Ihr müßt lernen, hart zu sein, Entbehren auf euch zu nehmen, ohne jemals zusammenzubrechen.“ (Rede Hitler 14. September 1935 in Nürnberg)

Oberstes Ziel war für Hitler unter anderem die Vermittlung von rassistischen Ideen und Denken:

"Die gesamte Bildungs- und Erziehungsarbeit des völkischen Staates muß ihre Krönung darin finden, daß sie den Rassesinn und das Rassegefühl instinkt- und verstandesgemäß in Herz und Gehirn der ihr anvertrauten Jugend einbrennt" (ebd.).

In „Mein Kampf“ beschrieb er, dass Erziehung keine Privatangelegenheit sein dürfe, sondern vom Staate organisiert sein müsse um die Jugend für die große Zukunft vorzubereiten :

"Der völkische Staat wird dafür sorgen müssen, durch passende Erziehung der Jugend dereinst das für die letzten und größten Entscheidungen auf diesem Erdball reife Geschlecht zu erhalten"

(Hitler 1938, zitiert nach Berger 1986: 22).

Umgesetzt wurde dies durch den Prozess der „Gleichschaltung“ aller gesellschaftlichen und privaten Bereiche durch NS-Organisationen, damit auch des Erziehungsapparats ab dem Jahre 1933 vor allem im schulischen, außerschulischen wie HJ und BDM und universitärem Bereich. Aber auch in den Kindergärten wurde versucht, die Ideologie umzusetzen, sowohl im zu vermittelten Inhalt als auch in der konkreten Erziehungspraxis. (Siehe Kapitel Kindergarten)

„Die gesamte deutsche Jugend ist außer in Elternhaus und Schule in der Hitlerjugend körperlich, geistig und sittlich im Geiste des Nationalsozialismus zum Dienst am Volk und zur Volksgemeinschaft zu erziehen.“<sup>92</sup>

Harald Scholtz fokussiert in seiner Studie „Erziehung und Unterricht unterm Hakenkreuz“ (Scholtz 1985) mit dem Begriff der „Nazifizierung“ die von Hitler geforderte Umerziehung aller Deutschen jeden Alters zunächst durch Organisationen seiner Partei und zunehmend durch das gesamte Erziehungs- und Bildungswesen, das der NS-Ideologie unterworfen wurde. Größeren Einfluss als der Schule schreibt Scholtz den außerschulischen Einrichtungen wie der Hitlerjugend – der sogenannten „Formationserziehung“ (ein Begriff des NS-Erziehungsideologen Alfred Baeumler) – für die Umerziehung zu. Die Formationserziehung lehnte sich an soldatische Gehorsamserziehung durch Gewöhnung an, die nicht nach persönlichen Motiven und Gesinnung fragte, aber die Ansprechbarkeit der Jugendlichen für eine gefühlsbezogenes Denken, moralischen Rigorismus, Freude an körperlicher Betätigung, am Leben in der Natur und mit Gleichaltrigen nutzte. HJ und BdM wurden als die zentralen Erziehungsorganisationen gesehen, wofür die Kinder in den Familien vorbereitet werden sollten (Schmid 2008: 107). die Familie als erzieherische Institution wurde durch die staatlichen Organe ebenfalls kontrolliert (z. B. Ausfragen der Schüler\*innen). Dill betont, dass auch die Familie im Privaten vom NS-Erziehungsprogramm betroffen war und nicht erst mit dem Eintritt in die Institutionen begann. So war die grundsätzlichen „Umwandlung der privaten Sphäre durch den Nationalsozialismus“ ein zentrales Ziel der NS-Pädagogik (Dill 1999: 1).

In der Jugend wurde die Zukunft des deutschen Volkes gesehen. Die Nationalsozialisten schufen einen Erziehungsstaat, dessen vorrangiges Ziel die körperliche und seelische Vorbereitung der Jugend auf den als „Selbstbehauptungskampf des deutschen Volkes“ propagierten Krieg war. Darum wurde in der jungen Generation des deutschen Volkes die

<sup>92</sup> A. Hitler „Mein Kampf“. Zitiert nach Klönne 1982: 28

Bereitschaft gefördert, das eigene Leben „für Führer und Volk“ zu opfern. Zentrale Ziele und Inhalte der Erziehung waren Autorität, Gehorsam und eine prinzipiell hierarchisch verstandene Gesellschaftsordnung.

„Wir wollen ein hartes Geschlecht heranziehen, das stark ist, zuverlässig, treu, gehorsam und anständig.“ (A.Hitler, 1935, Reichsparteitag. Zitiert nach Benzing 1941: 7)

Nicht die Entwicklung des Individuums und die Vermittlung von Wissen war Aufgabe erzieherischer Tätigkeit, sondern die Förderung und Verbesserung als wertvoll und überlegen erachteter Anlagen, das „Heranzüchten kerngesunder Körper“ (vgl. Schleißinger, o.J.). Ebenfalls sollten als minderwertig und für die Volksgemeinschaft als „schädlich betrachtete Anlagen ausgemerzt“ werden.

„Das im nationalsozialistischen Sinn erzogene Kind wird gesünder, stärker, schöner, leistungsfähiger und zuverlässiger sein als je ein Kind der Vergangenheit.“ (Benzing 1941: 8)

Körperliche Ertüchtigung sollte „jungen Volksgenossen die Überzeugung geben, anderen unbedingt überlegen zu sein“. Erziehung wurde zu einem "Erfüllungsvehikel des völkischen Staates und seines Machtapparates" (Berger 1986: 23). Die Stärkung von Entschlussfreudigkeit, Disziplin, Wagemut, Angriffsgeist, Zähigkeit und Durchhaltevermögen war nach Hitler für eine Volksgemeinschaft wertvoller als die Ausbildung „geistreicher Schwächlinge“. Abhärtung und die Unterdrückung von Gefühlen waren weitere zentrale Ideale, die mit der Erziehung erreicht werden sollten.

„Meine Pädagogik ist hart. Das Schwache muss weggehämmert werden. In meinen Ordensburgen wird eine Jugend heranwachsen, vor der sich die Welt erschrecken wird, eine gewalttätige, herrische, unerschrockene, grausame Jugend will ich...Schmerzen muss sie ertragen. Es darf nichts Schwaches und Zärtliches an ihr sein...Sie soll mit in den schwierigsten Proben die Todesfurcht besiegen lernen. Das ist die Stufe der heroischen Jugend. An ihr wächst die Stufe des Freien, des Menschen, der Maß und Mitte der Welt, des schaffenden Menschen, des Gottmenschen.“ (Hitler zitiert nach Kaminer 1997: 401)

Gefühle galten als Verzärtelung und mussten lange unterdrückt werden, bis sie gar nicht mehr erlebt wurden: „Man fror nicht, man schob den Gang zur Toilette auf, (...) man fürchtete sich nicht, sondern zeigte Mut, Stärke und Unerschrockenheit.“ (Eckstaedt 1989: 98).

Inga Lorenz-Herzog beschreibt in „Gesunde und frohe Kinder“, worauf es für Eltern bei der Erziehung ankommen sollte, nämlich: „daß man sich in der Betreuung und Führung seiner Kinder von Anfang an als Vater und Mutter von nationalsozialistischen Gedankengut leiten lässt.“ (Lorenz-Herzog 1946: 9).

Das Erziehungsprogramm des NS ist im folgenden längeren Zitat zusammengefasst und zeigt, wie Ideologie, Erziehungsziele und Erziehungspraxis miteinander verwoben waren:

„Die Rassenlehre ist Ausgangspunkt des nationalsozialistischen Erziehungsprogramms, aus ihren Erkenntnissen sind die Folgerung für die NS-Jugenderziehung zu entnehmen. (...) Entsprechend dem Willen des Führers ist daher die körperliche Ertüchtigung erste und höchste Pflicht der jungen Generation. Das Streben jedes Jungen muss dahin gehen, bei Sport und Spiel körperlich stärker und vollkommener zu werden. Sein Ehrgeiz soll darauf gerichtet sein, seine gleichaltrigen Kameraden an Gewandtheit und Stärke zu überflügeln. Das Messen der Kräfte bedingt den Kampf, der allein zu einer rassistischen Auslese der Besten führt. (...) Der kämpferische Gedanke ist es also, der den Sport als einzigartiges Erziehungsmittel erscheinen lässt. Nur Kampf und Sieg geben dem einzelnen wie auch einem ganzen Volk Stolz und Selbstvertrauen gegenüber seinen Widersachern. Dieses Selbstvertrauen aber muss schon von Kindheit an dem jungen Volksgenossen anezogen werden. Seine gesamte Erziehung und Ausbildung muss darauf angelegt sein, ihm die Überzeugung zu geben, anderen unbedingt überlegen zu sein. Er muss in seiner körperlichen Kraft und Gewandtheit den Glauben an die Unbesiegbarkeit seines ganzen Volkstums wiedergewinnen. Diese Erziehung zeitigt beim jungen Menschen Auswirkungen: er gewöhnt sich frühzeitig daran, die Überlegenheit des Stärkeren anzuerkennen und sich ihm unterzuordnen.“ (Klönne 1992: 78)

#### **IV.1.2. Johanna Haarer<sup>93</sup>**

Haarer war Fachärztin für Lungenkrankheiten, wurde im Jahre 1900 im ehemaligen Böhmen geboren und studierte Medizin in Göttingen und München. Sie hatte 5 Kinder und schrieb mehrere Artikel über Schwangerschaft und Kinder-Pflege. Ein Münchner Verleger, leidenschaftlicher Anhänger des NS und Freund von Hitler, brachte sie dazu, ihren ersten Ratgeber zu verfassen. Hierin wurde vermittelt, wie ein Kind zu einem gefügigen „in der Gemeinschaft des Volks brauchbaren“ Menschen herangezogen werden sollte (Dill 2010, 207). 1934 erschien der erste Ratgeber zur Säuglingspflege *„Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“*, von welchem 1937 schon hunderttausend Exemplare verkauft wurden. 1937 wurde Haarer Mitglied der NSDAP und war unter anderem „Gausachbearbeiterin für rassenpolitische Fragen“ der NS-Frauenschaft und der NSV tätig. Sie unterrichtete ebenfalls bis 1939 am Kindergärtnerinnenseminar in München und gab zwei weitere Ratgeber heraus: *„Säuglingspflege für junge Mädchen. Unterrichtsbuch für Schulen“* (1937) und *„Mutterschaft und Familienpflege im neuen Reich“* (1937) und *„Mutter, erzähl von Adolf Hitler“* (1941) heraus. Nach Ende des Krieges war Haarer etwa ein Jahr in amerikanischer Kriegsgefangenschaft. Ihr Mann begann im Jahre 1946 aus ungeklärten Gründen Suizid. Bis zum Ende ihrer Berufstätigkeit war Haarer in ihrer Profession tätig, durfte aber nicht mehr selbstständig praktizieren und veröffentlichte weitere Ratgeber

---

<sup>93</sup> Ich folge bei dieser Ausführung über Haarers biographische Eckdaten in Schmid (2008: 111 ff.)

(Bspw. „Gesund und Schön durchs Leben gehen“). Sie starb 1988 in München.

Obwohl bereits in den zwanziger und dreißiger Jahren durchaus schon Fachwissen vorhanden war, dass die von Haarer vertretenen Pflege- und Erziehungsregeln für das Aufwachsen eines Kindes als schädlich zu betrachten seien, wurden Haarers Ausführungen binnen kürzester Zeit zum maßgeblichen Erziehungsideal. In den sogenannten „Reichsmütterschulungskursen“ der NS-Frauenschaft, aber auch schon beim BDM lernten Mädchen und Frauen, wie sie ihre Kinder von Geburt an im Sinne des Nationalsozialismus erziehen sollten.

„Was die frühere Zeit hier versäumt hat, bemüht sich der heutige Staat auszugleichen in der Mütterschulung. Frau Scholz-Klink hat am Muttertag des Jahres 1933 den Reichsmütterdienst ins Leben gerufen. Er will, wie seine Leitsätze besagen, körperlich und seelisch tüchtige Mütter heranbilden, die überzeugt sind von den hohen Pflichten der Mutterschaft (...). In allen größeren Städten werden nach und nach ständige Mütterschulen eröffnet. Die ländliche Bevölkerung wird bis in die entlegensten Dörfer hinaus durch Wanderlehrerinnen geschult. (...) Die Zahl der Frauen und Mütter, die die Mütterschulung aufsuchen, steigt von Jahr zu Jahr. Der Besuch der Kurse ist Pflicht für die Bräute der SS-Männer und es ist wahrscheinlich, daß er auch Anwärterinnen der Ehestandsdarlehen im ganzen Reiche zur Pflicht gemacht wird.“ (Haarer 1937: 17)

1936 verpflichtete ein Erlass Himmlers alle Partnerinnen von SS-Mitgliedern zu dem Besuch eines solchen Kurses. Einige fürsorgliche Maßnahmen des NS-Staates, beispielsweise die Gewährung des Ehestandsdarlehens oder die Sozialunterstützung für arbeitslose Frauen standen in Zusammenhang mit der Mütterschulung (Heinemann 2003: 57). 1937 hatte bereits jede fünfte Frau (über 20 Jahren) diese Kurse besucht. Dill geht von 3 Millionen jungen Frauen als Kursteilnehmerinnen bis 1943 aus (Dill 1999: 33). Bis in die 70er Jahre fand sich ein solches Buch aus den verschiedenen Auflagen in fast jedem Haushalt der Bundesrepublik. Nach 1945 wurde das Buch unter Weglassung von "deutsche" im Titel und einigen Retuschen veröffentlicht, zuletzt eine angeblich "Völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage" im März 1996. bis 1987 eine Gesamtauflage von ca. 1,2 Millionen. Noch in den 1960er Jahren diente es als Lehrbuch in Berufs- und Fachschulen, z. B. bei der Ausbildung von Hauswirtschaftslehrerinnen.

Die Grundzüge ihres Erziehungsideals waren Zucht, Unterwerfung, Reinlichkeit und Opferbereitschaft.

„Einordnung in die Gemeinschaft, Abstreifen aller Wehleidigkeit, Tapferkeit und Mut, Gehorsam und Disziplin (...). Können doch im Grunde die rechte Mutter, der rechte Vater für ihre Kinder gar keine anderen Erziehungsideale wünschen.“ (Haarer 1940: 246)

Erziehungsziel war nach Haarer schon bei Kleinkindern die Vorbereitung auf die Unterwerfung unter die NS-Gemeinschaft beziehungsweise die Gleichschaltung im Sinne von deren Ideologie.

#### **IV.1.2.a) Muttermythos – die Heldin im Kampf<sup>94</sup>**

Im NS wurde ein Muttermythos kreiert, der die Frau vor allem in dieser Rolle vorsah. Dadurch sollte die Frau als Mutter scheinbar aufgewertet, ihr Macht zugesprochen, dem Mann (Soldat) als gleichwertig angesehen und sie vor allem auch von der Berufstätigkeit abgehalten werden.

Der Ratgeber „Die deutsche Mutter und ihre erstes Kind“ beginnt mit einer Ansprache „An die deutsche Frau!“ (Haarer 1938: 5), welche noch vor dem Inhaltsverzeichnis platziert ist und damit eine besondere Stellung im Buch einnimmt. Das Kinderkriegen wird hierin als die höchste Erfüllung für die Frau dargestellt, welches ebenso einem höheren Ziel diene:

„Kein Ereignis im Leben der Frau entrißt sie aber auch so sehr ihrem Einzelschicksal und ordnet sie ein in das große Geschehen des Völkerlebens wie dieser Gang an die Front der Mütter unseres Volkes, die den Strom des Lebens, Blut und Erbe unzähliger Ahnen, die Güter des Volkstums und der Heimat, die Schätze der Sprache, Sitte und Kultur weitertragen und auferstehen lassen in einem neuen Geschlecht.“ (Haarer 1938: 5)

Alle Frauen seien in diesem Ereignis ähnlich wie die Männer im Krieg für ein größere Ziel miteinander vereint und „...vor dem Schicksal alle gleich.“ (Haarer 1938: 5) Soziale Unterschiede und Konkurrenz werden damit aufgehoben, die Frau als Mutter scheinbar aufgewertet. Für die Erläuterungen zu Schwangerschaft, Geburt und „Aufzucht“ des Kindes verwendet Haarer Kriegsvokabular wie „Kampf“ und „Schlacht“, was wieder ihre soldatengleiche Aufgabe zum Ausdruck bringen soll.

Haarer pflichtet den Frauen in ihren Ratgebern immer wieder bei, sich nicht von den Ratschlägen anderer, vor allem ihren eigenen Müttern, beirren zu lassen. Diese seien aus einer andere Zeit und ließen sich nur schwer von ihren veralteten unmodernen Vorstellungen abbringen. Dies wiederholt sie permanent in ihren Ratgebern und beugt damit den möglicherweise an ihren radikalen Erziehungsmethoden aufkommende Zweifel vor:

„Hier vertrauen wir auf den Mut und die Charakterstärke der deutschen Frau. Aller falscher Brüderie sagen wir den Kampf an. Sie kann hier nur schaden.“ (Haarer 1938: 6)

<sup>94</sup> Schmid (2008) plädiert dazu, das Mutterbild, welches in Erziehungsratgebern vermittelt wird, mit in die Analyse einzubeziehen, da dieses ebenso Ausdruck davon sei, welche jeweiligen Vorstellungen von Erziehungsleitbildern vorherrschen.

Die Geburt jedes Kindes stehe im direkten Zusammenhang mit dem „Gesamtschicksal des deutschen Volkes“, welches wiederum „im Mittelpunkt der nationalsozialistischen Gedankenwelt“ stehe. (Haarer 1938: 7)

„Bei uns Frauen wartet als unaufschiebbar dringlichste die eine uralte und ewig neue Pflicht: Der Familie, dem Volk, der Rasse Kinder zu schenken.“ (ebd.: 8)

Die deutsche Frau ist also gleichzeitig traditionell und modern und leistet einen elementare Beitrag für die große Zukunft. Aufwertung und Unterordnung findet hier gleichzeitig statt.

Damit müsse jede Frau zwei „Lebensfragen“ unabdingbar beachten: Das „gesunde Erbgut und das rassistisch Wertvolle (muss) zäh verteidigt werden gegen alles Krankhafte und Niedergehende“. Demnach müsse auch der Ehemann ausgewählt werden. Die Nürnberger Gesetze werden hier als Grundlage genannt, Schutz vor den „zersetzenden bolschewistischen und jüdischen Tendenzen“, die verhelfen würden, dem natürlichen Instinkt der Frau zu wecken. Frauen seien von ihrer natürlichen Berufung entfremdet worden, berufstätige Frauen brächten sich um das höchste Gut und würden mit allen Mitteln zur Vernunft gebracht werden.

Die damalige niedrige Geburtenrate müsse bekämpft werden. Haarer macht dazu konkrete Angaben:

„Soll nur der gegenwärtige Bestand unseres Volkes erhalten bleiben, so müssen wir eine Geburtenzahl von 1400000 jährlich erreichen. (...) Deutschland, heute noch vergeist und überaltert, kann nur dann wieder ein kinderreiches Land der Zukunft werden, wenn aus jeder Ehe vier Kinder hervorgehen. Die Zeit der Zwei-, Ein- und Keinkindehe muss überwunden werden um jeden Preis!“ (ebd.: 8)<sup>95</sup>

In einem 1937 gehaltenen Vortrag behandelt Haarer intensiv die Frage, was denn der NS-Staat für die „Aufzucht“ von Kindern (gesetzlich) mehr tut als das, was es vorher schon gab. Vor allem gäbe es hier ein ideologisches Problem, dass die Frau eben von ihrer „natürlichen“ Bestimmung abgekommen sei durch falsche Wissenschaft aber vor allem durch eine „marxistische Weltanschauung“ und dass die Republik keinen Unterschied machte, wer „nützlich“ und „unnützlich“ sei und wem demnach auch Förderung zukommen solle:

„Waren die Gesetze und Maßnahmen zugunsten der Frau und Mutter im großen und ganzen

---

<sup>95</sup>Grund für eine hohe Kinderzahl, die mit dem Mutterkreuz belohnt wurde, sei nicht nur gewesen, eine möglichst hohe Anzahl an Kindern um die Erhaltung der Deutschen zu fördern und Kanonenfutter zu haben, so Dill, sondern eben auch der Gefahr zu entgegnen, es werde sich zu sehr um ein Kind gekümmert, zu viel Aufmerksamkeit und Liebe gegeben und sie damit ein „übertriebenes Selbstbewusstsein“ bekämen, im Mittelpunkt stehen wollten. „Nicht in den Häusern mit dem einzigen Sohn wohnt der Opfergeist, der die sittliche Voraussetzung deutsche Wehrwillens ist, sondern in den Häusern, in deren Kinderschar jedes für das andere sein Opfer bringt.“ (Mayer 1938: 16. zitiert nach Dill 1999: 3)

wirkungslos, obwohl sie dem einzelnen Menschen unleugbar gewisse Vorteile und Erleichterungen brachten, so war die ganze damalige Fürsorge schlechthin zerstörend für jeden familiären Zusammenhalt. Sie kannte keinen Unterschied zwischen dem Wert, den der einzelne Befürsorgte für die Volksgemeinschaft hat oder nicht hat. Sie kannte keine Förderungen des Gesunden und Wertvollen und kein Zurückdämmen des Kranken, Asozialen, für das Volksganze Minderwertige. So ist es denn kein Wunder, wenn, wie Ihnen ja bekannt ist, dass kranke Erbgut das gesunde zu überwuchern drohte, die Zahl der Erbkranken ständig zunahm und wenn für kranke, asoziale, verbrecherische Volksgenossen im Durchschnitt weit mehr aufgewendet wurde als für gesunde und wertvolle.“ (ebd.: 1937)

Haarer spricht sich ausdrücklich gegen Verhütung aus, da dies zur Geburtenarmut und Überalterung geführt habe.<sup>96</sup>

Neben wirtschaftlichem Elend, Berufstätigkeit der Frauen und Wohnungsmangel habe vor allem eine Kinderfeindlichkeit zu dieser Situation geführt und die fehlende Bereitschaft, etwas auf sich zu nehmen.

„Es fehlte der Wille und der Mut zum Kind und eine heldische Lebensauffassung, der Opferbringen und Für-andere-leben eine Selbstverständlichkeit ist.“ (ebd.: 8)<sup>97</sup>

Die Schwangerschaft beschreibt Haarer als die größte Erfüllung, welche alle körperlichen und geistigen Kräfte absorbiere, was die Frau aber vollkommen erfüllt.

Die Entbindung sei mit unterschiedlichen Gefühlen verbunden, aber „Die echte Frau ist im allgemeinen tapfer und vernünftig.“ (Haarer 1938: 84). Angst könnte hier schwerwiegende Folgen nach sich ziehen. Die Frau solle daher keine Angst haben, da der Körper für diese Aufgabe „vorbestimmt“ sei. Für Haarer gibt es eine „echte“, „wahre“ Frau und Mutter: Das ist die angstfreie, nicht klagende, starke, was sie immer wieder betont. So werden die Frauen angehalten keine Schmerzmittel zu nehmen:

„Eine hoffentlich endgültig überwundene Epoche übertriebener Humanitätsduselei und Abwehr von allem Heroismus hat gerade in der Frage der Schmerzbekämpfung während der Entbindung die Begriffe verwirrt. (...) Für ängstliche und verweichlichte Frauen bedeutete es dann nur noch einen kleinen Schritt, daraus die innere Berechtigung abzuleiten, sich ihrer eigentlichen Aufgabe und Bestimmung überhaupt zu entziehen. Die Frauen müssen tapfer sein und durchhalten. Jede gesunde und mutige Frau kann das auch.“ (ebd.: 95)

---

<sup>96</sup> „Und Frauen gar, die den Männern gleich sein wollen und darum den Muttergeist wider alles Naturrecht in sich freiwillig unterdrücken, sind in einem Mutterrechtsstaat die wahren Ausgestoßenen und Verfemten und sollten schlechter gestellt sein als selbst der Mann. Sie sind unnatürliche Zwitterwesen, in denen die gesunde Lebenskraft, derer wir zur Gründung des „dritten Reichs“ der Menschheit bedürfen, erloschen ist. Sie sind, was bei den Männern die Homosexuellen sind, Entartete und Kranke, ja schlimmer noch als diese, denn ihre Triebverirrung ist meist bewusst und gewollt. Das beste wäre, sie zwangsweise zu begatten, um sie zu kurieren, müsste man nicht fürchten, dass sie ihre Entartung auf die Nachkommenschaft vererben.“ (Venken 231)

<sup>97</sup> Man bemerke, dass auch hier der Opfer-Begriff eine große Rolle spielt. Die Mutter soll kämpfen wie der Soldat an der Front und eben auch sich selbst für das größere Ziel opfern.

#### **IV.1.2.b) „Aufzucht“ und „Wartung“**

Direkt nach der Geburt werde das Kind in ein Tuch gewickelt und zur Seite gelegt, da nun die Nachgeburt erfolgt (ebd.: 91). Erst danach könne die Hebamme das Neugeborene baden und die gesetzlich verordnete Vorsorge gegen Tripper durchführen, da der Erreger, gelange er in die Augen des Kindes zur vollständigen Blindheit führen könne, wie dies früher bei 30% der Blinden der Fall gewesen sei. Nach ca. 24 Stunden solle das Kind das erste Mal zur Mutter gebracht werden, um es zu Stillen. Das Wichtigste ist also schon von Beginn des Säuglings an die Bekämpfung von Krankheiten und nicht die Bindung zur Mutter.

Nach mehreren Seiten der genauesten Anleitung für die Reinlichkeit von Mutter und Säugling kommt Haarer endlich auf das Kind zu sprechen und formuliert damit implizit auch ihre Idee über den generellen Umgang mit dem Säugling:

„Ist Hilfe im Hause, die sich um das Neugeborene kümmern kann, und ist genügend Platz vorhanden, so raten wir ganz unbedingt dazu, es von der Mutter getrennt unterzubringen und es ihr nur zum Stillen zu reichen.“ (ebd.: 104)

Dies tue nicht nur der Mutter sondern auch dem Kinde gut, da beide die nötige Ruhe bekämen und vor allem auch vor Krankheiten geschützt würden. Aber auch der erzieherische Vorteil einer getrennten Unterbringung wird hier schon kurz erwähnt.

Das Kind soll vor allem eins: In Ruhe gelassen werden. Schon ganz am Anfang des Lebens können schwere Erziehungsfehler schwere Folgen nach sich ziehen:

„Was in dieser Hinsicht noch gesündigt wird, sei es aus einem Übermaß an Liebe oder aus Unverstand, ist schwer zu beschreiben. Besonders die Frauen der älteren Generation, selbst in ganz anderen Ansichten und Grundsätzen aufgewachsen und erzogen, erschweren mancher jungen Mutter, die kurz nach der Geburt des Kindes vielleicht ihr inneres Gleichgewicht noch nicht wiedergefunden hat, die Wartung des Kindes auf eine ganz sinnlose Weise. Sie lassen das Kind nicht in Ruhe und legen so den ersten Anfang zu Erziehungsfehlern, die seine ganze Entwicklung von vornherein in falsche Bahnen lenken können. (...) Das Kind wird gefüttert, gebadet und trockengelegt, im übrigen aber vollkommen in Ruhe gelassen. Am besten ist das Kind in einem eigenen Zimmer untergebracht, in dem es auch alleine bleibt. (...) Von vornherein mache sich die ganze Familie zum Grundsatz, sich nie ohne Anlaß mit dem Kinde abzugeben. (Haarer 1938: 160)

Auch hier wieder die Ermahnung, sich nicht von veraltetet Vorstellungen beirren zu lassen.

Neben dem eher aus der Tier- und Pflanzenwelt kommende Begriff „Aufzucht“ verwendet sie hier den sehr technischen „Wartung“. Man „gibt“ sich mit dem Kind „ab“.

Haarer erklärt auch, dass man mit dem Kinder „von Anfang an in ruhiger gewöhnlicher

Umgangssprache“ reden solle, da es ansonsten eine „läppisch-verballhornten „Kindersprache“ lerne, „die höchstens dem schlechten Geschmack der Erwachsenen zusagt.“ (ebd.: 160)

Am häufigsten beschäftigt sich Mütter mit dem Kind, wenn es schreie. Und wenn man ein Kind im Haus bei Nachbarn schreien höre, dann vermute man dahinter Herzlosigkeit, so Haarer. Man solle zwar nach dem Grund des Schreiens suchen (Hunger, Schmerzen, Wundsein), aber auch beachten, dass Kinder unterschiedliche Charakter haben, manche einfach „Schreihälse“ seien.<sup>98</sup>

„Endlich kann man sich häufig des Eindrucks nicht erwehren, daß es Kinder gibt, die trotz einwandfreier Pflege und tadelloser körperlicher Verfassung einfach zum Zeitvertreib schreien.“ (ebd.: 162)

In seltenen Fällen dürfe der Schnuller gereicht werden. So fordert Haarer, wenn das Kind schreit und auch der Schnuller als „Beruhigungsmittel“ versagt,

„dann, liebe Mutter, werde hart! Fange nur ja nicht an, das Kind aus dem Bett herauszunehmen, es zu tragen, zu wiegen, zu fahren oder es auf dem Schoß zu halten, es gar zu stillen. Das Kind begreift unheimlich rasch, dass es nur zu schreien braucht, um eine mitleidige Seele herbeizurufen und Gegenstand solcher Fürsorge zu werden. Nach kurzer Zeit fordert es diese Beschäftigung mit ihm als ein Recht, gibt keine Ruhe mehr, bis es wieder getragen, gewiegt oder gefahren wird – und der kleine, aber unerbittliche Haustyrann ist fertig.“ (ebd.: 165)<sup>99</sup>

Vor allem bei älteren Frauen wäre dies ein Problem, denn sie „stürzten“ sich sofort auf die Kinder, wenn sie es schreien hörten. Entschieden warne Haarer vor dieser „falschen Nachgiebigkeit.“

„Sie ist ganz unnütz, verzieht das Kind und raubt der Mutter Zeit und Kraft. Das Kind wird nach Möglichkeit an einem stillen Ort abgeschoben, wo es allein bleibt, und erst zur nächsten Mahlzeit wieder vorgenommen. Häufig kommt es nur auf einige wenige Kraftproben zwischen Mutter und Kind an – es sind die ersten! - und das Problem ist gelöst.“ (ebd.: 165)

Schreien lassen ist die Devise und „Verwöhnen“ eine Sünde. Nachts soll der Säugling

---

<sup>98</sup>Auch in einem anderen relativ populären Ratgeber finden wir einen solchen Rat bezüglich des Schreiens: „Wir dürfen allerdings auch das Weinen des Säuglings nicht mit dem Weinen des größeren Kindes verwechseln, sonst machen wir es uns unnötig schwer. Das Weinen des Säuglings ist eine seiner wenigen Lebensäußerungen und ist bei dem noch ganz unbewußten Wesen sicher nicht der Schmerzensausdruck wie beim größeren Kinde. Wir wollen also dem Säugling dieses Lebensrecht, gelegentlich zu schreien, ungeschmäлт lassen und uns durch dieses Geschrei nichts abzwängen lassen, was unsere Einsicht eigentlich verbieten müsste.“ (Plattner 1941: 13)

<sup>99</sup>Der Begriff des Tyrannen findet sich immer wieder in deutschen Erziehungsdebatten, wie kürzlich in der Wochenzeitung „Die Zeit“ vom 29. September 2014. In einem Artikel geht es den Kinderpsychiater Michael Winterhoff, der mehrere Bücher veröffentlichte. Darunter die Titel „Warum unsere Kinder Tyrannen werden“ (2008), „Tyrannen müssen nicht sein“ (2009), „Persönlichkeiten statt Tyrannen“ (2010), die alle auf den Bestsellerlisten sind. Heute seien nur noch wenige Schüler störungsfrei. Seine zentrale These, die er fast ausschließlich auf eigene Beobachtungen zurückführt, ist, dass das Kind gleichberechtigt als kleiner Erwachsener behandelt werde und eine und symbiotische Beziehung mit dem Erwachsenen führe.

immer von Beginn an alleine sein und nur bei starker Unterernährung gestillt werden.

„Nach wenigen Nächten, vielfach schon nach der ersten hat das Kind begriffen, daß ihm sein Schreien nichts nützt, und ist still.“ (ebd.: 166)

Besucher sollten möglichst von beiden ferngehalten werden (hier wird auch wieder darauf verwiesen, dass diese möglicherweise mit überholten Ratschlägen die junge Mutter verwirren könnten).

Sobald das Kind herumkrabbeln kann, empfiehlt Haarer, ein Ställchen einzurichten, da die Mutter dann anderen Dingen nachgehen kann und das Kind vor Schmutz geschützt sei. Außerdem hätte dies noch den Vorteil, dass dadurch das „lästige und mühsame Herumtragen und Herumschleppen des Kindes“ verhindert werden würde, welches aus mehreren Gründen „unzweckmäßig“ sei.

„Das Kind gewöhnt sich an die ständige Nähe und Fürsorge eines Erwachsenen und gibt bald keine Ruhe mehr, wenn es nicht Gesellschaft hat und beachtet wird. (...) Manche Verkrümmung der Wirbelsäule hat ihren Ursprung darin, daß das Kind ständig auf dem Arm herumgetragen wurde.“ (ebd.: 225)

Für die Kleidung des Kindes rät Haarer grundsätzlich, was sie auch für alle Frauen und Mütter generell empfiehlt und womit sie eines der wichtigsten Ideale der Nationalsozialisten zitiert:

„daß das Einfachste das Schönste ist. Darum fort mit allem überflüssigen Putz und Zierat! [...] Lassen wir doch auch für unsere Allerkleinsten schon die Parole gelten „Mehr sein als scheinen!“ [...] Bleibe bei dem Einfachen denn es ist das Richtige!“ (ebd.: 245)

Über 25 Seiten beschreibt Haarer die notwendige Reinlichkeit im Umgang mit dem „unreinen“ Säugling, welcher ebenfalls als „unermüdlicher Kampf“ (Haarer 1937: 49) bezeichnet wird.

„Peinliche Reinlichkeit ist ebenso wichtig wie einwandfreie Ernährung.[...] Er ist von Natur unreinlich und soll dabei doch möglichst in Reinlichkeit aufgezogen werden. In diesem Widerspruch liegt der größte Teil an Arbeit und Mühe bei der Aufzucht eines Kindes beschlossen.“ (ebd.: 135)

Bei „primitiven Völkern“ ließen die Mütter alles fließen, würden dabei wund, da sie die Kinder auch noch die meiste Zeit auf dem Rücken herum tragen würden. Es wird dann genau beschrieben, wie die Frauen der „zivilisierten Völker der weißen Rasse“ ihre Kinder zu wickeln haben. Die Erziehung zur Sauberkeit steht für Haarer im Zentrum und nimmt auch in ihrem Ratgeber einen besonderen Stellenwert ein.

„Nun wir die Mutter in allem bisher Gesagten schon die Behandlung einer Frage vermisst haben,

die ja eigentlich im Mittelpunkt der ganzen Pflege und Erziehung dieser Altersstufe steht – nämlich die Erziehung zur Sauberkeit.“ (ebd.: 254)

Die Mutter solle das Kind immer zur selben Tageszeit aufs Töpfchen setzen und ja nicht anfangen, ihm hinter her zu laufen. Damit lerne es nicht nur, „daß die Entleerungen eine Pflicht sind, die es regelmäßig erfüllen soll, sondern es findet merkwürdig rasch heraus, dass sie ein Mittel sind, um die Mutter mit der eigenen kleinen Person nach Belieben zu beschäftigen.“ (ebd.: 257)

#### **IV.1.2.c) Essen als Pflicht und Strafe**

Über das Stillen schreibt Haarer:

„Deutsche Mutter, du musst dein Kind stillen! (...) Erst wenn du dein Kind an deiner Brust nährst, schaffst du das letzte Glied jener geheimnisvollen und unzerstörbaren Bindung zwischen Deinem Kind und dir, die dein eigenes Dasein überdauern wird. Nur wenn du dein Kind stillst, erfüllst du deine Pflicht als Mutter.“ (ebd.: 109)

Damit erfülle die Mutter die „rassische“ Pflicht. Nur so könne das Kind gesund gedeihen und weniger gefährdet, zu sterben. Auch wird die Mutter-Kind-Beziehung hier zu etwas „Geheimnisvollen“, also etwas Magischem gemacht und wird somit Teil des Muttermythos. Stillen ist für Haarer überlebensnotwendig und das größte Glück für jede Mutter. Wenn Frauen in der Familie nicht stillten, so nehme die Stillfähigkeit in der Familie über die Generationen ab. Die sogenannte „Stillprämie“, die damals für Mütter ausgezahlt wurde, sieht Haarer nicht nur positiv, da viele Frauen nun nur aufgrund des Geldes stillen würden und nicht, weil es ihre Pflicht und Erfüllung sei.

Schon der Säugling würde wie mit zu vielen Zärtlichkeiten auch beim Essen schnell verwöhnt werden. Daher sind strenge Zeiten von absoluter Notwendigkeit. Man dürfe dem Kind niemals beide Brüste beim Stillen geben, da es dadurch anfange, „faul“ zu saugen. Das Kind solle nie länger als 20 Minuten gestillt werden und daher immer mit Uhr gestillt werden. Folge: „Es „bummelt“ an der Brust.“ (ebd.: 114) Zwischen dem Stillen solle mindestens 3 Stunden Pausen erfolgen, da sonst das Kind die Milch nicht genügend verdauen könne. Es solle immer zur selben Zeit am Tag und nur dann gestillt werden (und zwar um 6, 10, 14, 18 und 22 Uhr).

„Die regelmäßig eingehaltenen, täglich gleich pünktlichen Mahlzeiten sind der entscheidende Beginn in der Erziehung deines Kindes.“ (ebd.: 114)

Träten Stillprobleme auf liege dies daran, dass die „Mutter nur nicht zäh und ausdauernd genug (war), um das Stillen richtig in Gang zu bringen.“ (vgl. ebd.: 115 ff.)

Bei der Ernährung mit der Flasche solle das Kind nicht länger als 10 Minuten gefüttert werden. Beachtlich ist hier wieder die Sprache, die Haarer verwendet und die eher an eine Schlacht als an das Stillen eines Säuglings erinnert:

„Wird bei der Fütterung mit der Flasche sicher kein Fehler begangen und beharrt das Kind trotzdem in seinem Widerstand, so vergesse die Mutter nicht, daß auch hier Hunger der beste Koch ist. Man quäle sich nicht mit einer Mahlzeit zu lange ab und warte unerbittlich bis zur nächsten Fütterungszeit. Es gilt oft nur einen einmaligen Widerstand zu brechen.“ (ebd.: 187)

Das Füttern folgt ebenfalls strengen Regeln, Zeiten und Berechnungen, für die Haarer etliche Tabellen anfügt. Diese nicht zu befolgen, habe dramatische gesundheitliche Folgen für das Kind.

„Dies sei besonders jenen Müttern nachdrücklich vor Augen geführt, die vielleicht kopfschüttelnd unsere Ausführungen überflogen haben, ohne sich dabei die Mühe zu nehmen, mitzudenken und mitzurechnen – jene Müttern, denen das genaue Bestimmen und Bereiten der künstlichen Nahrung von vornherein unbequem erscheint, und die gern dagegen ins Feld führen, dass ja früher, als man von all dem noch nicht viel wusste, doch auch die Kinder groß geworden und gediehen seien.“ (ebd.: 196)

Wenn das Kind etwas größer ist und schon mit am Tisch sitzt, gelten auch hier besonders strenge Regeln die das Festhalten der Arme beinhalten, denn es sei

„für die Tischsitten des Kindes ausschlaggebend, daß man ihm niemals gestattet, mit den Händchen ins Essen oder in den Mund zu fahren. Nur allzu leicht ist die Mutter geneigt, irgendwelche Unarten während des Essens beim ganz kleinen Kinde als drollige Belustigung anzusehen. Sie sollte aber nie vergessen, daß mit dem Kinde auch die Ungezogenheiten wachsen. Also unterlasse man nie, das Kind richtig in den Arm zu nehmen, Hals und Brust mit einem sauberen Tuch abzudecken und seine Ärmchen festzuhalten. (...) Ist das Kind so erzogen, dann ist auch die Fütterung von Brot und Aufstrich und Gebäck sehr leicht. Es wartet geduldig, bis ihm Stückchen auf Stückchen in den Mund gesteckt wird.“ (ebd.: 209)

Die Mutter solle nicht an ihrem Kind herum „experimentieren“, ob es eines der wenigen Kinder sei, welches mit jeglicher Ernährung gut zurecht komme, wie das damals der Fall gewesen sei als Familien noch viel mehr Kinder hatten, von denen dann aber auch einige starben. Das können man sich in Anbetracht der niedrigen Geburtenrate heute nicht erlauben.

„Jedes gesund geborene ist für die Nation von unschätzbarem Wert und muss ihr erhalten bleiben.“ (ebd.: 196)

Wenn das Kind nicht essen möchte, empfiehlt Haarer mit ganz entschiedener Strenge vorzugehen und Hunger als Erziehungsmaßnahme einzusetzen. „Mutterliebe und Zärtlichkeit“ seien „fehl am Platze“, da sie „dringende gesundheitliche Forderungen“ vernachlässige und dem Kinde erlaube selbst zu urteilen.

„Lehnt das Kind ein Gericht ab, öffnet es seinen Mund dem Löffel nicht, schluckt es nicht, was es im Munde hat, oder spuckt es das Gefütterte gar wieder aus, so lege man unverzüglich den Löffel beiseite und breche die Fütterung ganz ab. Antwortet das Kind mit Geschrei und den Zeichen des Hungers, so versuche man nach einer kurzen Weile aufs neue, ihm das vorher Verschmähte anzubieten. Wiederholt es seine Ablehnung, so hört man abermals mit Füttern auf – und zwar bis die Zeit zur nächsten regelmäßigen Mahlzeit gekommen ist. Dann bekommt das widerspenstige Kind erneut die verschmähte Kost vorgesetzt und es wird nicht oft geschehen, daß es sie jetzt, unter dem Zwange des Hungers, nicht ißt.“ (ebd.: 248)

Das Kind können dann auch ohne Essen ins Bett geschickt werden, wenn es nicht gehorche und das Essen ablehne (Haarer 1973: 159). Auf gar keinen Fall dürfe das Kind etwas anderes bekommen, da es dann verstehe, dass es mit nur leichtem Widerstand bekommt, was es möchte. „- die Mutter hat den ersten schweren Erziehungsfehler begangen.“ (Haarer 1938: 248)

„Essen soll für Kinder von vornherein eine selbstverständliche Pflicht sein.“ (Haarer 1937: 164)

#### **IV.1.2.d) „Kaltstellen“ für den „absoluten Gehorsam“**

Für die Erziehung des Kindes kommt für Haarer prinzipiell nur die Mutter in Frage und sie müsse immer „die Führung behalten“.

„Nur eine pflichtbewusste, charakterfeste Frau mit gesundem Menschenverstand, die Sinn hat für Ordnung, Regelmäßigkeit, Pünktlichkeit und Sauberkeit wird ihr Kind richtig erziehen können.“ (ebd.: 258f.)

Die Mutter solle jedoch nicht in Konflikt kommen mit dem Einfluss der Schule und Hitlerjugend und wenn es an der Zeit ist, ihr Kind in die Hand dieser Institutionen übergeben. Auch hierbei sei es von Vorteil, wenn die Mutter viele Kinder habe:

„Sie wird also nicht, wie man dies in der kinderarmen Familie heute noch sehen kann, darüber jammern, wieviel doch die Schule und die Hitlerjugend ihr von ihrem Kinde entziehen, sondern wird sich bemühen, dem Kind auch in diese neuen und umfassenderen Gemeinschaften richtig hineinzuhelfen.“ (Haarer 1937: 8)

Erziehungsziel ist schon bei Kleinkindern die Unterwerfung unter die NS-Gemeinschaft:

„Vorüber sind die Zeiten, wo es erstes und oberstes Ziel aller Erziehung und Aufzucht war, nur die Eigenpersönlichkeit im Kind und Menschen zu vervollkommen und zu fördern. Eins ist heute vor allem Not: nämlich daß jeder junge Staatsbürger und Deutsche zum nützlichen Gliede der Volksgemeinschaft werde, daß er neben der höchstmöglichen Entwicklung all seiner guten Anlagen und Fähigkeiten lerne, sich einzuordnen in eine Gemeinschaft und um ihretwillen eigene Wünsche und eigene Bestrebungen zurückzustellen.“ (ebd.: 261)

Hier grenzt sich Haarer auch ganz direkt von den reformpädagogischen Ideen und neuen psychologischen Erkenntnissen ab:

„Das jüngst vergangene Zeitalter, das sich dem Namen „Jahrhundert des Kindes“ brüstete – in

Wahrheit wurde es zum kinderärmsten deutschen Jahrhundert – hat in dieser Hinsicht sonderbare Blüten getrieben. Damals bildete sich der Typus von Eltern und Erziehern heraus, der über dem Beobachten und Erforschen der kindlichen Seelenregungen, also der „Psychologie, die eigentliche „Erziehung“ völlig vergaß und das Kind in Wirklichkeit führerlos heranwachsen ließ (...).“ (ebd.: 259)

Sie spricht sich gegen zu viel Zärtlichkeit aus, da dies verweichliche.

„Es ist kein Zeichen besonderer Mutterliebe, wenn man sein Kind unablässig mit Zärtlichkeiten besonders von Dritten überschüttet, oder all seinen Wünschen und Regungen unbedenklich nachgibt.“ (ebd.: 259)

„Das Überschütten des Kindes mit Zärtlichkeiten, etwa gar vor Dritten, kann verderblich sein und muss auf die Dauer verweichlichen. Eine gewisse Sparsamkeit in diesen Dingen ist dem deutschen Menschen und dem deutschen Kinde sicherlich angemessener. (...) Zärtlichen Müttern, die nun aber ihre Art auch nicht mehr gut ändern können, sei vorgeschlagen, das allzu Gefühlvolle und Sentimentale mehr ins Lustige und Humoristische abzubiegen.“ (Haarer 1937: 179)

Auch hier wird die Mutter wieder zum Kampf angehalten:

„Lass derlei Dinge niemals einreißen, liebe Mutter! Nimm, um sie zu verhüten, jeden Kampf mit zärtlichen Verwandten oder Angestellten auf.“ (Haarer 1937: 159)

Eine Mutter muss streng, konsequent und hart sein, will sie ein Kind richtig erziehen.

„Kaltstellen“ ist für sie eine geeignete Methode für ein „ungezogenes“ Kind:

„Auch wenn das Kind auf die Maßnahmen der Mutter mit eigensinnigem Geschrei antwortet, ja gerade dann läßt sie sich nicht irre machen... Auch das schreiende und widerstrebende Kind wird, falls es sich weiter ungezogen aufführt, gewissermaßen "kaltgestellt", in einen Raum verbracht, wo es allein sein kann und so lange nicht beachtet, bis es sein Verhalten ändert. Man glaubt gar nicht, wie früh und wie rasch ein Kind solches Vorgehen begreift.“ (Haarer 1938: 260)

Das Kind dürfe nicht zu viel Beachtung erfahren und solle viel sich selbst überlassen werden, denn „Damit kann der Grund gelegt werden zu bleibenden Charaktermängeln.“ (ebd.: 260) Auch bei Schmerzen sollte man dem Kind nicht zu viel Aufmerksamkeit schenken.

Haarer erkennt die Relevanz der frühesten Kindheitserfahrungen und nutzt diese Erkenntnis in ihrem Sinne, dass Kinder vor allem eins lernen sollen: Geboten und Verboten zu folgen und nicht dem eigenen Willen und Wunsch.

„Wir haben an die früheste Zeit unserer Kindheit keine Erinnerung – sie setzt erst in späteren Jahren ein. Trotzdem ist es wahrscheinlich, daß gerade die allerersten Eindrücke, der erste Zusammenstoß mit der Außenwelt, die erste Auseinandersetzung mit einem anderen Ich, die erste Notwendigkeit, etwas zu tun, was man gerade nicht mag, oder etwas nicht tun dürfen, was man gerade mag, entscheidend sind fürs ganze spätere Leben.“ (ebd.: 262)

In ihrem zweiten Ratgeber „Unsere kleinen Kinder“ geht es um die Erziehung der etwas älteren Kinder, die vor allem als eine Vorbereitung für die spätere „eigentliche“ Erziehung

anzusehen sei:

„Machen wir uns klar, dass dieses Alter, in welchem unser Kind sich jetzt befindet, zwar verhältnismäßig wenig Raum bietet für eigentliche Erziehung, d.h. für die geistige, in bestimmter Richtung gelenkte Beeinflussung. Desto größer ist aber seine Bedeutung für die Ausbildung wirklich gesundheitsgemäßer und gemeinschaftsfähiger Lebensgewohnheiten, die uns, später der Schule und anderen Erziehungseinrichtungen bis hinauf zum Arbeitsdienst, ja zum Heer die Erziehungsarbeit in ungeahntem Maß erleichtern werden.“ (ebd.: 169)

Ziel der Erziehung ist vor allem um eins: absoluter Gehorsam. Dies sei nur mit absoluter Konsequenz zu erreichen:

„Je älter das Kind wird, desto mehr kann, ja muss man es zu einer rascheren Form des Gehorchens, schließlich zum Gehorsam aufs Wort hinführen. Man darf nicht zu lange bei den schonenden Umwegen verharren, sonst schlägt es schlau und berechnend seinen Vorteil daraus und drückt sich überhaupt ums straffe Gehorchen. Ein einmal erteilter Befehl muß aber unbedingt ausgeführt werden, an diesem Grundsatz halten wir unverrückbar fest.“ (ebd.: 181)

Das Kind soll automatisch funktionieren und kommt auf keine widerstrebenden Gedanken:

„Das richtig gehaltene kleine Kind kommt gar nicht auf den Gedanken, daß es zur gesetzten Stunde nach den Hauptmahlzeiten etwas anderes geben könne als das Zu-Bett-Gehen.“ (ebd.: 170)

Hier geht Haarer auch schon auf die Verbindung von Erziehung und militärischer (nationalsozialistischer) Abrichtung ein:

„Die kleinen Buben z.B. beobachten heute mit größtem Interesse das Militär, die SA, die SS und die Hitlerjugend und es macht ihnen großen Eindruck, wenn auch sie im Scherz Kommandos auf halb-militärische Art bekommen.“ (ebd.: 174)

Auch kritisiert sie hier ebenfalls neuere liberalere (womöglich meint sie hier jüdische) Erziehungsstile, die dem Kind ihrer Meinung nach zu viel Macht gäben und dies keinesfalls gut sei:

„Unter den vielen Erziehungsformen, die die jüngste Vergangenheit hervorgebracht hat, gibt es auch solche, welche dieses Sich-Einigen mit dem Kinde ausgebaut haben zu einem förmlichen Gebäude von Verträgen und Pakten. (...) Eine uns Deutschen wesensfremde Lust an spitzfindigen Rasonieren und juristischen Klügeleien steckt hinter dieser Erziehungsrichtung. Es widerspricht dem natürlichen Gefühl der Mutter ebenso sehr wie dem unverkennbaren Zug nach fester und sicherer Führung, den jedes Kind zeigt.“ (ebd.: 177f.)

Haarer plädiert eindeutig für die körperliche Bestrafung, wenn nichts anderes hilft:

„Ist in der jüngst vergangenen Zeit viel davon die Rede gewesen, welch unauslöschlichen seelischen Schaden man dem Kinde dadurch zufüge. Wir teilen diese Ansichten nicht! Ein paar Schläge zur rechten Zeit scheinen uns weit weniger schädlich als das Kind merken zu lassen, dass es die Mutter endlos auf die Probe stellen, quälen und schließlich rat- und hilflos machen kann.“ (ebd.: 184f)

Abhärtung ist wichtig und dass dem Kind bei Schmerzen nicht zu viel Beachtung zuteil kommt:

„Den Selbstständigkeitsdrang des Kindes nützen wir geschickt zu seiner Abhärtung aus. Ist es z.B. einmal gefallen, so wird es nicht aufgehoben und auch nicht unnütz bedauert. (...) So pflegte mein zweijähriger Junge auch nach ernsthaftem Hinfallen selbst aufzustehen und dazu ganz empört zu sagen. „Aber der Fritz weint doch nicht!““ (ebd.: 178)

Haarer ist der Meinung, dass das Kind in der ersten Zeit seines Lebens noch keine richtige Verbindung zur Mutter aufbaue:

„Die eigentliche Kindesliebe, die feste, gefühlsmäßige Bindung an die Mutter entsteht freilich erst gegen Ende des Zwischenalters. Wie manchmal will es uns schmerzlich berühren, wenn uns das Kind bei längeren und kürzeren Abwesenheiten gar nicht vermisst, sofern es nur gut versorgt wurde.“ (ebd.: 178)

In diesem Ratgeber behandelt Haarer ebenfalls ausgiebig das Thema „Spielsachen“. Vor allem ein Buch hält sie für ausgesprochen geeignet:

„Was das Kind zwischen dem dritten und dem fünften Jahr von einem Bilderbuch erwartet, erfüllt in Schier unerreichter Weite der alte und ewig junge Struwwelpeter.“ (ebd.: 205)

Die Kinder sollten nun langsam an die nationalsozialistischen Inhalte herangeführt werden und ebenso an jene, auf die sich die NS-Ideologie bezieht:

„Ebenso wie Kinderlied und Kindervers sind unsere wunderbaren deutschen und nordischen Märchen ein Stück von der Seele unseres Volkes und unserer Rasse, eines der Zeugnisse aus der Geschichte seines Geistes.“

Auch spiele das Kind sehr gerne Rollenspiele „und will oft tagelang nichts anderes sein als z. B. Hitlerjunge oder -Mädel“, wie sie dies bei ihrer Tochter beobachten konnte, die dann nicht mal mehr bei ihrem Namen genannt werden wollte: „Ist doch keine Anna, ist doch ein Hitlerjunge!“ (ebd., 194)

Dinge, die das Kind als SS-Uniform verwenden soll, können zur Verfügung gestellt werden, wobei es noch nicht wirkliche Uniformen sein müssen:

„Die Übereinstimmung mit der Wirklichkeit ist ihm jetzt noch weitgehend gleichgültig und die Zeit, da es von Uniformen, Mützen, Helmen usw. wirklich etwas hat, kommt erst im Vorschulalter.“ (ebd.: 203)

Nicht nur im Spiel, auch in anderen Situationen können die Kinder an die NS-Inhalte herangeführt werden und damit auch die zu befolgenden und erreichenden Tugenden und vor allem auch der Idee von einer besonderen Größe, an der sie teilhaben können:

„Die zahllosen wißbegierigen Fragen unserer kleinen Kinder bieten uns auf völlig zwanglose Weise den ersten Anlaß dar, ihnen etwas von unserem Volk, unserem Vaterland und seinem

Führer zu erzählen. Wir sahen schon des öfteren, wie die Arbeitsdienstmänner, die Soldaten, SA- und SS-Männer und die Hitlerjugend in ihren Uniformen die Anteilnahme der Kinder in hohem Maße erregen. Unsere kleinen Kinder erleben die nationalen Feiertage durch die Beteiligung der Eltern, die Umzüge, die allgemeine Beflaggung, auch durch die Radiosendungen mit. Das Bild des Führers und der Männer um ihn begegnet ihnen in- und außerhalb des Elternhauses. (...) Einer Ahnung menschlicher Größe sind sie aber ebenso wie einer Ahnung des Göttlichen durchaus zugänglich. Schon in diesem frühen Alter können auch ihnen die Ziele unserer Staatsjugend anfangen, Richtschnur zu werden: Einordnung in die Gemeinschaft, Abstreifen aller Wehleidigkeit, Tapferkeit und Mut, Gehorsam und Disziplin kann man ohne alle Künstelei im Spielalter an die Kinder herantragen.“ (ebd.: 224)

#### **IV.1.2.e) Trotz und „Eigenwille“/ Vorbereitung zum „Massenmensch“**

Ein eigenes Kapitel widmet Haarer dem Trotz. Der Trotz entstehe im dritten Lebensjahr mit dem Auftauchens des Willens, mit dem das Kind aber noch nichts anfangen, keine eigenen Ziele setzen könne. Das Kind könne dann nicht verstehen, warum die Erwachsenen „es in eine Richtung führen müssen, der sein kleines Herz widerstrebt.“ (ebd.: 193)

Auf Trotz solle erst einmal mit den gängigen Methoden reagiert werden und dem Kind die Konsequenzen seines Trotzes spüren lassen (Hungern, ohne Essen ins Bett, Alleine bleiben, „kalt stellen“.)<sup>100</sup>

„Ebenso wie im Zwischenalter lassen wir das Kind auch jetzt die natürlichen Folgen seiner Handlungsweise tragen, wenn dies irgendwie angeht: Wer nicht essen will, bleibt hungrig, wer schreit und um sich schlägt, wird ins Bett gesteckt und bleibt allein; wer nicht ausgehen will, bleibt zu Hause usw.“ (ebd.: 217)

Bemerkenswert ist hierbei, dass dem Trotz zwar mit absoluter Strenge und Konsequenz begegnet, aber auch nicht zu extrem bestraft werden solle. Etwas müsse nämlich beim Kind erhalten bleiben:

„Immer aber besteht dabei die Gefahr, daß mit dem Trotz zugleich die gesunde Willenskraft des Kindes gebrochen wird.“ (ebd.: 217)

Die Mutter wird hier vor eine schwierige Aufgabe gestellt, den Trotz zu brechen, aber nicht die Willenskraft des Kindes. Es ist an dieser Stelle nicht verständlich, was genau sie meint, auch wenn dies als eine zentrale Besonderheit in der NS-Erziehung angesehen werden kann.

1937 formulierte Hitler eine Ideal, welches in eine ähnliche Richtung deutet:

---

<sup>100</sup> Auch Arthur Wieland, schreibt in seinem kleinen Ratgeber „Wenn Kinder trotzen“ (1943): „Die Erziehung zum Gehorsam beginnt schon an der Wiege. (...) Bald wird der Säugling schon merken, daß sein Schreien unnütz ist. Er wird empfinden, daß er jetzt sich fügen muß. Er wird sich an den bestimmten Tagesablauf gewöhnen, er wird sich an den Gehorsam gewöhnen. Die Erziehung bedarf schon beim Säugling äußerster Konsequenz.“ (Wieland, 1943, 50)

„Nicht im ehrbaren Spießbürgertum oder der tugendsamen alten Jungfer sieht er sein Menschheitsideal, sondern in der trotzigem Verkörperung männlicher Kraft und in Weibern, die wieder Männer zur Welt bringen vermögen.“ (Hitler 1937: 10)

Die „gesunde Willenskraft“ solle produktiv gemacht werden im Erfüllen von Pflichten oder der körperlichen Betätigung.

Willenskraft entspreche aber auch nicht dem Widerstandsgeist, welcher wiederum gebrochen werden müsse. Daher dürfe es auch einerlei Streits oder Machtkämpfe geben. Die Mutter müsse immer absolute Überlegenheit zeigen.

„Wurde das Kind schon als Säugling von Geburt an richtig erzogen, so hat es die Mutter nicht allzu schwer. Machen wir uns aber darauf gefasst, daß auch bei dem von Geburt an vernünftig gehaltenen Kinde im Laufe der Entwicklung Schwierigkeiten auftreten und daß es sich nicht selten gegen unsere Forderungen zur Wehr setzen wird.“ (Haarer 1937: 155)

Im Gegensatz also zur autoritären Erziehung scheint dieser Erhalt des „Eigenwillens“ eine Besonderheit der NS-Erziehung zu sein. Die Kinder sollen zwar absolut gehorsam sein, aber in einem bestimmten Rahmen und zu bestimmten Zielen ihren klar gelenkten „Willen“ ausleben können: Als Teil der Volksgemeinschaft für die Umsetzung des höheren Zieles soll dieser Wille gelenkt zum Einsatz kommen.

Dill beschreibt, inwiefern Kinder in der Familie kein Gefühl von Zusammengehörigkeit erleben sollte, damit es sie später in die bündische Jugend geradezu „drängte“. „Denn nur dort, wo das Familienleben „langweilig und leer“ sei, werde das „Erlebnis des Bundes für den Jugendlichen zur Erlösung“. Die Erziehung zum Jugendbund bildete zur Familienerziehung den „äussersten Gegenpol.““ (Dill 1999: 59) Jugendorganisationen sollten das Monopol für positive soziale Erfahrungen bekommen. Die Bedürfnisse nach sozialer Interaktion sollten so in der Familie nicht befriedigt, sondern auf später aufgeschoben werden. Haarer war sich der frühkindlichen Bedürfnisse bewusst und setzte daher in ihrer Erziehung auf die Verhinderung jeglicher liebevoller Beziehung, um diese Bedürfnisse des Kindes für die politischen Ziele nutzbar zu machen, so Dill. Die Kenntnisse der Massenpsychologie wurden so für die frühkindliche Erziehung nutzbar gemacht.<sup>101</sup> Die HJ stellte somit für die emotional verwahten Kinder eine scheinbar verheißungsvolle Zukunft in der Gruppe dar. Der Eigenwille der Kinder sollte dort für die Volksgemeinschaft nutzbar gemacht werden. Tatsächlich fanden die Kinder aber später keine Befriedigung ihrer Bedürfnisse, keine Freundschaften und verlässlichen

---

<sup>101</sup>Inwiefern diese Kenntnisse im NS-System und damit auch im Sektor Gesundheit und Soziales bekannt und umgesetzt wurden, zeigt Dill ebenfalls (vgl. Dill 1999: 45ff.)

Beziehungen, sondern eine „in der Phantasie existierende Gemeinschaft“ (ebd.: 63. ) Auch hier fanden die Kinder strenge Hierarchien und Zwang und keinesfalls die Achtung ihrer individuellen Persönlichkeit. Trugbilder, Mythen und Scheinwelten spielten in der Massenpsychologie Le Bons<sup>102</sup>, auf den sich die NS-Politik bezog, eine große Rolle und kam schon hier zum Einsatz. Nur Menschen mit gebrochenem Willen und das Gefühl von Ohnmacht hatten, würden der Anziehungskraft, in der Masse zu versinken, erliegen. Kinder, die nie die Erfahrungen enger emotionaler Beziehungen gemacht hatten, konnten auch später nicht zwischen Schein-Beziehungen und echten Beziehungen unterscheiden, so Dill (ebd.: 64).

### **IV.1.3. Kindergarten**

„Das deutsche Kinde gehört seinem Volk. (...) Lässt man sich von gesunden Ansichten auf dem Gebiet der Erziehung leiten, so handelt man nationalsozialistisch.“ (Haarer1937: 9)

#### ***IV.1.3.a) Gleichschaltung der Kindergärten***

In den ersten Jahren nach der Machtergreifung wurde der öffentlichen Kleinkinderziehung eher eine geringe Bedeutung zugesprochen, stand sie doch mit dem Anspruch, den man an die Mutter und die idealisierte Familie stellte, im Widerspruch. Dennoch wurde versucht, den Kindergarten im Sinne des Nationalsozialismus gleichzuschalten (vgl. Berger 2005). Aufgrund der heterogenen Trägerschaft gestaltete sich dies jedoch etwas komplizierter (vgl. Berger 2005). Nach dem Verbot der Arbeiterwohlfahrt gingen deren Einrichtungen, die des deutschen Fröbel Verbandes und des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes in die Trägerschaft der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) über. Auch wurden in den kommunalen Kindergärten und denen des Deutschen Roten Kreuzes Ordensschwwestern oder Diakonissen innerhalb kurzer Zeit entlassen und durch NSV-Personal ersetzt (Konrad 2004: 159). Die evangelische Kirche stand als erste unter Druck, obwohl sich einige ihrer Vertreter auf die Seite der Nazis stellten und eindeutige Zugeständnisse an die Pädagogik der Nazis machten. Zusätzlich setzte man sie mit Entzug der Geldmittel, Kündigungen von Mietverträgen oder überzogene Auflagen unter massiven Druck. Ebenfalls wurde Druck auf Eltern ausgeübt und sie wurden aufgefordert,

---

<sup>102</sup>In seiner 1895 erschienenen Schrift „Psychologie des foules“ verdeutlichte Le Bon (Le Bon 2009), dass der Massenmensch in der Masse seinen Willen verliere, dass er unfähig sei, logisch zu denken und alle Gedanken in eine Richtung gingen. Der Mensch in der Masse verliere damit sein kritisches Denken und sei somit auch von Widersprüchlichem und Unmöglichem beeinflussbar. Wer die Bilder kontrolliere, die Einbildungskraft lenke, die Phantasie der Masse mit großen Hoffnungen und Wundern anrege, könne sie lenken. Dies müsse permanent wiederholt, aber niemals bewiesen erbracht werden, denn nur so würde es schließlich als Wahrheit angenommen. Große Begriffe, irrationale Sprachfiguren uns ähnliches sollten dazu verwendet werden. Gerade das Unbestimmbare erzeuge eine geheimnisvolle Macht. Le Bon erkannte ebenfalls die Macht der Erziehung zum Erreichen dieser Ziele.

ihr Kind nicht mehr in evangelischen Kindergärten unterzubringen (vgl. Konrad 2004: 159 ff.).

Die katholische Kirche stand unter dem Schutz des Reichskonkordats, welches eine weitestgehende Selbstverwaltung der katholischen Kirche und ihrer caritativen Einrichtungen festschrieb (vgl. Berger 1986: 160). Die Kindergärten „bemühten sich um die Vermeidung möglicher Konflikte durch eine zumindest vordergründige Annäherung an die nationalsozialistischen Erziehungsvorstellungen, etwa indem sie die körperliche Erziehung aufwerteten oder die Liebe zu Führer und Volk ausdrücklich in den Kanon der Erziehungsziele aufnahmen" (Konrad 2004: 161). 1937 entzog man den kirchlichen Wohlfahrtsverbänden die Fachaufsicht über ihre Einrichtungen und übertrug sie auf die kommunalen Jugendämter und ab 1939 an die NSV. Unter dem zunehmenden staatlichen Druck gelang regional sehr unterschiedlich, auch katholische Kindergärten in die NSV zu überführen. Reformpädagogische und psychoanalytisch ausgerichtete Einrichtungen wurden unmittelbar verboten (vgl. ebd.: 175).

Inhaltlich orientierte sich die Arbeit mit den Kindern in den Einrichtungen eng an den ideologischen Vorstellungen. Die körperliche Betätigung stand im Vordergrund. Kinder wurden gezielt zu "Wettkämpfen, zum Marschieren, zum Exerzieren, zum Simulieren von Luftangriffen und zum Darstellen von Kriegshandlungen animiert" (Berger 2005, zitiert nach Schleißinger o. D.). Durch kleinere Opfer könnten sie „zum Sieg des Vaterlandes“ beitragen, beispielsweise wenn sie ihre bescheidene Mahlzeit, ohne zu murren, zu sich nehmen würden, oder indem sie recht folgsam und fügsam seien und dadurch den Erwachsenen, die schon genug Sorgen hätten im Krieg, nicht unnötig zur Last fallen" (Berger 2005: 9). Grundlage der Geschlechtererziehung im Nationalsozialismus war ein Rollenbild, das vom Kämpfer und der Mutter geprägt war:

"Wie liebevoll sorgt das kleine Gretchen für ihre Puppenkinder daheim. Das kleine Hänschen schleicht indessen mit einem Stein an den Spatz heran, der vor der Haustür sitzt, um ihn zu töten. Hier der zukünftige Vaterlandsverteidiger, dort die liebevolle zukünftige Hausfrau" (Benzing 1941, zitiert nach Konrad 2004: 169).

Darüber hinaus wurden die Kinder angehalten, „folgsam und fügsam zu sein und dadurch den Erwachsenen, die schon genug Sorgen im Krieg gehabt hätten, nicht unnötig zur Last zu fallen“ (Berger 2005: 9). Bilderbücher, Erzählungen, Verse und Gebete wurden zur Herstellung einer tiefen emotionalen Bindung an und einer Idealisierung von Hitler verwendet, für den sich zu opfern man bereit sein sollte.

"Nun hat es die Kindergärtnerin leicht, vom Führer zu erzählen. Sie fängt den Tag damit an, daß der Führer angesprochen wird. Die Herzen der Kleinen richten sich auf ihn. In diesen Augenblicken wächst Liebe, Ehrfurcht, Treue in der Kinderseele" (Benzing 1941, in: Erning, 1976: 185).

Eine große Rolle spielte die rassistische und die antisemitische Erziehung (Berger 2006, 59f). Die "Überlegenheit des Arischen" gegenüber den anderen "Rassen" sollte in die Köpfe der Kinder „gepflanzt“ werden (Konrad 2004).<sup>103</sup>

In Spielen und Liedern sowie durch Bilderbücher wurden sie mit dem Krieg vertraut gemacht, wobei das Kriegsgeschehen zugleich verharmlost und verherrlicht wurde.

„In Rolf erkennt man jetzt schon die Führernatur. Er schreitet als Hauptmann die Front ab...Jetzt spielen sie nicht mehr Soldaten, jetzt sind sie Soldaten. (...) Die Beschäftigungen sind gut und schön (...), weil sie dem Kind das große Erleben, den Krieg an der Front und in der Heimat veranschaulichen.“ („Kindergarten“ 1940, zit. n. Berger 1986: 38)

Die Militarisierung des Kindergartens stellte zwar kein originäres Vorgehen des NS-Systems dar, wurde allerdings in einem bis dahin unvergleichbaren Ausmaß betrieben.

#### **IV.1.3.b) Die „Willenskraft“ im Kindergarten**

„Nicht im ehrbaren Spießertum oder der tugendsamen alten Jungfer sieht er sein Menschheitsideal, sondern in der trotzigen Verkörperung männlicher Kraft und in Weibern, die wieder Männer zur Welt bringen vermögen.“ (Hitler 1937: 10)

Richard Benzing war Arzt, trat 1932 in die NSDAP und SA ein und war Mitglied des NS-Ärztbundes, der NSV, des Reichskolonialbundes und im Beirat des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge. Seit 1933 war Benzing leitender Arzt am Kinderkrankenhaus Park Schönfeld in Kassel. Ein Jahr später wurde er Gaufachbeauftragter der *Reichsarbeitsgemeinschaft Mutter und Kind* und leitete die Ärztekammer Hessen-Nassau. 1942 ging Benzing als Honorarprofessor für Volksgesundheitspflege an die Universität Marburg und leitete seit 1943 das Institut für Nationalsozialistische Volkspflege. Er war Träger des Goldenen Ehrenzeichens der NSDAP.

Benzing beginnt seine Ausführungen über Hitler als der oberste Erzieher, der einem Propheten gleiche:

„Im Frieden macht er alljährlich von seinem Erziehungsrecht Gebrauch, indem er unmittelbar, Aug in Auge, zu ihr spricht, und es ist unvermeidlich, daß nach dieser Begegnung die Jugend

---

<sup>103</sup>Beispielsweise mit ständig wiederholten Sprüchen sollten die Kinder frühzeitig und beiläufig an das Denken und Empfinden in Kategorien der Rasse gewöhnt und im besonderen zur Judenfeindschaft erzogen werden. Antisemitischen Kinderbücher wie 'Trau keinem Fuchs auf grüner Heid, trau keinem Jud bei seinem Eid' oder der 'Giftpilz' wurden auch noch in der Grundschule verwendet.

Grundzüge seines Wesens aufnimmt und in sich zur Entwicklung bringt. ...Und es ist die gleiche Kraftübertragung, wenn er sich an den Arbeitsmann, an den politischen Kämpfer oder an den Soldaten der Wehrmacht wendet: jeder fühlt sich einbezogen in die Spannung dieses Stromnetzes, das vom ersten Erzieher unseres Volkes bis zum jüngsten Manne des Nachwuchses reicht. Der prophetische Seher auf der steinernen Kanzel, der seine Worte in die aufflammenden Herzen senkt, der seinen Blick in die ihm zugewandten Augen richtet, kann aber in diesen Augenblicken der Gemeinschaft nicht anders, als über das Heer der Getreuen hinweg den Vorhang der Zukunft zu durchdringen, in der das deutsche Schicksal beschlossen liegt. Was kein anderer wahrnimmt, dem Seher, der in der Geschichte webt und lebt, bleibt es unverborgten. Und so entstehen jene Erziehungsgrundsätze, die unsere Jugend einmal in den Stand setzen sollen, diesem Schicksal standhaft zu begegnen.“ (Benzing 1943: 7)

Hitler schaue jedem Kind in die Augen und verändere so seinen Charakter durch eine Art magischen Akt. Er kann die Zukunft sehen wie niemand anderes und daraus begründet er seine Grundsätze für die Erziehung.

Benzin lässt sich daraufhin ausgiebig über die beim Systemwechsel vorgefundenen Erziehungseinrichtungen aus. Vor allem eins bemängelt er, was sich bei Haarer ebenfalls andeutete, dass die Kinder zu „geordnet, gesittet, aber vielleicht übererzogen, allzu artig“ waren, „gehemmt und nicht im Besitz einer ausstrahlenden Lebenskraft“.

„Ein Füllen macht überflüssige Sprünge, die wir im erwachsenen Tier nicht mehr bemerken. Sie sind der altersgemäße Ausdruck eines überschüssigen Bewegungsdranges, der eben der Jugend eigentümlich ist. [...] Ich will nicht sagen, dass alle Kinder gedrückt erschienen, aber eingeeignet waren sie doch, jedenfalls ohne einen Überschuss an sichtbarer Lebenskraft. Es war klar, daß diese unerweckt, ungefördert in den Kindern vorhanden sein mußte und daß es vielleicht nur der geeigneten erzieherischen Wirkstoffe bedurfte, um diese Lebensenergien zu Entfaltung zu bringen, so wie in der Ernährung die Vitamine erst einseitige Kostformen mit Wachstumskräften ausstatten.“ (ebd.: 8f.)

Benzing spricht sich also auch für eine besondere Form des Gehorsams aus, die eben nicht eine besondere „Lebenskraft“ unterdrücken solle.

Er sieht Erziehung als notwendig angepasst an die jeweilige Zeit an und rechtfertigt damit gleichzeitig den Wandel in der NS-Erziehung zu vorherigen Vorstellungen.

„Wir vergessen leicht, daß die Erziehung jeweils von einem Bildungsziel ausgeht, das sie sich gesetzt hat: von einem Menschen also, der nach Abschluß seiner Erziehung jene Eigenschaften und Fähigkeiten in sich verkörpert, die ihn nach den Auffassungen seiner Zeit zu einem wertvollen Glied seines Volkes, oder wie man zu gewissen Zeiten auch sagte, der menschlichen Gesellschaft machten. Es wird somit ohne weiteres klar, daß nicht nur verschiedene Völker, sondern auch verschiedene Zeitepochen sehr unterschiedliche Vorstellungen darüber hatten, wie der junge Mensch für den Lebenskampf auszurüsten sei.“ (ebd.: 10)

Mit Beispielen aus der griechischen Erziehung und der germanischen Sagen belegt er dies und leitet gleichzeitig damit seine Vorstellungen über eine NS-Erziehung ein.

Außerdem kritisiert er alternative Erziehungsvorstellungen.

„Eine überzüchtete Geistesbildung fand keinen Rückhalt in einem gleichgesinnten Körper- und Willensschulung, denn diese stand niedrig im Kurs wie alle jene Eigenschaften, die eine Bewährung im Leben gewährleisten. Dieser einseitige Gebildete verlor den Boden unter den Füßen, er wurde ein Spielball fremder Einflüsse, und zuletzt war die Kultur danach.“ (ebd.: 13)

Hierbei kommt er wieder auf die Frage des „Willens“ zu sprechen, der vorher zu stark unterdrückt und dadurch in falsche Bahnen gelenkt wurde. Dieser müsse als institutionalisierter Kampf in den Schulalltag integriert werden.

„Der artige Schüler stand hoch im Kurs und war oft nur deshalb artig, weil nur eine schwacher Willen in ihm glimmte. Der spannungsgeladene Willenskräftige, dem es noch nicht gelungen war, die Richtung zu finden und die Hemmungen zu entwickeln, gerit mit den Schulgesetzen da und dort in Konflikt. Daß diese Lebenskraft aber gegenüber dem einseitigen Schulbetriebe sich aufbäumen mußte, wundert heute niemand mehr. Der Nachhauseweg war die gegebene Gelegenheit, Versäumtes nachzuholen. In einem Ringkampf mußte man sich Luft machen. Ja, bei den Griechen gehörte er noch ins Gymnasium, bei den Germanen zur selbstverständlichen Ausbildung der Jugend, jetzt mußte er vor den Toren der Schule haltmachen, war verpönt und stand gegebenenfalls unter Strafe.“ (ebd.: 14)

Auch das Kleinkind habe unter dieser „Mangelkrankheit“ zur Passivität gelitten.

„Es wurde zur Entfaltung passiver Tugenden erzogen. Die Entwicklung zu einem selbständigen Verhalten war methodisch überhaupt nicht erkennbar.“ (ebd.: 14)

Benzing stellt die Entwicklung des Willens als höchstes Erziehungsziel hervor. Erst nach dem „Heranzüchten kerngesunder Körper“ komme die „Ausbildung geistiger Fähigkeiten. Hier aber wieder an der Spitze die Entwicklung des Charakters, besonders die Förderung der Willens- und Entschlußkraft, verbunden mit der Erziehung zur Verantwortungsfreudigkeit und als letztes die wissenschaftliche Schulung.“ (ebd.: 14)<sup>104</sup>

Er beschreibt ebenfalls, dass Erziehung vor allem „die jungen Körper schon in ihrer frühesten Kindheit zweckentsprechend behandelt werden und die notwendige Stählung für das spätere Leben erhalten.“ (ebd.: 14) Es wird betont, wie sehr sich Kinder freuen, wenn sie ihre Angst überwunden haben, welche mit der Gewöhnung an den permanenten Wettkampf „bekämpft“ werden soll.

„Den Gegenpol der Angst mußten wir in unserer Erziehung zur Furchtlosigkeit dem mutigen, entschlossenen Verhalten gegenüberstellen.“ (ebd.: 19)

---

<sup>104</sup>Axtmann beschreibt die Ankunft der neuen Jungen, die zu Pimpfen ausgebildet werden sollen. Er berichtet von den Sorgen der Eltern, die Anforderungen an die Jungen und wie „ungeformt“ sie zu Beginn noch sind. Er beschreibt hier ebenso, dass der klassische „Musterknabe“ nicht das ist, wie die Pimpfe sein sollen: „Aber ist daß Disziplin? Vielleicht! Aber gewiß eine andere, als die die Pimpfe sie haben. Nicht der Zwang eines Jungen in die spießbürgerliche Ordnung ist Disziplin, sondern das freiwillige Einordnen und Dienen in und an einer Idee!“ (Axtmann 1942: 13)

„Diese Erfahrungen werden uns immer mehr veranlassen, aus dem Bewegungsspiele bereits Leistungsspiele zu entwickeln, und in ihnen auch den Wettkampfgedanken zu verankern.“ (ebd.: 16)

So soll der Wettkampf einen großen Teil der täglichen Betätigung sein. Es sei der Wille, den die Kinder dazu befähigten, die Gewinner zu sein und so der Beschämung der anderen zu entkommen.

„Einige haben immer den Willen, sich an die Spitze zu setzen. Es sind die Zähesten, ohne zugleich immer über die robusteste Kraft zu verfügen. Bleibt der derbe Faule wieder im hinteren Feld, dann lachen diesmal die Hasen über den Igel.“ (ebd.: 30)

Der Erzieherin wird empfohlen, hier und da im Alltag Mutproben einzubauen, was als freiwillig dargestellt wird und worauf alle Kinder schon sehnsüchtig gewartet hatten.

„Wer nicht will, braucht nicht. Aber sie wollten alle. Wir wollten es damals in unserer Jugend auch alle, aber wird durften es nicht. Es war damals zu gefährlich. Man erzog uns zu ungefährlich. Unsere heimlichen Ausbrüche waren der Protest gegen diese Mangelernährung, die uns lebenswichtige Elemente vorenthielt, die nun einmal dem gesunden, spannkraftigen deutschen Kind notwendig und eigentümlich sind.“ (ebd.: 17 f.)<sup>105</sup>

Des Weiteren behandelt Benzing das Thema „Freude“, die Folge von körperlicher Gesundheit und Voraussetzung für große Leistungen und zur Entwicklung. „Die Freude aber ist die natürliche Tochter der Gesundheit.“ (ebd.: 20)

„Wer aus Freude oder freudiger Überzeugung seine Pflicht tut, wird oft das Maß der Pflichterfüllung vergöbern.“ (ebd.: 21)

Das Kind soll der Mutter zu liebe Dinge tun und an ihrer Freude die eigene entwickeln.

Das Kind solle zur Selbstständigkeit erzogen werden. Dies funktioniere besonders gut in kinderreichen Familien. Hier gibt es eine konkrete Liste, was ein Kind in welchem Alter könne muss. Dabei geht es in den sehr jungen Jahren vor allem um hygienische Dinge, später dann mit 5 Jahren kann es alle diese Dinge alleine, kann „die Stube wischen und auskehren“ und andere Dinge im Haushalt erledigen.

„Wenn das Kind sich im Haushalt schon nützlich vorkommt, ist es viel leichter erzieherisch zu lenken und zu führen. Es wartet auf die nächste Gelegenheit, sich zu bewähren.“ (ebd.: 27)

„Er ist schon wer. Denn überall gibt es was zum Hinhalten, zum Hertragen, zum Zusammenklauben oder zum Wegräumen. Der Vater kann ihn brauchen. Vorher zwischen zwei und drei Jahren ist der Fratz noch ein umhausendes Hascherl gewesen, dass seine Spielwelt teils im Gehen, teils im Kriechen entdeckt. Man hat es noch nicht ernst genommen, weil es für

<sup>105</sup>Bei den Pimpfen ging es da schon etwas härter zu: „Die kleinen Kerle waren sofort mit ganzem Herzen bei der Sache. Mochte auch so manche Rippe krachen, einige zarte Muskeln schmerzen. Aber es ging! Mußte ja auch! „Schleifen“ nennt man die Art von Exerzieren, und nur zu leicht findet man bei manchen Pimpfen den Ansatz zu leichtem Murren und Meckern. Andere heulen gerne bei solchen Gelegenheiten.“ (Axtmann: 14) „Jungvolkungen sind hart! ... Schweigsam!...Und treu!...Jungvolkungen sind Kameraden!...Der Jungvolkungen Größtes ist die Ehre! (ebd.: 14)

einzelne Arbeiten sich nicht als nützlich erweisen konnte. Jetzt aber greift es wacker zu, und man braucht nicht viel dabei zu reden.“ (ebd.: 28 f.)

Märchen, auch wenn sie grausam sind, hält Benzing für sehr geeignet auch schon für kleine Kinder, weil es sie abhärtet und mit der Realität des Lebens konfrontiert:

„Das Märchen ist eine gute deutsche Kost. Sogar eine derbe Kost, wie Vollkornbrot, die Magen und Darm erzieht. Der kleine Märchenkennner ist durch ein Geschehnis, auch das Bild des Todes, nicht so leicht umzuwerfen. Da muß es schon dicke kommen. Und es wird einmal dick kommen im Leben unseres Kindes, weil Leben nie anderes von uns verlangt. Darin verhält sich die Zukunft nicht anders als die graue Vorzeit, Leben bleibt Kampf.“ (ebd.: 36)

Zum Thema Geschlechtererziehung hat Benzing klare Vorstellungen:

„Der kleine Junge wird einmal deutscher Soldat werden, das kleine Mädchen eine deutsche Mutter.“ (ebd.: 40)

Ein eigenes Kapitel widmet er der „Liebe zum Führer“, dem „Onkel“ aller (ebd.: 41), welche durch Familie und Kindergarten vermittelt werden sollte:

„Über die Eltern führt der Weg zum Führer. (...) Wann begegnet das Kind der Gestalt des Führers zum erstenmal? Wahrscheinlich auf einem gerahmten Bild in der Wohnstube zu Hause. (...) Der Onkel Hitler ist damit bereits aus der Bilderreihe der Familienangehörigen und Verwandten, zu der er doch offenbar gehört, herausgetreten. Ist man erst etwas größer geworden, erfährt man noch, daß alle diese auf der Straße marschierenden Jungen den gleichen Onkel Hitler haben. Sie heißen sogar, wie er selber heißt. Man ruft sie noch Henner, Robert und Karl, aber sie nennen sich selber Hitlerjungen. Jetzt hört man auch zum erstenmal den Namen Führer, dem so viele Kinder gehören. Er muß also der Vater von allen sein. Nun hat es die Kindergärtnerin leicht, vom Führer zu erzählen. Sie fängt damit an, daß der Führer angesprochen wird. Die Herzen der Kleinen richten sich auf ihn. In diesen Augenblicken wächst Liebe, Ehrfurcht, Treue in der Kinderseele. (...) Unsre Kraft ist klein, unser Mut ist groß. Größer noch ist unsre Liebe, Führer, zu Dir! (...) Lieber Führer! So wie Vater und Mutter lieben wir Dich. So, wie wir ihnen gehören, gehören wir Dir. So, wie wir ihnen gehorchen, gehorchen wir Dir. Nimm unsere Liebe und Treue, Führer, zu Dir. Wer nicht weint, wenn es schmerzt, erfreut den Führer, (...). Alles, was wir tun, geht auch den Führer an. (...). Wer den Vater folgt, ehrt den Führer. Wer die Mutter liebt, dient dem Führer. Was ich lern' und schaff', braucht der Führer. Wir dienen der Zukunft unserer Kinder, wenn wird die Liebe und Treue zum Führer so in ihre Herz einpflanzen, daß fortan er ihnen gehört, wie sie ihm gehören.“ (ebd.: 41ff)

Die Hitlerjugend ist somit ebenfalls eine Familie und Hitler der Vater aller. Nirgendwo in der Erziehungsratgebern wird so viel von Liebe gesprochen, wie in diesem Zitat. Hitler erscheint hier gottgleich, der liebende und der strafende, der alles sieht, für den man alles tut.

„Alle Maßnahmen haben nur ein Ziel, das vom Führer für die deutsche Jugend, sogar für die früheste Kindheit aufgezeigt Erziehungsziel: „Wir wollen ein hartes Geschlecht heranziehen, das stark ist, zuverlässig, treu, gehorsam und anständig.“ (ebd.: 49)

Der sportlichen Betätigung wird auch hier große Bedeutung zugemessen. Es werden

genaue Angaben gemacht zu den Leistungen, die die Kinder erbringen müssen. Vor allem die Leichtathletik hat eine besondere Bedeutung:

„Diese Leichtathletik des Kleinkindes übt seine Kraft und Schnelligkeit. Sie ist überhaupt nur durchzuführen, wenn sie als Kampfspiel geübt wird.“ (ebd.: 60)

Während kleinere Kinder womöglich verwirrt sind und mitten im Lauf auf ihre Schulkameraden warten würden, wäre dies beim 5jährigen nicht mehr der Fall:

„Er setzt zum Siege an und legt richtig los, ungeachtet der Zurückbleibenden. Sein aktiver Einsatz erzielt sofort höhere Werte der Mitläufer als bei schlechter Führung. Das Maß des Einsatzes der vorhandenen Kraft und Schnelligkeit ist ein Ausdruck der geistigen und Willensreife des Kleinkindes.“ (ebd.: 61)

Nach langen Ausführungen über richtige Ernährung und Pflege und Gesundheit sind am Ende einige Protokolle von Erzieherinnen aus dem Alltag aus dem Jahre 1937/38 angefügt. Festgehalten werden dabei immer die Kinderzahl, die Stundenzahl im freien, die körperpflegerische Betätigung, die „Speisung“, Beobachtung an den Kindern. Unter dem Punkt „Sonstige Beschäftigungen“ schreibt eine Erzieherin:

„Ich erzählte den Kindern kurz, daß Österreich und Deutschland wieder zusammengekommen seien und dort die Menschen auch jetzt Nationalsozialisten sind und auf den Führer Schauen und zu ihm gehören. Wir hißten unsere Fahne und sangen mit Erhobenem Arm.“ (ebd.: 110)

#### **IV.1.4. Wissenschaftliche Auseinandersetzung**

##### ***IV.1.4.a) Kontinuität, Neuheit, Rückgriff***

Die Erziehungswissenschaftlerin Michaela Schmid (2008) gibt in ihrem Vergleich von Erziehungsratgebern der Weimarer Zeit und des NS einen kurzen historischen Abriss über Erziehungsratgeber im Allgemeinen und zeigt, dass die Grundzüge der NS-Erziehungspraxis wie autoritärer Stil, Erziehung zum Gehorsam und körperliche Strafe keine Erfindungen des NS gewesen sind (vgl. Schmid 2008: 18ff).

Die Erziehung zum Gehorsam gewann vor allem in den Ratgebern des 19. Jahrhunderts an Relevanz. Hier wurde der „blinde“ Gehorsam als der einzig richtige angesehen, welcher am besten schon direkt nach der Geburt eingeübt werden sollte. So verlor die Erziehungsvorstellungen der Aufklärung an Einfluss. Die körperliche Strafe wurde als Mittel wieder als unumgebar empfohlen, welche jedoch durch die Reformpädagogik wieder kritisiert und in Frage gestellt wurde.

Mit der Industrialisierung und der Ausbildung des Bürgertums Mitte des 19. Jahrhunderts

nahm die Zahl der Ratgeber stark zu und stammte vor allem aus dieser Schicht. Als Zielgruppe wurde zwar auch die proletarische Bevölkerung angesehen, welche aber deren Ziele und Methoden aufgrund fehlender Mittel, unterschiedliche Alltagspraxis und geringerer Zugang zu Bildung nur teilweise umsetzen konnten. Im Zentrum standen hier Hygiene und Pflegevorschriften, die richtige Form des Gehorsames und der Strafe und vor allem die für das Bürgertum typischen Tugenden wie Fleiß, Ordnung und Sittlichkeit. Auch Ärzt:innen wurden nun mehr zu Verfassern von Ratgebern, die sich vor allem um eher medizinische Fragen wie Schwangerschaft, Geburt und Ernährung drehten.

Ein weitere großer Einflussfaktor war in dieser Zeit die Reformpädagogik und insbesondere Ellen Keys nicht wenig umstrittene Schrift „Jahrhundert des Kindes“ (1902) und ihre eindeutige Ablehnung der Prügelstrafe. Vor allem die sozialistischen Erziehungsratgeber nahmen nicht nur von der körperlichen Strafe als auch von der Erziehung zum blinden Gehorsam Abschied. Sie forderten, kindlichen Widerstand zu ertragen, da sich daraus die Fähigkeit herausbilde, Kritik zu üben und außerdem die Prügelstrafe die Würde und Selbstwertgefühl des Kindes schädige (vgl. Schmid 2008).

Somit gab es schon zu Beginn der Zeit des NS genügend alternative und wissenschaftlich belegte Erziehungsvorstellungen und Debatten um Gehorsam und körperliche Züchtigung (vgl. Dill 1999).

Der NS führte also nicht nur die einzig vorher bestehende populäre Erziehungspraxis weiter, sondern wählte eine ganz bestimmte Form als Grundlage aus. Es kann also hier dem Argument entgegnet werden, dass es keine populären alternative Vorstellungen und Ideen zu der Zeit gegeben habe, die mit großer Wahrscheinlichkeit unter einem anderen System auch zu einer noch größeren Verbreitung geführt hätten.

#### ***IV.1.4.b) Chamberlains Analyse Haarers***

Chamberlain geht in ihrer Untersuchung ebenfalls der Frage nach, ob es im NS eine spezielle frühkindliche Erziehung gab. Sie merkt an, dass eine nationalsozialistische Erziehung und eine autoritäre nicht dasselbe seien. Eine NS-Erziehung sei zwar immer autoritär aber umgekehrt gelte dies nicht. Die NS-Erziehung sei eine Erziehung zur „Bindungslosigkeit“ (Chamberlain 2000: 11).

Sie analysiert Haarers Erziehungsratgeber vor dem Hintergrund von Säuglingsforschung und Bindungstheorie (Vor allem Stern 1991 und Klaus & Kennell 1987). Dazu nutzte sie

einerseits literarische Quellen (Bernhard Vesper 1977: Die Reise) außerdem mehrere Interviews und Gespräche mit im NS aufgewachsenen Personen. Hieraus ergibt sich auch das Problem ihrer Arbeit: Die von ihr geleisteten theoretischen Überlegungen können vom empirischen Material zwar illustriert, nicht aber wissenschaftlich haltbar belegt werden.

Sie beschreibt, wie viele der Kinder 1945 ihre „Daseinsberechtigung“ verloren und teilweise von den Familien gar nicht mehr als eigenen Kinder anerkannt wurden. Viele ihrer Gesprächspartner:innen gaben an, ein „9-Pfund-Baby“ gewesen zu sein, was der Mutter eine furchtbare Geburt beschert hätte und dass sie beispielsweise auf der Flucht eine große Belastung dargestellt hätten (ebd.: 21).

„Utilitaristisch gezeugt und geboren im Hochgefühl ihrer Mütter, die sich im Aufbau Großdeutschlands und der Heranzüchtung des künftigen Herrenmenschen beteiligt wähten, waren manche dieser Kinder nach dem Ende des Krieges und des Dritten Reiches nicht nur funktionslos geworden, sie waren darüber hinaus für ihre Mütter die bleibende Erinnerung an den eigenen Irrtum, den ungeheuren „Fehltritt“, den sie am liebsten ungeschehen, auf jeden Fall aber unnachweisbar gemacht hätten, das war aber nicht möglich, weil die Kinder durch ihre bloße Existenz immer wieder an das Vergangene erinnerten und es bezeugten. Das musste bei den Müttern eine maßlose Verzweiflung und Wut auslösen, bei den Kindern das Gefühl, sich permanent entschuldigen zu müssen, ohne eigentlich zu wissen, wofür und ohne eine Chance, die empfundene Schuld je abtragen zu können.“ (ebd.: 22)

Haarers Rat, das Neugeborene von der Mutter gesondert unterzubringen und ihr erst nach 24 Stunden das erste Mal zum Stillen zu geben fügt Chamberlain an, dass dies schon aus biologischen Gründen höchst problematisch wäre, Nervensystem und Saugreflex so nicht stimuliert werden könnten. Aus der Säuglingsforschung entnimmt sie die Erkenntnis, dass ca. eine Stunde nach der Geburt in einem Zustand der besonderen Aufmerksamkeit befindet und dies für die Kontaktaufnahme äußerst wichtig sei. In dieser „sensiblen Phase,“ wie dies Säuglingsforschung bezeichnet, stellen sich beide aufeinander ein.<sup>106</sup>

Kaminer konnte in seinen Analysen mit Kinder von Täter:innen erkennen, dass die so erzogenen Personen in ein emotional leere Welt stürzten. Säuglinge gerieten durch eine solche Behandlung in den Zustand absoluter Verlorenheit, in dem er von Verfolgungs- und Vernichtungsängsten heimgesucht werde. Der „innere Tod“, von dem Kaminers Patien:innen sprachen, beschreibt er als „ursprünglich vitale Lebensregungen (...), die in einer primären Identifikation mit den frühen Aggressoren „Kaltgestellt“ wurde, weil nur so

---

<sup>106</sup>Mütter, die getrennt waren nach der Geburt, waren uneinfühlsamer, wie eine Studie (Klaus & Kenell 1987: 80ff) zeigte, hielten ihr Kind weiter weg, sprachen weniger liebevoll und litten eher an einer nachgeburtlichen Depression. Außerdem neigten sie eher dazu, ihre Kinder zu schlagen. Zwar können eine solche Trennung, die beispielsweise aus medizinischen Gründen notwendig wird, ausgeglichen werden. Dies müsste aber aktiv geschehen (ebd.:26).

Überleben möglich war.“ Bedürfnisse können dann nicht mehr geäußert werden, das Kind fühlt sich an sich schlecht und als hätte es keine Recht auf eine eigene Existenz. (Kaminer 1997: 398).

Weiterhin führe eine Erziehung nach Haarer zu „Zerstörung des Dialogs“ (ebd.: 41), da die Mutter von Anfang an dazu angehalten werde, möglichst wenig mit dem Kind zu sprechen und wenn, wie mit einem Erwachsenen. Hier bezieht sie sich ebenfalls wieder auf Stern, der genau beschreibt, inwiefern Eltern sich automatisch mit ihrer Sprechweise auf das Kind einstellen, Sprache, Stimmlage und Rhythmus verändern und damit von Beginn an mit dem Kind in einen Dialog treten. Dieser frühe Austausch sei die Basis für die spätere zwischenmenschliche Interaktion, so Stern (Stern 1991: 124, zitiert nach Chamberlain 2000: 43).

Im nächsten Abschnitt „Das Kind nicht riechen können“ (ebd.: 48ff) führt sie erneut Klaus & Kennell (1987) an mit einer Studie, bei der Mütter, die von Beginn an (in den ersten 30 Minuten) einen engen körperlichen Kontakt mit ihrem Kind hatten, signifikant länger eine „En-Face-Position“ mit ihrem Kind einnahmen und es ebenfalls häufiger küssten. Die andere Gruppe, die diesen frühen Hautkontakt nicht hatte, säuberten ihr Kind häufiger.

Das Kind solle nach Haarers Anweisungen auch täglich eingeseift, gebadet, gecremt und gepudert werden, um Krankheiten zu vermeiden. Das Kind sei von Natur aus „unreinlich“, wogegen es von Beginn an ein Kampf geführt und dem Kind ein Ekelgefühl anezogen werden müsse bis es von sich aus nach Sauberkeit verlange. Chamberlain merkt an, dass das Kind dies empfinde, als gelte der Ekel ihm selbst. Durch die strengen Tischsitten, bei welchem das Kind nicht mit den eigenen Händen greifen dürfe, werde die Neugier des Kindes und damit auch das intellektuelle Potential negativ beeinflusst, da das Greifen nach Dingen wichtig für die Entwicklung sei, so Chamberlain. Sie nennt dies einen „unglaublichen Akt der Unterwerfung und Destruktion“ (ebd.: 56). Zärtlichkeit ist bei Haarer sehr verpönt und sie nennt dies „Affenliebe“, welche das Kind „verziehe“ (Haarer 1938: 260). Sie bringt dies mit Hitlers Verwendung der Begriffe „Affe, Halbaffe, Äffisch“ zur Bezeichnung von der Missachtung der „Rassegesetzte“ in Verbindung. Haarer wertet andere Vorstellungen vom Kind und in diese Richtung gehende Forschung ab, dies sei „unnatürlich“, das Kind werde „gelenkt“, das Kind wachse „führerlos“ heran (Haarer 1938: 259).<sup>107</sup>

---

<sup>107</sup>All diese negativen Begriffe verwende Haarer ebenfalls für die Beschreibung von Juden und Jüdinnen. Chamberlain

Chamberlain sieht neben der Abscheu auch eine gewissen Faszination für beispielsweise den kindlichen Kot. So sind die Beschaffenheit dessen ständig wiederkehrendes Thema in den Ratgebern. Vor allem solle die Mutter sich niemals auf jegliche spontane Äußerungen des Kindes einlassen, denn dann drohe der Kontrollverlust:

„Ihre ‚Stahlhärte‘ gerät jedesmal dann in Gefahr, wenn sie sich auf das spontane, lebendige Kind einläßt, dass alles mögliche „gehen“ oder auch „fließen“ lassen möchte, so wie es sich spontan ergibt: Milch und Nahrung, Ausscheidungen, Gerüche und Geräusche, Worte, Blicke, Lächeln, Bewegungen und Berührungen, Gefühle, Austausch und Kontakt mit der Mutter und mit anderen Menschen.“ (Chamberlain 2000: 60)

Große Angst habe es nicht nur vor Ausscheidungen und Flecken aller Art gegeben, sondern auch vor Ungeziefer und Geschlechtskrankheiten und die Vorsorge den ganzen Alltag durchzog. Läuse zu haben galt dann nicht als Pech sondern persönliches Versagen und Kinder fühlten sich ständig bedroht, befallen zu werden, so Chamberlain (ebd.: 63).

Sie bezieht sich beim Thema Essenentzug wieder auf Stern (1991) und beschreibt, dass Hunger für einen Säugling ein überwältigendes Gefühl sei, zur Gereiztheit führe und je größer er werde, die Welt chaotisch erscheine und existentielle Angst auslöse. Eine sensible Mutter können ein Kind schnell wieder beruhigen. Bei den Anweisungen von Haarer verbleibe das Kind in einem Zustand von unendlicher Verwirrung und Schmerz. Dadurch werde das Vertrauen zu Mutter aber auch zu sich selbst zerstört. Dies führe dann zur Orientierungslosigkeit beim erwachsenen Menschen, der anfällig sei für Manipulation, habe er doch gelernt, dass seine „innere Stimme“ ein Fehlschluss sei (Chamberlain 2000: 70).

Weitere Themen Haarers mit denen sich Chamberlain auseinandersetzt sind das Unterbringen im Ställchen, gerne auch auf dem Balkon oder im Garten, damit das Kind lerne, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Dadurch werde einerseits das Neugierdeverhalten blockiert und andererseits erlebe das Kind hier wiederum starke Verlassenheitsgefühle (ebd.: 78).

„Wo ständig Spannung, Kampf und Drama herrschen, fehlen dem Kind Zeit und Raum, innerlich zu wachsen und allmählich stark zu werden. Es ist ihm dann auch nicht möglich, Triebe und Affekte als etwas wahrzunehmen, was integrierbar und formbar ist. Sie bleiben für das ohnehin schwache und diffuse Selbst immer bedrohlich und überwältigend.“ (ebd.: 89)

---

führt hier Kestenbergs Position zum Hass der Christen auf Juden aufgrund ihrer wertschätzenderen, liebevolleren Erziehung auf: „Wenn Deutsche ihre Kinder mehr liebten und sie respektierten, selbst wenn sie andere Wege einschlugen als ihre Eltern, werden auch sie ein weniger starkes Bedürfnis empfinden, alle Kinder und Menschen, die ‚Außenseiter‘ sind, autoritär bestrafen zu müssen.“ (Kestenberg o. A.: 19, zitiert nach Chamberlain 2000: 58)

Das Kind erlebe fast nie einen spannungsfreien Zustand. Es werde permanent bedrängt von den starren Regeln und von den eigenen inneren Spannungszuständen. Dadurch werde Lernen, Intersubjektivität und damit Beziehungsfähigkeit verhindert (ebd.: 91).

Die Kinder in Haarers Ratgebern werden mit allen erdenklichen negativen Eigenschaften in Verbindung gebracht, die auch den von den Nazis als Feinde angesehenen Gruppierungen zugeschrieben wurden. Somit sei die Erziehung der Kinder ein Kampf gegen den Feind, der schon mit der Geburt anfinde. Kinder würden von damaligen Müttern häufig als „bockig“ und „eigensinnig“ beschrieben, die man hätte schlagen müssen und die dann später ganz einfach gewesen wären.

### **Erziehung zur „Bindungslosigkeit“**

Haarer behauptet, dass bis zum Alter von zweieinhalb Jahren dem Kind jeder Erwachsene recht sei und die Bindung zur Mutter erst dann entstünde. Chamberlain bezieht sich hier auch Großmann und Großmann (1991) um dem zu entgegen. Sie beschreibt hier den Typ des unsicher gebundenen Kindes, die sich unter anderem dadurch kennzeichnen, dass sie die Mutter bei einer Trennung scheinbar nicht vermissen und bemerkt, dass das Verhalten dieser von Haarer als normal beschrieben wird. Sie beschreibt ebenfalls, dass Großmann & Großmann beobachteten, dass im Gegensatz zu den anderen untersuchten westlichen Ländern das unsicher gebundenen Verhalten von Kindern viele Erwachsenen positiv beeindruckte und für frühe Selbstständigkeit gehalten wurde. (ebd.: 127) Auch Dornes (1993) fand in Untersuchungen, in denen vor allem in Deutschland viele unsicher-vermeidende Kinder vorgefunden wurden, so Chamberlain (ebd.: 128).

Der Mangel an Körperkontakt als Kind, wie er von Haarer propagiert wird, könne sich bei Erwachsenen im Umgang mit eigenen Kindern auf zwei Arten ausdrücken: Entweder die Eltern tendieren zu gleichem oder ähnlichem Verhalten oder sie drängen sich auf, sind übergriffig. Chamberlain vermutet sogar, dass eine Erziehung nach Haarer zum „familiären Hospitalismus“ führe:

„Das von Haarer beschriebene Baby, das still und ohne sich viel zu bewegen vor sich hindämmert, sich für nichts interessiert oder nur „wirr und planlos tändelt“, das die Mutter nicht erkennt und auch keinen besonderen Wert auf gerade ihre Anwesenheit legt, dem der Breiterler wichtiger ist als die Menschen seiner Umgebung – dieses Baby zeigt möglicherweise Anzeichen eines Hospitalismusschadens.“ (ebd.: 131)

Das so aufgezogenen Kind sei ebenfalls eingeschränkt in seinem Bestreben nach Autonomie und Selbstregulierung. Grenzverletzungen und Übergriffe gehörten zum Alltag

des Kindes von Beginn seines Lebens an. Sich auf Dornes beziehend interpretiert sie das von Haarer beschriebene klammernde Kind als eines, welches mit symbiotischen Verhaltensweisen auf eine gestörte Beziehung reagiere. Kritisches Denken sollte mit der Erziehungsmethode im Keim erstickt werden (ebd.: 141ff).

Kompromisse und Ambivalenzen sind Zeichen von Schwäche, wie dies im NS allgemein vertreten wurde. Chamberlain berichtet von verschiedenen Geschichten, in denen Kinder im NS ihre eigenen Tiere töten mussten und schließt daraus, dass damit das Kind sich selbst ein Stück weit umbrachte, nämlich die weichen, abhängigen, hilflosen Anteile. Außerdem sei so gelernt worden, den Schmerz abzutöten und die Opferbereitschaft zu fördern. Bindungslosigkeit nennt Chamberlain die früheste Störung des „faschistischen Charakters“.

### **Die Folgen**

Im vorletzten Kapitel „Folgen für die ehemaligen Kinder“ bezieht sich Chamberlain auf die Berichte von nach der NS-Ideologie erzogenen Kinder, konstatiert aber, dass hier ein dringender Forschungsbedarf bestehe. Alle Befragten gaben an, bindungsunfähig zu sein, häufig den Wohnort gewechselt zu haben und ebenfalls die Beziehungen und die Unfähigkeit, irgendwo „heimisch“ zu werden. Ebenfalls begegneten ihr Beziehungen, an welchen zu lange festgehalten wurde oder die letztendlich in einer „Katastrophe“ endeten.

Darin sieht sie die gleich Wurzel, nämlich die Angst vor dem Verlassenwerden. Häufig trauten sie ihren eigenen Erinnerungen nicht und suchten nach „Zeug:innen“ für diese.

Alle diese Personen könnten körperliche Nähe nur schwer ertragen, vor allem in Bezug auf die eigenen Mutter erzeuge dies Ekel oder Angst. Wirklich Nähe zur Mutter gäbe es nicht, aber auch keine Ablösung von dieser. Der eigenen Körper werde nicht richtig gespürt, z.B. bei Schmerzen oder Krankheit, die dann übergangen würden. Gefühle können nicht gezeigt werden und wenn, dann werde dies als Schwäche und Niederlage empfunden. Aggressionen und Leid der eigenen Kinder können nicht ertragen werden.

In schlimmen Situationen empfänden diese Menschen häufig nichts, bekämen aber beispielsweise bei alltäglichen Dingen wie Autofahren Panikattacken. Schlaflosigkeit, Alpträume, Panik ohne Grund, eigene Wünsche äußern, Grenzen setzen, schwer Nein sagen, vor allem den eigenen Kindern gegenüber seien weitere Symptome, die sich häufig zeigten. Meist lehnten sie das Schlagen der Kinder ab, doch passiere es ihnen immer

wieder, worauf ein lang anhaltendes Schuldgefühl folgte. Viele litten an Depressionen und Suizid-Gedanken, haben viele Therapie-Erfahrungen ohne dass dabei die NS-Erziehung ein Thema gewesen sei (ebd.: 173ff).

Im Kapitel „Über den nationalsozialistischem Typus“ schreibt Chamberlain, dass diese beziehungsunfähigen Menschen in der Masse scheinbare Verbundenheit in der Masse erfahren, die über die Uniformierung hergestellt werde. Die Uniform diene außerdem einer Art Ersatz für das fehlende Erleben von Körpergrenzen durch den ungenügend erlebten Hautkontakt. Zu diesem Typus gehöre außerdem das „innere Totsein“, fehlendes Mitgefühl, eigenes Denken, „Pseudogefühle in Form von Sentimentalitäten“, Pathos und Erregungszuständen, Fanatismus und Hysterie, die „absichtsvoll hervorgerufen und gelenkt werden, unter Bezugnahme auf emotional besetzte Werte wie Volksgemeinschaft, Heimat, Blut, Boden, Ahnen oder auch Kameradschaft, Gefolgschaft, Ritterlichkeit, Opferwille.“ (ebd.: 180) Sentimentalität führe zu einer scheinbaren Einigkeit der Masse und gehöre zur „inneren Uniformierung“ (ebd.: 185).

Wie schon oben erwähnt, können die Ergebnisse aus den Interviews nur als Illustration ihrer theoretischen Überlegungen angesehen werden. Die theoretische Auseinandersetzung mithilfe von aktuellen Ergebnissen aus der Säuglings- und Kleinkindforschung sehe ich aber als weitgehend plausibel an, wenn hier auch verdeutlicht werden muss, dass Chamberlain darin immer von einer Erziehung ausging, die genau den Anweisungen Haarers folgte. Des Weiteren kann man, steht man der „Bindungsforschung“ kritisch gegenüber, nicht zum gleichen Ergebnis wie Chamberlain kommen, ist dieses doch wie eben auch die Einteilung in Bindungstypen sehr eng gefasst in Anbetracht der Vielfältigkeiten von individuell erlebten Beziehungen und Verarbeitungsmöglichkeiten.

Trotzdem verdeutlicht Chamberlain, wie kinderfeindlich die Ratgeber waren und dass vor allem starre Regeln eingehalten und so wenig Zärtlichkeit wie möglich geteilt werden sollten. Das Bild, welches vom Säugling vermittelt wird, ist das eines faulen Tyrannen, der nur darauf wartet, die Mutter und ihre Güte auszunutzen und die, wenn sie dies tue, vollkommen versage. Diese Angst wird der Mutter suggeriert. Die Angst vor der „bösen Natur“ des Säuglings, vor Krankheiten, vor dem Versagen, unter welchem das ganze deutsche Volk zu leiden habe. Nur Härte und starre strenge Regeln können dies verhindern.

#### **IV.1.4.c) Kritik und Ergänzungen**

##### **1. Intention und Zäsur**

Schmid (2008) kommt bei ihrem Vergleich von Ratgebern aus der Weimarer Republik und dem NS zu folgenden Ergebnissen: Dass die Thematisierung der Pflege und Hygiene viel prominenter ist als in allen anderen Ratgebern sei möglicherweise darauf zurück zu führen, dass sie als Ärztin hierzu eben auch über mehr Wissen verfügte und dies für sie eine besondere Relevanz besaß. Des Weiteren könne dies auch aufgrund der hohen Sterberate von Säuglingen einen solch großen Raum in Haarers Ratgeber eingenommen haben. Schmid räumt aber auch ein, dass Dills (1999) Deutung, dass dies eine Spezifität des NS widerspiegele, durchaus ebenfalls legitim erscheint. Bei Haarer sei speziell, dass sie sich nicht auf konkrete wissenschaftliche Literatur beruft und im Gegensatz zu anderen nicht zum kritischen Nachdenken über Erziehungsvorstellungen auffordert, sondern im Gegenteil. Des Weiteren sei natürlich einer der zentralsten Unterschiede die ideologische Unterfütterung ihres Ratgebers. Außerdem sei die Ablehnung und Abwertung dem Kind gegenüber stärker als in anderen Ratgebern, ebenso die „Vehemenz und Unnachgiebigkeit ihrer Forderungen wie auch insgesamt die Dramatik ihres Buches“. (Schmid 2008: 183). Die meisten von Haarers Erziehungsanleitungen seien als Fortführung von vorherigen Vorstellungen zu sehen. Hier sei aber der Aspekt zu beachten, dass es eben durchaus andere, populäre und wissenschaftlich belegte Anschauungen gab, die Haarer aber in ihren Ausführungen implizit ablehnte. Die Gehorsamsforderungen seien bei Haarer am bedingungslosesten und unter dem Einsatz von körperlichen Strafen. Sie sieht die Tugenden und Grundsätze wie Disziplin, Ordnung, Regelmäßigkeit, Gewöhnung, die zwar auch in anderen Ratgebern Thema sind bei Haarer „in Form von Dressur pervertiert“ (ebd.: 186). Die deutlichste Zäsur sei aber im Mutterbild des NS zu sehen, denn der von Haarer propagierte Mutter-Mythos und Mutter-Ethos sei nirgendwo anders zu finden. Vor allem sollte, so Schmid, das Kind für die eigentlichen Erziehungsinstanzen, HJ und BDM, vorbereitet werden. <sup>108</sup>

Schmid kritisiert an Chamberlains Analyse unter anderem, dass sie Haarers Erziehungsanleitungen eine bestimmte Intention unterstelle, „bei denen es rein spekulativ und äußerst fraglich, faktisch jedenfalls unnachweisbar bleibt, ob Haarer um die durch sie

---

<sup>108</sup>Man könnte auch sagen, dass die Kinder schon in der Familie immer im Hinblick auf das spätere verheißungsvolle, in der nahen (oder auch fernerer) Zukunft liegende „Größere“ erzogen wurden, was ja vor allem in den Jugendorganisationen durch die unzähligen Ränge Ausdruck fand, und dies stark verinnerlichten.

entstehende Folgen für das Kind tatsächlich wusste und sie damit in berechnender Absicht formulierte.“ (Schmid 2008: 147). Sie führt Gregor Dill an, der historisch herleitet, inwiefern die NS-Erziehung eine spezielle war. Seine Untersuchung basiert auf Lehrbüchern, auf Ratgebern und Fachzeitschriften. Anhand von unterschiedlichen Themen zeigt er auf, inwiefern es tatsächlich eine klar erkennbare Zäsur am Beginn und Ende der NS-Zeit gegeben habe. Es sei auf veraltete wissenschaftliche Erkenntnisse zurück gegriffen worden, die bereits zuvor widerlegt worden waren. Dill kritisiert an Chamberlains Arbeit nicht den Inhalt sondern die Methode, mit welcher sie zu ihren Ergebnissen kommt. Sie lasse „die Diskordanz von Intention und Wirkung ausser Acht“ und setze „diese als eine damals absehbare“ voraus. Damit werde „aus der Wirkung – ohne stringente Begründung – ein Motiv konstruiert und die Ursache eines Handlungskomplexes mit einer nachträglich zugeordneten Funktion erklärt.“ (Dill 1999: 7).

Diese Kritik ist daher Ausgangspunkt für seine Studie, die sich nicht auf die Auswirkungen dieser Form der Erziehung bezieht, sondern auf die „historische Überprüfung ihrer Ursachen“ (ebd.: 7).

„Dill illustriert und belegt damit in nachvollziehbarer Weise und in Auseinandersetzung mit den Büchern von Haarer, dass die „Eigentümlichkeit“ der NS-Pflege darin bestand, veraltetes Wissen wieder aufzugreifen und dessen negative Auswirkungen auf die Mutter-Kind-Beziehung wissenschaftlich anzuerkennen.“ (Schmid 2008: 150)

Dill ist außerdem der Auffassung, dass die im NS vertretenen Positionen „inhaltlich auf eine Verabschiedung der selbstbewussten Persönlichkeit und deren Eingliederung ins 'Volksganze' ausgerichtet waren. [...] Zwecks Maximierung der psychologischen Integration junger Menschen in das nationalsozialistische Herrschaftssystem sollten die kindlichen Bedürfnisse nach Geborgenheit und menschlicher Nähe nicht schon von der Mutter, sondern erst vom Jugendverband (pseudo-) befriedigt werden.“ (Dill 1999: 94)

Daher seien die von Chamberlain formulierten Intentionen in der Erziehung durchaus glaubwürdig.

## **2. Lockung, Angst und Drohung**

Brockhaus (2007), die eine qualitative Inhaltsanalyse der Ratgeber Haarers aus sozialpsychologischer Perspektive vorgenommen hat, vermutet, dass die Wirksamkeit sich weniger über die konkrete Erziehungspraxis entfaltete als vielmehr in der „Verstärkung von latenten soziopsychischen Gefühlslagen [zu] suchen [ist], die wiederum die Akzeptanz des

Kernmotivs der NS-Ideologie und -Politik erhöhten: des Rassismus und seiner Ausgrenzungslogik.“ Brockhaus bezieht sich in ihrer Analyse ebenfalls vor allem auf die Mutterrolle.

„Für die sozialpsychologische Analyse der NS-Realität scheint besonders interessant, dass und wie sich in den Haarer-Ratgebern die Qualitäten einer hohen Alltagstauglichkeit und das Eingehen auf die mütterlichen Problemlagen mit den propagandistischen Forderungen nach Opferung der eigennützigen Interessen bis hin zur Einwilligung in Sterilisation verschränken. An einem Verständnis der möglichen Zusammenhänge von Ideologie- und Alltagsebene geht vorbei, wer die Texte nicht in ihrer Gesamtheit analysiert, sondern ihre Rezeption auf die offensichtliche NS-ideologischen Stellen beschränkt.“ (Brockhaus 2007: 51)

Propaganda können nur dann wirksam werden, wenn sie an kognitive und emotionale Muster anknüpfen könne. Daher müsse man auch fragen, welche psychischen Bereitschaften den Botschaften Haarers entgegenkamen und welche Botschaften sie an die Frauen sandten. Brockhaus geht davon aus, „dass die Unterordnung, unter die politischen Vorgaben am wirksamsten gestützt wird durch das Aufgreifen und Schüren existentieller Ängste, die von der offiziell-politischen Eben weit weg scheinen, aber in den Kern des rassistischen Denkens hineinzielen: die Angst, selbst minderwertig zu sein.“ (vgl. ebd.: 52)

Brockhaus reflektiert die Rolle als Forscherin in diesem Kontext, die gleichzeitig Nachkommen von Mitläufer:innenn und Täter:innen ist und daher im emotional sehr aufgeladenen Vergangenheitsbearbeitungsprozess verstrickt sind. Dies sei trotz Bemühungen um reine Sachbezogenheit immer wieder zu finden.

„Die wissenschaftlichen Arbeiten funktionieren häufig (...) als Beweissicherungsverfahren einer Anklage oder einer Verteidigung.“ (ebd.: 53)

Bei Haarer sei daher, wie ebenfalls in meiner Einleitung zu diesem Kapitel vermutet, eine emotionale Beteiligung zu erwarten, verdeutlichen die Ratgeber eine enge Verzahnung von Politischem und Persönlichem und wiesen die Forscher:innen eine persönliche Geschichte auf, die mit den Ratgebern in Verbindung ständen, als Mutter oder als Kind. Auch bei ihr löse dies immer noch starke Affekte aus:

„Vertraut ist Haarers Ablehnung von Zärtlichkeit, Spiel, Babysprache (die Eltern wurden mit „Mutter“ und „Vater“ angeredet, alle 6 Kinder erhielten (nordische Sagen-)Namen, aus denen sich keine Kosenamen ableiten ließen), der ewige Verweis auf die schrecklichen Folgen von Verwöhnung.“ (ebd.:53)

Sie lese die Ratgeber aus beiden Perspektiven: als Kind und als Mutter und erlebe hierbei folgendes:

„Konfrontiert mit dem Haarerschen Perfektionismus und ihrer Forderung nach unerbittlicher Konsequenz werden Schuldgefühle und Versagensängste wach, die sich ebenfalls leicht in Wut und Ablehnung der Texte umsetzen. Die aus diesen eigenen Gegenübertragungen resultierenden Schwierigkeiten, die Texte differenziert in allen Schattierungen und Ambivalenzen wahrzunehmen, lassen sich nicht durch den Entschluss zur Objektivität aus dem Weg räumen – sie müssen im Verlauf der Inhaltsanalyse immer wieder als Neigung reflektiert werden, die Texte nur entlang der eigenen Vorurteilslinien zu rezipieren.“ (ebd.: 54)

Entgegen anderer Analysen sieht sie in dem Mutterbild, welches in den Ratgebern vermittelt wird durchaus eine starke narzisstische Aufwertung für die Frauen. Die Frauen könnten sich mit Modernität identifizieren, die sich gegen Großmütter, alte Vorstellungen von Erziehung, Idealisten, Intellektuellen stellen und dem „Jugendlichkeitskult“ und der Aufbruchsstimmung der Nazis folgten. Vor allem in der Umsetzung einer konsequenten Erziehung sei diese Modernität zu realisieren und sich gegen die verweichlichten Großmütter zu wenden. In den Ratgebern finde man außerdem eine „Verwandlung der ideologischen Opferrhetorik in eine narzisstische Aufwertung“ (ebd.: 56). Die Mutter bekäme nun endlich die ihr gebührende Anerkennung. Nur die Mutter sei aufgrund der „blutsmäßigen Verbindung“ die einzige wahre Erzieherin.

„Reale Zwänge, Benachteiligungen und Unterwerfung der Frau werden bei Haarer konterkariert durch eine hymnische Überhöhung der Frau als Gebärende und als Erzieherin. Die Beschreibung der Mutterschaft wird zu einem Heldenepos: Die Frau an der Gebärfront ist dem heldischen Mann an der Kriegsfrente gleichgestellt.“ (ebd.: 58)

Sie sei ebenfalls Retterin der „Nation und Rasse“ und müssen tapfer und vernünftig sein und auch die „Aufzucht“ des Kindes sei von Beginn an ein Kampf und eine „Schlacht“.

Obwohl dem Mann klar untergeordnet, gibt es Stellen in den Ratgebern, wo sie sich nahezu lustig macht über diese, denn sie seien als Erzieher nicht wirklich zu gebrauchen, könnten eine Geburt nur schwer aushalten, dass sie egoistisch seien (vgl. ebd.: 59). Nicht von ihrem Mann solle sie Unterstützung erwarten, sondern vom Staate.

„Alleingelassen mit ihren Bedürfnissen nach Unterstützung ist die Mutter jedoch nicht. Wenn Haarer Probleme beschreibt, so weist sie auf die „segensreichen“ Mühen des NS-Staates hin.“ (ebd.: 60)

Die Mütter würden durch die Ratschläge entlastet, da sie vor allem nach ihren Bedürfnissen und nicht nach jenen der Kinder achten sollten. Zeitliches und emotionales Engagement soll aus entlastungs- und erzieherischen Gründen aufs Notwendigste reduziert werden.

Brockhaus vertritt die These, dass der „mütterliche Neid psychische Normalität“ sei.

„Mütter neiden dem Kind seine rücksichtslose Bedürfnisartikulation, seinen unbefangenen Egoismus.“ (Brockhaus 2007: 61) Daher wünschte so manche Mutter, sich an dem Kind zu rächen für die Ohnmacht und Demütigung, die man von der Außenwelt erfahre. Dies werde von Haarer erlaubt und legitimiert. Brockhaus führt hier an, dass das „Motiv zur erlaubten Rache für erlittene Kränkungen und Demütigungen“ zentral war für den Erfolg des NS. (ebd.: 61)

Die Ratgeber seien an sich ein paradoxes Dilemma, müssten doch eigentlich die guten „arischen“ Gene für das Aufwachsen und das „natürliche Handeln“ der Mutter reichen. Trotzdem habe die Mutter Ängste und sei nicht selten im Erziehungskampf verzweifelt.

„Das Selbstbild der heldischen Mutter wird ergänzt um eine Bild des Menschen und seiner Welt, das von tiefen Ängsten und Misstrauen geprägt ist. Die Unmöglichkeit, diese umfassenden Ängste mit dem eigenen Selbstbild zu vereinbaren, führt zu massiven Abwehroperationen.“ (ebd.: 63)

Haarers Ratgeber beschrieben ein „Szenario von Angst“<sup>109</sup> vor Krankheiten, Unreinheit, der Triebstärke der Kinder, ihre Unvernunft und Unreinheit, der verwöhnenden Großmütter usw.:

„An erster Stelle der Gefahren, welche die Mutter umzingeln, steht natürlich das Kind selbst. Es bedroht die Mutter mit seiner chaotischen Unvernunft und seinen animalischen Triebäußerungen, insbesondere mit seiner Unsauberkeit.“ (ebd.: 63)

Die Mutter müsse sich im Kampf als Siegerin herausstellen oder sie gehe Gefahr mit dem Kind unterzugehen, wenn sie nur kleine Fehlritte sich erlaube. Von Beginn an müsse sie mit aller Konsequenz und Härte handeln, um dieser Gefahr zu entkommen. Gelingen dies nicht, sei sie die einzig Schuldige:

„Sie hat gegen die drei eisernen Verbote verstoßen, war zu nachgiebig, hat sich zu sehr gekümmert, und das Kind bedauert. Haarer konstruiert ein apokalyptisches Szenario, in dem der fehlerhafte und schwache Mensch keine Überlebenschance hat. Der Mensch ist allein, alle anderen bekämpfen ihn unaufhörlich, wollen ihn schwach sehen, seine Erfolge zunichte machen. Die Frau als Mutter ist verantwortlich nicht nur für sich, sondern für die Kinder, sie ist schuldig für alle Mängel am Kind“ (ebd.: 66)

Wenn die Mutter alles richtig mache, könne ihr das aber nicht passieren. Sie müsse Perfektion simulieren und Versagensängste und Schuldgefühle verleugnen. Da sie nicht wirklich siegen könne, müsse sie ihren Sieg inszenieren und propagandistisch überhöhen, so Brockhaus.

„Je ohnmächtiger sie sich fühlt, desto überlegener muss die Mutter scheinen. Dieser unerbittliche Zwang zur Simulation von Perfektion erfordert die Verbannung und Verleugnung der massiven Versagensängste und Schuldgefühle und bahnt der Abwehr durch Verschiebung auf Minoritäten

---

<sup>109</sup> Auch Gebhardt attestiert den Erziehungsratgebern aus dieser Zeit aber auch noch bis in die 70er hinein einen bei den Rezipient:innen Zustand von „ständiger Alarmiertheit“, der durch diese hervorgerufen werden. (vgl. Gebhardt 2007: 92)

einen breiten Weg.“ (ebd.: 68)

Haarers Bücher zeigten, dass psychische Dispositionen der NS-Politik der tödlichen Bedrohung des „Minderwertigen“ und das Ausleben von Phantasien eigener Grandiosität entgegenkam.

Brockhaus vertritt hier die These, dass je weniger explizit diese Propaganda-Ziele gemacht und damit bewusst erkennbar waren, desto wirksamer waren sie. Auch Haarer unterstellt sie keine bewusste Erstellung eines solchen Szenarios.

„Der wirksamste Teil ihres Diktats scheint der, der ihren bewussten Intentionen widerspricht. Die Beherrschung und Besetzung der privaten, der psychischen ebene mit politischen Gehalten gelingt – ungewollt.“ (ebd.: 68)

Brockhaus' These des „Szenario der Angst“ wird gerade da nachvollziehbar, wo es um die Angst vor dem Versagen der Mutter geht, was in einer Katastrophe enden wird, da sie vor der „deutschen Volk“ und dem „Führer“ versagt hat und zusätzlich noch mit einem durch ihr Versagen entstandenen „Tyrannen“ zu kämpfen hat. Auch ihre Aussage, dass das Erziehungsprogramm Haarers Anknüpfungspunkte haben musste, um überhaupt angenommen zu werden, ist leicht nachvollziehbar. Ebenfalls die narzisstische Aufwertung der Mutterrolle, die vielfach vernachlässigt wurde, ist ein wichtiger Punkt, den Brockhaus hervorhebt.

### **3. „Sozialisation als Lebensmeisterung“**

Gebhardts<sup>110</sup> Anliegen ist es, ideologische Grundkomponenten der familialen Sozialisation in der NS-Zeit aufzuzeigen. Sie verfolgt damit einen anderen Ansatz und stellt heraus, dass der bindungstheoretische Ansatz, welchen Dill, Chamberlain und auch Benz verfolgen, für historische und kulturwissenschaftliche Arbeiten problematisch sei. Begreife man die Bindungstheorie selbst als historisches und kulturelles Konstrukt und damit als Maßstab für die Beurteilung der Interaktion von Bezugsperson und Kind in historischer Perspektive, ergeben sich, so Gebhardt mehrere Probleme:

Es sei bereits von mehreren Stellen widerlegt worden, dass es eine natürliche, kulturelle konstante Anthropologie gibt. (Sie führt hier Kagan 2000, Keller 2003 und Cunningham 2006 an.) Des Weiteren hebt sie die Kontinuitäten der NS-Erziehungsvorstellungen heraus, ebenso die Parallelen zu jenen anderer Länder, die eben dem damaligen

---

<sup>110</sup>Miriam Gebhardt, geboren 1962 in Freiburg, ist Journalistin und Historikerin und lehrt an der Universität Konstanz Geschichte. Neben ihrer journalistischen Arbeit unter anderem für die Süddeutsche Zeitung, die Zeit und verschiedene Frauenzeitschriften promovierte sie und habilitierte sich mit einer Arbeit über "Die Angst vor dem kindlichen Tyrannen. Eine Geschichte der Erziehung im 20. Jahrhundert" (2009).

Forschungsstand entsprachen. (Gebhardt 2007: 225)<sup>111</sup> Ebenso wurden bestimmte Vorstellungen und Praktiken bis in die 1970er Jahre weitergeführt und hier werde nicht von „einer intendierten Entfremdung von Mutter und Kind“ (ebd.: 226) gesprochen.

Gebhardt möchte die kulturellen Konstrukte untersuchen, die den Vorstellungen zu Grunde lagen und untersucht die Theorienbildung zur Frühsozialisation selbst.

„Die oben aufgezählten Methoden: Nahrungsmittelrhythmisierung, Schmerzabhärtung, Begrenzung der Interaktion mit dem Kind auf das Notwendigste, aber auch Vermeidung von Verwöhnung und Ächtung von Einzelkindern, passen in ein kulturelles Deutungsmuster, das über intentionalistische Begründungen hinausgeht und eine Kohärenz der lang anhaltenden Phase in der Sozialisationsgeschichte erklärt.“ (ebd.: 226)

Durch die Art und Weise der Untersuchung kam „das Wissen um die Aufgaben der Frühsozialisation und zwar als Ergebnis eines Zirkulationsprozesses zwischen Expertise (wissenschaftlicher und nichtwissenschaftlicher Art) und den Eltern, die beim Erziehen außerdem noch von den Deutungen der eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungen und denen der Herkunftsfamilie und des sozialen Umfelds zehren. Vor dem Gesamtbild des diskursiven Wissens um Versorgung und Erziehung von Kleinst- und Kleinkindern wurde danach gefragt, wie Eltern unter dem Eindruck der genannten Deutungsmächte das Wissen verarbeiten und gegebenenfalls modifizierten.“ (ebd.: 226f.)

Als Quelle verwendete Gebhardt 71 Elterntagebücher<sup>112</sup>, welche einerseits das von den Eltern aufgegriffenen Wissen widerspiegeln, aber auch die subjektiven Deutungen und Abweichungen dessen.

„Auf diese Weise entsteht ein Bild der gesellschaftlichen Normen und kulturellen Deutungsmuster, aber auch der individuellen Aneignung und Modifikation in derjenigen

---

<sup>111</sup>Beim Vergleich mit einem Schweizer Erziehungsratgeber fällt allerdings auf, dass ähnliche Themen behandelt werden wie bei Haarer und dass eine ähnliche Erziehungspraxis nahe gelegt wird, dass dies aber doch um einiges milder ausfällt als dies bei den populären deutschen Ratgeber der Fall ist. Ein Ratgeber von Dr. Paul Schmid (1943) über schwierige Kinder befasst sich mit unterschiedlichen psychischen Auffälligkeiten von Kindern wie große Ängstlichkeit, Verslossenheit, Trotzigkeit usw. Auf einer der ersten Seiten legt er seine Ansicht über die Entstehung von zu großer Angst dar: „Wo nun der Liebestrieb sich nicht in gesunder und normaler Weise entfaltet, wo die Liebesbeziehungen zwischen Eltern und Kinder, von Mensch zu Mensch, aus irgendeinem Grunde gestört werden, da entsteht oder kann entstehen, die Angst. Diese deutet immer darauf hin, daß im Liebesverhältnis etwas nicht in Ordnung ist.“ (ebd., 10) Zum Beispiel zu Thema Trotz pflichtet Dr. Paul Schmid den Eltern bei: „Das Wissen um diese Tatsache (dass der Trotz nicht aus Boshaftigkeit auftaucht) soll und mild machen und uns veranlassen, niemals lieblos zu werden.“ (Schmid 1943: 55) Ein weiterer Unterschied ist, dass der Eigenwille zwar thematisiert wird, mit diesem aber in gleicher Weise umgegangen werden soll wie mit dem Trotz: „Ist die Behandlung des Eigenwillen individuell und je nach Ursache verschieden, so unterscheidet sie sich im Prinzip doch nicht von derjenigen des Trotzigen. Haltung ist beiden gegenüber im wesentlichen dieselbe.“ (ebd., 71)

<sup>112</sup>Diese Tagebücher waren vorgefertigte Vorlagen, die sich im späten 18. Jahrhundert entwickelten und Teil der sozialen Praxis der gebildeten Schicht war. Im 20. Jahrhundert sollten diese vor allem der Umsetzung der normativen Vorgaben dienen und enthielten oft gleichzeitig auch Ratgeber. Im NS gab es das „Buch der Kindheit“, welches viel Propaganda und ein Kurzprogramm zur Frühsozialisation beinhaltete. (ebd.: 232)

gesellschaftlichen Zielgruppe, die über die zeitlichen und finanziellen Ressourcen verfügte, um sich ausgiebig mit der Erziehungs- und Weitergabethematik befassen zu können, und die sich in ihrer sozialen Zusammensetzung für modellbildend im 20. Jahrhundert hielt.“ (ebd.: 227)

So vermutet Gebhardt als Hintergrund für viele Erziehungsmaßnahmen eher „eine darwinistische Vorstellung von der Sozialisation als ‚Lebensmeisterung‘“ (ebd.: 229) als vorsätzlich geplante Praxen zur Trennung von Mutter und Kind. Die Welt wurde als feindlich wahrgenommen, in der man dem Kind vermitteln musste, zurecht zu kommen.

Sie führt den kulturpsychologischen Begriff der „Kontrollorientierung“ ein, um zu beschreiben, dass es zwei verschiedene Auffassungen von der Welt und dem Verhältnis zu ihr gibt, welches dann auch die Sozialisationsvorstellungen beeinflussen: Entweder können die Menschen durch ihr Agieren ihren Umwelt beeinflussen, was dann eher ein konfliktfreudiges, durchsetzungsfähiges Verhalten fordere oder aber sie müssen sich daran anpassen, was zu Gehorsam und Anpassung führe.

Die Abschottungsratschläge in der Erziehung deutet sie dann auch dahingehend, dass das Kind möglichst zu Beginn von dieser Außenwelt geschützt werden solle. Ebenso das Aushalten von Schmerzen und der stark strukturierte Alltag.

„Das ‚Leben‘ wird als Gegensatz zum Kind, zum Individuum, gedeutet, das ihm ausgeliefert, von ihm hoffnungslos überfordert ist, und allenfalls lernen kann, es eines Tages zu bemeistern.“ (ebd.: 231)

In den ausgewerteten Tagebüchern findet Gebhardt einige Einträge darüber, wie die Kinder anfangen, Hitlergruß oder ähnliches zu imitieren.

„Eine neue Errungenschaft ist für Dich der deutsche Gruß. Da er Dir meist begegnet ist von Leuten in Uniform, bleibst du gestern vor einem Soldaten stehen mit dem freudigen Ausruf: ‚Der Hitler!‘“ (Annette, 1938 über ihre zweijährige Tochter, zitiert nach ebd.: 232)

Die Mutter der späten 1930 und frühen 1940 Jahre wünschte sich von ihrem Kind Tapferkeit, Gesundheit, Kraft und Stärke, Furchtlosigkeit und Unempfindlichkeit, um den Kampf des Lebens meistern zu können, entsprechend dem darwinistischen Menschenbild.

Angst vor der „kindlichen Tyrannei“, über welche es von Anfang an mächtig standzuhalten gebot, bestimmte die Haltung der Mutter, so Gebhardt. Neben einem „arischen“ Aussehen, kommen auch NS-Größenphantasien in den Tagebüchern zum Ausdruck:

„Jede grosse Zeit erfordert grosse und harte Menschen, gross im Können, im Charakter und im Glauben. Deine Zeit wird Grosses von Dir verlangen. Hierzu wollen wir Dich vorbereiten und Dich erziehen, damit Du stark wirst an Leib und Seele.“ (Hans-Jürgen, 1931, zitiert nach ebd.: 236)

Auch zu Trennungen aus unterschiedlichen Gründen (gesundheitliche, erzieherische, um Zeit für sich zu haben) fand Gebhardt in den Tagebüchern einige Einträge. Die Mütter schrieben zwar darüber, dass sie ihre Kinder vermissten, sahen es aber immer als Gewinn und Notwendigkeit an, dies zu tun und beschrieben dies eher emotionslos bzw. positiv.

Trotzdem deutet Gebhardt dies nicht als nur wenig emotionale Bindung an das Kind. Sie sieht neben der größeren Kontrolle und Normierung des Kindes am Anfang des 20. Jahrhunderts eben auch eine größere Hinwendung zum Kind:

„Die Elterntagebücher beschäftigten sich sehr intensiv mit den Belangen des Kindes, nicht nur auf rationale oder instrumentelle Weise. Die Kinder wurden nicht nur für eine Volksgemeinschaft zugerichtet, sondern meistens in ihrer Einzigartigkeit gefeiert.“ (ebd.: 239)

Sie streitet aber nicht ab, dass das emotionale Verhältnis zu Kindern „kompliziert“ gewesen sei. Dies können man unter anderem auch in der Sprache erkennen, so zum Beispiel in der Verwendung von Anführungszeichen für emotionale Wörter.

Sie spricht sich aber insgesamt gegen eine im NS vorherrschende „Erziehung zur Bindungslosigkeit“ aus.

„Zwar wurden Trennungen manchmal recht kaltherzig auch nur der elterlichen Entlastung und Zerstreung oder der Erziehung des Kindes halber in Kauf genommen. Aber auf der anderen Seite der Bilanz standen die oft intensive Beschäftigung und Zuwendung auch von Vätern und die gelegentlich aufblitzende emotionale Abhängigkeit der Eltern von ihren Kindern, die sich etwa in der Enttäuschung darüber äußerte, dass von Seiten des Kindes die unterkühlte, rationale Art des Umgangs erwidert wurde.“ (ebd.: 240)

Es mag sein, dass die Eltern diese Form der Erziehung praktizierten, um ihr Kind vor der als „böse“ betrachteten Welt zu schützen. Trotzdem kann dies in seiner Wirkung nicht unterschätzt werden. Es ist schwer nachzuvollziehen, wie Schmid zu ihrer letzten Aussage kommt und dass die „gelegentlich aufblitzende emotionale Abhängigkeit“ und Enttäuschung darüber, dass sich ihre Kinder ihnen „unterkühlt“ verhielten eher als Beweis dafür nimmt, dass es eine gute Beziehung zwischen Eltern und Kind gegeben habe. Wenn die Eltern ihr Kind tatsächlich auf diese Weise erzogen, um ihm das Überleben in einer feindlichen Welt zu sichern, stellt sich die Frage, warum Haarer das Kind selbst als so negativ beschreibt, welches nur darauf warte, dass die Mutter einen schwachen Moment habe, um diesen auszunutzen und seiner „bösen“ Natur freien Lauf zu lassen.

Deutlich wird aber auch bei Gebhardt auf jeden Fall, dass schon früh eine ideologische Erziehung stattfand.

Es zeigt sich hier, dass die Ausführungen Haarers und die empirischen Befunde je unterschiedlich interpretiert und gedeutet werden. Von der „Sozialisation als Lebensmeisterung“ bis zur „Erziehung zur Bindungslosigkeit“.

#### **IV.1.5. Schlussfolgerung**

Einige der ausgewählten Studien neigen eher dazu, die Erziehung als nicht ganz so negativ zu werten, wie dies Brockhaus und Chamberlain tun.<sup>113</sup>

Die Frage nach der Besonderheit der NS-Erziehung und nach der Kontinuität schon bestehender Vorstellungen und Praxen möchte ich damit folgendermaßen beantworten:

Tatsächlich, wie an vielen Stellen aufgezeigt, bestand die NS-Erziehung vor allem aus schon vorher Bestehendem und Erprobtem, sonst wäre sie wohl auch mit großer Wahrscheinlichkeit auf größere Skepsis beziehungsweise Ablehnung in der Bevölkerung gestoßen. Trotzdem muss hier immer mit dem Einwand entgegnet werden, dass es eben schon vorher genügend wissenschaftlich untersuchte Alternativen gegeben hat, die ebenfalls ihre Anhängerschaft fand, wie Dill dies genauestens nachgewiesen hat. Es kann also keineswegs als Zufall angesehen werden, dass gerade Haarers Ausführungen so weit verbreitet und auch angenommen wurden. Es muss zumindest eine Bereitschaft dazu vorhanden gewesen sein, woran die darin dargestellten Inhalte anknüpfen konnten (ach dies weist Dill nach).

Daher scheint es auch nicht unglaubwürdig, davon auszugehen, dass Eltern lediglich die Ratgeber in ihren Regalen stehen hatten, sondern dass das Wissen daraus auch tatsächlich verbreitet war, ob durch die genannten Kurse oder durch Mund-zu-Mund-Propaganda. Es scheint nach Durchsicht der Literatur eher unglaubwürdig, dass die Anweisungen Haarers und anderer nur selten umgesetzt wurden.

Die Besonderheiten der NS-Erziehung scheinen mir auf fünf Ebenen zu liegen:

Einerseits die Anreicherung mit und Einbettung in die NS-Ideologie, zum zweiten die Bildung des „Muttermythos“, dem „Szenario der Angst“, der Feindseligkeit des und gegenüber des Kindes und eben die Ausbildung des „Eigenwillens“, beziehungsweise der „Willenskraft“, wie es an vielen Stellen beschrieben wird und die in den späteren Jugendorganisationen zum Einsatz kommen sollte.

---

<sup>113</sup>Interessant ist hierbei, dass dies die beiden jüngeren Forscherinnen sind. Ob dies Zufall ist oder der biographische Abstand eine distanziertere objektivere Betrachtung ermöglicht oder aber gerade die Distanz zu Verharmlosung führt, darüber lässt sich an dieser Stelle nur spekulieren.

Für die Rolle der Mutter scheint es mir tatsächlich zentral, dass diese eine starke narzisstische Aufwertung erfuhr und gleichzeitig immer der Bedrohung ausgesetzt war, zu versagen und auch somit tatsächlich in einem permanenten Kamp fzustand befunden haben muss, um den „Haustyrann“, der von Natur aus „schlecht“ war, nicht siegen zu lassen.

Es sollte nicht mehr nur zum absoluten Gehorsam erzogen werden, sondern eine bestimmte Form des „Willens“ gefördert und gelenkt werden. Nicht verwunderlich, wenn man dies mit der gesamten Ideologie des NS und seinen Konzepten vom „Herrenmenschen“, „Übermenschen“, Riefenstahls „Triumph des Willens“ und den einseitigen Bezug zu Nietzsches „Willen der Macht“ in Zusammenhang bringt. Verwunderlich scheint hier eher, dass dies bisher nicht als Besonderheit so heraus gestellt wurde und sich lediglich auf die Erziehung zum Gehorsam bezogen wird. So spricht Kannonier-Finster auch davon, dass in der HJ die Abwertung und Geringschätzung des einzelnen eng mit einer gleichzeitigen Aufwertung und Verherrlichung der Jugend als Teil der ganzen Volksgemeinschaft einherging (Kannonier-Finster 2004: 70).

Zielte doch die gesamte NS-Programmatik immer auf das Größere in der Zukunft, so auch die Versprechung an die Kinder. Des Weiteren bot der NS im Gegensatz zur rein autoritären Erziehung schon frühzeitig Möglichkeiten der Abfuhr von Aggressionen gegen andere und als minderwertig erachtete.

Die Frage, die sich natürlich stellt ist, wie die erzieherisch genau bewerkstelligt werden sollte. Die Kinder sollten zum absoluten Gehorsam erzogen werden, keine besondere Aufmerksamkeit bekommen und dennoch ihren „Eigenwillen“ behalten. Darüber können nur Vermutungen angestellt werden, dass möglicherweise der Glaube an die eigenen Teilhabe an etwas Größerem (Muttermythos) an das Kind vermittelt wurde, bzw. das Kind ja selbst von Beginn an Teil des Größeren war und dies eben auch auf bestimmte Weise zum Ausdruck kam und dass der frühe Mangel an narzisstischer Bestätigung dann tatsächlich vor allem später dadurch nach Befriedigung suchte.

Die Diskussion um die Intention, die hinter Haarers Anweisungen standen, scheint mir eine mühselige, da dies nicht mehr eindeutig nachzuweisen ist. Es stellt sich auch die Frage, ob dies letztendlich für die Auswirkungen auf die Kinder eine Rolle gespielt hat. Relevanter ist hier schon eher die Frage, ob die Eltern aus Unsicherheit die geforderte

Erziehungspraxis anwandten oder ob sie dies mit voller Überzeugung taten und eine Einstellung ihrem Kind gegenüber hatten, welches die Analysen von Chamberlain, Brockhaus und Dill nahelegen. Es muss im ersten Fall zu starken inneren Ambivalenzen geführt haben, wodurch an das Kind dann als Folge doppelte Botschaften gesendet wurden. Andererseits führte vielleicht gerade diese dauerhafte sich aus den Widersprüchen der eigenen Empfindungen und der geforderten Erziehungsmaxime ergebenden inneren Spannung der Eltern zu einer Überforderung, Frustration und Wut, die sich gegen das Kind richtete und letztendlich zu genau der geforderten Erziehung führte. Man kann sich hier nur sehr überzeugte und selbstbewusste Eltern vorstellen, die sich gänzlich den Anweisungen Haarers widersetzen und ihren eigenen Erziehungsstil verfolgten.

Auch wenn die Erziehung zu Hause und im Kindergarten nur als „Vorbereitung“ der späteren angesehen wurde, so lag doch hierin die besondere Gefahr, durch kleine Fehler und inkonsequentes Verhalten weitreichende Folgen nach sich zu ziehen.

Während Gebhardts und Schmidts Schlussfolgerungen tatsächlich als etwas verharmlosend erscheinen (Ob die Trennungen von den Kindern, wenn diese verreisten, für die Eltern schmerzvoll waren oder nicht, scheint eher eine Frage der Interpretation. Aus den von ihr angeführten Zitaten könnte man zumindest zu einer ihrer Deutung gänzlich entgegen gesetzten Position gelangen), beziehungsweise sie sich teilweise mit Fragen beschäftigen, die erstens kaum zu beantworten sind (jene nach der Intention) und eben auch nicht als Argument gegen die Radikalität Haarers Anweisungen gesehen werden können (die Frage nach Kontinuität), würde Chamberlains und Brockhaus Studien etwas mehr Sachlichkeit zu gute kommen. Chamberlains letzte spekulativen Kapitel schaden der Aussagekraft ihrer vorhergehenden Analyse mehr als dass sie diese unterstützen. Sowohl Chamberlain als auch Brockhaus verwenden eine teilweise sehr dramatische Sprache, die einerseits als Antwort auf jene Haarers gelesen werden kann oder aus starker eigener emotionaler Betroffenheit. Das, was in Gebhardts und Schmidts Arbeiten in ihrer Bemühung um Sachlichkeit und Objektivität verloren geht, erfassen wiederum Brockhaus und Chamberlain und lassen sich davon „ergreifen“, was sich in ihrer Ausdrucksform widerspiegelt. Diese beiden Pole verdeutlichen nur mehr die Schwierigkeiten, die der Beschäftigung mit dieser Thematik inhärent sind und insbesondere die Problematik, diese Form der Erziehung in ihrer Extreme zu erfassen, zu beschreiben und zu erforschen, ohne

dabei selbst eine ähnlich dramatische Sprache zu verwenden. Dies zeigte sich, wie oben erwähnt in dem Versuch, möglichst viel zu paraphrasieren. Dabei stellte ich fest, dass schon hierbei viel von dem, was diese Erziehung ausmacht, verloren geht. Die Macht der Sprache und produzierten Bilder lässt sich nicht oder nur sehr schwer in eine andere übersetzen.

Es kann hier also zusammen fassend festgehalten werden, dass, selbst, wenn diese Form der Erziehung in der Familie nur teilweise umgesetzt wurde, dass dies weit entfernt ist von dem, was wir heute als liebe- und respektvolle Erziehung verstehen, die ein Kind zu einem „selbstständigen, selbstverantwortlichen und selbstreflexiven“ (Wiater 2012: 20) Erwachsenen werden lassen. Noch dazu ist es nur schwer vorstellbar, dass diese Kinder dann auch noch das Glück hatten, in Institutionen zu kommen, die die NS-Ideologie nicht in ihrem Bildungs- und Erziehungsplan umsetzten.

Trotzdem muss individuell bei jedem Fall versucht werden, sich der damals erlebten Erziehungspraxis anzunähern, um eine Aussage darüber zu treffen, inwiefern sich diese mit den Vorstellungen Haarers decken und welche Auswirkungen sie letztendlich hatten.

## ***V.II. Kindern von Täter:innen, Mitläufer:innen und Bystander:innen***

„Wir haben viel 'mitbekommen' von den Abgründen deutscher Geschichte, insbesondere aus dem Nazi-Reich. Dafür stehen die Beispiele. Der Ausdruck 'mitbekommen' hat dabei mehrere Bedeutungen. Wir haben Lasten aufgebürdet bekommen; und wir haben wahrgenommen, wir haben 'es' mitbekommen, nämlich viel Verborgenes, Geheimes; und wir haben manches davon mit auf den Weg bekommen, haben es uns 'zu eigen' gemacht, sind die Erben und tragen es weiter.“ (Müller-Hohagen 1994: 32)

### **V.II.1. Eine kurze Geschichte der Auseinandersetzung mit der Geschichte der Täter:innen-Familien**

„Gabriel fürchtet manchmal, dass ein Stück vom Vater in ihm steckt. Er hat eine Eigenschaft, die Politiker sonst nicht haben wollen. Er misstraut sich selbst.“

Andere sagen, die Politik täte ihm nicht gut, bei Fernsehauftritten haben er immer diesen „bösen Blick“, was er aber selbst nicht wahrnimmt: Er sei in der Politik genauso wie zu Hause.

Die Titelseite der „Zeit“ vom 10. Januar 2013 trug den Titel „Die Schuld meines Vaters“., SPD-Vorsitzender Sigmar Gabriel sprach in einem Interview, wie er als Kind unter seinem

Vater, ehemaliger SS-Soldat, gelitten hatte. Damit wird in einem Nebensatz eines der zentralen Themen der Forschung zu den Folgen von NS-Täterschaft für die Nachkommen benannt: Die Angst, die/den „Täter:in“ in sich zu entdecken, was zur Folge hat, dass die Nachkommen sich im wahrsten Sinne des Wortes selbst nicht trauen und sich gleichzeitig scheuen, die schwierige Auseinandersetzung mit dieser Angst vor der „Täterhaftigkeit“ und damit auch der NS-Vergangenheit in der eigenen Familie anzugehen (Die Zeit, 10. Januar 2013: Bernd Ulrich „Die Schuld meines Vaters“).<sup>114</sup>

In Deutschland gab es lange Zeit keine systematische Forschung zu den psychischen Folgen von nationalsozialistischer Täter:innenschaft für die Nachkommen. Dies hing zum einen mit dem in Kapitel II beschriebenen Umgang mit Erinnerung und Aufarbeitung („Stunde Null“, Kollektivschuldthese) der NS-Geschichte in der Nachkriegsgesellschaft zusammen. Mit diesem Aspekt der Thematik setzte sich Adorno in seinen soziologischen und philosophischen Studien bereits in den 50er-Jahren auseinander, indem er den Bildungsbegriff neu hinterfragte. In „Erziehung nach Auschwitz“ thematisiert er die Notwendigkeit der Neugestaltung von Erziehung. Es bestehe die Notwendigkeit einer Erziehung in der Kindheit und einer allgemeinen Aufklärung hin zu einem geistigen, kulturellen und gesellschaftlichen Klima, das eine Wiederholung unmöglich mache. Solange die Voraussetzungen, die eine Wiederholung menschlicher Verbrechen hervorbringen könnten, fort dauerten, bestehe die Barbarei fort. Um die Barbarei zu beseitigen, solle man in der Gesellschaft die „Entbarbarisierung“ fortführen, welche insbesondere durch die Erziehung herbeizuführen sei. Um die Wiederkehr von Auschwitz zu verhindern, müsse man „Nazimörder“ mit wissenschaftlichen Methoden in langjährigen Psychoanalysen erforschen, um den Ursachen der „Barbarisierung“ auf den Grund gehen zu können. Man müsse erkennen und darlegen, durch welche Mechanismen die Menschen fähig würden, solch grausame Taten auszuüben. Nur, indem man ein allgemeines Bewusstsein für die Mechanismen erwecke, seien diese zu verhindern (vgl. Adorno 1969).

Die Täter:innen-Forschung, die sich mit den individuellen psychischen Phänomenen der Akteur:innen beschäftigte, wurde ebenfalls erst relativ spät systematisiert (vgl. Reuleux 2006). Mit den Anfängen des Interesses an der Psyche der Täter:innen entstand der

---

<sup>114</sup> „Da tun sich Höllenschlunde auf, wenn man da genauer hinschaut.“ beschreibt der Sohn eines ehemaligen Napola-Schülers in dem Film „Herrenkinder“ seine Gefühle, die die Auseinandersetzung mit dem Vater begleiten.

Konflikt, ob dies moralisch überhaupt vertretbar sein könne und ob der Versuch des Verstehens der psychischen Bedingungen für und Folgen von Täterschaft nicht die Gefahr der Verteidigung mit sich bringe (vgl. Benz 1992). Neubaur und Wilkens sprechen von einem Dilemma, welches die Diskussionen über den NS häufig verstricken.

„Wer zuviel erklären kann, gerät in den Verdacht, zu entschuldigen, wer aber auf der Unerklärlichkeit des NS beharrt, wirkt mit an seiner dämonisierenden Nachleben.“ (Neubaur/Wilkens 1997: 254)

Des Weiteren hatten die Täter:innen sowieso kein und auch Therapeut:innen wenig Interesse, eine therapeutische Behandlung oder klinische Studien durchzuführen<sup>115</sup>. Wolfgang Benz sieht den Grund für die lange Dauer bis zur Beginn der Forschung in der Trennung der einzelnen Disziplinen, die er als in der Möglichkeit begründet sieht, dadurch spezifische Aspekte der NS Geschichte nicht in Betracht ziehen zu müssen. Auf der einen Seite ging der gesellschaftspolitische und historische Kontext verloren, konzentrierte man sich nur auf die Erforschung individueller Lebenszusammenhänge und auf der anderen Seite wurden die psychischen Dynamiken ausgeblendet. Das gesamtgesellschaftliche Schweigen über die Verbrechen der Täter:innen, so Benz, habe sich auch bei den beruflich mit Verdrängung befassten Spezialist:innen ausgebreitet (Benz 1992: 8).

In den Jahren nach dem Krieg wurde zunächst versucht, eine psychologische Typologie der Täter:innen aufzustellen. In den Haupt-Akteur:innen sah man pathologische Sadist:innen (Dicks 1972), Mitläufer:innen wurde eine autoritäre Persönlichkeit unterstellt (Adorno et al. 1968). Nach dem Milgram-Experiment (Milgram 1963) und den Ausführungen Hannah Arendts über „die Banalität des Bösen“ (Arendt 1963) und schließlich auch das Stanford Prison Experiment wurden die Täter:innen schließlich zu „normalen Menschen“. Charny konstatierte, dass die meisten Täter:innen in die Skala der Psychopathologie normaler Menschen passten. (Charny 1986) Kaminer merkt an, dass der NS keine Entgleisung der Geschichte war, sondern „vielmehr Kind einer spezifischen, insbesondere in Deutschland vorherrschenden Normalität.“ (Kaminer 1997: 393)

---

<sup>115</sup>Welche Schwierigkeiten diesbezüglich sogar noch bei der Behandlung von Täter:innen-Nachkommen auftauchen, zeigte sich auf dem 34. Kongress der Psychoanalytischen Vereinigung. Von "Identifikationsproblemen" der Tochter eines hohen NS-Funktionärs berichtete Friedrich-Wilhelm Eickhoff. Es war der einzige deutsche Beitrag zum "Nazi-Phänomen". Während der "Vernichtungsphantasien" seiner Patientin habe er sich innerlich erstarrt "wie ein Stein" gefühlt. Zuweilen entstehe im "Behandlungsraum etwas von dem, was Auschwitz und all die Unmenschlichkeit möglich und wirklich gemacht hat", so Barbara Vogt-Heyder. Die Arbeit an der Aufgabe der Identifikation mit den Nazi-Vätern sei "ein heftiges und sehr schwieriges Übertragungs- und Gegenübertragungsgeschehen", das von den Behandelten "nahezu wie der Zusammenbruch des Dritten Reiches für den Nazi-Vater" erlebt werde. (Vogt-Heyder 1986: 893 f.)

„Nicht mehr der wilde Barbar ist gefährlich, sondern dies alle Befehle kalt und effizient ausführenden Normalen sind es. Beunruhigend ist die Normalität der Täter und nicht die Verücktheit der Geisteskranken.“ (Kaminer 1997: 397)

Später wurde wiederum das Paradigma der „Normalität“ wiederum kritisiert, da hierbei die zugrunde liegende Destruktivität aus dem Blickfeld verloren ginge und die Normalität zur Entlastungsstrategie werde, wenn das Zerstörerische und das Zerstörte im „Normalen“ selbst der Reflexion unzugänglich bleibe. Dies sei aber gerade auch für die Nachkommen von großer Bedeutung.

„Die Brisanz liegt darin, dass gerade die fehlende Beachtung des Ineinanderwirkens pathologischer und „normaler“ Strukturen zu unbewussten Weitergabe des pathologischen beiträgt, womit unverarbeitete Destruktionspotentiale in den intergenerativen Prozess eingehen und gewaltförmige Interaktionsprozesse stabilisieren.“<sup>116</sup>

Standen zunächst vorerst nur die Haupttäter:innen im Fokus der Forschung, gelangte mit Mitscherlichs „Die Unfähigkeit zu trauern“ auch die allgemeine Bevölkerung mehr ins Blickfeld des allgemeinen Interesses. Die Generation der 1968 schließlich konfrontierten erstmals vermehrt ihre eigenen Eltern mit der NS-Vergangenheit und fragten nach und thematisierten damit die Täterschaft in der eigenen Familie.

Assmann sieht in der Konfrontation der 68er Generation mit ihren Vätern eine Wende in der Erinnerungsgeschichte, durch welche Erinnerung wieder an Schuld und persönliche Verantwortung geknüpft wurde (Assmann 2007: 62). Doch führte diese Konfrontation nur in den seltensten Fällen zu einer innerfamiliären Aufarbeitung. Auf Fragen nach Beteiligung, Verstrickung und Schuld reagierten die Väter und auch Mütter weitgehend mit Schweigen.

„Die Eltern (...) blieben ihren Kindern gegenüber stumm, auch dann, wenn diese sich intensiv mit ihrem eigenen Schicksal und dem ihrer Eltern auseinandersetzten“ (Ecksteadt 1989: 18).

Eine zentrale Rolle in der intensiven Auseinandersetzung mit den Kontinuitäten der Geschichte des NS im Privaten machte eine erste Welle von sogenannten literarischen aber zumeist autobiographischen „Väterbüchern“ Anfang der 70er (vgl. Fischer/ Lorenz 2007, Kraft 2007).<sup>117</sup> Der literarische Blick wandte sich in das persönliche Umfeld und

---

<sup>116</sup>Einen sehr guten Überblick über „Das Normalitätsparadigma in der Täterforschung“ bietet Nele Reuleaux. (Reuleaux, 2006) „(...) eine akteurzentrierte Gesellschaftsgeschichte des nationalsozialistischen Vernichtungskrieges muss einerseits Erklärungen suchen, ohne Verständnis zu wecken, andererseits Dämonisierungen vermeiden und gewissermaßen den Menschen hinter dem Monster sichtbar machen.“ (Mallmann/Paul 2004, 22f, zitiert nach Reuleaux 2006: 63)

<sup>117</sup>Gauch (1979); Meckel (1980); Plessen (1976); Rauter (1979); Rehmann (1979); Seuren (1980), Vesper (1977)

wurde als „Neue Innerlichkeit“ oder „neue Subjektivität“, eine Bewegung „von der alten Radikalität zur neuen Sensibilität“ oder auch „von der alten Radikalität zum neuen Selbstmitleid“ (Schneider 1981: 141) bezeichnet. Hierbei wurde erstmalig die NS-Täterschaft an persönlichen, konkreten Beispielen aufgearbeitet. Kraft bezeichnet diese Werke als „Versuch, einen nachträglichen, bereits unmöglich gewordenen Dialog mit dem Vater zu führen.“ (Kraft 2007: 127). Er verwendet hier Honneths Begriff der „strukturellen Vereinseitigung einer Anerkennungsbalance“ (Honneth 1992: 172), um die Asymmetrie in der Kommunikation zu beschreiben (Kraft 2007: 127). Schon hier wurden die zentralen Themen benannt, die später in der Forschung ebenfalls wieder im Zentrum stehen sollten: Die Kindheit ohne Vater, belastende Gespaltenheit zwischen Gefühlen, die von Verehrung bis zur Verachtung reichten den Eltern gegenüber, die auch später keine Verantwortung übernahmen, sich selbst als Opfer darstellten und die alleinige Schuld Hitler und „den Nazis“ zuschrieben. Sie lebten ihre Autorität in der Familie aus<sup>118</sup>, prügeln ihre Kinder<sup>119</sup>, die kaum Trost, Schutz und Zuwendung erfuhren<sup>120</sup>. Auf Nachfragen und Kritik reagieren sie mit Abwehr oder sogar mit einem Ausschluss aus der Familie. Für sie selbst bedeutete die Auseinandersetzung einen kaum aushaltbaren existentiellen Konflikt. Sie waren kaum in der Lage, befriedigende Liebesbeziehungen zu führen oder Freundschaften zu pflegen.<sup>121</sup> Die Autor\_innen leiden weiterhin unter den Phantasien über die Vergangenheit der Eltern und der Angst vor der übernommenen „Täterhaftigkeit“. So beschreibt Brigitte Schwaiger in „Lange Abwesenheit“ (1980) das Gefühl, die Gewalt des Vaters lebe in ihr weiter.

„Keine Lehre war mir so oft gelehrt worden, durch euch und meine anderen Erzieher, wie die, dass der Sinn ins Leben nur durch Gewalt hineinzukriegen sei“ (Schwaiger 1980, zitiert nach Kraft 2007: 123)

Offen blieb hierbei, ob eher das politische Aufbegehren gegen die Übermacht der Väter im Zentrum stand oder aber es die „Wut ob ihrer Abwesenheit und Schwäche“ war (Brumlik 2006).

---

<sup>118</sup>Rauter kommen seine Pflegeeltern „hitlerhaft“ (Rauter 1979: 21) vor, bezeichnet er sie als ein „terroristisches Unterdrückungstheater“ (ebd.: 60) In dieser gewalttätigen Behandlung, für die Rauter das Wort „Folter“ angemessen erscheint (ebd: 16)

<sup>119</sup>Andreas Kraft interpretiert das in Brigitte Schwaigers „Lange Abwesenheit“ (1980) aggressive und abwertende Verhalten Vaters als „Muster eines aggressiven Traumabewältigung“. (Kraft 2007: 121)

<sup>120</sup>Uwe Timm beschreibt dies in seinem 2003 erschienen „Am Beispiel meines Bruders“ folgendermaßen: „Die Kommandogewalt hatten sie (die Väter) im öffentlichen Leben verloren, und so konnte sie nur noch zu Hause, in den vier Wänden, herumkommandieren.“ (Timm 2003: 66)

<sup>121</sup>Margarete Mitscherlich erkennt in dieser „Gefühlskälte und Beziehungsabwehr“, auf die sie in ihrer therapeutischen Arbeit mit Patient:innen der Kindergeneration gestoßen ist, „eine tiefe Identifikation mit der Elterngeneration“.

Erst in den späten achtziger Jahren wurden im Zuge der zweiten Welle von Elternbüchern<sup>122</sup> und literarischen Auseinandersetzungen die seelischen Nöte der Kindergeneration von einer breiteren Öffentlichkeit wahrgenommen. Vor allem die journalistischen Beiträge zum Thema von Peter Sichrovsky (1986) und Dörte von Westernhagen (1987) bekamen große mediale Aufmerksamkeit. Auch Film und Fernsehen<sup>123</sup> entdecken zu dieser Zeit die Brisanz des Stoffes.

Kraft sieht in dieser Literatur einen möglicherweise Beitrag im Wandel der Nachkriegsgesellschaft zur Demokratie hin:

„So gesehen, ist die Vaterliteratur ein Phänomen, das aus innerfamiliären Konfliktsituationen hervorgegangen ist, die spezifischen Sozialisationsbedingungen nach sich zog, die typisch für viele Familien in der jungen BRD waren. Sie bietet daher nicht nur Einblick in exemplarisch zu nennende generationale Konfliktlagen im Nachkriegsdeutschland, sondern ist in Inhalt und Form zugleich auch Abbild der deutschen Nachkriegsgesellschaft auf dem Weg zu einem demokratischeren Selbstverständnis im Umgang mit der NS-Vergangenheit, ja, vielleicht haben diese Texte zu diesem gesellschaftlichen Wandel sogar einen sicher schwer im Detail zu bestimmenden Beitrag geleistet.“ (Kraft 2007: 131)

Sichrovsky (1986) befragte 40 Nachkommen von mehr und vor allem auch wenig bekannten Nazis. Als entscheidender Unterschied zwischen den Kindern der Täter:innen und denen der Opfer nennt Sichrovsky, dass Kinder der Täter:innen "Angst und die Ungewissheit" gegenüber der Taten der Eltern hatten. Auch in diesen Interviews berichteten sie von den autoritären Erziehungsmethoden und nationalsozialistischen Wertvorstellungen der Eltern. Eine "positive Identifikation mit den Eltern" sei bei den meisten weitgehend gestört. Der „hässliche Deutsche“ sei ein nun zu einem „jammernden Deutschen“ geworden.

Die Autorin Dörte von Westernhagen, Tochter eines SS-Offiziers führte eine Selbstanalyse durch und Gespräche mit anderen Kindern von Täter:innen (vgl. von Westernhagen 1987). Durch die Auseinandersetzung mit der Biographie des Großvaters und den gesellschaftspolitischen Bedingungen, in welchen ihr Vater aufwuchs, versuchte sie zu verstehen, warum jener zur:m Täter:in werden konnte. Auch sie beschreibt die widersprüchlichen Empfindungen und die unauflösliche Verstrickung: Scham und Hassgefühle dem Verbrecher gegenüber auf der einen und Idealisierung des Helden auf

<sup>122</sup>Harig (1986); Frank (1987); Schneider (1987); Vesper a.a.O.

<sup>123</sup>Nico Hoffmann. Der Krieg meines Vaters. BRD 1983; ders. Land der Väter, Land der Söhne. BRD 1989, Mein Vater Hermann. Dokumentarfilm. Helma Sanders-Brahms (1987); Die Spur des Vaters. Dokumentarfilm. Christoph Boekel (1989). Neuere Dokumentarfilme: Christian Schneider/ : Herrenkinder, Malte Ludin (2004): 2 oder 3 Dinge, die ich von ihm weiß, Jens Schanze (2006): Winterkinder, Meine Familie, die Nazis und ich, Gesa Knolle/Birte Templin (2008): Was bleibt?, Simone Bader/Jo Schmeiser (2010): Liebe Geschichte.

der anderen Seite.

„Mussten wir als Heranwachsende die Eltern um unserer eigenen Selbstachtung willen nicht verachten? Und mussten wir als Kinder sie nicht gleichzeitig so vorbehaltlos lieben, wie jedes Kind das zunächst braucht und möchte, um später selbst fähig zu sein, zu lieben und moralische Integrität auszubilden?“ (ebd.: 1987)

Viele der von ihr Interviewten empfanden starke Schuldgefühle den Opfern gegenüber und ein Bedürfnis nach Wiedergutmachung, was sich in der Wahl eines sozialen Berufs oder in einer Identifizierung mit den Opfern äußerte. Die Kinder lernten, um die Zuwendung der Eltern nicht zu verlieren, an den prekären Punkten der elterlichen Biographie möglichst nicht nachzufragen. Die Studentenbewegung der sechziger Jahre markierte für alle Interviewten einen Schnitt. Sie brach das Schweigens auf und machte die Zerrissenheit vieler Familien sichtbar. In dem Scheitern der Bewegung sieht von Westernhagen den Grund, dass die Verurteilung der Eltern einer Nachdenklichkeit über sich selbst und der eigenen Verwicklung Platz machte.<sup>124</sup>

In den 1970er Jahren entstanden die ersten Arbeiten zu den Auswirkungen der traumatischen Vergangenheit von Shoah-Überlebenden auf ihre Kinder. Die Tatsache, dass die Kinder unter den Folgen der Verfolgung und Traumatisierung ihrer Eltern litten und Symptomatiken zeigten, die sehr eng mit den schrecklichen Erlebnissen der Eltern verknüpft waren, erforderte die Beschäftigung mit neuen Konzeptualisierungen zur Weitergabe von psychischen Disposition von einer an die nächste Generation (vgl. Bergmann/ Jucovy/ Kestenberg 1995).

Kraft wertet die Väterliteratur als nachträglichen generationellen Dialog als Chance, sich abzugrenzen von den Eltern, Ambivalenzen zu sehen und sich eben auch mit ihnen zu versöhnen. Defizite könnten zwar nicht nachträglich ausgleichen, aber einen realistischeren Umgang mit Eltern ermöglichen (Stierlin 2003: 169). Die selbsttherapeutischen Dimension dieser Gattung „ist nur eine Seite dieser literarischen Texte; dort, wo die Väterliteratur um eine möglichst gerechte Vielstimmigkeit und Transparenz bemüht ist, experimentiert sie mit den Möglichkeiten eines demokratisch zu nennenden Pluralismus. Die Väterbücher führen am innerfamiliären Beispiel die

---

<sup>124</sup>Die Lösung sah von Westernhagen in einem empathischen Verstehen der Eltern, einer Auseinandersetzung mit der Verstrickung mit ihnen und einen letztendlich realistischen Blick auf jene, wozu die Schuldzuweisungen ausgesetzt werden müssten, ohne das Bewusstsein für die Leiden der Opfer aus dem Blick zu verlieren. Um trotzdem nicht die Klarheit über Schuld und Verantwortung zu verlieren, müsse man ein Gefühl für „die Grenze, an der Gut und Böse sich in wirklich dämonischer Weise zu verdrehen beginnen“, entwickeln (ebd. 1987).

Bedingungen, Schwierigkeiten und Herausforderungen vor Augen, denen sich ein demokratischer Dialog im Umgang mit der eigenen Vergangenheit auch außerhalb der Literatur stellen muss.“ (Kraft, 2007: 130)

Die bundesdeutschen Psychoanalytiker:innen machten erst 1985 in Hamburg auf dem 34. Kongress der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung den Versuch, sich dem Problemkreis, Identifikation und ihre Schicksale im Zusammenhang mit dem Nazi-Phänomen" zu nähern. Dies geschah nicht zuletzt auch auf Anstoss ausländischer Wissenschaftler wie etwa des Professors Milton Kestenberg aus New York, den schon lange die Frage beschäftigte: "Was denken diese Nazi-Kinder über ihre Väter und Mütter?" (Der Spiegel, 6/ 1987)

In den 1990er Jahren entstanden vermehrt Arbeiten zu den psychischen Folgen der Nachkommen von NS-Täter:innen (u. a. Bar-On/ Schmidt 1993; Bergmann/Jucovy/ Kestenberg 1995; Bohleber 1990, 1997; Eckstaedt 1989; Grünberg/ Straub 2001; Moser 1996; Müller-Hohagen 1994; Lohl 2010; Rosenthal 1997; Rottgardt 1999; Schneider/ Stillke/ Leineweber 1996).

Themen waren hier unter anderen die starke Loyalität der Kinder von NS-Täter:innen und -Mitläufer:innen, die transgenerationelle Weitergabe von Schuld, Scham und Antisemitismus, die Identifizierung der Nachkommen mit den Idealen der NS-Ideologie und die narzisstischen Bindungen in den Familien.

Wie Dan Bar-On zu Beginn seiner Forschung Mitte der 80er Jahre feststellte, gab es im öffentlichen Diskurs keine Bezeichnung für „die Kinder von Tätern“ (Bar-On 2004: 15). Mittlerweile wird auch hier häufig von der zweiten Generation (häufig mit kleinem z um die Differenz zu den Opfern aufrechtzuerhalten) gesprochen. (vgl. Straub 2001, Lohl 2010)

Mit dem Begriff „Zweite Generation“ (vgl. Grünberg 1997, 2001) werden die Kinder von Shoah-Überlebenden bezeichnet, denn

„Der Zivilisationsbruch Auschwitz, (...) wird nämlich als ein so tiefgreifender Eingriff in das Leben der Juden begriffen, dass sich hieraus die Notwendigkeit ergab, mit der Generationen-Zählung neu zu beginnen.“ (Grünberg 2001: 205)

In Arbeiten zu diesem Themenbereich kommt es häufig zu einer Vermischung von Täter:innen- und Opfer-Seite, die teilweise nicht intentional ist, sondern eher aus Undifferenziertheit entsteht. Diese sehe ich unter anderem darin begründet, dass in

bestimmten Feldern dieser Thematik, vor allem wenn es um Traumatisierungen geht, diese Trennung tatsächlich nur mit großer Genauigkeit aufrechterhalten werden kann. Dies verstärkt sich umso mehr bei den Nachkommen aus in Kapitel I genannten Gründen. Hier zeigt sich die große Notwendigkeit einer Differenziertheit in der Wahl der Begriffe und Bezeichnungen, die eine Unterscheidung aufrechterhalten.

Um in der vorliegenden Arbeit der Gefahr der Vermischung von Täter:innen- und Opfer-Seite entgegenzutreten, werden „Kinder von NS-Täte:\*innen, Mitläufer:innen“, „Nachkommen oder Kinder der Täter:innen, Mitläufer:innen“ oder ähnliche Formulierungen verwendet, mit dem Bewusstsein, dass diese Termini Verkürzungen der darin eingeschlossenen Realitäten darstellt.

## **V.II.2. Probleme der Forschung**

Aus der Forschung zu den Folgen des NS für die Nachkommen von Täter:innen ergeben sich auch im Hinblick auf die Verwertung für die vorliegende Arbeit mehrere Probleme. Es liegen so gut wie keine quantitativen Studien vor. Die meisten Ergebnisse basieren auf Psychotherapie- oder Einzelfall-Studien und sind somit nicht repräsentativ, was Aussagen zur Verbreitung dieser Befunde erschwert. Des Weiteren stammen die untersuchten Personen in diesen Arbeiten aus unterschiedlichen Alterskohorten der vor, während und ebenso nach dem Krieg Geborenen, woraus sich unterschiedliche Erlebenshorizonte und daraus resultierende unterschiedliche psychische Folgen ergeben müssten (siehe oben). Dies wird aber meist nicht benannt und systematisiert, was wohl auch wiederum an der geringen Anzahl der untersuchten Fälle liegen mag. Vor allem für diejenigen, die noch im NS sozialisiert wurden, müssen diese Einflüsse in die Betrachtung mit einbezogen werden.

Es handelt sich außerdem meist explizit um Kinder von mehr oder weniger bekannten Täter:innen, die Kenntnisse über die Beteiligung der Eltern an den Verbrechen hatten und es daher auch häufig eine bewusste Auseinandersetzung damit vor Durchführung der jeweiligen Studie gegeben hatte. Dies ist bei den sogenannten Kriegskindern nur selten der Fall.

Die folgenden Ausführungen stellen den Versuch dar, die zentralen Forschungsarbeiten der eher unübersichtlichen und unsystematischen Forschungslandschaft zu den Nachkommen der Täter:innen darzustellen und Übereinstimmungen herauszuarbeiten, um

sie für diese Arbeit nutzbar zu machen. Um zu viele Wiederholungen zu vermeiden, werden die Studien nicht vollständig dargestellt, sondern die zentralen Themen herausgearbeitet.

Dabei wird versucht, einerseits zu beleuchten, welche Konsequenzen der innerfamiliäre Umgang mit der NS-Vergangenheit der Familie hatte und andererseits welche psychologischen Folgen es hatte, wenn Personen während des NS sozialisiert wurden, also unter dem direkten Einfluss der NS-Propaganda und Ideale standen, wobei dies den kleineren Teil des Kapitels ausmacht und hierzu nur zwei Studien herangezogen werden.

### **V.II.3. Kinder, die nichts wussten und Täter:innen ohne Taten**

In der NS-Forschung ging es von Beginn an um die Frage, wer als Täter:in im engeren Sinne, als Mitläufer:in, Zuschauer:in etc. zu bezeichnen ist. Raul Hilberg beschreibt das Problem, dass bei einer Einteilung in Gruppen Differenzen unterschlagen werden und verloren gehen. Er ist sich der Problematik der Homogenisierung im Zusammenhang mit der Forschung über die Opfer der Shoah bewusst, führte aber doch an, dass es für ihn als Wissenschaftler notwendig sei, Gruppen zu bilden und zu typisieren (Hilberg 1992: 10). Dies gelte auch für die Gruppe der Täter:innen und verschärfe sich noch bei den Nachkommen von Täter:innen, „die im Hinblick auf ihr jeweiliges geschichtliches bzw. familiäres Erbe, namentlich die Taten der Eltern und deren psychosozialen Folgen im Kreis der Verwandten und sonstiger signifikanter Anderer, ebenso wenig eine homogene Gruppe bilden und dennoch gewissen Erfahrungen miteinander teilen.“. Wissenschaftliche Untersuchungen müssten so in Zukunft zu genaueren Unterscheidungen innerhalb jeder Gruppe führen (Straub 2001: 237).

Problematisch ist die genaue Differenzierung in Forschungszusammenhängen vor allem dann, wenn tatsächliche Beteiligung an den Verbrechen und nationalsozialistische Überzeugung nicht rekonstruierbar sind, wie dies auch für den hier zu bearbeitenden Gegenstand von Bedeutung ist. Viele der Nachkommen wissen weder, was ihre Eltern im NS getan haben, noch, was ihre tatsächliche Überzeugung war.

Die Nachkommen tragen allerdings häufig mehr oder weniger bewusst den Verdacht einer möglichen Täterschaft ihrer Eltern mit sich herum, was für die meisten an sich schon eine starke Belastung darstellt, wie Müller-Hohagen in seiner jahrelangen Tätigkeit als Berater und Therapeut feststellte (Müller-Hohagen 2005: 112). Kinder, die nicht direkt mit den NS-

Verbrechen konfrontiert wurden, seien nur durch eine „hauchdünne Membran“ davon getrennt gewesen (Schulz-Hageleit 2009: 2).<sup>125</sup> Simenauer führt aus, dass die „Duldung und Exkulpierung von Untaten des Naziregimes, ihrer Täter und Sympathisanten, (...) motiviert“ sind „durch eigene Sympathien und Teilidentifikationen mit der Nazi-Ideologie (...)“ (Simenauer 1993: 494). Des Weiteren empfanden auch Eltern, die sich tatsächlich nichts zu Schulden hatten kommen lassen, Schuldgefühle.<sup>126</sup> In der Wahrnehmung der Nachkommen wirkte auch dies „Täterhaft“, da diese die Schuldgefühle nicht anders deuten konnten (Müller-Hohagen 2005: 148f).<sup>127</sup> Er selbst habe in seinen Therapien zu Beginn seiner Tätigkeit immer erst nach Beweisen für eine Beteiligung finden wollen, bevor er sie mit den Verbrechen in Verbindung brachte, habe dies aber schließlich aufgegeben, da es in den meisten Fällen unmöglich sei, nachzuweisen, welche Verbrechen die Eltern/ Großeltern tatsächlich begangen habe und wie identifiziert sie wirklich waren. Wichtig war für ihn das Erleben seiner Klient:innen, über welches sich häufig die Vergangenheit der Eltern zumindest zum Teil entschlüsselte (ebd. 93).

Natürlich muss davon ausgegangen werden, dass nicht alle Kinder von Täter:innen in der gleichen intergenerationalen Dynamik aufwuchsen, es also graduelle Unterschiede in der Verwicklung in die Geschichte der Eltern gab. Bohleber weist jedoch darauf hin, dass der Unterschied von familiärer Dynamik in Familien von hochrangigen Täter:innen und jenen der weniger direkt oder auch nur indirekt an der Verantwortung für die Verbrechen beteiligten nur graduell sei und dabei nicht zwei grundsätzlich verschiedene Sachlagen vorlägen (Bohleber 1990: 80). Im Gegensatz zu Nachkommen von prominenten Nazi-Täter:innen, über welche ein großes Faktenwissen vorhanden ist und sich diese damit in irgendeiner Form auseinandersetzen müssen, und sei es auch durch Leugnung, haben es Kinder von Familien, bei denen vor allem Unklarheit herrscht es eben mit dieser in Form von mehr oder weniger bewussten Phantasien über eine mögliche Täterschaft zu tun. (Rosenthal 1997, 354)

---

<sup>125</sup>So beschreibt die Tochter eines ehemaligen Napola-Schülers, dass sie bei den Liedern, die ihr Vater aus seiner Schulzeit sang, ihr eine komplett andere Welt begegnete, die ihr andererseits auch wieder sehr vertraut erschien aus anderen Situationen mit ihm und wie er mit ihr umging. („Herrenkinder“)

<sup>126</sup>Zur Frage von „kollektiver“, politischer und moralischer Schuld vgl. Brumlik 2005: 195ff./ Jaspers 1946)

<sup>127</sup>Vogt und Vogt gehen aus den Erfahrungen ihrer klinischen Praxis, wo sie auch Schuld- und Schamgefühle in Bezug auf die Verbrechen des NS bei Patient:innen vorfanden, deren Eltern oder Großeltern keine Nazis waren, davon aus, dass der Grund darin in einer Identifikation mit der nationalen Vergangenheit sehen, dass „sich die Schuld- und Schamkonflikte, die auf der Mikroebene klinisch besonders klar und markant bei Nazi-Kindern studiert werden können, auf der gesellschaftlichen Makroebene als Ausdruck des unbewussten Anteils nationaler Identität (Identifizierung) wieder finden, wodurch die Deutschen aspektweise zu 'Nazi-Kindern' wurden.“ (Vogt/ Vogt 1997: 498)

Aber auch bei den Kindern, deren Eltern nicht unmittelbar in die Nazi-Verbrechen verstrickt waren, konstatiert von Westernhagen das „Problem einer zutiefst zwiespältigen Idealbildung“. Die Unsicherheit darüber, was Väter und Mütter in der NS-Zeit getan oder unterlassen, gefühlt und gewusst hatten, ließ die Konturen ihrer Biographien in diesen entscheidenden Jahren ihres Lebens verschwimmen, und damit auch die Bilder, die sich die Kinder von den Eltern machten. (vgl. Von Westernhagen 1987)

#### **V.II.4. Studien**

Die Auswahl der Studien erfolgte aufgrund der Relevanz innerhalb der Forschungslandschaft. Vor allem handelt es sich bei den im Folgenden dargestellten Studien um einige der wenigen, die ihre Erkenntnisse auf eine relativ große Anzahl von Fällen stützen. Einzelfall-Studien, die meist in psychologischen Zeitschriften (Psyche, Psychosozial) veröffentlicht wurden dienen der Ergänzung. Die Studie von Marks wurde herangezogen, da sie versucht darzustellen, wie der NS auf die Psyche des Einzelnen gewirkt hat, was vor allem in Bezug auf die älteren der Untersuchungsgruppe der vorliegenden Arbeit von Bedeutung ist. Die konzeptuelle Arbeit von Jan Lohl kann als Ergänzung zu den empirischen Studien gesehen werden. Die qualitative Studien von Marks und von Schneider et al. werden herangezogen, um nachzuvollziehen, was für die damaligen Jugendlichen am NS so attraktiv war und auf welcher Ebene er wirkte und inwiefern sie sich damit identifizierten und was davon noch übrig blieb.

##### ***V.II.4.a) Kinder der Opfer – Kinder der Täter:innen***

In den USA untersuchte 1980 eine psychoanalytische Studiengruppe erstmals, ob sich seelische Schäden bei Kindern von Täter:innen und Opfern ähnelten. Vor allem ging es in dieser Studie aber um die allgemeine Problematik und schließlich die Bedeutung des Holocaust für die Konflikte und Funktionsweisen der untersuchten Überlebenden und die Transmission traumatischer Erfahrungen auf die nächste Generation. Dazu untersuchten sie mehr als 50 Personen. Hierbei wurden auch einige Fälle von Nazi-Kindern analysiert.

Allgemein stellten sie ebenfalls fest, dass In den mit der NS-Elterngeneration geführten Interviews so gut wie gar nicht über Jüdinnen und Juden gesprochen, sondern sich vor allem an Aufmärsche, Kriegshelden, Gleichheit und Gerechtigkeit, Ordnung und Sauberkeit und den Stolz der Nazis erinnert wurde. Bei der Konfrontation mit den Verbrechen wurde immer wieder beteuert, dass man davon man nichts gewusst, brennende Synagogen nicht gesehen habe (Kestenberg 1995: 13).

Kestenberg diskutiert die Frage, ob das Schweigen tatsächlich auf einen Verdrängungsprozess von Schuldgefühlen zurückzuführen sei (Kestenberg 1995: 15). Sie, Hardtmann und Milton fanden aber in ihren Studien ebenfalls keine Hinweise auf Schuldgefühle und kamen zu dem Schluss, dass das Schweigen nicht aufgrund von Verdrängung, sondern auf Abspaltung, Verleugnung und Projektion zurückzuführen ist. (Kestenberg 1995: 16).<sup>128</sup>

### **1. Verhaftung mit den NS-Idealen der Eltern**

Lutz Rosenkötter geht davon aus, dass die meisten Angehörigen der Nachkommen von Nazi-Täter:innen an den NS-Idealen der Eltern verhaftet blieben und eine Ablösung nicht stattfand (Rosenkötter 1981: 596).<sup>129</sup>

Die überzeugte Gefolgschaft gegenüber dem NS nennt Rosenkötter eine „Korruption des Ich-Ideals“ (ebd.: 211). Die Voraussetzung für die Bildung des eigenen Ich-Ideals und der Ablösung der Eltern sei die Identifizierung mit einem intakten elterlichen Ich-Ideal ist, was wenig Widersprüche beinhalte. Werde dies verhindert durch ein aufgrund von Regression, Hörigkeit und Verleugnung defizientes elterliches Ich-Ideal, habe dies gravierende Folgen, was „als traumatisch im Sinne einer lang einwirkenden Schädigung angesehen werden“ könne (Rosenkötter 1995, 212).

Rosenkötter spricht in diesem Zusammenhang von einer „Charakterpathologie“, die sich „in einer großen Scham-Anfälligkeit und einer mangelnden Fähigkeit, innerlich zu den eigenen Wertvorstellungen zu stehen und sie nachhaltig zu vertreten“ äußere. (Rosenkötter 1995, 212) Dies entstehe vor allem dann, wenn die Eltern sich von den kulturfeindlichen Idealen nicht lösten und die Kinder dadurch innerlich an sie gebunden blieben. Dadurch entstehe eine Loyalitätskonflikt zwischen den gesellschaftlich vertretenen demokratischen Idealen und „der Teilnahme an der unaufrichtigen elterlichen

<sup>128</sup>Katharina Rothe vertritt ebenfalls die These, dass es keine Schuld ist, die abgewehrt wird, sondern sich aus einer narzisstischen Kränkung aufgrund der Verknüpfung von Nation und Verbrechen Scham abgewehrt werde. Demnach werden ebenfalls diese Kränkungen und Abwehrmechanismen an die Nachkommen weitergegeben, Schuld bleibe dauerhaft abgespalten (Rothe, 2009: 285).

<sup>129</sup>Er behandelt in seinem Beitrag „Die Idealbildung in der Generationenfolge“ die Entstehung von Werten beim Individuum. Ausgehend von Freuds „Kulturprozess“ beschreibt er, wie die Kultur auf die psychischen Struktur des Einzelnen, nämlich auf das Ich-Ideal, einwirke. Wird das Ich-Ideal verändert, könne es auch zu einer Änderung der verinnerlichten Gebote und Normen des Über-Ich kommen, welches sich erst aus der Identifizierung mit den frühen Elternbildern, dann mit den Werten und Normen derer ausbildete. Später könne es durch andere Ideale ergänzt oder verändert werden, vor allem als Ablösung von den Primärobjekten in der Phase der frühen Latenz und Adoleszenz. Diese Verinnerlichung könne aber beim Folgen einer Führungsgestalt, auch nur für kurze Dauer, reversibel gemacht werden. Normalerweise werde nachher mit Scham reagiert (Rosenkötter 1995: 209f).

Selbstrechtfertigung.“ (Rosenkötter 1995, 213)

## **2. Nazi-Täter als fürsorgliche Väter?**

Kestenberg diskutiert die Frage, wie es möglich gewesen sei, dass Nazi-Väter einerseits grausame Mörder waren und liebende fürsorgliche Väter und kommt zu dem Schluss, dass die Väter ihren Kindern gegenüber meist unbewusst feindselig eingestellt waren, diese Feindseligkeit aber auf die Jüdinnen und Juden projizierten und so der eine Lebensbereich direkt auf den anderen einwirkte und nicht davon getrennt war. Den Beweis hierfür sieht sie in den Berichten der Interviews, wie die Interviewten als Kinder vernachlässigt wurden, Angst vor den Eltern hatten (Kestenberg 1995: 18).

J. und M. Kestenberg und Amighi gehen davon aus, dass „die Deutschen ihre Kinder mit großer Strenge erzogen und die Nachsicht, die jüdischen Kindern zuteil wurde, ihren Groll weckte“ (Kestenberg 1995: 17). Rosenkötter vertritt ebenfalls die Auffassung, dass Nazi-Täter:innen zu Hause einen harten Erziehungsstil verfolgten und mitnichten fürsorgliche liebevolle Väter waren. Dies verdeutlicht er anhand von zwei Fällen, in denen die Kinder damals von ihren Vätern gedemütigt, mit Härte erzogen und geprügelt wurden. Einer der Männer hatte durch diese Beziehung verlernt, sich über Ungerechtigkeiten zu empören. Er hatte für sich keine verbindlichen Normen finden können, konnte als Resultat seine Position in Konflikten nicht vertreten, war orientierungslos. Auf die Frage, wie er sich bei den Erzählungen über den prügelnden Vater fühlte, reagierte er mit einer intellektualisierten Abwehr (Rosenkötter 1995: 214)

In einem anderen Fall schildert Rosenkötter einen sehr resignierten, depressiven Mann, auf welchen sich die Enttäuschung, die der Vater als junger Soldat durch das NS-System erlebte, was bei diesem zu tiefer Resignation und Hoffnungslosigkeit führte, übertrug, als sich dieser der Studentenbewegung anschließen wollte. Die relativ positive Entwicklung des Patienten erklärt sich Rosenkötter aus der vom Vater zumindest zum Teil geleisteten Trauerarbeit um sein verlorenes Ideal (Rosenkötter 1995: 216).

## **3. Schutz-Faktoren gegen die Übernahme von Antisemitismus**

Coleman beschreibt in „Kind von Verfolgern“ anhand des Falles einer Frau, welche Faktoren sich bei ihr der konfliktfreien Übernahme antisemitischer Haltungen entgegengestellten. Die Patientin wurde von Angst und Depression geplagt und konnte keine langen Liebesbeziehungen eingehen als sie in die Praxis kam. Ihre Mutter war

übergreifend und durch ihr Alter zunehmend von ihr abhängig. Ihr Stiefvater, ein ranghoher Offizier, der noch im Krieg in Russland starb, wurde von ihr stark idealisiert. Sie erlebte mit ihrer lieblosen Mutter und ihrem jüngeren Bruder die Flucht. Zehnjährig, aufgrund einer Aktion einer kirchlichen Organisation in einem anderen Land lebend, wurde sie von ihrer Mutter angehalten, die Gepflogenheiten und Feiertage der Heimat beizubehalten und die der neuen Herkunft zu ignorieren. Die Erinnerung an den Vater und Rituale, die aus dem NS stammten bildeten das Zentrum des Familienlebens. Ansonsten wusste sie nichts über Krieg, NS und Shoah. Hier schloss sie Freundschaften mit jüdischen Kindern und war von deren liebevollen Familien und Religion beeindruckt, was schließlich zum Wunsch führte, konvertieren zu wollen. Nach dem Studium zog sie aus und wurde berufstätig. In dieser Zeit verstärkten sich ihre Symptome. Die Analyse zeigte den Mechanismus, mithilfe dessen die Patientin das Wissen der Beteiligung ihrer Familie und Schuldgefühle abwehrte: Verdrängung, Verleugnung, Isolierung und Verkehrung. Sie wuchs in einem Milieu auf, in dem niemand Schuldgefühle hatte und war sich bewusst, dass sie auch so hätte werden können, wäre sie voll mit Vater und/oder Mutter identifiziert (Coleman 1995).

Vor allem die Tatsache, dass die Väter (leiblicher als auch Stief-) gestorben, Deutschland „besiegt“ wurde und das Aufwachsen in einem anderen Land habe ihre kindliche Welt erschüttert, die elterliche Omnipotenz als Quelle der Geborgenheit in Frage gestellt und eine ungebrochene Identifizierung mit den Eltern verhindert, auch wenn die Mutter sich aktiv um die Aufrechterhaltung der nationalsozialistischen Werte bei ihrer Tochter bemühte. (ebd. )

Die unbewussten Identifizierungen mit den „Nazi-Gestalten“ waren in Symptome verflochten, die sich durch aktuelle Konflikte entwickelt hatten, traten aber auch in Form von zu Beginn der Analyse ich-syntone Charakterzügen zutage. Coleman geht davon aus, dass diese Identifizierungen in einem dies billigendem Milieu ihre volle Wirkung hätte entfalten können (Coleman 1995: 237).

„Wenn diese Möglichkeiten für diese Patientin bestanden, kann man sich nur fragen, wie das psychische Gleichgewicht der Kräfte bei jenen Personen beschaffen sein mag, die kein Elternteil verloren haben, nicht aus Deutschland emigriert sind und keine Gelegenheit hatten, sich mit Juden anzufreunden. Denn wenngleich vieles an diesem Fall auf ein beachtliches und Hoffnung weckendes Potential des menschlichen Geistes verweist, sich über die Umweltverhältnisse zu erheben, führt er uns dennoch in vielerlei Hinsicht überzeugend vor Augen, dass die dunklen Kräfte, die den Holocaust verursacht haben, einer neuen Generation durch Identifizierung weitervermittelt werden, welche die kindliche Entwicklung und die Zähmung primitiver Triebe

tiefgreifend beeinflussen.“ (Coleman 1995: 236)<sup>130</sup>

#### 4. Symptome der Täter:innen-Kinder

Hardtmann (1995) analysierte fünf Fälle nach dem Krieg geborener Personen, anhand welchen sie die Auswirkungen des NS beobachten konnte. Die Eltern dieser Personen waren alle überzeugte Nazis gewesen. Alle Kinder erklärten sich als entschiedene aktive Antifaschist:innen. In deren Träume tauchten Uniformen und Embleme des NS auf und für alle spielte die Symbolik der Stiefel eine große Rolle<sup>131</sup>, auf ihre Fragen nach der NS-Vergangenheit der Eltern bekamen sie Schweigen oder distanzierte Erzählungen als Antwort, nicht aber Berichte über eigene Beteiligung. Teilweise hatten die Eltern ihren Namen, Wohnort und Beruf gewechselt, um die Spuren zu ihrer NS-Involviertheit zu verwischen. Es blieben aber verschiedenste Dinge und „mentale Spuren“, die sich zum Beispiel in Form von Witzen über Jüdinnen/Juden zeigten, zurück. Träume über den NS konnten von alltäglichen Dingen ausgelöst werden. Hardtmann sieht eine Parallele zu dem Verhalten der Eltern, wenn deren Nachkommen sich in der Analyse mit diesen Träumen dann nicht auseinander setzen wollten (ebd.: 142).

Als typische Symptome dieser Personen beschreibt Hardtmann psychosomatische Beschwerden, Schlafstörungen, Alpträume, Konzentrationsunfähigkeit, Störungen der Ich-Funktionen, leichte Reizbarkeit, Depressionen, Unruhe, Initiativlosigkeit, ständige Angst aufgrund der Unfähigkeit, sich selbst und andere realistische einschätzen zu können und die Neigung, sich Illusionen zu machen.

„Sie fühlten sich wie „Fremde im eigenen Haus“, fremd in ihrer Seele und ihrem Körper, oder erlebten sich nur als ‚Haut und Knochengestalt‘, ohne innere Substanz und Kern des Selbst.“

---

<sup>130</sup>Cloer nennt dies „distanzschaffende Schlüsselerfahrungen“ (Cloer 1999: 184), dies sind Widerspruchserfahrung als eine wichtige Voraussetzung für Distanzfindungsprozesse. Indoktrination könne nur dann erfolgreich sein, wenn keine Widersprüche und Ambivalenzen vorhanden seien. Erziehung als „bi-subjektive Tätigkeit“ einer mit einer Intention vermittelten und einer aneignenden Instanz. Sozialisation und Erziehung entfalten sich immer in einem dialektischen Spannungsverhältnis von Präsentation und Aneignung. Die vermittelnde Generation präsentiert im edukativen Prozess eine bestimmte Ordnung der Lebenswelt, eine bestimmte Deutung von Struktur und Kultur. Unter bestimmten Bedingungen wie der Formationserziehung hat die Aneignung aber eine untergeordnete Rolle. (Cloer 1999: 179) Wenn keine Widerspruchserfahrung, kein „Anstiften zum Zweifel“, dann ist Indoktrination erfolgreich. (Cloer 1997: 68) „Indoktrination konnte dann erfolgreich sein, wenn die personengebundenen, institutionenbezogenen und die Wirkungsfaktoren des ideologischen Systems im Sinne des erziehungswissenschaftlichen Konzepts kohärent gearbeitet haben und dem Heranwachsenden darüber hinaus Widerspruchs-, Ambivalenz-, und distanzschaffende Schlüsselerfahrung vorenthalten geblieben sind.“ (Cloer 1999: 184)

<sup>131</sup>Interessanterweise waren es für diese Patien:innen mitnichten Symbole für Stärke, Überlegenheit oder Brutalität, sondern schwacher Männlichkeit, verletzter Stolz und Eitelkeit und Schutz vor Berührung mit Schmutz. (ebd.: 253)

(ebd.: 243)

Ihre Patient:innen waren alle pünktlich, zuverlässig, „formelhaft“ höflich, mit starrer Mimik und Gestik und „traurigen Kinderaugen“. Sie selbst fühlte sich von ihnen ignoriert und erlebte sie als äußerst destruktive Personen, die keine ihrer Deutungen annahmen. Sie erklärt dies aus der Angst, in der Analyse unterlegen, hilflos und ausgeliefert zu sein und daher die Analytikerin wie nicht lebend behandeln mussten.

Diese Patient:innen hatte als Kinder nie Situationen erlebt, in denen es um Leben und Tod ging und trotzdem schienen sie wie Menschen, die sehr früh im Leben eine solche Erfahrung gemacht hatten, träumten sie doch auch ständig von Gewalt, Triumph des Starken, Hilflosigkeit und Vernichtung. Konflikte mussten häufig auf eine rigorose Weise gelöst werden, da die Fähigkeit, Spannungen und Widersprüche auszuhalten, sehr gering ist, was sie auch schon bei den Eltern erlebten. In den Familien wurden wurden verleugnet, totgeschwiegen und nach außen war man immer einer Meinung.

Hardtmann kommt zu dem Ergebnis, dass im Gegensatz zu den Täter:innen und Mitläufer:innen, die aus Angst schwiegen vor äußeren Angriffen, schwiegen die Kinder eher aus Scham und übernommenen Schuldgefühlen.

## **5. Narzisstischer Missbrauch**

Die Nazi-Eltern hatten sich alle einem idealisierten Objekt unterworfen. Auch nach 1945 gaben sie ihr illusionäres Weltbild nicht auf, wechselten nur teilweise die Ideologien. Was blieb, war, so Hardtmann, „eine perverse Lust am Unlustvollen, zu unterwerfen und unterworfen zu werden, zu missbrauchen und sich missbrauchen zu lassen“.<sup>132</sup> Ihre Kinder missbrauchten sie als Selbstobjekt und zur Erweiterung ihres Größenselbst.

So seien die Kinder also für die Entlastung zur narzisstischen Regulation der Eltern benutzt und durch die Projektion der ungewollten Anteile außerdem als bedrohlich erlebt worden. Als Individuen waren diese gefährlich, da sie die Illusion der Eltern in Frage stellten. Sie waren mit den Eltern untrennbar verbunden und entwickelten unrealistische und unerreichbare Ich-Ideale. Auf der anderen Seite aber auch destruktive, grausam und strafende Über-Ich-Strukturen, wenn sie den Ansprüchen des Ich-Ideals nicht genügten. Die Eltern wurden zu wütenden Verfolgern, wenn sich die Kinder der allmächtigen

---

<sup>132</sup>Eine Patientin musste sich selbst noch den elementarsten Bedürfnissen der Mutter unterordnen, beim Schlafen und Essen. Tat sie das nicht, bekam sie Vorwürfe, was sie bis heute in vielen Situationen zu einer sehr hilflosen Person machte, die unter Schlafstörungen litt.

Kontrolle zu entziehen versuchten oder diese in Frage stellten. Daher haben die Eltern sie bekämpfen müssen, um ihr narzisstisches Gleichgewicht nicht zu gefährden. (Hardtmann 1992: 42) Hardtmann spricht von „psychischem Kannibalismus“ und meint damit ein „parasitäres“ Verhältnis von Eltern ihren Kindern gegenüber, die dadurch in ihrer Entfaltung behindert werden (Hardtmann 1995: 240). Die Loyalität zu den Eltern sei dann stärker als der Selbsterhaltungswunsch, wie sie es in Analysen beobachten konnte.<sup>133</sup>

Hardtmann spricht von einer „Infiltrierung“ der Psyche der Kinder durch die Nazi-Ideologie der Eltern (Hardtmann 1995: 241).<sup>134</sup> Je rücksichtsloser der Missbrauch der Eltern gewesen sei, desto größer das Bedürfnis der Patienten, sich in Illusionen zu flüchten, um die Demütigungen, die Kränkungen, die Hilflosigkeit nicht wahrhaben zu müssen (Hardtmann 1995: 246f). Die Illusionen schützten vor der Wahrnehmung dieses Missbrauchs, aber nicht vor dem Eindringen der narzisstisch gestörten Primärobjekte in ihre strukturbildenden Subjekt-Objekt-Repräsentanzen, so Hardtmann (ebd.: 260).<sup>135</sup>

Lebten die kindlichen Phantasien von Größe, Allmacht und Omnipotenz im Ich-Ideal weiter, werde das reale Selbst im Vergleich damit als unwert erlebt. Durch eine illusionäre Verbundenheit mit einem idealisierten Selbst, könne die durch diese Diskrepanz

---

<sup>133</sup>Wieder eine andere Patientin hatte in ihrer Familie eine starke Tabuisierung von Themen um Krankheit, Sterben und Tod und Schwäche im Allgemeinen erlebt, was auch bei ihr, einer Ärztin, zu einer großen Vermeidung dieser Themen führte. Diese Familie hatte sich viele Methoden geschaffen, um die Illusion der Unsterblichkeit vor der Realität zu bewahren. „Sterben war eine Niederlage, die man nur narzisstisch, aber nicht trauernd verarbeiten konnte.“ (ebd.: 249). Als sie selbst als Kind schwer krank wurde, litt sie darunter doppelt, das es dafür in der Familie keinen Raum gab. Sie flüchtete sich in Illusionen und Tagträume von sich als Fee oder der Welt im Kriegszustand. Diese Patientin musste lernen, sich mit ihren Schwächen, Fehlern und Bedürftigkeit anzunehmen, was für sie extreme Schwierigkeiten bereitete. Als sie sich von ihrer Mutter zu lösen begann, reagierte diese paranoid.

<sup>134</sup>Auf die Frage, warum sie sich so intensiv mit der Vergangenheit auseinandersetze, antwortet von Westernhagen unter anderem, dass es „um narzisstische Phantasien von Größe und Kampf, um meine Eitelkeit im Schreiben in der 'unerbittlichen' Auseinandersetzung, worin ich Vater und Mutter als Kämpfer und Durchhaltende fortführe. Mein Vater hat ihr (...) nichts hinterlassen als sein Kämpfer- und Heldentum; also wuchere ich mit diesem Pfund. Dieser Zug ist am wenigsten neutralisiert. Als wäre ich mit 'gepacktem Affen' auf einem nicht endenwollenden 'Reichsgepäckmarsch'.“ (von Westernhagen 1987: 179)

<sup>135</sup>Sie berichtet von einer Patientin, die bei einem viel zu späten Erscheinen zu einer Sitzung davon ausging, die Analytikerin könne sich den Grund für die Verspätung doch denken und so tat, als wäre nichts gewesen und sehr wütend reagierte als die Analytikerin dies ansprach. Die Patientin ging, so Hardtmann, von einer Illusion aus, einer inneren Realität, die Analytikerin von einer äußeren. Diese Patientin sei von ihrer Mutter ignoriert und wochenlang alleine bei Verwandten gelassen worden, hatte bekam von ihr keine eignen Existenz zugesprochen. Die Patientin versuchte auf verschiedenste Weise, ihre Mutter zu „beseelen“ als Versuch, die Illusion der liebenden Mutter aufrechtzuerhalten, um dem Schmerz nicht wahrnehmen zu müssen. (ebd. 245) Mit dieser Illusion habe sie sich ihr psychisches Überleben, Vertrauen und Sicherheit ermöglicht und sich von Objektbeziehungen unabhängig gemacht. Von der Analyse habe sie eine Bestätigung ihrer Illusionen erwartet und reagierte aggressiv, wenn dies nicht geschah. „Sie hatte sich verhalten wie ein Gratwanderer, der sich im Nebel sicher fühlt, weil er die Abgründe nicht sieht, die seinen Weg säumen, und erschrickt, wenn sich der Nebel plötzlich lichtet.“ (ebd., 246) Diese Patientin konnte ein starkes Gefühl von Sicherheit empfinden, obwohl ihre Mutter extrem unzuverlässig gewesen war, sie missbraucht und beraubt hatte. Sie selbst zog daraus den Schluss, dass die Mutter wohl doch Sicherheit gegeben haben muss. Hardtmann erklärt dies aber aus der besonderen Verteidigung der Illusion bei einer drohenden Gefahr, zerstört zu werden.

entstehende innere Spannung abgemildert werden.

„Gewöhnlich erzeugen jedoch die wahnhaften Größenvorstellungen quälende innere Spannungen und mobilisieren projektive und illusionäre Abwehrmechanismen, um das Unmögliche zu versuchen: eine Brücke über den Abgrund zu schlagen, der das Ichideal und das reale Selbst trennt.“ (Hardtmann 1995, 258)

Der Konflikt, der, ursprünglich ein äußerlicher, internalisiert wurde und wieder externalisiert werden kann, werde dann als Heilung empfunden, stelle aber nur eine Symptom- und keine wirkliche Heilung dar, auf Kosten einer anderen Person. Hardtmann spricht von einem „Kampf ums Überleben“ und meint damit den Kampf um das Überleben von Anteilen des Selbst. Die Angst vor dem Verfolger in jeder Phase der Separation und Individuation brachte die Patient:innen in einen Konflikt sowohl mit den äußeren als auch denn verinnerlichten elterlichen Objektrepräsentanzen.

Diese Personen haben sich von einer „inneren Aushöhlung ihrer Struktur nur dann bewahren“ können, wenn sie auch die Schwächen der Eltern sehen und sich distanzieren konnten. Hardtmann bezeichnet all diese Patient:innen als im Sinne Keilsons (siehe Kapitel III) sequenziell traumatisiert in frühester Kindheit. In der Gegenübertragung habe sie sich selbst wie die Kinder damals gefühlt – hilflos, abhängig, gedemütigt, gekränkt, missbraucht. Die Patient:innen wollten dies nicht wahrhaben und verstrickten sich dadurch in unlösbare Widersprüche, so Hartmann. Es dauerte oft Jahre, bis Patient:innen mit ähnlichem Schicksal ihre Eltern in einem einigermaßen realistischen Bild sehen konnte. (ebd. 246)<sup>136</sup>

#### **V.II.4.b) „Verleugnet, verdrängt, verschwiegen“**

Der Psychotherapeut Müller-Hohagen kam aufgrund seiner langjährigen Erfahrung in einer Erziehungs- und Familienberatungsstelle im München und aus der psychotherapeutischen Praxis in Dachau, wo er etwa 1500 Familien und Einzelklient:innen betreute, zu sehr ähnlichen Ergebnissen. Von den Klient:innen, die seine Beratungsstelle im Jahr 1988 aus unterschiedlichen Gründen aufsuchten hatte fast die Hälfte eine familiären NS-Vergangenheit (Müller-Hohagen 2005: 14)

Zentral ist in seinen Arbeiten der wechselseitige Charakter der Weitergabe und die

---

<sup>136</sup>Ein anderes Anzeichen dafür, wie wenig diese Personen von den Eltern getrennt waren, zeigt sich, so Hardtmann in dem Versinken der Zeitebenen. Sie lebten vor allem in der Vergangenheit mit den Eltern. Hardtmann nennt es einen „illusionären Kosmos“ einen „Als-ob-Kosmos“, in dem sich die Patient\_innen bewegten. „Das Böse, das sie außerhalb ihres Selbst suchten und bekämpften, saß weder im Selbst noch im Nichtselbst, sondern in der Destruktivität von inneren und äußeren Objektbeziehungen, und überschattete auch noch die phantasierte Beziehung zu den ungeborenen Kindern.“ (ebd.: 261)

Komplizenschaft. Das "Erbe" laufe nicht ohne aktive Beteiligung der Nachkommen ab. (ebd. 14) Einerseits seien sie, so Müller-Hohagen, missbraucht worden, andererseits haben sie sich aber zugleich "von Anfang an Einstellungen unserer Missbrauche zu eigen gemacht" (Müller-Hohagen 2002: 13).

Müller-Hohagen beschreibt einige Grundmuster, die in vielen Familien mit NS-Vergangenheit vorfand: Es handelte sich um meist sehr angesehene Familien, Männer in beruflichen Stellungen mit hoher sozialer Ausrichtung, die aber mit schweren Eheproblemen, wo Trennung und Scheidung nur schwer möglich war und es von Seiten der Männer kaum eine Bereitschaft zu Beratung gab, Delegation an die Frauen (ebd.: 119). Die Frauen hatten ein hohes Maß an Selbstkritik und sprachen nur zögerlich die negativen Seiten der Männer an und die von ihnen ausgeübte Gewalt: Misshandlungen, Betrug, Verdrehen der Wirklichkeit, Verückt-erklären der anderen Familienmitglieder. Die Männer ihrerseits hatten meist eine eigene Biographie mit Traumatisierungen, Verlassensein, die sie aber nicht thematisierten, sondern beiseite geschoben wurden. Härte und Erfolg, soziales Ansehen waren das Wichtigste. Es zeigten sich häufig enge Bindungen zur Herkunftsfamilie bei gleichzeitiger Abwehr der heutigen Familie. (Müller-Hohagen 1994: 119)<sup>137</sup> Zwischen den Nachkommen und ihren Eltern und Großeltern, aber auch zu eigenen Kindern, Partnerinnen und Partnern, Freundinnen und Freunden zeige sich eine tiefe Störung im Dialog, was zu Verlassen- und Abgeschnittensein führe. (Müller-Hohagen 2005: 111f)

### **1. Abwehr von Schuld**

Müller-Hohagen beschreibt, ähnlich wie Kestenberg et al., wie gegenüber den Nachkommen mit der Schuld im NS-Kontext umgegangen wurde. Durch Verschweigen, Verleugnen, Verdrängen, Täter-Opfer-Umkehr sei die Schuld de-thematisiert, auf die Kinder projiziert und diesen mit Gewalt gedroht worden. Dies sieht Müller-Hohagen als symptomatisch für Familien nach 1945.

---

<sup>137</sup>Er bezieht sich auf die Charakterisierung von M. Scott Peck Typs von Persönlichkeitsstörung. Hier seien neben Leugnung von Verantwortung durchgehend destruktives, anschuldigendes Verhalten, übermäßige Unverträglichkeit gegenüber Kritik und anderen Formen narzisstischer Kränkung, auffällige Sorge um öffentliches Ansehen und Selbstbild der Achtbarkeit, was einerseits die Lebensweise stabilisiert, andererseits aber auch zur Vorspielung falscher Tatsachen und zur Leugnung von Hassgefühlen oder Rachemotiven führt, intellektuelle Unredlichkeit. (Müller-Hohagen 1994, 120) All diese Symptome finde er in den Familien wieder. Er nennt es das „psychologische Zentrum menschenfeindlicher, wirklich böser 'Normalität'“. (Müller-Hohagen 1994, 121) Hier könne die Normalität nur erhalten werden, indem andere abgewertet werden und geschädigt. Diese Gnadenlosigkeit zeige sich am meisten darin, wie andere zum Sündenbock gemacht werden. (Müller-Hohagen 1994, 121)

„Die Unklarheit, das Beschwichtigen, die Doppelbödigkeit und das Verleugnen eigener Schuldbeteiligung auf Seiten der Älteren führten dazu, dass es die Kinder waren, in denen sich Schuldgefühle festsetzten.“<sup>138</sup>

Das Nicht-Wahrnehmen von Schuld auf Seiten der Eltern habe außerdem zur Parentifizierung der Kinder geführt. Die Kinder seien dazu „missbraucht“ worden, sich selbst als unschuldig sehen zu können, indem durch erzählte und geglaubte Geschichten gemeinsam eine Konstruktion der Vergangenheit ohne Schuld zu errichten. Dies habe bei den Nachkommen zu Symptomen wie diffuser Angst, überzogener 'Sachlichkeit' als Folge der Abwehr dieser Angst, unbewusstem Ausagieren der elterlichen Schuldaspekte, irrationalen Schuldgefühle, Parentifizierung als durchgängige Verfassung, also übermäßiges Sorgen für andere, gerade auch für „Höhergestellte“, was mit einer gleichzeitigen ungenügenden Sorge für die eigene Person einherging, geführt. Dies wiederum habe zur Folge gehabt, dass sie Ressentiments gegenüber Menschen, die es scheinbar besser haben, ausbildeten und diese dann wiederum zu „Sündenböcken“ machten. Dazu sei ein auch ansonsten schwieriger Umgang mit Schuld in anderen Kontexten wie Partnerschaft und mit den eigenen Kindern gekommen. Des Weiteren beobachtete Müller-Hohagen, wie auch schon Kestenberget al. eine Desorientierung im ethischen Bereich und generelles fehlendes Vertrauen in Mitmenschlichkeit (Müller-Hohagen 2005: 198f).<sup>139</sup>

## **2. Phantasie und Täter-Opfer-Umkehr**

Das von den Eltern Verschwiegene könne nicht mehr direkt entziffert werden, bleibe aber als „Leerstelle“ psychisch wirksam als etwas „Unheimliches“, „Diffuses“. (Müller-Hohagen 2005: 165) Nachgeborene, so Müller-Hohagen, trügen „das Verborgene“, das, was von der Familiengeschichte im Dunkeln liegt, aus. (Müller-Hohagen 1994: 29) Inhalte des Verschwiegene zeigten sich bei den Nachkommen auf unterschiedliche Weise, kämen der realen verschwiegenen Vergangenheit der Eltern erstaunlich nahe und bezögen sich auf die Täter:innenanteile, die aus dem Bewusstsein ferngehalten werden (Müller-

---

<sup>138</sup>Diese Schuldgefühle nennt Eickhoff (1986) sich auf Freud beziehend „entlehnte unbewusste Schuldgefühle“, handele es sich doch nicht um die ursprünglich eigenen. So beschreibt Alexandra Senfft ihre Schuldgefühle, wenn sie versuchte die alkoholabhängige Mutter nach ihrem Großvater, Hanns Ludin, zu fragen: „Zwangsläufig musste ich mich schuldig fühlen, wenn ich ihre seelischen Wunden berührte (...). Sie hatte das Tabu mit Leiden geschützt.“ (Senfft 2012: 139)

<sup>139</sup>Giordano bezeichnete das Vertuschen der Verbrechensbeteiligung als „Zweiter Schuld“, die auch auf die Nachkommen bezogen sei. „Heute, mit der riesigen Erfahrung von vier Jahrzehnten, kann gesagt werden, dass die hartnäckige Verweigerung aus Angst vor Selbstentblößung eine Mehrheit der alten und älteren Generationen nach dem Zweiten Weltkrieg weit stärker motiviert hat als das Wohl ihrer Kinder.“ (Giordano 1987: 11) Müller-Hohagen spricht von einer „dritten Schuld“, die darin bestehe, dass die Nachkommen das Verschweigen, Verdrängen, Verleugnen fortführen und damit in einer „transgenerationellen Komplizenschaft“ verharren. (Müller-Hohagen 2005: 197)

Hohagen 1994: 2005). In einigen Szenen beschreibt Müller-Hohagen, wie die Kinder oder auch Enkel-Kinder von Nazis zum Beispiel in Bildern oder auch in konkreten Aktionen etwas ausdrückten, was sie auf einer bewussten Ebenen nicht wissen konnten. (Müller-Hohagen In Berichten von Klient:innen blieben des öfteren Täter:innen- und Opfer-Seite unklar seien, bzw. umgekehrt würden. In den Familien hätten die Nachkommen nur Geschichten über die Leidensgeschichten ihrer Eltern/Großeltern zu hören bekommen, ohne dass deren Involviertheit in den NS dabei thematisiert worden wäre, eine „außerordentlich wirksame Art der Mystifikation und Vernebelung“, so der Therapeut (ebd.: 64). Diese Umkehr sei als einer der zentralen Vorgänge anzusehen, wie Schuld geleugnet würde.<sup>140</sup>

Eine große Problematik entstehe aus der Situation, dass es in den meisten Familien keine Klarheit über die Verwicklung ins NS-System gebe. Das generelle historische Wissen über diese Zeit führe nicht zu einem Wissen über die eigene Familie. Dies bleibe voneinander getrennt (vgl. ebd.; Welzer et al. 2009).

### **3. Loyalität, Komplizenschaft und Delegation**

Müller-Hohagen beschreibt, dass das Thema der Loyalität für Nachkommen von Nazi-Täter:innen aufgrund der besonderen Beziehungsdynamiken eine stärkere Bedeutung als in Familien ohne diesen Hintergrund habe. Er erörtert, wie für viele seiner Klient:innen die größte Schwierigkeit in der „tief reichende(n) und kaum auflösbare(n) inneren Verknüpfung mit den elterlichen NS-Tätern“, läge, deren mit starken Schuldgefühlen behaftete Auflösung er als außerordentlich schwierig beschreibt. Wurmser folgend betont er Loyalitätskonflikte als Quellen schwerer neurotischer Störungen und Spaltungsvorgänge. Die Konflikte ergeben sich demnach aus frühen Loyalitätsverpflichtungen, „deren Erfüllung und oder Verletzung über Leben und Tod entscheiden können“ (Müller-Hohagen 1994: 45).

Die Funktion des Über-Ichs als Treue und Gehorsam schaffende Instanz müsse in diesem

---

<sup>140</sup>Die Täter-Opfer Umkehr war dabei schon eine gängige Methode während und vor allem kurz nach dem 2.WK, wie Kaminer (1997: 387) anhand von eindrücklichen Beispielen zeigt „Ich muss sagen, daß unsere Männer, die daran teilgenommen haben, mehr mit ihren Nerven runterwaren als diejenigen, die dort erschossen werden mussten.“, so Paul Bobel, der die Massenerschießungen von fast 34.000 Juden in Babi Jar befehligt hatte. Bei den Nachkommen führe dies zu einer tiefen Verwirrung (Müller-Hohagen 2005: 147). Gemeinsamkeiten, die eine solche Umkehr begleiteten, seien ein „Kreisen um die eigene Sicht, fehlender Dialog, extreme Besserwisseri, Hochstilisieren zu einer Figur exklusiver Wirklichkeitserkenntnis und Anwerben zur Komplizenschaft“ (ebd., 65f). Typisch sei auch ein Kontaktabbruch bei der Thematisierung bzw. Kritik dieser Umkehrung (ebd. 70). Im Nationalsozialismus wurde früh eingeübt, so Müller-Hohagen, sich als Opfer zu sehen und war Teil der Ideologie und Programmatik. Dies finde sich häufig auch noch bei den Kindern und Enkeln wieder (ebd. 71).

Zusammenhang ebenso in Betracht gezogen werden wie die der Strafenden (ebd.: 46). Durch die Verinnerlichung der frühen Beziehung komme es ebenso zur Treue mit den elterlichen verinnerlichten Werten, deren Einhaltung als "Ehre" gelte. Die Verletzung dieser Treue erzeuge Schamgefühle.<sup>141</sup> (ebd.: 45) Loyalität sei somit etwas zwischen den Familienmitgliedern "Hergestelltes", was eine aktive Beteiligung der Kinder beinhalte (ebd.: 54).

In einem Fall beschreibt er, wie eine seiner Klientinnen den Vater entlastete und sich selbst unbewusst bestrafte. Diese Frau sei sehr mit ihrem Vater identifiziert gewesen, habe ihn idealisiert, negative Seiten verleugnet und sich selbst zugeschoben. In der Familie herrschten „eiserne Grundsätze“ des Zusammenhalts und das Abweichen damit erzeugte bei der Patientin diffuse Schuldgefühle, Schmerzen und Ängste. Je mehr sie versuchte, ihn in Frage zu stellen, desto unerträglicher wurde ihr Selbstbild, was sich in Form von Schuld-Gefühlen gezeigt habe (ebd.: 163). In diesem Zusammenhang thematisiert Müller-Hohagen auch ihre Komplizenschaft und dass, wenn sie meinte, „Nazi-Anteile“ an sich entdeckt zu haben, sie ihr Verhalten sofort ins Gegenteil kehrte und auf keinen Fall aggressiv sein wollte. Dadurch, dass sie sich selbst schuldig fühlte, musste sie nicht nach der Wahrheit über die Eltern fragen und die Eltern kritisieren. Sie übernahm, so Müller-Hohagen, tatsächlich vieles von den Eltern, richtete es aber gegen sich selbst. Ebenso wie Täter:innen-Anteile übernahm sie auch die „Vernebelungsstrategien“ der Eltern. (ebd.: 168) Müller-Hohagen nennt dies den „Mechanismus der Stellvertretung“ (ebd.: 164). Die Schuld- und Verbrechensbeteiligung werde mit vertuscht (ebd.: 165).

Mit dem Konzept der "Delegation" wird auf den Anteil der Eltern an der Loyalitätsherstellung fokussiert. Ein delegiertes Kind könne sich nur bis zu einer gewissen Grenze von den Eltern entfernen. Der oder die Delegierte habe Aufgaben für die Eltern zu erfüllen, wie z.B. die Abwehrorganisation aufrechtzuerhalten, das Ich schützen und Konflikte und Ambivalenzen von den Eltern fernhalten solle. Für die Eltern Unerfülltes, Unerledigtes soll von den Kindern ausgeführt werden (ebd.: 55). Das Über-Ich des Kindes mobilisiere Aggressionen gegen das Ich, wenn die Loyalität gebrochen wird und dies

---

<sup>141</sup>Helen Block Lewis (vgl. Block Lewis 1971) war der Auffassung, dass Scham und Schuld eine ähnlich hoch strukturierte Über-Ich-Funktion haben. Die Identifikation mit dem bedrohenden Elternteil bringe Schuldgefühle hervor, die Identifikation mit dem geliebten oder bewunderten Ich-Ideal dagegen Stolz oder Scham. Scham sei eine unvermeidliche menschliche Antwort auf den Verlust der Liebe, ob in Kindheit oder Alter. Das Kind interpretiere Trennung als Zurückweisung. Diese werde wie der Verlust des eigenen Selbst empfunden.

werde dann als Schuldgefühl wahrgenommen (Müller-Hohagen 2001: 89).<sup>142</sup>

Das „Vernebeln“ sei Ausdruck der „Identifikation mit der Macht“ (ebd.: 88)

„Es ist eine moralisch bedenkenlos auf die 'höheren Mächte' ausgerichtete seelisch-geistige Grundorganisation. Nicht die konkreten Menschen mit ihren Bedürfnissen und Leiden, ihren individuellen Eigenheiten werden gesehen, sondern zuallererst die 'höheren Zwecke'. Ihnen hat sich alles unterzuordnen.“ (Müller-Hohagen 1994: 92)<sup>143</sup>

Die Identifikation mit der Macht sieht er als Voraussetzung für die „Normalität“, die vielen Täter:innen zugeschrieben wurde und wird. Er sieht sie in einer Tradition einer „Umkehrung von real erfahrener Ohnmacht in 'pflichterfüllende' Ausübung von Macht“. (Müller-Hohagen 1994, 93)<sup>144</sup>

## 5. „Nähe und Horror“

Müller-Hohagen weist auf den Zusammenhang von Nazi-Vergangenheit und sexuellem Missbrauch hin, den er bei seinen Klientinnen in einigen Fällen mitbekam (Müller-Hohagen 1994: 220ff). Die NS-Täter:innen und Mitläufer:innen hätten 1945 mit ihrer Gewalt weitergemacht. „Und zwar besonders im 'Schoß der Familie“ (Müller-Hohagen 2001: 98) Nach außen hin seien sie angepasst gewesen, aber die Kinder waren ihnen ausgeliefert, wurden bedroht, mehr oder weniger subtil.

„Viele Nachkommen haben dies gleichsam mit der Muttermilch aufgenommen, sind – mit oder ohne Schläge – aufgewachsen in einer ungreifbaren, aber gleichwohl spürbaren Atmosphäre tödlicher Drohungen, dies von den gleichen Menschen, die mehr oder weniger liebevolle Eltern und Großeltern waren.“ (Müller-Hohagen 2005: 110)

Er berichtet beispielsweise von einem Fall einer Frau, dessen Großvater sie missbrauchte und als sie sich dem Vater anvertraute, er ebenfalls damit begann. In der NS-Zeit hatte er eine hohe Stellung und war aktiv am Vernichtungsprozess beteiligt. Auch nach 1945 hatte

---

<sup>142</sup>Müller-Hohagen beschreibt, an Anna Freuds Konzept der „Identifikation mit dem Angreifer“ anknüpfend, wie diese Form der Identifikation eigenen Ohnmachtsgefühle entgegenwirken und umkehren kann. Die Angst werde dann schließlich durch die Angleichung an die gefürchteten Person gebannt. Dabei könne sich Wut gegen den Angreifer auch gegen das eigene Selbst richten. (ebd: 78) Die Identifizierung mit dem Angreifer bringe die Projektion der eigenen Schuld mit sich. Die Autorität werde introjiziert und eigene „verbotene Regungen“ nach Außen projiziert, was zu einer Intoleranz gegen diese Außenwelt führe und das Selbst geschont werde. Was verurteilt werden soll, werde gelernt, dabei aber keine Selbstkritik geübt. „Das Wüten gegen den Schuldigen in der Außenwelt dient ihm als Vorläufer und Ersatz des Schuldgefühls. Es steigert sich automatisch, wo die Selbstwahrnehmung der eigenen Schuld sich steigern will.“ (A. Freud zitiert nach ebd: 78)

<sup>143</sup>Er beschreibt den Fall von Herrn D., nach dem Krieg geboren, der seine Identifikation mit der Idee des großdeutschen Reiches, mit der „Kraft und Macht“ Deutschlands, mit „höheren Mächten“ nie aufgegeben hatte. (Müller-Hohagen 1994, 92)

<sup>144</sup>„Die Identifikation mit der Macht, als Kind wohl eine Überlebensstrategie, aber als Erwachsene doch eine persönliche Entscheidung.“ (Zitat einer Patientin aus ebd. 94)

er eine hohe Funktion inne. Während er sie missbrauchte, erklärte er ihr den „Wert der Internierungslager“ (Müller-Hohagen 2001: 89)

Schutzlosigkeit und häufig emotional kalte Mütter boten keine andere Möglichkeit, als den missbrauchenden Vätern nahe zu sein, sich mit ihnen zu identifizieren, zu vergöttern, ihn dadurch zu schützen und sich selbst nahezu dadurch zu „vernichten“ (Müller-Hohagen 1994: 210).

Müller-Hohagen beschreibt, wie sich in seinen behandelten Fällen häufig Nähe und Horror verband. Einer seiner Klientinnen beschreibt, wie die einzige Erinnerung an Wärme die sei, wie sie bei ihrem Vater sonntags auf dem Schoß gesessen habe und er aus seiner Zeit als Soldat vom Krieg erzählte. „Sie erinnert sich genau: eine Mischung aus Wärme und ersehnter Nähe einerseits und einem Horror angesichts des Vernommenen, der sie erstarren ließ.“ (Müller-Hohagen 2005: 71).

Eine häufige Dynamik fand er in Familien mit einer NS-Vergangenheit der Väter vor: Die Töchter zeigten eine enge emotionale Bindung an diese, während die Mütter eher „in kalter Distanz“ blieben. Nach Müller-Hohagens Einschätzung ging dies über eine ödipale Konstellation in seiner Ausprägung weit hinaus (Müller-Hohagen 2005: 94).<sup>145</sup>

Eine seiner Klientinnen beschreibt ihre Beschäftigung mit ihrer eigenen Geschichte folgendermaßen:

„Ich habe mich in dieser Entscheidung nie als frei empfunden, insofern als man wirklich einen Riesenpacken mitbekommt, und man hat die Wahl, ihn aufzumachen und dem Anblick standzuhalten oder ihn als 'Nebel', Lügen und zerstörende Wiederholungsdynamik mitzuschleppen.“ (ebd.: 184)

#### **V.II.4.c) „Die Last des Schweigens“**

Dan Bar-On, Professor für Psychologie und Therapeut, begann Mitte der achtziger Jahre die moralischen und psychologischen Nachwirkungen des NS auf die Kinder von Täter:innen zu erforschen, nachdem er seit den 70er Jahren als klinischer Therapeut mit Überlebenden gearbeitet und sich in mit den Folgen der Shoah auf die Opfer und ihren Familien beschäftigt hatte.

---

<sup>145</sup>Er beschreibt einen sehr eindrücklichen Fall von einer Frau, die eine sehr lange Geschichte psychologischer Behandlung hinter sich hat und berichtet, wie ihre Eltern (Generation der Kriegskinder) in der „Herrenmenschenideologie“ aufgewachsen sind, dass sie zwar zu jung waren, um Täter zu werden, aber vieles davon in sich trugen. Dazu kämen ja noch die schrecklichen Kriegserlebnisse und „die Furcht, von der eigenen Mutter umgebracht zu werden, wenn 'die Russen' kommen“. (Müller-Hohagen 1994: 171)

Methodisch arbeitete Bar-On im Sinne der Oral History und interviewte Kinder von unbekanntem NS-Täter:innen.<sup>146</sup> Er entwickelte die TRT-Methode (to reflect and trust)<sup>147</sup>, die zunächst in der deutsch-jüdischen Gruppen angewandt wurde und später für andere Konfliktgruppen zum Einsatz kam.

Zentrale Ergebnisse seiner Forschung waren: sieben Arten moralischer Argumentationen, die die Interviewten anwandten, das Phänomen der „doppelten Mauer“ zwischen Täter:innen und ihren Kindern, die Strategie der paradoxen Moral, die fünf Phasen des Durcharbeitungsprozesses der Nachkommen und das Unbeschreibliche und das Undiskutierbare als grundsätzliche Hindernisse zwischen den Kindern der Täter:innen und deren gesellschaftlichen Kontext (Bar-On 2004: 20).

### **1. Die Macht des Schweigens**

Bar-On und Gilad beschreiben drei Modi, wie Geschichte in Familien weitergegeben werde: „Wirkung durch die 'erzählten' Geschichten, durch das faktische Verhalten und durch die 'nicht-erzählten' Geschichten. Der dritte Modus, der im Diskurs verborgen ist, hat unseres Erachtens die stärkste intergenerationelle Wirkung“. (Bar-On/ Gilad 1992: 20)<sup>148</sup>

Überrascht war Bar-On, wie wenig die Kinder über die Vernichtung oder die Beteiligung der Väter sprachen und wie sehr ihre Beschreibungen und Erzählungen das Bild einer normalen Familie zeichnete (ebd.: 295). Im Gegensatz zu Familien von Überlebenden hielt sich das Schweigen bis zu der Generation der Enkel. Das Geheimnis um die Rolle der Eltern im NS bezeichnet Bar-On als „Nicht-existentes Problem“, welches sich im Familiendiskurs leicht normalisieren ließ, wie dies schon während des Krieges geschehen sei (Bar-On 2001: 288). Alle Interviewten beschrieben ihre Umgebung als eine das Schweigen unterstützende. Das „Dilemma der Kinder von Tätern“ sei in der Gesellschaft der 80er Jahre unaussprechlich gewesen, funktionierten sie doch mit ihren Biographien doch eher als Mahnungen an die Verbrechen der Vergangenheit (ebd.: 301).

Kinder spürten zwar, dass etwas mit der Selbstdarstellung der Eltern nicht stimmte, konnten ihre „ungewöhnlichen“ Gefühle aber nicht einordnen, wodurch diese als eher

---

<sup>146</sup>Nur 9 von 58 Kindern von Täter:innen weigerten sich, interviewt zu werden, darunter auch die Tochter Himmlers, die, wie Bar-On erst später rausfand, in einer rechtsextremen Gruppierung engagiert war.

<sup>147</sup>Bei dieser dialogorientierten Verständigungsarbeit wird auf die Wirkung der unmittelbaren Begegnung beim Erzählen und Zuhören von Geschichten des in Konflikt stehenden Gegenübers und des Einlassens auf ihn gesetzt. Dies wurde unter anderem eingesetzt in Nordirland, Südafrika und im israelisch-palästinensischen Konflikt.

<sup>148</sup>Bohleber nimmt ebenfalls an, dass im Schweigen etwas enthalten ist, was von den Kindern als „massiv anwesend erfahren“ wird. (Bohleber 1994: 78)

„unrealistische“ empfunden wurden. Es bedeutete eine große Anstrengung und Kreativität, die Wahrheit herauszufinden und zu erkennen, die moralische und psychische Reifung sei aber von diesem Erkenntnisprozess abhängig (ebd.: 289).

## **2. „paradoxe Moralität“**

Sowohl Täter:innen als auch ihre Kinder zeigten in den Interviews keine starken emotionalen Reaktion auf die NS-Verbrechen. Bar-On geht davon aus, dass die „paradoxe Moralität“ der Täter:innen zu einer ähnlichen moralischen Entwicklung bei den Kindern führte. Die Eltern konnten den Kindern nicht helfen, ein gesundes moralisches Selbst zu entwickeln (Bar-On 1992: 292). Mit „paradoxe Moralität“ bezeichnet Bar-On die Lösung eines Konflikts, der sich aus dem moralischen Selbst und dem existenziellen Selbst ergab: Die psychische Integrität wäre bedroht, hätten sie die Verantwortung für alle Verbrechen übernommen. Unterdrückten sie alle Erinnerungen an die Verbrechen hätte dies bedeute, überhaupt nicht moralisch zu sein. Daher erinnerten sie sich nur an einzelne Ausschnitte von Verbrechen und fühlten sich dafür schuldig. So konnte die Selbstwahrnehmung bzw. die Täuschung einer Moralität aufrechterhalten bleiben (ebd.: 287). Die interviewten Kinder berichtete ebenfalls, dass sie keine Anzeichen innerer Moralkonflikte bei ihren Eltern entdecken konnten. Er geht davon aus, dass die Kindern von Täter:innen Probleme hatten, zwischen ihren eigenen moralischen Konflikten und den unterdrückten Konflikten ihrer Eltern zu unterscheiden (ebd.: 280).

## **3. „Die doppelte Mauer des Schweigens“**

Das Phänomen der „doppelten Mauer“ beschreibt einerseits die Mauer, die die Eltern errichteten um ihre Gefühle zu den Gräueltaten, die sie miterlebt oder begangene haben und andererseits die Mauer, die die Kinder aufgebaut haben, um sich zu schützen. Schweigen habe es in allen Familien gegeben. Bei Versuchen, die Mauer des Schweigens auf Seiten der Eltern zu durchbrechen, trafen die Kinder auf Lücken und Verzerrungen in den Berichten und mussten versuchen, die nicht-erzählte Geschichte herauszubekommen (ebd.: 300f).

Alle Interviews zeigten eine gewisse Ambivalenz in Bezug auf die Rolle des Vaters im Leben der Kinder. Viele waren lange abwesend, wurden nach dem Krieg hingerichtet oder begangen Selbstmord. Einige hielten lange an Idealbildern fest, manche distanzieren sich stark bei gleichzeitigem Wunsch nach väterlicher Liebe (ebd.: 302). Für die meisten Befragten stellte es eine große Schwierigkeit dar, sich mit der Vergangenheit des Vaters

auseinanderzusetzen.

#### **4. Erweiterter Selbstmord**

Wie in einigen Fällen Müller-Hohagens (vgl. 1994: 2001) als auch Mosers (vgl. 1996) begegnete auch Bar-On Erzählungen über Erweiterten Selbstmord in seiner Arbeit. In einem Fall erzählte ihm eine Frau, dass der Vater der Mutter befohlen habe, die Kinder umzubringen, da er Angst vor der Rache der Alliierten hatte. Die nach dem Krieg geborene Frau trug einen der Namen der ermordeten Geschwister.

Einer der von Dan Bar-On Interviewten beschreibt, wie sehr es ihn belastet habe, dass er mitgehört hatte, wie sein Vater und seine Mutter nachts diskutiert hatten, ob er sich und die Kinder umbringen solle mit den Worten „Was wir ihnen angetan haben, werden sie uns antun.“. Am Ende überzeugte ihn seine Frau, die Kinder leben zu lassen. Der Sohn wurde daraufhin Jahre von der Angst geplagt, die Mutter wolle ihn vergiften und verweigerte das Essen zu Hause. Auch im Internat wurde er diese Angst nicht los (Bar-On 2010: 298).

#### **5. Vergiftete Wurzeln**

Einen Unterschied zwischen Kindern der Täter:innen und Kinder der Opfer sah Bar-On darin, dass die einen den Auftrag des biologischen Überlebens hatten und die anderen Angst davor, einen „schlechten Samen“ weiterzugeben. Viele der Interviewten Täter:innen-Kinder waren kinderlos. Die Interviewten scheiterten darin, dauerhafte Beziehungen und eigene Familien aufzubauen und waren emotional isoliert. (ebd.: 303)

Teilnehmer:innen seiner TRT Gruppen empfanden ihre Wurzeln als von den Grausamkeit der Eltern vergiftet und als Grundlage für die eigene Identität unbrauchbar. Sie distanzierten sich von ihren Eltern und litten dadurch unter einer emotionalen Leere, was sich als Problem verstärkte, wenn die Eltern älter wurden und von ihren Kindern versorgt wurden (Bar-On 1992: 280).

In den Interviews zeichneten sich unterschiedliche Umgangsweisen resultierend aus der jeweiligen Verarbeitung ab. So gab es bei einigen eine starke Konzentration auf die Gegenwart und auf solche Phänomene, die ein Anzeichen für eine Wiederkehr sein könnten, dann das Verhaften an dem guten Bild des Vaters und damit der Vergangenheit, das Eingeschlossensein in Negativität und Isolation, die Hinwendung zum Judentum und ein starkes soziales Engagement (ebd.: 304f).

#### **V.II.4.d) „Der Holocaust im Leben von drei Generationen“**

Gabriele Rosenthal, Fritz Schütze und Regine Gildemeister untersuchten mit einer Studiengruppe, bestehend aus deutschen und israelischen Soziolog:innen, Psycholog:innen und Politolog:innen, in einer qualitativen empirischen Studie drei Generationen von Familien zur Verarbeitung familiärer Erfahrungen der Opfer und der Täter:innen des NS. Anhand von biographisch-narrativen Interviews von 1992 bis 1996 analysierten sie den Einfluss der Vergangenheit der Großeltern/Eltern auf das Leben der Nachkommen. Dabei verfolgten sie eine „interaktiv-intergenerationelle Konzeption, in der die nachkommenden Generationen nicht als passive Rezipienten des Gewesenen, sondern als aktiv Handelnde im Umgang mit den Eltern und Großeltern und deren Vergangenheiten verstanden werden.“ (Rosenthal 1997: 11). Insgesamt wurden mit zwanzig Familien aus Israel und achtzehn aus Deutschland Gespräche geführt.

Die zugrunde liegenden Fragestellungen dabei waren:

„Wie gestaltet sich der familiäre Dialog über die Familienvergangenheit während der NS-Zeit in Familien von Verfolgten des Nazi-Regimes; Welchen Einfluss hat die Vergangenheit der Großeltern auf das Leben der Kinder und Enkel? Wie unterscheidet sich strukturell der Dialog über die Familienvergangenheit und über den Holocaust in Familien von Tätern und in Familien von Verfolgten?“ (Rosenthal: 11)

Darüber hinaus verglichen sie den familialen und den öffentlichen Dialog in der Bundesrepublik Deutschland, in der ehemaligen DDR und in Israel. Dabei interessierte, inwiefern unterschiedliche familienbiographische Verläufe nach 1945 (...) einen konstitutiven Einfluss auf das „Leben mit der Vergangenheit“ haben (ebd.: 11). Dabei stellten sie grundlegend fest, dass die Vergangenheit vor 1945 für die Konstitution der Tiefenstrukturen der Biographien weitaus bedeutender war als jene nach 1945. Doch unterscheiden sich die Inhalte und Funktionen entsprechend der jeweiligen Familiengeschichte.

„Entscheidend für die Lebensgeschichten der Nachkommen (...) ist in erster Linie, ob und wie die Urgroßeltern, Großeltern und Eltern in Europa verfolgt wurden und überlebt haben bzw. ob und auf welche Weise sie in die Nazi-Verbrechen involviert waren.“ (Rosenthal 1997: 16)

### **1. Unterschiede von Kindern aus Täter:innen- und Opfer-Familien**

#### **1.1. Trennung und Bindung**

Rosenthal führt aus, dass sich oberflächlich betrachtet ähnliche Phänomene in

Überlebenden- und Täter:innen-Familien beobachten liessen<sup>149</sup>: Abwehr von Informationen über die Vergangenheit, Vernichtungsängste, Schuldgefühle, behinderte Autonomieprozesse und Schweigen sind einige dieser Phänomene, die bei genauerer Betrachtung aber auch aus der grundlegend unterschiedlichen Vergangenheit ergebende Tiefenstrukturen und damit auch die psychische Wirkung auf die Nachkommen.<sup>150</sup>

Insgesamt bestätigten sie weitgehend die Ergebnisse der Studien von Bar-On, Müller-Hohagen und Kestenberg, Bergmann und Jucovy.

Trennungsängste von Überlebenden bezogen sich immer auf tief empfundene Todesängste und eine Wiedererleben der Trennung von den ermordeten Familienangehörigen. In Täter:innen-Familien bezogen sich diese auf die Angst, die Nachkommen könnten von außen angeregt, andere Perspektiven kennenlernen und sie damit konfrontieren.

Auch die Autonomieentwicklung sei bei den Kindern beider Gruppen beeinträchtigt. Kinder von Überlebenden nahmen häufig die Rolle von Beschützer:innen ein, leisteten Fürsorge, stellten eigene Bedürfnisse zurück und unterdrückten Aggressionen vor allem in Phasen der Ablösung. Kinder der Täter:innen tendierten zu zu starken Bindungen an ihre Eltern und ein damit einhergehenden Verleugnung der Nazi-Vergangenheit oder aber zum völligen Kontaktabbruch aufgrund massiver Ablehnung der Eltern (ebd.: 22). Die Abwehr der Aufdeckung der Geschichte hielt die Nachkommen an die problematischen Anteile der Familie gebunden und behinderte so die Ablösung (Rosenthal, 1997: 353).

Aber auch die radikale Abgrenzung gegenüber den Eltern stellte eine enge Bindung und eine nicht gelungene Autonomieentwicklung dar, so Rosenthal.<sup>151</sup> Diese Abgrenzung ging häufig einher mit dem Versuch, ganz anders als die Eltern zu sein, mit dem Verleugnen von Ähnlichkeiten und der Unterdrückung der Wünsche nach Kontakt.

„Ich mache das sehr aggressiv und sehr konsequent. Also, ich habe meinen Vater geistig sterben lassen. Ich habe ihn wegen seiner menschlichen Schwäche einfach als Vater aberkannt.“ (Völter

---

<sup>149</sup>Straub konstatiert, dass sich die Phänomene selbst keineswegs gleichen. „Es sind stets konkrete, eigene oder fremde Erfahrungen und Erwartungen, es sind auf eigene Erlebnisse beruhende oder transgenerationell vermittelte Erfahrungen und Erwartungen, die die bedeutungsstrukturierte Eigenart der erwähnten Phänomene bestimmen – und die berücksichtigt werden müssen (...).“ (Straub 2001: 256)

<sup>150</sup>Das Problem der „Entdifferenzierung“ entstehe, so Reuleaux, dort, wo nur noch die jeweiligen Symptome betrachtet werden, deren Ursprung aber nicht berücksichtigt werden. Die Differenz liege in den Inhalten, in der Art der Identifizierung und der Abwehr. (Reuleaux, 2006: 253ff)

<sup>151</sup>Bohleber erörtert, dass „nur die bewusste seelische Durcharbeitung dieser Identifizierung mit den Eltern (...) ein wirkliche Trennung möglich gemacht.“ hätte. (Bohleber 1998: 261)

1997: 329)<sup>152</sup>

## 1.2. Schweigen, Phantasien und Mythen

Rosenthal zieht aus den Fallgeschichten die Erkenntnis, dass der Grad der Nachhaltigkeit der Wirkung der Vergangenheit auf die Nachkommen mit dem Grad der Verheimlichung des familiären Dialogs korrespondiere. Auch sie erkannten Schweigen, Familiengeheimnisse und Mythen als die wirksamsten Mechanismen bei Fortwirken der Vergangenheit. So schwiegen die Täter:innen, um sich selbst vor Anklage zu schützen und die Nachkommen schützten sich davor, die Verbrechen, die mangelnden Schuldgefühle der Eltern, den Antisemitismus, die Gefühlskälte wahrnehmen zu müssen. Damit wehrten sie auch die Angst ab, selbst in Gefahr zu stehen, von den Eltern ermordet zu werden, so Rosenthal<sup>153</sup>. Diese Ängste bezögen sich beispielsweise auf unbewusste Phantasien, von den eigenen Eltern als unwertes Leben angesehen oder bei der Aufdeckung der Familienvergangenheit getötet zu werden. (Rosenthal 1997: 20)

Überlebende leugneten ihre Geschichte nicht. Sie schwiegen aus Schutz ihrer Nachkommen gegenüber.<sup>154</sup> Diese wiederum schützten sich selbst vor den Bildern ihrer Großeltern in schrecklichen Situationen, in denen diese hilflos und ohnmächtig waren. Die Kinder fühlten sich schuldig, ihren Eltern oder Großeltern das Leid nicht abnehmen zu können (Rosenthal 1997: 18ff).

Ein Familiensystem sei umso geschlossener, desto mehr über die Vergangenheit

---

<sup>152</sup>Bei Geschwistern finde häufig eine unterschiedliche Rollenverteilung statt. Dabei kann ein Kind die Rolle des Anklagenden einnehmen und ein anderes an die Position der Eltern gebundenen.

<sup>153</sup>Rosenthal beschreibt einen Fall, bei dem der Enkel sich aus Angst, von dem Großvater, den er mit seiner Nazi-Vergangenheit konfrontiert hatte, erschossen zu werden, in seinem Zimmer einschloss. (Rosenthal 1997, 20) Ein anderer Mann erzählte, wie er seit seiner Kindheit immer wieder träumte, wie er von hinten geräuschlos erwürgt wurde. Sein Vater hatte ihm erzählt, dass er immer einen Draht dabei hatte, um den Feind lautlos von hinten zu erwürgen.

<sup>154</sup>Auch hier betont Straub, dass das Schweigen als physikalischer Prozess, bei dem es nichts zu hören gibt, ähnlich sei, dass aber aus sehr unterschiedlichen Gründen geschwiegen werde und dass es in einem Kontext einer Geschichte steht. (Straub 2001, 257) Daher plädiert Grünberg auch für die Differenzierung in Schweigen, Ver-schweigen und Be-schweigen, um die zugrundeliegenden Motive und Intentionen zumindest etwas zu unterscheiden. „Während jedoch das – vermeintliche – Schweigen von Überlebenden bei ihren Töchtern und Söhnen trotzdem zum Wissen über die elterliche Verfolgung führt, hinterläßt das *Ver*-Schweigen der aktiven und passiven Beteiligung gewöhnlicher Deutscher am Nationalsozialismus deren Nachkommen in tatsächlicher Unkenntnis und Verwirrung. Die Nachkommen von Tätern und Mitläufern müssen Vermutungen anstellen. Dann müssen sie versuchen, ihre Ahnungen zu überprüfen.“ (Grünberg 1997, 2000 1021) In Familien von Überlebenden, wissen die Nachkommen selbst, wenn über vieles geschwiegen wird, um die elterliche Verfolgungserfahrungen, was schon allein an der Nummer zu erkennen ist. Von den wesentlichen Erfahrung der Eltern würden die Kinder viel erfahren, „Diese Kinder konnten nicht nur wissen – sie hatten diesbezüglich, ob nun viel geschwiegen wurde oder die Shoah unentwegt Thema war im Kreis der Familie, keine Wahl. Auf Arme „eingravierte“ Nummern sprechen. Sie lassen sich als Narrative Abkürzungen und als Bestandteil des kommunikativen Gedächtnisses einer Familie, einer Gemeinschaft, einer Gesellschaft und Kultur und sogar der Menschheit lesen. Dieser Teil des Gedächtnisses wurde einzelnen Körpern auf gewaltsame Weise eingeschrieben.“ (Straub 2001: 259)

geschwiegen wird, so Rosenthal. Nach außen grenzten sich Täter:innen -Familien ab, aber nach innen sei kaum Abgrenzung möglich, Konflikte würden vermieden, Tabus und Familienmythen errichtet, „d.h. zu von allen geteilten, unhinterfragten Rechtfertigungsstrategien, zu einem gemeinsam aufrechterhaltenen Glauben, der faktisch von der Wirklichkeit abweicht.“ (ebd.: 25) Dabei bildeten die nachkommenden Generationen, wie auch diese Studie zeigte, aber durchaus sehr detailliert Phantasien über die Vergangenheit aus, die mit der konkreten Geschichte der Vorfahren korrespondierte.

Nicht nur unterschieden sich Inhalte und Funktionen der Familiengeheimnisse in den Familien von Überlebenden und Täter:innen sondern daraus folgend auch die Mythen- und Phantasiebildungen und damit verbundenen psychischen Dynamiken. Täter:innen-Kinder phantasierten ihre Eltern als Opfer, die Kinder der Opfer mochten sich ihre Eltern nicht als Opfer vorstellen, auch wenn sie die Realität diesbezüglich nicht leugneten. Hier werde die Realität geleugnet, dort werde „zum eigenen Schutz die Visualisierung der Realität“ abgewehrt.

„Die Kinder und Enkel von Überlebenden benötigen nicht die Strategie, aus den Tätern Opfer zu machen, während die Kinder und Enkel von Tätern sich nicht vor dem Leiden, sondern vor dem aktiven Handeln ihrer Eltern und Großeltern fürchten müssen.“ (Rosenthal 1997: 417)

Überlebende bildeten Mythen, die sich auf Stärke und Widerstand konzentrieren (z. B. soll der Großvater einen SS-Mann im Internierungslager geohrfeigt haben), während in Täter:innen-Familien die „Opferrolle der Familienangehörigen strapaziert wird.“ (ebd.: 22f) Auf der einen Seite werden Ohnmachtsgefühle kompensiert, auf der anderen Seite soll das Bild des „sauberen Soldaten“, der „sauberen Wehrmacht“, die Verstrickung in Unrecht und Verbrechen abwehren (ebd., 22f).<sup>155</sup>

Auch Rosenthal betont, dass der Mechanismus der Übergaben von Schuldgefühlen an die Nachkommen in Familien von Nazi-Täter:innen sehr häufig zu finden sei. Die Kinder von Täter:innen und Mitläufer:innen fühlten sich häufig stellvertretende für ihre Eltern schuldig oder für die möglichen eigenen Täter:innen-Anteile, der eigenen potentiellen Täterschaft (Rosenthal 2001, 13). Alle Nachkommen quälen sich mit eigenen möglichen

---

<sup>155</sup>Bei den Täter:innen-Nachkommen drehten sich diese Phantasien um die Verbrechen der Eltern und die Hoffnung, dass diese nicht wahr sein mögen. Dies führte bei ihnen bis zur Angst, an einer psychotischen Wahnvorstellung zu leiden. Kinder von Täter:innen-Familien mussten eine große Anstrengung aufbringen, um die Widersprüche in den Aussagen der Eltern nicht zu realisieren. Durch den geringen Zugang zur Vergangenheit gewannen ihre Phantasien an Macht.

Täter:innenanteilen und entwickelten Tendenzen zur Selbstbestrafung (ebd., 375).<sup>156</sup>

Der Vergleich erzählter Lebensgeschichten zeige auch in anderer Hinsicht strukturelle Differenzen:

„Während die Mitläufer und auch die Täter des Nationalsozialismus stundenlang über ihre Erlebnisse während der Kriegsjahre erzählen, haben die Verfolgten Erinnerungs- und Erzählschwierigkeiten.“ (ebd.: 357)

Rosenthal weist darauf hin, dass Aussagen, man habe von nichts gewusst, und „sie“ waren plötzlich verschwunden, anzeigen, dass über „etwas“ geschwiegen werde und damit aber doch andeutet, dass über „etwas“ und nicht nichts geschwiegen werde (Rosenthal 1997, 348).

Völter und Dasberg konstatieren, dass die Generation der 68er zwar die Kontinuität des NS in der Nachkriegsgesellschaft und die Nazi-Generation kritisierte und anklagte, den antifaschistischen Diskurs etablierte und wichtige Faschismusanalysen erbrachte, sich in den Interviews jedoch zeigte, dass sie sehr wenig über die eigenen Familie wussten, dass die pauschale Anklage mit einer Abwehr von konkretem Wissen über die elterliche Nazi-Vergangenheit einherging (Völter/ Dasberg 1997: 28).<sup>157</sup> Dies trug zur erneuten Verhüllung der Vergangenheit bei (Völter 1997: 331).

## **2. Täter-Opfer-Umkehr**

Rosenthal et al. gehen ebenfalls davon aus, dass der Großteil der nachfolgenden Generation in Täter:innen-Familien sozialisiert wurde, in welchen die Vergangenheit von Mythen über Unschuld und Opfer-sein, dem „sauberen“ Soldaten und von Schweigen geprägt war.<sup>158</sup> Die Generation der Täter:innen liessen die mit den NS-Verbrechen eigenen Geschichten in der Erzählung der eigenen Biographie aus.

„Indem sie die eigene Lebensgeschichte aus dem politischen Rahmen des Nationalsozialismus herauslösen und damit die im Zusammenhang mit der systematischen Verfolgung und Vernichtung stehenden Erlebnisse ausblenden, präsentieren sie sich als am kollektiven Geschehen unbeteiligte Menschen, die durch den Zweiten Weltkrieg und seine Folgen, wie

---

<sup>156</sup>Kühner beschreibt, dass Kinder von NS-Täter:innen die „Tendenz zur Angst vor sich selbst“ hätten und das Gefühl, „etwas Unheimliches, Bedrohliches, eine Art Gift in sich zu tragen (...)“ (Kühner 2007, 151)

<sup>157</sup>Simenauer weist ebenfalls darauf hin, dass die Generation der 68er zwar gegen ihre Väter rebellierten, aber gleichzeitig in deren Ideologien gefangen gewesen seien. Er begründete dies mit der Aufgabe der Identifikationen, die im Ich lokalisiert waren, aber nicht eine Veränderung der ursprünglichen Idealbildung im Über-Ich stattgefunden habe. (Simenauer 1993: 500)

<sup>158</sup>Dies sei vor allem für die Generation der 1906 – 1920 Geborenen typisch, die als Erwachsene meist tragende Positionen in den politischen Organisationen, der Wirtschaft, der Wehrmacht und der Vernichtungsmaschinerie gespielt hatten und im Vergleich mit anderen Generationen nach Kriegsende die größten Probleme hatten, ins zivile Alltagsleben zurückzufinden. (Völter 1997: 331)

Flucht und Vertreibung, zu Opfern des Nationalsozialismus wurden.“ (Rosenthal 1997: 346)

Die aktive Teilnahme oder Zeugenschaft von Verbrechen werde geleugnet und die Eltern würden zu Opfern von Krieg und Gefangenschaft. Die verleugnete Familiengeschichte lebe allerdings als Fantasie von Täterschaft im Unbewussten weiter und führe zur Angst, die Täterschaft in der eigenen Familie zu entdecken (Rosenthal 1997).

Erleichtert wurde die Selbststilisierung als Opfer dadurch, dass die Opfer der Verfolgung aus dem familiären Dialog verschwanden, wie dies auch in den anderen Studien aufgezeigt wurde. Dies habe allerdings schon lange vor 1945 begonnen:

„Das Verschwinden der Juden aus der Wahrnehmung und dem Bewusstsein, das Schweigen über die Verfolgung und die damit einsetzende Abwehr von damit zusammenhängenden Gedächtnisinhalten begann schon lange vor der Vernichtung der jüdischen Bevölkerung. Noch bevor die deutschen Juden ab 1941 auf die „Transporte“ kamen, waren sie bereits derart entmenschlicht, dass von einer psychischen Ermordung schon vor ihrer Einlieferung in die Vernichtungslager gesprochen werden kann.“(Rosenthal 1997: 347)

Die Dehumanisierung der Jüdinnen und Juden erkenne man in den Interviews auch daran, dass nur noch von „ihnen“ in der dritten Person, „die plötzlich verschwunden waren“ gesprochen wurde. Als Kollektiv seien sie Namens- und Identitätslos. Dies sei ebenfalls an die nächste Generation tradiert worden, welche dann zumeist gar nicht mehr das Wort „Jude“ aussprechen und über die Shoah ebenfalls nicht sprechen könne. <sup>159</sup>

Philosemitismus, Konvertierung, Parallelisierung von Leid und Heirat eines/einer jüdischen Partners/ Partnerin, wie auch sie es bei ihren Interviewpartner:innen beobachtete, deutete sie als Vermeidungstendenz in dem Sinne, dass mit der Identifikation mit den Opfern die Auseinandersetzung mit der Täter:innenverstrickung der eigene Familie und andererseits einer Empathie und Perspektivenübernahme mit den Opfern aus dem Weg gegangen

---

<sup>159</sup>Wie schon Müller-Hohagen in seinen Fällen feststellte, thematisiere man die Schuld der anderen, beispielsweise der Siegermächte, so Rosenthal, um sich nicht mit der Schuld und Verstrickung der Familie beschäftigen zu müssen. Es komme schließlich zu Aggressionen gegen die Opfer und allen, die an die Verbrechen erinnern, von den Taten sprechen (ebd., 349). Auch hier gebe es wieder einen Zusammenhang zwischen dem Grad der Verstrickung und der Direktheit der Schuldzuweisung und dem Antisemitismus. „Äußern sich belastete ZeitzeugInnen beziehungsweise Nazi-TäterInnen in den Interviews verhältnismäßig offen in dieser Weise, so erfolgen Äußerungen wie: „ist ja selber schuld der Jude“ bei weniger belasteten ZeitzeugInnen meist erst nach Stunden.“ (Rosenthal 1997, 350) In allen drei Generationen zeigte sich die Tendenz, sich lieber mit der Frage nach der Schuld der Opfer (damals und heute) und/oder der Alliierten und dem Leid während Kriegs und Nachkriegszeit zu beschäftigen als mit der Schuld der Nazi-Täter:innen, im besonderen wenn diese innerhalb der Familie zu finden seien. Das Wissen über den Vernichtungsvorgang bleibe außerdem meist sehr abstrakt. Rosenthal verwundert die Gleichzeitigkeit vom Festhalten an den Glauben, Täter:innen und Mitläufer:innen seien zu ihrem Handeln gezwungen worden und dem Vorwurf an die Opfer, sie hätten zu wenig Widerstand geleistet. Diese Form der Schuld-Verschiebung an die Opfer, so Rosenthal, habe sich vor allem in den Interviews mit Familien aus der ehemaligen DDR gezeigt. Die Entlastung durch ausufernde Erzählungen über die Unmenschlichkeit der russischer Soldaten „dem Russen“ sei allerdings in west- und ostdeutschen Familien zu finden. (ebd., 351f)

werden konnte (Rosenthal 1997: 353). Berichte über leidvolle Erfahrungen unter einem kommunistischen System nach 1945 konnten ebenfalls dazu dienen, sich von der Schuldverstrickung vor 1945 zu entlasten. Jordans, Rosenthal, Völter sehen darin eine ganz typische Strategie von Familien in den ehemaligen sozialistischen Ländern, mit der NS-Vergangenheit umzugehen (Jordans, Rosenthal, Völter 1997: 76).

Nachkommen aus Täter:innen-Familien stellen, wenn, meist die männlichen Vorfahren unter den Verdacht einer möglichen Täterschaft und nur selten die weiblichen.

In einem Fall beschreiben Völter und Rosenthal, wie verlagert Ereignisse aus dem Krieg in die Nachkriegszeit und umgekehrt. Eine Erschießung von NS-Verfolgten während des Krieges, von der der Vater berichtet, wird eine Erschießung in Kriegsgefangenschaft, bei der er in der Phantasie der Tochter fast getötet worden wäre. Dies sieht sie als Grund dafür, dass sie den Vater vor Erinnerungen an diese Zeit schützen müsse und nicht nachfragen dürfe. Die Ängste des Vaters vor der Rache der Opfer werden von der Tochter als Ängste im Zusammenhang mit der Kriegsgefangenschaft uminterpretiert. Ein Massengrab mit Opfern eines Konzentrationslagers in dem Wald, der an ihre Elternhaus angrenzte, wird in der Erinnerung zu einem Massengrab der Toten eines Internierungslagers der sowjetischen Militäradministration (ebd., 394).<sup>160</sup>

### **3. Der Fall der Familie Sonntag**

Der Fall „Familie Sonntag“ veranschaulicht die oben beschriebenen Dynamiken (vgl. ebd., 365)ff: Der Vater war nach dem Krieg unter dem Vorwurf von Verbrechen gegen die Menschlichkeit inhaftiert. Niemand in der Familie weiß, was er wirklich tat. Als die Tochter mit fünfzehn Jahren zum ersten Mal vom Völkermord an den Jüdinnen und Juden hörte, ihren Vater fragte, aber keine Antworten bekam, begann sie, unter Schlafstörungen zu leiden. Bei einer Konfrontation des Vaters mit der NS-Vergangenheit reagiert dieser mit Nicht-Wissen und dass sie auch so gehandelt hätte, worauf sie sich vorwirft, sich nicht genug in das System eingefühlt zu haben. Noch heute quält sie die Frage, ob sie nicht selbst für nationalsozialistische Werte anfällig sein könnte und vermeidet Kritik an den Eltern. Im Interview bringt sie die historische und familiäre Geschichte immer wieder durcheinander, kann sich an Anfang und Ende des 2. WK nicht erinnern, verortet selbst

---

<sup>160</sup>Welzer, Tschugall und Möller (2009) nennen dieses Phänomen „Wechselrahmung“: Bilder, die ursprünglich im Zusammenhang mit den Verbrechen des Nazis standen, werden zur Beschreibung von eigenen Erinnerungen benutzt, beispielsweise Züge, mit denen die Verfolgten in die KZs deportiert wurden kommen in den Erzählungen über Flucht und Vertreibung wieder vor, auch wenn diese auf diese Weise im konkreten Fall nicht stattgefunden haben.

ihre eigene Geburt in einer Erzählung in die Kriegszeit, obwohl sie nach Ende des Krieges geboren wurde. Sie beteuert selbst, dass sie so vieles immer wieder vergesse, was ihre Eltern ihr angeblich erzählt hätten und nimmt damit die Schuld des Nicht-Wissens auf sich und hält es nicht für möglich, dass die Eltern dies einfach verschwiegen hätten. Die Symptome des Nicht-mehr-Wissens, der Konfusion und der Selbstanklage fanden Rosenthal et. al noch verstärkt bei der Enkelin. Der Sohn lehnt jedes Nachdenken über den Vater ab, spricht von sich aus im Interview nicht über dieses Thema und glaubt bestimmte Fakten nicht. Auch er plagt sich mit seiner eigenen potentiellen Schuld, identifiziert sich mit den Täter:innen, anstatt sich mit der möglichen Schuld seines Vaters auseinanderzusetzen. Jüdinnen und Juden tauchen bei ihm nur im Singular als „Jude“ und dann auch nur im Zusammenhang mit dem Eichmann-Prozess auf, als Rächer. Im Zusammenhang mit der Ermordung von Menschen im NS spricht er immer von Widerstandskämpfern und Partisanen, rechtfertigt deren Tötung und dethematisiert damit die Vernichtung der Jüdinnen und Juden.

„Indem (er) (...) sich in seinem Nachdenken auf die aktiven Handlungen als Widerstandskämpfer und Richter der von den Deutschen verfolgten Menschen und nicht auf deren Erleiden konzentriert, entzieht er sich dem Nachdenken über die aktiven Handlungen der Deutschen im Vernichtungsprozess.“ (ebd., 371)

#### **4. Ein Familiengespräch<sup>161</sup>**

Im ersten Teil des innerhalb der Studie durchgeführten Familien-Gesprächs (vgl. Rosenthal 1997) geht es nicht um die Nazi-Verwicklung, sondern um aktuellere Erinnerungen der Familienmitglieder. Der Großvater (GV) spricht seine Bewunderung für frühere Disziplin und Gehorsam aus. Die Großmutter (GM) steuert das gesamte Gespräch. Sie kommentiert die Erzählungen ihres Mannes und bricht sie immer wieder ab. Auf die Frage, welche Fragen sie sich den gegenseitig stellen möchten, möchte die GM von der Tochter eine Bestätigung für ihre Aussage, dass es keine Geheimnisse in der

<sup>161</sup>Nadine Hauer, Politologin, interviewte mehr als 150 Personen aus Mitläufer:innen-Familien in Österreich und der BRD zur Kommunikation in der Herkunftsfamilie und stellte 5 Typen heraus, von denen vor allem zwei in der BRD am häufigsten vorkamen: der Formal-Rationalisierende, der sich durch betonte Sachlichkeit, Emotionslosigkeit, Überzeugung der richtigen Ansicht und der unterschwellig-diffuse, der sich durch Ausweichen, Nicht-Reden, Passivität, Unterwürfigkeit, Emotionalität oder auch Emotionslosigkeit auszeichnet. Hier fehlt jegliche Orientierung, alles bleibt unklar, es werden vor allem Andeutungen gemacht. Hierbei handele es sich um den typischen Mitläufer:innen: nichts getan, nichts gewusst, nichts gesehen, nichts hätte tun können. Dieser schließe sich der dominant geäußerten Meinung an und beziehe keine Stellung, verschleierte ihre Meinung. Dieser Typ informiere sich nicht, da er auch gar nicht wüsste, wo und wie und weil er Unannehmlichkeit und Peinlichkeiten vermeiden will. Typisch wäre Formulierungen „man“, „wir“, „weder-noch“. Hauer bezeichnet dies als die negativste Kommunikationsform, die des „nur-nicht-Einmischens“. (Hauer 1994, 125ff) In diesen Familien herrschten starre Tabus, es wurde geschwiegen, die Erziehung war autoritär mit körperlicher Bestrafung, was aber als nicht schädend angesehen wurde. Man wollte vor allem eines nicht, Unruhe bringen. (ebd. 140f)

Familie gäbe, die dies auch tut. Nur die Enkelin nimmt sich länger Zeit zum überlegen und spricht von dem Streit, der ihr Mann immer wieder mit dem GV habe. Der GV beteuert, man habe damals so viel gelitten und er wäre ja auch erschossen worden, hätte er die Befehle nicht befolgt<sup>162</sup>. Die Tochter äußert das Ergebnis einer Phantasiereise, die sie gemacht hatte und bei welcher der GV als Opfer erschienene sei. Die GM wird daraufhin unruhig und erzählt nach Aufforderung, dass sie jeden Tag Häftlinge eines Konzentrationslagers gesehen hätte, in der sich sich selbst auch als Opfer, die das bis heute verfolgt, stilisiert. Der GV vergleicht sich selbst mit diesen Opfern, spricht aber auch gleichzeitig die Vernichtung der Opfer an, woraufhin eine starke Unruhe in der Familie entsteht und die GM ihren Mann anfaucht, er solle aufhören, darüber zu sprechen. Die Enkelin ist es nun, die über das dem Haus der GE nahegelegenen Konzentrationslagers und über den Großonkel, der dort Aufseher gewesen sei, spricht. Ein Familiengeheimnis wird hier enthüllt, um ein anderes nicht erzählen zu müsse, so Rosenthal. Die GM möchte nun nach Hause, aber der GV erzählt über die wahren Schuldigen des Ganzen: die Kapitalisten im Hintergrund. Bei genauere Nachfrage zu seinen Befehlen, verweigert er die Antwort zögerlich, wird von seiner Frau unterbrochen, die meint, man könne davon nicht erzählen und die Tochter sagt, dass dies zu belastend wäre und dies zu weit gehe. Die Enkelin hustet nun stark und die Großmutter weist sie zurecht, das das Husten vom vielen Reden komme und sie solle es doch lassen.

Am Ende findet der GV das Gespräch sehr harmonisch, die GM versichert, dass sich immer alle wohl fühlten, wären sie beisammen, nur die Enkelin findet das verlogen. In einem darauf folgenden heftigen Dialog zwischen Enkelin und GM meint diese, ihr Zuckerspiegel steige und sie dürfe sich nicht aufregen. Die Tochter meint nun, die Enkelin verstehe die GE falsch und dass sie ja immer alles bereden würden, was in der Luft läge, der GV fängt wieder mit der Schuld der „großen Leute“ an und die GM drängt nach Hause und verlässt den Raum.

#### **V.II.4.e) Die Entpolitisierung des Krieges**

Rosenthal (2008) zeigte auf, wie die Generation der HJ den Krieg mithilfe unterschiedlicher biographischen Strategien in ihren Erzählungen entpolitisierte. Mit dem Argument „wir waren zu jung um zu begreifen“ konnten sie sich von ihrer damaligen

---

<sup>162</sup>Die Studie von Jäger und die von Browning zeigen, dass es bisher noch keinen Fall nachgewiesen werden konnte, in dem ein Befehlsempfänger wegen der Ablehnung oder Nichtausführung eines verbrecherischen Befehls körperlichen Schaden hatte und dass es ihnen freigestellt wurde, an Massakern teilzunehmen. (Jäger, 1982, 158/ Browning 1993)

Begeisterung entlasten. Im Leugnen dieser Begeisterung können die Gründe dafür auch kognitiv nicht zugänglich machen und es besteht die Gefahr, daß die übernommenen Werthaltungen weiterhin unbemerkt das Denken und Handeln mitbestimmen, so Rosenthal.

Biographische Strategien konstituieren im Unterschied zu Entlastungsargumentationen (z.B. Argumente zur Schuldabweisung und Schuldminderung) die Erzählung der Lebensgeschichte. Es handelt sich bei ihnen nicht, wie bei den Entlastungsargumentationen, nur um Einstellungen, sondern um Strategien, die die Selektion der zu erinnernden und zu erzählenden Erlebnisse steuern und meist „hinter dem Rücken“ der Biographen ihre Rekonstruktion des bisherigen, gegenwärtigen und zukünftigen Lebens determinieren. Im Unterschied zu Entlastungsargumentationen zur „Schuldrelativierung der NS-Verbrechen“ ist diese biographische Strategie für den Rückblick auf diese Vergangenheit, für das Leben heute mit dieser Vergangenheit und damit auch für unsere Zukunft entscheidend. Typisch für die HJ-Generation war die Entpolitisierung des eigenen Sozialisationsmilieus. Hier bestand allerdings das Problem, dass die völlige De-Thematisierung der Vergangenheit bedeutet hätte, dass man sich selbst auch seiner biographischen Vergangenheit hätte berauben müssen, woraus sich ein Dilemma ergab. Auf der einen Seite konnte man sich selbst nicht als vergangenheitsloses Wesen darstellen bzw. Identität ohne Geschichte bewahren, doch auf der anderen Seite war diese Vergangenheit belastend. Dieses Dilemma erforderte eine Deutung, die zumindest oberflächlich das Problem löste. Hier bot sich die Entpolitisierung als eine geeignete Strategie an: man löste seine Vergangenheit, seine Verstrickung in das politische System des Nationalsozialismus aus dem politischen Zusammenhang.

In diesem Herauslösen der eigenen Vergangenheit aus der kollektiven, aus der politischen Vergangenheit waren sich die Zeitzeug:innen gleich welchen Geschlechts, welcher Generation und biographischen Vergangenheit einig, so dass jeder jeden mit seinen recht inkonsistenten Argumentationen und ebenso mit seiner „braunen“ Vergangenheit leben ließ. Die Zeitzeug:innen spürten zwar sehr genau die Brüchigkeit ihrer Argumentationen, doch sie konfrontierten die anderen nicht damit, um nicht die Gefahr einzugehen, auf ihre eigenen Widersprüche hingewiesen zu werden. Und so stimmen sie in der Vorstellung überein, am besten nicht mehr über die NS-Vergangenheit, sondern lieber über die vom NS scheinbar „gereinigten“ Ereignisse wie z.B. die Kriegsvorgänge zu reden.

#### **V.II.4.f) „Elternhörigkeit“**

Rottgardt (1999) ging in ihrer Studie in 27 leitfadengestützten Tiefeninterviews mit Personen aus Täter:innen/Mitläufer:innen- und Widerstandsfamilien, die nach 1945 geboren worden waren, den Fragen nach, über was in den Familien gesprochen wurde und wie, wie der Kontakt zwischen Eltern und Kindern war, welches Bild sich die Kinder von den Eltern in der NS-Zeit gemacht haben, welche Auswirkungen diese Zeit auf die Personen hat und wie ihre Auseinandersetzung damit aussieht (ebd. 316).

Sie fand sehr unterschiedliche Formen, wie die NS-Thematik besprochen wurde: „Ungebrochenes Weiterleben in der Welt des Nationalsozialismus“, „Wiederbelebung nationalsozialistischen Grauens“ (Erzählen über Beteiligung an Judenvernichtung, jedoch nicht zur Aufarbeitung), „Sprachlose Neuinszenierung deutscher Schuld“ (herstellen von Situationen, in denen diffuse Schuld erlebt wird, ohne das Problem zu benennen), „Die eigenen Hände werden durch Diskussionen über die anderen in Unschuld gewaschen“, „Verschleierte Hinweise auf eine Beteiligung am Nationalsozialismus“: „durch Erzählungen über die Zeit nach 1945“, „durch Nazisymbole“ und „durch demonstratives Schweigen“, „Kinder bekämpfen die Väter“. (ebd. 317f) In keiner der Familien habe es eine wirklich konstruktive Auseinandersetzung mit, häufig noch nicht einmal eine Distanzierung von der Zeit des Nationalsozialismus gegeben. Eltern und Kindern hätten ein sehr distanzierendes Verhältnis gehabt. In mehr als der Hälfte der Familien habe Brutalität und Gehorsam in der Erziehung vorgeherrscht.

Die Kinder weigerten sich zum größten Teil, Stellung zu beziehen in Bezug auf das Verhalten und die Taten der Eltern, reagierten mit Wut auf solche Fragen und widersprachen sich. Kinder von stark nationalsozialistisch identifizierten Eltern idealisierten und entschuldigten diese, wobei aber das Phänomen, die Eltern zu schützen durch Aussagen wie „Sie konnten nicht anders“, „Sie waren hilflos“, „Ich bin auch nicht besser als meine Eltern“ in allen Interviews aufgetaucht sei (ebd.: 321). Generell sei das Wissen über die Beteiligung und die Überzeugung der Eltern sehr gering und es seien wenig Nachforschungen angestellt worden.

Insgesamt sei die mangelnde Loslösung von den Eltern sehr auffällig, so Rottgardt. Dies zeige sich darin, dass die Sichtweisen in Bezug auf den NS sich sehr gleichten. Auch bei den Kindern habe sich rassistische, antisemitische Äußerungen und klassische Nazi-Sprüche gefunden, der NS sei häufig verharmlost oder sogar legitimiert worden. In den

Interviews seien ihr einerseits Faszination für den NS begegnet, aber auch für Leid und Terror. Die Interviewten hätten alle mit Schuld- und Schamgefühlen zu kämpfen und seien in der Kindheit mit ihren Problemen und Sorgen weitgehend sich selbst überlassen worden (ebd.: 323).

Einen Grund für die in den Interviews vorgefundenen Einfühlungsverweigerung der Eltern gegenüber der Kinder sieht sie in der Angst der Eltern, die Kinder könnten anfangen Fragen nach der Vergangenheit zu stellen. Halte man jemanden auf Distanz, verhindere man auch intimeres Nachfragen oder könne dieses leicht umgehen. (ebd.: 329)

„Die mangelnde Loslösung hat zu einer nicht eigenständigen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus geführt. Bei allen Kindern ist ihre Form der Auseinandersetzung eine Widerspiegelung von „Umgang mit dem NS-Thema in der Familie“. Das stabilisiert die mangelnde Loslösung. Die Rückwirkung auf den Eltern-Kind-Kontakt ist darin zu vermuten, dass das Verharren in den Auseinandersetzungsformen der Eltern die Suche nach Kontakt verhindert. Es fällt den Kindern nicht auf, dass man sich auch anders mit dem Thema auseinandersetzen kann.“ (ebd.: 327)

#### **V.II.4.g) „NS-Gefühlserbschaften“**

Lohl (2010) untersuchte die intergenerationellen Folgen des NS und ihre politische Handlungsrelevanz ausgehend von einer konzeptionellen Erweiterung der „Unfähigkeit zu Trauern“. Dabei lag ein Schwerpunkt der theoretischen, psychoanalytisch orientierten Arbeit auf der Tradierung des nationalsozialistischen kollektiven Narzissmus. Ziel der Arbeit war der Nachweis, dass NS-„Gefühlserbschaften“ in der Enkelgeneration ein Anknüpfungspunkt für jene Ideologien darstellen, die in rechtsextremen Gruppen vermittelt werden. Die Fragestellungen des ersten Teils lauten:

„Wie wirken sich die in der nationalsozialistischen Gesellschaft vorherrschende affektive Integration in die imagined community der „Volksgemeinschaft“ und die damit verbundenen aggressiven und narzisstischen Potentiale generationsübergreifend aus? Zeitigt der nationalsozialistische kollektive Narzissmus generationenübergreifende Folgewirkungen? Welcher Stellenwert kommt Schuld und ihrer Abwehr im intergenerationellen Prozess zu? Was für Auswirkungen hat eine solcher Prozess auf die Entwicklung der psychischen Dynamik von Angehörigen der beiden Nachgeborenen Generationen zum einen sowie zum anderen auf die Wahrnehmung der Familienangehörigen aus der ersten Generation und ihrer Vergangenheit?“ (Lohl 2010: 18)

#### **1. Berührungstabu und „Deckerzählung“**

Lohl greift Mitscherlichs Konzept des „Berührungstabus“ auf, mithilfe dessen die Schuld-Abwehr der Täter:innen aufrecht erhalten werde. Er geht davon aus, dass sich nach 1945 wieder auf vorherige und neue moralische Bewertungssysteme und Maßstäbe berufen

wurde und ohne eine Abwehr die eigenen „kriminellen“ Anteile verurteilt worden wären und die Personen dann Schuldgefühle hätten empfinden müssen (ebd.: 125). Die ungewollten negativen Ich-Anteile wurden daher durch Isolierung und Derealisation unzugänglich gemacht, wodurch dieser Konflikt nur noch latent bestehen geblieben sei. So konnten Verbrechen zwar bewusst als Untat bewertet, die Erinnerung an die eigene Beteiligung aber nicht mehr verknüpft werden. (ebd.: 126)<sup>163</sup> Mithilfe des Derealisationsmechanismus werde, so Lohl ein „tendenziöses Geschichtsbewusstsein“ gefördert, welches die Realität verzerre und durch Meinungen ersetze, die grundsätzlich verhandelbar seien (ebd.: 129).

„Eine Derealisation der NS-Vergangenheit hindert eine Person daran, sich selbst nachträglich moralisch in die eigene Geschichte und das eigene Geschichtswissen zu integrieren und kritisch zu bestimmen, wo ihr höchstpersönlicher Anteil an Mitschuld und Mitverantwortung beginnt und wo er aufhört.“ (ebd.: 128)

Lohl beschreibt, wie Eltern „kohärente Deckerzählungen“ über ihr Leben erzählten, in denen eine aktive Beteiligung geleugnet und Geschichten über das Leid im Krieg Raum gegeben werde (ebd.: 263f).<sup>164</sup> Durch diese „Dethematisierung“ der Täter:innen/Mitläufer:innen-Beteiligungen würden sie als solche gar nicht mehr vorstellbar und die Opfer-Perspektive werde für sich selbst eingenommen und an anderen auch so vermittelt. Über die Identifikation mit den Opfern werde so die Realität verkehrt, der Zweite Weltkrieg entpolitisiert und die eigene Leidens-Geschichten aus dem Zusammenhang gerissen. (ebd.: 156)

Mithilfe des Mechanismus der Rationalisierungen wurde versucht, die schuldabwehrende Deckerzählungen in einen „sinnvollen“ historischen Kontext einzubetten, der tendenziös und/oder unter Einbeziehung der verständnisvollen Zustimmung von Interaktionspartnern konstruiert wird (zum Beispiel der eigenen Kinder) ebd.: 157). So bleibe die biographische Geschichte immer dicht an der Realität, ohne sie aber komplett wiederzugeben, aber auch ohne ihr zu widersprechen. So gebe es zwischen historischer Realität und erzählter Biographie auch keinen sichtbaren Bruch. Wie Adorno in seinen Gruppenexperimenten aufzeigte, war die Kohärenz dieser Geschichten aber doch nie ganz widerspruchsfrei, was

---

<sup>163</sup>Die Anklage gegen die negativen Anteile des eigenen Ich wurde dann nach außen geleitet. (Lohl 2011, 204) Das Beschuldigen von einigen wenigen NS-Haupttätern hänge damit insofern zusammen als dass die Schuld auch hier von sich selbst fortgeschoben werden konnte.

<sup>164</sup>„Nach der Vergangenheit gefragt, kommen Geschichten vom Krieg als Antwort. So wird er zur Chiffre für die NS-Vergangenheit. Er deckt zu, wo er aufzuklären vorgibt.“ (Rommelspacher 1995)

sich vor allem in der Gleichzeitigkeit von Wissen und Nicht-Wissen zeige. (ebd.,161)

Lohl beschreibt in seiner Arbeit, wie das Berührungstabu durch die intergenerationelle Identifizierung heraus entstehe. Beim Tabu handele es sich um einen interpersonalen Abwehr-Prozess, der wechselseitig kontrolliert werde (ebd.: 153). Durch die Verwebung mit der psychischen Abwehrdynamik der Eltern werden diese Tabus „gelernt“.

„Als inneres Gespür für die Tabus und die Erwartungshaltung der Eltern führen deren Abwehrmuster (...) in den Kindern eine Schattenexistenz. Orientiert sich das Ich eines Angehörigen der zweiten Generation in der Ausübung seiner Funktionen an diesem Gespür, dann orientiert es sich an der intergenerationell prozessierten narzisstischen Logik der Elterngeneration, sprich: an dem narzisstischen Berührungstabu. Dieses ist als Blick der Eltern in die Selbstbeobachtung der Nachgeborenen eingelassen, der Gedanken, Gefühle, Wünsche, Phantasien etc. ausweist und sanktioniert, die sich wider das narzisstische Berührungstabu richten.“ (ebd., 250)

In der transgenerationellen Weitergabe wird das Kind nicht als passiver Empfänger betrachtet, sondern mit eigenen Anteilen am Prozess beteiligtes Subjekt (ebd.: 250).<sup>165</sup>

## 2. „Historische Wissbegierde“

Mit Kestenbergs Ansatz der „Transposition“ (Kestenberg 1982)<sup>166</sup> versucht Lohl nachzuzeichnen, wie sich bei Kindern eine „historische Wissbegierde“ als Teil des Prozesses der transgenerationellen Weitergabe entwickelt (ebd.: 215ff.).

„Im Alter von drei Jahren versuchen die Kinder, Gegenwart und Vergangenheit in Beziehung zu setzen und dabei nicht nur die eigene Vergangenheit, sondern auch die der Eltern mit einzubeziehen. Ein dreijähriges Kind stellt Fragen über seine eigenen früheren Erlebnisse und die seiner Eltern.“ (Kestenberg 1982: 124)

Wichtig sei dies für das Kind, um sich der Kontinuität des Selbsterlebens gewiss zu sein. Durch die erzählte Vergangenheit könne die Angst bewältigt werden, nicht kontinuierlich zu existieren. Die Unterscheidung zwischen der eigenen und der elterlichen Geschichte kann erst dann gelingen, wenn diese Vermischung in Verbindung gesetzt wird zur geschichtlichen Realität der Eltern, was als Prozess der Phase der Adoleszenz zugeordnet werde (Lohl 2010: 238). Lohl beschreibt das Zusammenwirken als intersubjektiven Prozess zwischen Eltern, die die Vergangenheit vermitteln und dem Kind, dass in die Vergangenheit eindringen will (ebd.: 240).

---

<sup>165</sup>Schneider et al. bezeichnen dies als „Verständigung über all die Sachverhalte, die die einen von sich zu geben für notwendig, die anderen aufzunehmen für nützlich halten“. (Schneider et al 1996, 195)

<sup>166</sup>Problematisiert werden muss an der Verwendung von Kestenbergs Ansatz in diesem Zusammenhang, dass dieses Konzept aus der Forschung über Familien von Shoah-Überlebenden stammt und überprüft werden müsste, ob dieser so übertragbar ist.

Hier wirke nun, so Lohl, das „narzisstische Berührungstabu“ von Seiten der Eltern, welches mit Deckerzählungen und Dethematisierungen einhergehe und damit der Wunsch, mit einer unbelasteten, moralisch akzeptablen, verstehbaren Vergangenheit in die Intergenerativität einzugehen. Hierauf antworte der Wunsch des Kindes, die elterliche Vergangenheit zu erfahren, welcher auf den angebotenen Text der Eltern reagieren müsse. Die Kinder sollen nun zur sinnvollen Einbettung der Taten der Eltern beitragen. All das, was im intergenerationellen Prozess zu einer Bedrohung für die elterliche Version ihrer Geschichte werden könnte, werde in der manifesten Erzählung ausgelassen. Dies führe jedoch dazu, dass diese ausgelassenen Erzählungen „in Gestalt von unbewussten Phantasien“ bei den Kindern auftauchten (ebd.: 243).

Dies entspreche insgesamt einer Form der Durchsetzung von Gehorsam, der als Überzeugung getarnt sei, welche aber nur mit dem Prozess der Identifizierung einhergehen könne. Durch die Identifizierung mit den Eltern „verstehe“ das Kind, dass bestimmte Aspekte nicht thematisiert werden dürfen. Es entstehe weiterhin ein Gespür für das Berührungstabu und für den Wunsch der Eltern nach einer bereinigten Vergangenheit. Aggression entstamme einerseits von Seiten der Eltern her, aber auch aus den eigenen aus dem Über-Ich stammenden Impulse, die zur Abgrenzung gegenüber den eigenen Eltern dienen soll. So komme es zur Vermischung von autoritärer Macht der Eltern und eigenen Aggressionen. Aggressive Impulse den Eltern gegenüber würden so gehemmt und es könne dann keine Separation stattfinden. Die Aggressionen fänden keinen anderen Weg als gegen sich selbst und werden als Schuldgefühle wahrgenommen (ebd.: 252). Die Kinder seien nicht direkt mit der realen Schuld der Eltern identifiziert, aber durch die Identifizierung stark an sie gebunden. So würden Kinder, wie schon von Müller-Hohagen beschrieben, zu Komplizen in Bezug auf die beschriebenen Abwehrmechanismen. Trotzdem sei dieser intergenerationelle Prozess, der von beiden Seiten beeinflusst werde von einer starken Asymmetrie geprägt, da die Eltern bei der Aushandlung eine ungleich größere Machtposition inne haben (ebd.: 253).<sup>167</sup>Durch die Abhängigkeit der Kinder gegenüber ihre Eltern identifizierten sie sich mit den Zuschreibungen der Eltern. So versuchten Kinder, den Anforderungen zu entsprechen, so dass sie genügend Zuwendung

---

<sup>167</sup>Zu beachten sei bei dem Prozess der Weitergabe, dass „weder der unbewusste kollektive Narzissmus noch die narzisstische Objektrepräsentanz Hitlers oder die affektive Integration in die NS-„Volksgemeinschaft“ direkt tradiert werde. In der Psyche der Kinder seien diese nicht repräsentiert, sondern es liege gerade ein „Mangel an Symbolisierung jener Objektbeziehung, die die affektive Integration der Eltern in den Nationalsozialismus vermittelte und über die sich ihr kollektiver Narzissmus bildete.“ (ebd., 209)

von ihren Bezugspersonen bekommen.

„Eine transgenerationelle Identifizierung ist demnach zwar aufgezwungen; gleichzeitig ist sie jedoch als ein Notprogramm der Kinder zu verstehen, sich psychisch so zu positionieren, dass ihr Ich den Eltern zumindest narzisstisch liebenswert erscheint und nicht zum Inbegriff dessen wird, was die Eltern aufgrund der Regulation ihres narzisstischen Gleichgewichts abwehren und hassen.“ (ebd.: 247)

So käme es bei den Kindern zu einem gespaltenen Elternbild, wobei der „böse“ Täter:innenanteil unbewusst sei und bewusst an den idealisierten „guten“ Eltern festgehalten werde. Dies wirke sowohl für die Eltern als auch für die Nachkommen entlastend.

„Das in den unbewussten Phantasien enthaltene realitätsnähere Moment des Verdachtes, die eigenen Eltern könnten an den NS-verbrechen beteiligt gewesen sein, ist in den nachgeborenen mit Todesangst, Schuldgefühlen und dem Verlust der narzisstischen Prämie assoziiert, sodass entsprechende Andeutungen im Familiengespräch überhört werden.“ (ebd.: 281)

So entstehe das bruchlose Bild der „guten“ Eltern, die eben nur gelitten hätten. Eingeschworen auf das narzisstische Berührungstabu hinterfragten die Kinder die Dethematisierung nicht weiter, sondern hielten die Familienmythen aufrecht und begriffen diese als zutreffendes elterliches Narrativ über deren Vergangenheit. (ebd.: 266)

### **3. Phantasie und „Phantom“**

Da nun die Nachgeborenen keine Möglichkeit hätten, ihre Phantasien über die Täter:innenhaftigkeit ihrer Eltern zu überprüfen, halten diese, um sich selbst zu schützen, an den Geschichten des Leides und der „Opferhaftigkeit“ der Eltern fest.

Sich auf Abraham beziehend, führt Lohl aus, wie die psychische Leere, welche die nicht-erzählte Geschichte der Eltern in den Kindern hinterlässt, als „Phantom“ im Unbewussten ein Eigenleben führe. Als Phantom bezeichnet Abraham Geheimnisse, die innerhalb von Familien von einer Generation an die nächste unbewusst weitergegeben werden. Diese werden als Fremdkörper erlebt und bleiben unverarbeitet (Abraham 1991). Das Phantom werde vom Kinde selbst durch Phantasien über das Unbekannte gebildet. Dabei seien die Phantasien aber nicht beliebig, sondern an die verschwiegenen Inhalte gebunden. Dieses Phantom bilde aufgrund seiner fehlenden Introjekte, denn diese wurden aufgrund von Unkenntnis ja gerade nicht aufgenommen, eine Leere und könne nicht bewusst und damit auch nicht verbalisierbar gemacht werden. Trotzdem agiere das Phantom, wie dies in unterschiedlichen Studien gezeigt worden sei. (ebd.: 267ff)

„Unbewusst spüren die Nachkommen, was die nach dem narzisstischen Berührungstabu gestalteten Familienmythen verdecken und entwickeln eine ungefähre Vorstellung von der geheimen Geschichte der Eltern (...).“ (ebd.: 272)

Phantasien werden gebildet aus intrapsychischem und realem Material, so Lohl. So enthalte die Dethematisierung der Geschichte von Seiten der Eltern durchaus Andeutungen auf das Nicht-erzählte. Die Dethematisierung und die erzählte Geschichte wiesen Brüche auf, die der Phantasiebildung dienen (ebd.: 273).<sup>168</sup>

„Indem Kinder innerlich mit der Phantasiebildung die Erlebnisse der Eltern wiedererschaffen, versuchen sie unbewusst, deren nicht-erzählte Lebensgeschichte zu verstehen.“ (ebd.: 276)

#### **4. Narzisstische Teilhabe und Missbrauch**

Über die transgenerationale Identifizierung erhalte das Kind einen Zugang zu den narzisstischen Idealen der Eltern in Form einer erhofften Teilhabe, so Lohl. Er betont die durch die Loyalität ebenso unbewusst erhoffte narzisstische Teilhabe an alten NS-Idealen, Größe und Macht. Die Brechung der Loyalität mit den Eltern rufe dann nicht nur Schuld-Gefühle und Scham, sondern auch narzisstische Kränkungen hervor und müsse auch aus diesem Grunde vermieden werden. (ebd.: 2011)

„Die narzisstische Prämie, die das Ich der Kinder in die Bahnen des narzisstischen Berührungstabus 'lockt', speist sich aus den Idealen der Eltern: Aus deren noch nicht bzw. nicht erneut realisierten unbewussten narzisstischen Wunschvorstellungen und Erwartungen.“ (ebd.: 254)

Demnach sei die narzisstische Teilhabe der Nachgeborenen verbunden mit der Hoffnung der Eltern, die im NS empfundene Grandiosität wiederholen zu können.<sup>169</sup> Ein Überschreiten des Tabus würde so demnach nicht nur zu Schuldgefühlen, sondern auch eines Verlustes dieser Teilhabe führen. Dabei gehe es nicht nur über ein äußeres Überschreiten zum Beispiel in Form des Nachfragens nach der Vergangenheit, sondern auch um die innere Distanzierung von den Eltern. Kommt es zu einer psychischen Separation von den Eltern, werde auch die Teilhabe aufgegeben. So werde dies eben nicht nur von den Eltern, sondern auch von den Kindern selbst als Bedrohung erlebt und mit Selbsthass bestraft. Identität werde somit eingeschränkt durch die narzisstische

---

<sup>168</sup>Diese Aspekte verbänden sich mit Eigenanteilen der Kinder. Dies seien die psychischen Anteile (primär-narzisstisch und aggressive), die das Kind noch nicht integrieren könne in seiner psychischen Entwicklung. „In die unbewusste Überformung der elterlichen Deckerzählung fließen aggressive und narzisstische Eigenanteile ein, die so als Teil des elterlichen Lebens und der elterlichen Geschichte empfunden werden.“ (ebd., 277)

<sup>169</sup>Schneider und Stilke nennen dies den „Sog der narzisstischen Phantasien der Alten“. (Schneider/ Stilke 1998, 225) Auch hier finde wiederum nicht eine konkrete Repräsentanz des von den Eltern Verlorenen statt, sondern eine Bindung an die narzisstische Dynamik im Unbewussten der Eltern. (Lohl 2010 254)

Dynamik der Eltern.

„Dies erschwert es Angehörigen der zweiten Generation eigene Ideal- und Wertvorstellungen im Umgang mit der Vergangenheit auszubilden und diese gegenüber den Eltern zu vertreten, was in Konflikten mit ihnen orientierungslos und handlungsunfähig machen könne. (ebd.: 259)

Fragen nach der Vergangenheit stellen somit eine Bedrohung des narzisstischen Gleichgewichts dar und müssen kontrolliert werden (ebd.: 211).

Lohl betont, dass dies nun durch die NS-Erziehung unterstützt wurde. Durch Unterdrücken von Schwäche und Eigenwille sollte das Kind gehorsam und folgsam gemacht werden und konnte so auch leichter als Projektionsfläche für eigenes ungewolltes missbraucht und kontrolliert werden. Wenn dies vom Kind überschritten wurde, konnte es im NS als schlecht betrachtet werden, was bis zur Tötung führen konnte (ebd.: 212).<sup>170</sup>

„Erziehung wird vor dem Hintergrund dieser Ambivalenz zum Versuch, in den Kindern jene projizierten Eigenanteile mittels einer externalisierten Selbstbestrafung zu kontrollieren, die der psychischen Gültigkeit alter NS-Ideale und den unbewusst erhaltenen kollektiven Identifizierungen entgegenwirken.“ (ebd.: 211)

Die Beziehung zwischen Eltern und Kind wird durch diese narzisstische Dynamik reguliert: Geliebt wird in dieser Konstellation das Kind dann, wenn es sich darin einfindet. Gehasst wird das Kind, da es die von den Eltern ungewollten Anteile enthält und es gewollt oder ungewollt diese immer wieder damit konfrontiert. Dafür werden sie wiederum bestraft und müssen die Schuld auf sich nehmen. (ebd.: 214)

„Jegliche narzisstische Aufwertung (...) durch das nationale Kollektiv, ja durch deutsche Herkunft, wird das Subjekt jedoch solange als problematisch erfahren, wie sowohl der große kollektiv-narzisstische Zusammenbruch, welcher die Zerschlagung des Nationalsozialismus bedeutete, als auch Reste moralischer Scham über die deutsche Schandtat der Ermordung der europäischen Juden ins Bewusstsein dringen.“ (Rensmann, 1998, 237f., zitiert durch Lohl 2010, 145)

## **5. Adoleszenter Möglichkeitsraum für NS-Nachkommen (vgl. Lohl 2010)**

Während der Phase der Adoleszenz gibt es die Möglichkeit, in einem „Möglichkeitsraum“ Bindungen, Strukturen aus der Kindheit umzugestalten und neu zu bewerten. Im Zentrum steht dabei die Ablösung von den Eltern und ihrer Autorität (Freud 1905, 128). Außerfamiliäre Objekte müssen gesucht werden durch Inzesttabu. Beziehungs- und Interaktionsmuster können ebenfalls verändert werden. Die Peer-Group gewinnt hier an

---

<sup>170</sup>Kestenbergs nennt dies die „Aura des „Kindesmordes“, die die familiäre Situation prägte. (Kestenbergs 1989: 175)

Bedeutung, da sie neue Form von Anerkennung und Orientierung bietet, die durch die Lösung der bisherigen geschwächt werden. Neue Werte und Normen werden gesucht, alte in Frage gestellt. Neue Objektbeziehungen mit neuen Interaktionsstrukturen können gebildet werden, jedoch findet ein Verlust altvertrauter Anerkennungsmodalitäten statt, wodurch Leere, narzisstisches Defizit entstehe, die durch narzisstische Objektbeziehungen in Peer-Groups, Größenphantasien und Idealisierung ausgehalten würden. Es finde eine kritische Infragestellung der zugeteilten Rollen und Konventionen, Erwartungen statt. Allerdings könne es nie eine vollständige Loslösung geben, sondern nur eine Veränderung und Neubewertung, auch in der Ablehnung bestimmter Objektbeziehungen stecke noch die Verbindung zu ihnen. Eine neue, dritte Perspektive sei möglich. Gerade diese Umgestaltung und nicht die Verwerfung zeichne einen gelungen adoleszenten Prozess aus. Dies sei auch von der Eltern-Generation abhängig, da diese die Loslösung ermöglichen müsse. Sie könne hierbei fördernd oder auch einengend bis verhindernd wirken. Für die älteren sei dies natürlich auch in dem Sinne des Infragestellens und Umbewertens der von ihnen geprägten Normen. Je bedrohlicher dies für die Eltern sei, desto mehr beschneiden sie diesen Möglichkeitsraum. Dies behindere dann den Prozess der Generativität und dies führe zu Aggressionen beim Kind oder Anpassung der Kinder an die Eltern.

„Fehlende oder verweigerte Generativität erschwert oder verunmöglicht adoleszente Individuation, sodass die adoleszenten Prozesse nicht in die Entstehung von Neuem, sondern in intergenerationale Wiederholung oder (selbst)destruktive Verläufe münden.“ (King 2002: 125)

Für Adoleszente sei es außerdem wichtig, sich mit der Vergangenheit der Eltern auseinander zu setzen, was vor allem für die Generation der Nachgeborenen des NS bedeutsam wird, dient die Beschäftigung mit der Geschichte der Eltern in der Adoleszenz nicht der Beziehungsherstellung, sondern gerade der Auseinandersetzung und Ablösung. (Lohl 2010: 298) Nun gebe es auch die Möglichkeit, die Familiengeschichte in einem größeren Kontext zu sehen, der kollektiven Geschichte, des erinnerungskulturelle Raumes und diese damit zu verknüpfen, zu verwerfen oder zu bestätigen. Die unbewussten Phantasien über die Täter:innenhaftigkeit der Eltern können nun ihre Bestätigung in der Auseinandersetzung mit der realen Geschichte bekommen, was auch dann Bedeutung habe, wenn sie es real nicht waren, da in der Phantasie die Möglichkeit bestehen bleibt, dass sie es hätten sein können (ebd.: 301). Mithilfe von neuen Objekten und Interaktionsstilen könne sich mit der transgenerationalen Identifizierung

auseinandergesetzt werden. Die Identifizierung an sich und die damit verbundenen eigene Affekte und Handlungsstile und ihre Ursache in den familiären Beziehungen müssen in den Blick genommen werden. Eine Durcharbeitung der transgenerationellen Identifizierung müsse eine Selbstreflexion der Beziehung der eigenen NS-„Gefühlserbschaft“ zu der Geschichte der Eltern(-Generation) implizieren, um Ähnlichkeiten des eigenen Fühlens, Handelns und Denkens mit dem der Vorfahren erkennbar zu machen (ebd.: 303). King spricht von einer zerstörten Generativität vor allem bei denjenigen, die das Ende des NS als Adoleszente erlebten (King 2002: 211).

Lohl schließt daraus, dass die Eltern-Generation es den Kindern nicht ermöglichte, den Möglichkeitsraum zu nutzen und diese sich dadurch nicht abgrenzen konnten und einen eigenen Umgang mit der NS-Vergangenheit entwickeln konnten. Lohl beschreibt das Phänomen, dass Adoleszente in ihren Peer-Groups auf ähnliche familiäre Dynamiken treffen und dies dann als „Normalität“ anerkannt wird.

„In der intergenerationellen Dimension von Adoleszenz entwickelt sich eine Normalisierung des familiär ausgehandelten Umgangs mit Vergangenheit durch eine wechselseitige Bestätigung des Gespürs für das narzisstische Berührungstabu in der Gleichaltrigengruppe. (...) Eigene Aggressivität und eignen narzisstische Anteile bleiben auch nach der Adoleszenz im psychischen Besitz der Eltern, werden als Teil von deren Leben empfunden und stehen nicht zur Entwicklung einer autonomen Identität zur Verfügung. Das Ich der Nachkommen ist auch im Erwachsenenalter stets der Gefahr ausgesetzt, im Umgang mit der Vergangenheit durch das korrumpierte Über-Ich überwältigt und so zum loyalen Komplizen der elterlichen Abwehr einer verantwortungszentrierten Auseinandersetzung mit der Geschichte zu werden.“ (Lohl 2010: 307)

#### **V.II.4.h) Zusammenfassung**

Die Studien kamen zu weitgehend übereinstimmenden Ergebnissen. In den Familien wurde vor allem geschwiegen und nicht über die Verbrechen und die Beteiligung am NS gesprochen (Man hatte von nichts gewusst, sondern vor allem über Kriegserlebnisse, die damalige Solidarität unter der Bevölkerung, die damalige „Sauberkeit und Ordnung“ und eigene Leidens- und „Opfererfahrungen“ (Täter-Opfer-Umkehr). Gemeinsamkeiten, die eine solche Umkehr begleiteten, waren ein „Kreisen um die eigene Sicht, fehlender Dialog, extreme Besserwisserei, Hochstilisieren zu einer Figur exklusiver Wirklichkeitserkenntnis und Anwerben zur Komplizenschaft“ (Müller-Hohagen). Die Angst der Kinder aber, die Täter:innenschaft in der eigenen Familie zu entdecken, blieb bestehen. Die Opfer der Verfolgung verschwanden aus dem Dialog oder es wurde nur von „ihnen“ gesprochen, ihr Leid wurde häufig zum eigenen gemacht. Das Wort „Jude“ konnte fast nicht

ausgesprochen werden (Rosenthal, Schütze, Gildemeister). Geschwiegen wurde nicht aufgrund von Schuldgefühlen (Kestenberg), sondern aus Scham aufgrund narzisstischer Kränkung. Dies wurde an die Kinder weitergegeben (Rothe). Schuldgefühle hätten die Kinder stellvertretend für die abgewehrte Schuld der Eltern.

Bei den Kindern habe keine genügende Ablösung stattgefunden und sie seien an den NS-Idealen der Eltern „verhaftet“ geblieben. Daraus ergab sich ein Loyalitätskonflikt zwischen den Idealen der Eltern und jenen der Gesellschaft. Das „defiziente“ Ich-Ideal der Eltern führte zu einer kumulativen Traumatisierung bei den Kindern, bei welchen eine große Scham-Anfälligkeit und die mangelnde Fähigkeit, zu den inneren Werten zu stehen, zu finden gewesen sei (Rosenkötter). Scham und Schuld-Gefühle der Kinder resultieren also in diesem Zusammenhang aus unterschiedlichen Quellen. Die mangelnde Loslösung hat bei den Kindern zu einer nicht eigenständigen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus geführt. Ihre Form der Auseinandersetzung stellt eine Widerspiegelung von „Umgang mit dem NS-Thema in der Familie“ dar, was die mangelnde Loslösung stabilisiert. Es fällt den Kindern auch nicht auf, dass man sich anders mit dem Thema auseinandersetzen kann, was außerdem daraus zurück zu führen ist, dass dieser Umgang im Umfeld die Normalität war. (Rosenthal 1997: 327, Lohl 2010)

Die Kinder hätten von den Eltern Angst gehabt, wären vernachlässigt worden und die Väter wären mitnichten liebevoll gewesen, wie dies häufig dargestellt wurde. Die Gewalt der Eltern würde allerdings im späteren Leben meistens verleugnet (Kestenberg). Väter würden in solchen Familien meist idealisiert, Mütter blieben eher auf Distanz.

„Distanzschaffende Schlüsselerfahrungen“ (Cloer 1999) ermöglichten Distanz und Ambivalenz zu den Idealen, die durch Indoktrination vermittelt werden.<sup>171</sup>

Die „unbewusste Identifizierung mit den Nazi-Gestalten“ zeigten sich in Symptomen wie:

---

<sup>171</sup>Dies sind Widerspruchserfahrung als wichtige Voraussetzung für Distanzfindungsprozesse. Indoktrination könne nur dann erfolgreich sein, wenn keine Widersprüche und Ambivalenzen vorhanden sind. Erziehung als „bi-subjektive Tätigkeit“ einer mit einer Intention vermittelten und einer aneignenden Instanz. Sozialisation und Erziehung entfalten sich immer in einem dialektischen Spannungsverhältnis von Präsentation und Aneignung. Die vermittelnde Generation präsentiert im edukativen Prozess eine bestimmte Ordnung der Lebenswelt, eine bestimmte Deutung von Struktur und Kultur. Unter bestimmten Bedingungen wie der Formationserziehung hat die Aneignung aber eine untergeordnete Rolle. (Cloer 1999: 179) Wenn keine Widerspruchserfahrung, kein „Anstiften zum Zweifel“, dann ist Indoktrination erfolgreich. (Cloer 1997: 68) „Indoktrination konnte dann erfolgreich sein, wenn die personengebundenen, institutionenbezogenen und die Wirkungsfaktoren des ideologischen Systems im Sinne des erziehungswissenschaftlichen Konzepts kohärent gearbeitet haben und dem Heranwachsenden darüber hinaus Widerspruchs-, Ambivalenz-, und distanzschaffende Schlüsselerfahrung vorenthalten geblieben sind.“ (Cloer 1999: 184)

Angst, Depression, keine befriedigenden Beziehungen führen können (Coleman).

Hardtmann nennt als Symptome, die aus den „mentale Spuren“ resultierten: psychosomatische Beschwerden, Schlafstörungen, Alpträume, Konzentrationsunfähigkeit, Störungen der Ich-Funktionen, leichte Reizbarkeit, starke Schuldgefühle, Depressionen, Unruhe, Initiativlosigkeit, ständige Angst aufgrund der Unfähigkeit, sich selbst und andere realistische einschätzen zu können und die Neigung, sich Illusionen zu machen. Ihre Patient:innen waren alle pünktlich, zuverlässig, „formelhaft“ höflich, mit starrer Mimik und Gestik und „traurigen Kinderaugen“. Müller-Hohagen fand außerdem noch Parentifizierung als übermäßiges Sorgen für andere und zu wenig Sorge für sich selbst und einen schwierigen Umgang mit Schuld in anderen Beziehungen wie Partnern und Kindern.

Narzisstischer Missbrauch der Kinder zeigte sich ebenfalls in allen Studien. Kinder durften sich auch psychisch nicht von den Eltern distanzieren, da dies die Werte der Eltern in Frage stellen könnte und somit bedrohlich gewesen sei. Die Eltern wurden dann zu „wütenden Verfolgern“ und die Kinder erlitten existentielle Angst. Krankheit und Vergänglichkeit wurde in solchen Familien als narzisstische Kränkung erlebt, da es der Fantasie von Unsterblichkeit widerspreche. Die Kinder entwickelten unerreichbare Ich-Ideale und strafende, grausame Über-Ich-Strukturen, wenn sie den Idealen nicht genügten. Die Loyalität zu den Eltern war dann größer als der Selbsterhaltungswunsch. Hardtmann nennt es eine „Infiltrierung“ der Psyche der Kinder durch die Nazi-Ideologie der Eltern. Kinder flüchteten in Illusionen, um das Böse von den Eltern nicht wahrhaben zu wollen, aber es drang trotzdem zu ihnen ein. Lebten die kindlichen Phantasien von Größe, Allmacht und Omnipotenz im Ich-Ideal weiter, wurde das reale Selbst im Vergleich damit als unwert erlebt. Durch eine illusionäre Verbundenheit mit einem idealisierten Selbst, könne die durch diese Diskrepanz entstehende innere Spannung scheinbar abgemildert und Sicherheit empfunden werden, solange „der Nebel“ sich nicht lichtet und die Abgründe nicht entdeckt werden. Wird die Illusion von Sicherheit gebenden Eltern in Frage gestellt, richtet sich die Aggression gegen die Person, die dies tut und die Illusion wird stark verteidigt. Auch Hardtmann nennt diese Personen traumatisiert.

Das „Erbe“ lief mit aktiver Beteiligung der Kinder ab. Es sei in solchen Familien eine „tiefe Störung des Dialogs“ zu finden. In diesem „psychologische Zentrum menschenfeindlicher, wirklich böser 'Normalität'“ könne die Normalität nur erhalten werden, indem andere abgewertet werden. Das Verschwiegen blieb als „Diffuses“, „Unheimliches“, „Verborgenes“

wirksam und sei sogar machtvoller als das Gesagte. Die Kinder spürten etwas, konnten es jedoch nicht einordnen und trauten sich selbst nicht. Das Tabu zu fragen wurde häufig mit Leiden geschützt. Müller-Hohagen bezeichnet es als die „Dritte Schuld“, wenn die Kinder das Schweigen fortführten. Das generelle Wissen um diese Zeit führe nicht zum Wissen in der Familie (Lohl, Müller-Hohagen, Welzer). Die Loyalität der Kinder zu den Eltern ergebe sich durch innere „Verknüpfung mit den elterlichen NS-Tätern“. Es bestehe eine Treue und Gehorsam zu den verinnerlichten elterlichen Werten und die Verletzung dessen erzeuge Schamgefühle. Damit stünden die Kinder mithilfe des „Mechanismus der Stellvertretung“ in einer „Komplizenschaft“ mit den Eltern und ihren, „Nazi-Anteilen“. Sie übernahmen die „Vernebelungsstrategien“ und „Täter-Anteile“ der Eltern. Da sie sich selbst schuldig fühlten, müssten sie bei den Eltern nicht nachfragen und auch diese nicht kritisieren. Die Identifikation mit dem Angreifer schütze vor Ohnmacht und das „Vernebeln“ sei Ausdruck der „Identifikation mit der Macht“. Es gäbe häufig eine Gleichzeitigkeit von Nähe und Horror, wenn die geliebten Eltern Gewalt ausübten oder von Gewalt berichteten. Er nennt es eine „moralisch bedenkenlos auf die 'höheren Mächte' ausgerichtete seelisch-geistige Grundorganisation“. Nicht die konkreten Menschen mit ihren Bedürfnissen und Leiden, ihren individuellen Eigenheiten würden dabei gesehen, sondern die 'höheren Zwecke'. Ihnen habe sich alles unterzuordnen (Müller-Hohagen).

Eine „paradoxe Moralität“ bei den Eltern führte auch zu dieser bei den Kindern. Zwischen ihnen gäbe es eine „doppelte Mauer“ des Schweigens. In solchen Familien finde man außerdem häufig den erweiterten Selbstmord oder die Androhung dessen vor. Die Kinder empfänden ihre Wurzeln als vergiftet, distanzierten sich von Eltern, wodurch eine große Leere entstünde und es dann auch beispielsweise bei der Pflege der Eltern große Probleme gäbe (Dan Bar-On). Je mehr geschwiegen werde, desto geschlossener sei die Familie nach außen. Konflikte würden vermieden, Mythen und Tabus („Berührungstabu“) errichtet. Die Kinder quälten sich mit eigenen möglichen Täter:innenanteilen und neigten zur Selbstbestrafung.

Kinder übernahmen transgenerativ NS-„Gefühlserbschaften“. Für Kinder sei es wichtig, die Vergangenheit der Eltern zu kennen. „Weder der unbewusste kollektive Narzissmus noch die narzisstische Objektrepräsentanz Hitlers oder die affektive Integration in die NS-„Volksgemeinschaft“ werden direkt tradiert. In der Psyche der Kinder seien diese nicht repräsentiert, sondern es liege gerade ein „Mangel an Symbolisierung jener

Objektbeziehung, die die affektive Integration der Eltern in den Nationalsozialismus vermittelte und über die sich ihr kollektiver Narzissmus bildete.“ Kinder versuchen den Anforderungen der Eltern zu entsprechen um so zu versuchen, Zuneigung zu bekommen.

Das Bild der Eltern werden in gut und böse gespalten, wobei der böse Teil unbewusst gemacht werde und das ungebrochene Bild der guten Eltern übrig bleibe, die zu Opfern gemacht werden. Über die transgenerationelle Identifizierung erhalte das Kind einen Zugang zu den narzisstischen Idealen der Eltern in Form einer erhofften Teilhabe, durch die Loyalität ebenso unbewusst eine erhoffte narzisstischen Teilhabe an alten NS-Idealen, Größe und Macht. Die Brechung der Loyalität mit den Eltern rufe dann nicht nur Schuld-Gefühle und Scham, sondern auch narzisstische Kränkungen hervor und müsse auch aus diesem Grunde vermieden werden. Die „narzisstische Prämie“ speist sich aus den noch nicht bzw. nicht erneut realisierten unbewussten narzisstischen Wunschvorstellungen und Erwartungen der Eltern („Sog der narzisstischen Phantasien der Alten“ (Schneider/Stilke 1998, 225)).

Der adoleszente Möglichkeitsraum ermögliche eine kritische Infragestellung der zugewiesenen Rollen, Konventionen und Erwartungen. Es könne nie eine vollständige Loslösung geben, sondern nur eine Veränderung und Neubewertung, denn auch in der Ablehnung bestimmter Objektbeziehungen stecke noch die Verbindung zu ihnen. Eine neue, dritte Perspektive ist so möglich. Gerade diese Umgestaltung und nicht die Verwerfung zeichne einen gelungenen adoleszenten Prozess aus. Fehlende (verweigerte) Generativität, wie diese in Täter:innen-Familien stattgefunden habe, erschwert/verunmöglicht adoleszente Individuation, sodass die adoleszenten Prozesse nicht in die Entstehung von Neuem, sondern in intergenerationale Wiederholung oder (selbst)destruktive Verläufe münden. Daher ist es wichtig, die Vergangenheit der Eltern zu kennen, um sie in einen größeren Kontext zu stellen und die Phantasien durch Realität zu ersetzen. Peers haben hier eine Normalität-stabilisierenden oder in Frage stellenden Funktion, je nach dem ob ihre Erfahrungen ähnlich oder anders gelagert sind.

Die Nachkommen stehen auch später noch in der Gefahr, im Umgang mit der Vergangenheit zum „loyalen Komplizen der elterlichen Abwehr einer verantwortungszentrierten Auseinandersetzung mit der Geschichte zu werden“ (Lohl).

Im Folgenden sollen noch zwei weitere Studien vorgestellt werden, die weniger auf die

transgenerative Weitergabe in Täter:innen-Familien fokussiert als mehr die Folgen einer Sozialisation im NS und die Spätfolgen im Blickfeld hatten und was die damaligen NS-Anhänger (es wurden in den Studien nur Männer interviewt) damals faszinierte. Dabei geht es weniger um die konkreten Überzeugungen als um die mentalen Spuren, die bei den interviewten Personen vorgefunden wurden. Daher sind diese beiden Studien auch für diese Arbeit nützlich, da hierbei eben auch davon ausgegangen wird, dass sich bei den in dieser Studie Interviewten keine konkreten Überzeugungen der NS-Ideologie wieder finden. Der Unterschied zu den oben dargestellten Untersuchungen ist, dass es hier nicht um das durch die Familie übertragene und die Dynamik in den Familien und deren Folgen geht, sondern um die unmittelbare Teilhabe und den direkten Einfluss der NS-Ideologie auf die damaligen Personen.

#### **V.II.4.i) „Warum folgten sie Hitler?“**

„Man kannte das Dritte Reich. Sonst nichts.“<sup>172</sup>

Heimannsberg und Schmidt konstatieren, dass vor allem die noch nicht volljährigen „den Geist des Nationalsozialismus in sich aufgesogen und ihren jugendlichen Enthusiasmus den Werthaltungen jener Zeit verschrieben“ hätten und dadurch in wesentlichen Prägungen an die Zeit des NS gebunden sei. Dadurch wären gerade hier Identitätsproblematiken zu vermuten (Heimannsberg/ Schmidt 1992: 12).

Da alle der interviewten Personen mehr oder weniger im NS sozialisiert wurden je nach Alterskohorte, spielt es also gerade für die älteren auch eine Rolle, was der NS für Mitglieder der „Volksgemeinschaft“ vor allem auf der emotionalen Ebene so attraktiv machte, was er den Anhängern bot, mit welchen Mitteln er arbeitete und was davon mentale Spuren hinterlassen hat.

Der Sozialwissenschaftler Stephan Marks führte mit einer Forschungs-Gruppe aus Personen unterschiedlicher Professionen zwischen 1998 und 2001 Interviews mit ehemaligen HJ-Funktionären, BDM-Mitgliedern, SS-Offizieren, Wehrmachtssoldaten, NSDAP-Mitgliedern und anderen NS-Organisationen mit der Frage nach den Motiven, was sie bewegte, den NS zu bejahen und mitzutragen, was sie faszinierte und was davon heute noch „lebendig“ ist. Bisherige Erklärungen über die Motive von Täter:innen und Mitläufer:innen seien nicht ausreichend, so Marks.

„So wird ihnen etwa blinder Gehorsam oder Autoritätshörigkeit zugeschrieben. Oder es heißt, sie

<sup>172</sup> Zitat eines ehemaligen Napola-Schülers aus dem Dokumentarfilm „Herrenkinder“.

hätten unter Zwang oder Konformitätsdruck gehandelt; sie hätten aufgrund der Arbeitsteilung die Konsequenzen ihrer Taten nicht übersehen können; ihr Moralisches Empfinden sei zerstört oder sie seien von Opportunismus, Antisemitismus oder Aggressionen getrieben gewesen. (...) Als Erklärungen werden vielerlei menschliche Regungen aufgeführt, sodass letztendlich der Eindruck von Beliebigkeit zurückbleibt.“ (Marks 2006: 19)

Diese Studie stellte einen Versuch dar, die psychologischen Mechanismen aufzudecken, die dem NS zugrunde lagen.

Die Interviews wurden tiefen-hermeneutisch und anhand von Gegenübertragungsreaktionen der Interviewenden ausgewertet. Die Hauptthese der interdisziplinären Studie „Geschichte und Erinnerung“ ist, dass der NS sich die emotionale Disposition der Menschen zunutze machte und nicht auf intellektuelle Überzeugung zielte. Er konstatiert, dass die meisten Aussagen über die Motive der Täter:innen auf allen möglichen Quellen, aber selten aus direkten Interviews basierten. Er sieht die Studie der Aufforderung Adornos folgend, den „spezifischen Bewusstseinszustand“ der Täter:innen zu untersuchen, „wie eine Mensch so wird“ und was „sie solcher Taten fähig“ machte. (Adorno zitiert nach Marks ebd.: 20)

### **1. Scham und dessen Abwehr**

Zentrales Forschungs-Thema von Marks und so auch in der Studie ist Scham und deren Abwehr. In der Gegenübertragung, auf welcher die Interpretationen der Interviews unter anderem basierten, empfanden die Interviewer:innen nach den Interviews häufig starke Scham, welche sie als Hinweis auf die Relevanz dieses Themas wahrnahmen.

Scham ist entwicklungspsychologisch ein sehr früher Affekt. Schamgefühle erzeugen eine Angst vor totaler Verlassenheit<sup>173</sup>, vor „psychischer Vernichtung“ und werden als extrem quälend empfunden, so Marks. Der/ die Sich-Schämende möchte „im Boden versinken“ und fühle sich wie Dreck. Scham ist in der frühen Kindheit nicht ohne anwesenden beschämenden Erwachsenen denkbar<sup>174</sup>. Der (imaginierte) Blick komme hier im Gegensatz zu jenem beim Schuldgefühl von außen. Schuld sei dialogisch auf das Gegenüber bezogen und könne aufgearbeitet und entschuldigt werden, während Scham

---

<sup>173</sup>Die bewusste Angst vor Scham ist mit der Furcht vor Geringschätzung und Verachtung der eigenen Person und Isolation verbunden. Die unbewusste Bedrohung aus Scham ist hier das Verlassen-Werden (vgl. Piers/Singer 1953/ 2015)

<sup>174</sup>Ursprünglich sei Scham das Resultat aus abwesenden oder nicht-empathischen Eltern, die idealisiert würden. Werte, Idealisierung und elterliche Ansprüche nach Perfektion bildeten die Inhalte des Ich-Ideals und brauchten nicht mehr die Präsenz des äußeren Objekts. Die Form des idealen Selbst sei durch diese innere Perspektive determiniert. Das Versagen, dieses ideale Selbst zu leben, werde als Gefühl der Minderwertigkeit, als Scheitern, Schwäche oder Schande empfunden. All dies münde im Gefühl der Scham. (vgl. Morrison 1989: 20) Scham ist „das Auge des Selbst, dass nach innen gerichtet ist“ (ebd. 1987: 273).

einen bleibenden Makel und einen monologischen narzisstischen Affekt darstelle.<sup>175</sup> Daher müssen starke Schamgefühle abgewehrt werden<sup>176</sup>. Das Kind habe einerseits ein Verlangen gesehen und bewundert zu werden und zu sehen und zu bewundern. Die Scham habe dabei den Sinn, das Selbst und seine Grenzen zu achten. Das Versagen von frühen Objektbeziehungen, durch Angriffe oder Unterbrechung in der emphatischen Einstimmung führt zu Schamintensität im späteren Aufbau des Selbst (vgl. Morrison 1989: 20). Eine „pathologische“ Scham tauche in solchen Familien auf, deren Mitglieder verstrickt sind in gegenseitige Erwartungen, Verheimlichungen oder Überwältigen des anderen oder da, wo die Eltern die Grenzen des Kindes nicht achteten, unberechenbar, mal nah, mal fern, depressiv, suchtkrank seien und die Bedürfnisse des Kindes nach Anerkennung, Liebe und Nähe nur unzulässig erfüllen, eben auch, wenn kulturbedingte Erziehungspraktiken den Blickkontakt verhinderten.<sup>177</sup> Eine schambesetzte Umgebung führe zu erhöhter Scham des Kindes und werde transgenerativ weitergegeben (Marks 2006: 79ff.)<sup>178</sup> Traumatische Scham bedeute, dass das eigene Verhalten erlebt werde wie "ich bin ein Fehler" statt "ich habe einen Fehler gemacht". Das Selbstwertgefühl sei damit

---

<sup>175</sup>In der psychoanalytischen Theorie kommt Scham als Trieb-Affekt und als narzisstischen Affekt vor. Freud verband Scham mit Moralität und Ekel und sah den Grund für Scham in der Verdrängung der Sexualität. Morrison konzipierte, wie Piers und Singer, Scham als Konflikt von Ich und Ich-Ideal und damit als grundlegend narzisstischer Affekt, als „Unterseite des Narzissmus“. (vgl. Morrison 1989: 20) Kohut verwirft die These von Piers und Singer von der Verknüpfung von Scham und Ich-Ideal und konstatiert, dass „häufig für Beschämung anfällige Menschen (...) gar keine starken Ideale (besitzen).“ (Kohut 1976: 210) Scham eines narzisstischen Patienten sei „Folge einer Überflutung des Ichs mit nicht-neutralisiertem Exhibitionismus und nicht Folge einer relativen Ich-Schwäche gegenüber einem zu starken System von Idealen“ (ebd.). Scham trete durch die Wirkung von Kränkungen auf, die die Selbstkohärenz von Narzissten erschüttere und ihn mit nicht-neutralisierter Libido überflute und sei die Antwort eines Ichs, dass von nicht-neutralisierter Grandiosität überflutet werde, wobei das Ich-Ideal als Wächter und Beschützer der Grandiosität wirke. Scham sei als Reaktion auf den Verlust von Grandiosität und Omnipotenz der frühen Kindheit zu verstehen. Wurmser (The Mask of Shame 1981) sieht Scham in Verbindung zu den Partialtrieben des Voyeurismus und Exhibitionismus und damit als triebgebundenen Affekt. Zwei Pole der Scham: Objektpol, vor dem man sich schämt und Subjektpol, wofür man sich schämt. Scham sei hier ein Affekt, der vom Über-Ich ausgehe. Der Objektpol könne verinnerlicht und zu Teil des Über-Ich werden. Konflikt zwischen Macht und Ohnmacht. Er nennt Scham die „Verhüllte Begleiterin“ des Narzissmus. Kinston, Spero, Fisher: Das schamanfällige Selbst wird als unsicher und undifferenziert in Bezug auf die Objekte gesehen, während es symbiotische, gleichgültige und unbefriedigende Beziehungen habe. Scham wird hier als die Manifestation einer schmerzhaften und unvollständigen Autonomie- und Identitätsentwicklung verstanden, die sich u.a. in einer Vulnerabilität gegenüber zurückweisenden (inneren oder äußeren) anderen äußert.

<sup>176</sup>Beispiele dafür sind: emotionale Erstarrung (Verschwinden-Wollen hinter einer steinernen Maske), Projektion (von ungewollten Eigenschaften auf andere), Verachtung (passiv in aktiv), dissoziales Verhalten (Schwäche wird zu Stärke), Zynismus, Negativismus, Idealisierung, Größenphantasie, protziges Verhalten, Reaktionsbildung (demonstrativ zur Schau getragene Schamlosigkeit) und Ehrgeiz, bzw. Perfektionismus (unangreifbar machen durch Fehlerlosigkeit). (ebd.: 80)

<sup>177</sup>Wurmser betont den Gebrauch des Blickkontaktes, um sich mit der Mutter und der Welt in Beziehung zu setzen. Er nennt den Auslöser für katastrophische Gefühle der Scham in der frühen Kindheit das „Gesicht der Verachtung“ Das Kinde reagiere mit Erstarrung und suchendem Auge (vgl. Wurmser 1981)

<sup>178</sup>Scham gebe es in jeder Kultur, aber Gründe für Scham seien kulturell unterschiedlich. (ebd.: 75) Besonders in Kulturen germanischen Ursprungs führt die bloße Äußerung von Gefühlen, besonders Zärtlichkeit und Weinen zu Demütigung und Scham, so Wurmser. (ebd. 75)

grundlegend beeinträchtigt (ebd.: 80f).

Marks beschreibt, inwiefern der NS eine Möglichkeit bot, sich der Schamgefühle resultierend aus der Niederlage im 1. Weltkrieg<sup>179</sup>, der Arbeitslosigkeit und dem Versagen, Armut zu entledigen und wie der NS dies instrumentalisierte. Damit folgt er der These der Mitscherlichs (1967), dass Hitler und das NS-Kollektiv vor 1945 Sicherheit und eine narzisstische Kompensation geboten hatten. Die Schamabwehr wurde möglich gemacht durch die Idealisierung Hitlers und der „Volksgemeinschaft“, durch größtenfanatische Ansprüche auf Weltherrschaft, durch Versprechungen, die Ehre Deutschlands wiederherzustellen, durch ein heroisierendes und zynisches Weltbild der Härte und damit der Abwehr weicher Gefühle und humanistischer Werte (ebd.: 84). Scham wurde in Stolz und Ehre verkehrt. Die öffentliche Beschämungen wurden eine wesentliche Methode des Terrors. Verachtung gegen sich selbst wurde nach außen gekehrt und andere Verachtet und eine harte Erziehung idealisiert.

## 2. Narzissmus

„Ich bekam das Gefühl, ich wurde gebraucht.“<sup>180</sup>

Ein häufiges Phänomen in den Interviews war, dass die Interviewten sehr viel redeten und die Interviewer:innen sich am Ende wie „erschlagen“ fühlten und überhaupt Mühe hatten, zur Sprache zu kommen. Ein Dialog wurde so im Ansatz erstickt. Die Erzählungen wurden von einem starken Drang: „Ich muss meine Geschichte erzählen“ geleitet. Die wenigen Berichte über die Verbrechen an Jüdinnen und Juden wurden in eigenes Leid umgedeutet. Es wurde daran gelitten, dass man „etwas“ von der Verfolgung mitbekommen hatte, von dem Leiden der Opfern wurde nicht gesprochen (ebd. 103). Dies sieht Marks als Anzeichen für den starken Wunsch nach narzisstischer Bestätigung, der in den Interviews zu spüren sei.

Der NS bot eine große narzisstische Befriedigung für die Anhänger:innen, so Marks, und funktionierte als kollektive „narzisstische Kollusion“<sup>181</sup>.

---

<sup>179</sup>Neubaur und Lorenz zeigen am Beispiel der Sportpalastrede von Goebbels, wie die NS-Propaganda an zentrale Elemente von Religion anknüpft (Beschwörung eines Ursprungsmythos). Allerdings zielt sie nicht auf die Stabilisierung des Ichs, sondern auf eine rauschhafte Regression. (Neubaur/ Lorenz 1997, 253) Sie verstehen Religionen als bearbeitende Wiederholung historischer Traumata und gesellschaftlicher Konflikte und die Entstehung des NS als eine Reaktion auf den 1. WK. Der Zweck der wiederholten kultischen Inszenierung des historischen Traumas besteht im Gegensatz zu Religionen darin, „die Gesellschaft für die Katastrophe gefügig zu machen, die an die Stelle des religiösen Opfers tritt. In diesem Sinne verstehen wir den NS als Parodie von Religion.“ (ebd. 253)

<sup>180</sup>Zitat aus „Herrenkinder“.

<sup>181</sup>Willi (1991) bezeichnet damit das unbewusste Zusammenspiel des narzisstischen Begehrens von Personen mit einer narzisstischen Problematik entstehende Beziehungskonstellationen, so z.B. A bewundert B und lebt durch diese

Küchenhoff beschreibt in seiner „Einführung des Narzissmus“ (2004) inwiefern bei Freud der primäre Narzissmus die libidinöse Ergänzung des Egoismus der Selbsterhaltungstribe darstelle. Die Ich-Libido werde ins Ich-Ideal umgewandelt und das Ich-Ideal solle dann erfüllt werden, als Ersatz und Erbe der narzisstischen Vollkommenheit, des Größenwahns und der kindlichen magischen Allmachtsphantasien, aus der das Kind heraus gedrängt wurde. Das Ideal sei zu erfüllen, verschaffe bei Erfüllung Befriedigung und damit ein gutes Selbstgefühl.<sup>182</sup>

Über die Idealisierung Hitlers konnte jede(r) einzelne Teil an Größe, Macht, Vollkommenheit und Überlegenheits-Fantasien haben. Aggressionen wurden innerhalb der Gemeinschaft gebunden und nach außen geleitet (Mitscherlich: 71ff.).<sup>183</sup> Durch die Beteiligung am NS sei „das Loch“ im Selbstwertgefühl „gestopft“ worden. „Die Minderwertigkeitskomplexe, die ich immer gehabt habe, die waren dann plötzlich verschwunden. „Plötzlich war ich wer.“, äußert ein ehemaliges SS-Mitglied in einem der Interviews. Jeder hatte „das Gefühl, Hitler schaute jeden an.“ (Marks 2006: 108) Die narzisstische Aufwertung entstand außerdem durch das Gefühl, zu einer Elite zu gehören, auserwählt worden zu sein, und wurde durch Ränge, Ehrungen, Uniform ständig aus neue

---

Bewunderung, B ist abhängig von der Bewunderung.

<sup>182</sup>Ein andere Weg durch die Objektbefriedigungen stehe hier offen. Dabei komme die narzisstische Bestätigung durch das Geliebt-werden zustande, aber auch dadurch, dass das Objekt verkörpere, was man verloren hat. Wenn das Ich-Ideal die entwicklungspsychologische Konsequenz des Narzissmus ist, so sei das Ideal-Ich sein Ursprung. (Küchenhoff 2004 150ff) Die narzisstische Objektbeziehung zeichne sich dadurch aus, dass am anderen geliebt wird, was man selbst ist, was man war, was man sein möchte. Das Objekt werde geliebt, weil es etwas hat, dass zur narzisstischen Ergänzung beiträgt oder wegen seiner Gleichheit/Ähnlichkeit. Das Objekt übernimmt, schützt und fördert die Selbstanteile des Subjekts. Durch die projektive Identifizierung wird das Objekt veranlasst, Anteile des Subjekts zu übernehmen, zu hüten. Dabei handelt es sich oft um abgespaltene negative Anteile des Selbst, die externalisiert werden. Die projektive Identifizierung ist eine narzisstische Objektwahl, aber in einem doppelt erweiterten Sinn: Es gehe nicht darum zu lieben, sondern darum, destruktive Impulse loszuwerden. Es gehe auch nicht um die Objektbeziehung insgesamt, sondern um Selbstanteile, Facetten des Selbsterlebens. Man besetzt das Objekt nach dem narzisstischen Modus auch dann, wenn man aus es etwas verlagert, was man selbst nicht sein möchte (Küchenhoff 2004: 166ff). Joffe/Sandler: Formen der Versuch einer Lösung dieses Schmerzes bei narzisstischer Störung kann sein: Suchen nach narzisstischen Zufuhren, Überkompensation in der Phantasie, Identifizierung mit idealisierten und omnipotenten Gestalten, pathologisch übertriebene Arten narzisstischer Objektwahl, verschiedene Arten der Selbstbestrafung. Wenn all dies scheitert, kann eine depressive Reaktion folgen.

<sup>183</sup>Simmel vertrat bereits 1946 die These, dass durch den Antisemitismus die lebenslange Schwierigkeit für das individuelle Ich, Ambivalenzgefühle (ursprünglich den Eltern gegenüber) aushalten zu müssen, im NS gelöst werden konnte: die veräußerlichte elterliche Gewalt wurde in den „geliebten Führer“ und den „gehassten Juden“ aufgespalten. Aggressionen und daraus resultierende Schuldgefühle wurden durch den Hass auf Juden gelöst. Die Bildung eines mächtigen Kollektiv-Ichs führte zur Sublimierung aggressiver Impulse. Die Anerkennung eines Führers ersetzte das individuelle Über-Ich durch ein kollektives und bat Trieben ein äußeres Ziel. Um an vereinte arische Rasse glauben zu können, musste der Hass auf ein kollektives Objekt außerhalb dieser Gruppe gelenkt werden. Das Eintauchen in die Masse ermöglichte die Aufgabe von Verantwortlichkeit des Einzelnen, dem individuellen Über-Ich wurde das Gehorsam aufgekündigt. Die Masse irrte laut Simmel am Rande des Unbewussten umher; infantile Primärtriebe wurden nicht mehr unterdrückt. Nach Kriegsende allerdings überließ der Staat durch „So-tun-als-wäre-nichts-gewesen“ den Individuen den Kampf gegen aufkommende infantile Triebe (Aggression). (vgl. Simmel 1946)

erlebbar gemacht.<sup>184</sup> Dies habe das frühkindliche Verlangen, gesehen zu werden, angesprochen, so Marks (ebd.: 114).<sup>185</sup>

Reuleaux wertet den Nutzen des Konzepts des malignen Narzissmus für die Täter:innenforschung aus und überprüft ihre Annahmen mithilfe von Archivmaterial. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass „der maligne Narzissmus, der innerhalb der Familie produziert wird, seine äußere Entsprechung in der herrschenden NS-Ideologie gefunden hat und schließlich in der NS-Ideologie wesentlichen Vorstellungen des „Herrenmenschentums“, die in der Vernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden gipfelte, agiert werden konnte.“ (Reuleaux, 2006: 137) Der zentrale Abwehrmechanismus der Spaltung, der im malignen Narzissmus zu der Spaltung in das „grandiose Selbst“ und das „hungrige Selbst“ (Volkan 2002, zitiert nach Releux 2006) führe, habe zur Folge, dass die entwerteten, abgespaltenen Anteile nicht wahrgenommen werden. Daraus ergebe sich ein sadistisches Agieren, welches zur Stabilisierung der notwendigen Kompensation der narzisstischen Störung führe. Im Sadismus finde sich ein hoher narzisstischer Genuss, da das Ich darin die Erfüllung alter Allmachtswünsche sehe. Die Rationalisierung, die häufig bei Täter:innen zu finden sei, diene dazu, die irrationale Störung nicht bewusst werden zu lassen (ebd.: 137). Der maligne Narzissmus als „gesellschaftskonforme Persönlichkeitsstörung“ ermögliche den Anschein der Normalität. So sei dies die mit den Anforderungen des NS kompatible Persönlichkeitsstruktur, die mit einem „hoch motivierten Eigeninteresse“ der Anhänger:innen den NS-Wahn verstärke. Die Fähigkeit zur Empathie und Selbstreflexion, zum Empfinden von Schuldgefühlen, Trauer und Verantwortungsbewusstsein seien bei solch einer Persönlichkeit nicht vorhanden (ebd.: 238).

### **3. Schweigen/ Tabu**

Das Schweigen der Nachkriegszeit, welches sich allerdings nicht auf Themen wie Flucht; Vertreibung und Bombenkrieg bezogen habe, werde meistens als Schweigen über die

---

<sup>184</sup>Auch Mank fand bei all ihren Interviewten das Moment der narzisstischen Aufwertung im Zusammenhang mit dem NS und ihrer heute noch anhaltende Begeisterung (Mank 2011: 285f.).

<sup>185</sup>Anhand einem der Interviews zeigt Marks auf, wie durch die Instrumentalisierung von Scham im Sozialisationsprozess, der einen jungen Menschen zu einem harten stolzen, heroischen SS-Mann umformt: durch Appelle an Heroismus und Ehre, durch Beschämungen durch Vorgesetzte und Kameraden durch Einübung von Härte durch Grenzverletzungen mittels Entblössung und das Ausgesetztsein den Blicken anderer, durch das Umkippen von Beschämung in Stolz und schließlich durch Internalisierung der Beschämung durch Härte gegen sich selbst. (Marks: 92) In dem Film „Herrenkinder“ beschreibt ein ehemaliger Napola-Schüler, wie die damalige tägliche Demütigung einherging mit dem Versprechen, man werde zu den „Herrenmenschen“ gehören, die über den anderen stehen und wie es einem nach und nach Befriedigung verschaffte, das alles durchzustehen.

schuldhafte Beteiligung an den Verbrechen interpretiert. Marks gibt hier zu bedenken, dass dafür überhaupt ein Schuldbewusstsein vorhanden sein müsse, was in den Interviews aber nicht zu finden war (ebd.:27).<sup>186</sup> Das Schweigen habe aber nicht erst nach Kriegsende, sondern schon vor 1945 begonnen. Die Kampagne „Feind hört mit!“ des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda zu Beginn des Krieges vermittelte, dass überall ein Spion lauern und alles für den „Feind“ nützlich sein konnte und so allgemein zum Schweigen aufgefordert wurde und dies durch soziale Kontrolle/Denunziation aufrechterhalten werden sollte. So war das Schweigen auch Teil des Ehrenkodexes der SS und es galt selbstverständlich, über zentrale Ziele, die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung nicht zu sprechen (ebd.: 29).<sup>187</sup> Unklarheiten in der Sprache, beispielsweise Begriffe wie „man“, „es“, „die Sache“, starker Redefluss, Beschönigungen, Auslassungen, viele Fremdworte, Metaphern und häufige lange (Denk-)Pausen, wie sie in den Interviews häufig auftauchten, wiesen auf das Vorhandensein eines Tabus<sup>188</sup> hin, über bestimmte Dinge zu sprechen (Marks 2011: 29).<sup>189</sup> Das Verschwiegene werde so der Verarbeitung entzogen und könne damit im Unbewussten bestehen bleiben. (Marks 2007: 32) Inhalt des Tabus seien in diesem Zusammenhang nicht nur die Verbrechen des NS sondern auch Erinnerungen an subjektiv positive Erlebnisse (Marks 2007, 31).<sup>190</sup> Durch

---

<sup>186</sup>Auch Ute Mank kann das mit ihren Interviews bestätigen. Keiner der von ihr Interviewten zeigt Gefühle von Schuld oder Verantwortung. Immer waren es andere, die Verbrechen begangen, sie selbst wollen damit nichts zu tun gehabt haben.. „Der Krieg“, „eine höhere Macht“ „der Russe“ (Mank, 2011: 116) Sie hatten verschiedenen Möglichkeiten gewählt, die Schuld von sich zu weisen, denen Mank Namen gegeben hat wie „Der Friedliebende“, der gar keinen Krieg wollte, „der Schamlose“, der alle Verbrechen leugnet, „der Linientreue“, der ebenfalls die Verbrechen ausblendet und sich nicht mit dem verlorenen Krieg abfinden kann, der „Betrogene“, der das deutsche Volk einen wollte und „hinter seinem Rücken“ Verbrechen begangen wurden, von denen er nichts wusste. (Mank 2011: 281) Und sie alle warteten immer noch auf die Bestätigung ihrer Sichtweise und Spiegelung durch die Interviewerin. (ebd. 283)

<sup>187</sup>Das Sprechverbot war tief verankert und wirkte noch jahrzehntelang später, wie Marks unter anderem anhand eines Falles zeigte, in welchen ein ehemaliges SS-Mitglied, welcher an einer Erschießung von KZ-Häftlingen dabei gewesen war und 2001 sein Schweigen im Zuge eines Gerichts-Prozesses brechen wollte, erst seinem ehemaligen Kommandanten schrieb und ihn fragte, ob dieser „Verrat“ gerechtfertigt sei. (ebd. S 29)

<sup>188</sup>Mithilfe dieses „Berührungstabus“ werde die Abwehr aufrecht erhalten und bei Durchbrechung dieser mit Aggressionen reagiert. Durch drei Mechanismen wurde dies bewerkstelligt: Derealisierung der Vergangenheit, Ungeschehenmachen durch den Wiederaufbau und Identifikation mit den Siegermächten. Mit dem Mechanismus der Derealisierung der Vergangenheit wurden nicht nur Erinnerungsspuren an die eigenen Beteiligung an den Verbrechen (ob emotionale oder direkt) vom Bewusstsein ferngehalten, sondern auch alles, was Schuldgefühle auslösen hätte können. (Mitscherlich/Mitscherlich 1967: 33)

<sup>189</sup>Marks beschreibt eine weitere Dimension des Tabus, welches er angelehnt an Freud, das „ethnologisch-religionspsychologischen Tabu“ nennt. Hierbei sei das Tabu einerseits heilig und andererseits gefährlich und verboten, noch dazu ansteckend und führe bei Überschreitung zu Unheil, Ausschluss. Der Nationalsozialismus habe eben auch diese quasi-religiöse Dimension gehabt. (Marks 2007: 25f)

<sup>190</sup>Nach dem Zusammenbruch des NS-Systems reagierten die Mitglieder der „Volksgemeinschaft“ mit Angst vor Vergeltung, mit Scham aufgrund der erneuten Niederlage und somit einer narzisstischer Kränkung. (Mitscherlich/Mitscherlich 1967: 37) Adorno stellte einen Zusammenhang her zwischen der Abwehr von Schuld und dem Fortwirken des kollektiven Narzissmus, der 1945 beschädigt wurde und unbewusst fortbestand. (Adorno, 1959: 564). Er fand in dem Gruppenexperiment viele Hinweise für seine These, „dass der beschädigte kollektive Narzissmus

das Tabu bleibe dies „lebendig“ und könne weiterhin Faszination ausüben. Diese werde dann ebenso an die nächste Generation weitergegeben.<sup>191</sup> (ebd., 32)

Die immer noch bestehende Faszination fand Marks in den Interviews in Form von veränderter Sprechweise: lebendig, kraftvoll, schwärmerisch, mit leuchtenden Augen. Oder aber es fiel den Interviewten schwer, das damals Erlebte in Worte zu fassen, da es so „beeindruckend“, „heilig“, „außergewöhnlich“ gewesen sei. (ebd. 34) Hitler war „er“, „der Führer“, der „übernatürlich“ und wurde quasi-religiös inszeniert, der sich fürs Volk opferte und übernatürliche Kräfte hatte. (ebd.: 39 ff)

„Wir wurden zur Wahrhaftigkeit, Lauterkeit, Rechtschaffenheit erzogen, das halte ich dem zugute. Wir hatten ein Ideal!“ (Zitat eines ehemaligen Napola-Schülers aus dem Film „Herrenkinder“)

#### **4. Ausschluss der Jüdinnen und Juden**

Ethische Prinzipien wurde nicht universell auf alle Menschen angewendet, sondern nur „kollektiv-narzisstisch“ auf die eigene Gruppe. Gerechtigkeit, Gleichheit, Gegenseitigkeit, wovon in den Interviews häufig die Rede ist, betraf nur Mitglieder der eigenen Gruppe (ebd. 122). „Amoralisches Begehren“ wurden so umdefiniert, dass sie in ein moralisches System eingebunden werden konnte, so Marks.

„Indem amoralische Regungen in dieser Weise mit Moral (scheinbar) versöhnt wurden, wurde ein psychisch geradezu paradieshafter Zustand geschaffen, frei von Ambivalenzen und Konflikten zwischen Gewissen und amoralischen Impulsen.“ (ebd.: 122)

Die „Soziale Ächtung“ von Jüdinnen und Juden ziehe sich bis heute durch. In den Interviews äußern sich die Interviewten über Kontaktabbrüche mit jüdischen Bekannten im Zusammenhang mit einer tendenziell kritischen Haltung von „ich“ gesprochen, die Hinwendung zum NS aber wird mit „man“ gesprochen (ebd.: 93).<sup>192</sup>

In einigen Erzählungen wird gänzlich geleugnet, dass es überhaupt Jüdinnen und Juden in

---

darauf lauert, repariert zu werden, und nach allem greift, was zunächst im Bewusstsein die Vergangenheit in Übereinstimmung mit den narzisstischen Wünschen bringt.“ (ebd.: 564) So diente das Berührungstabu ebenfalls dazu, so die Mitscherlichs, zur Erhaltung der Erwartung an eine Wiederholung der narzisstischen Befriedigung durch den Nationalsozialismus. Die Gefahr dieser Abwehrkonstellation sahen sie darin, dass die aus dem Bewusstsein gehaltene unbewältigte, unverständene Vergangenheit, unter bestimmten Umständen wieder auftauchen und wirksam werden könne. Als eingekapseltes „Introjekt“ wirkten die NS-Ideale unbewusst weiter. (Mitscherlich 1967: 62)

<sup>191</sup>Mank fand in ihren Interviews Hinweise auf eine weiterbestehende Identifikation mit den Werten des NS, vor allem auch Antisemitismus. (Mank, 2011: 297)

<sup>192</sup>So äußert sich eine Frau, als sie über die Entlassung ihrer jüdischen Kollegin spricht, deren Stelle sie bekam, folgendermaßen: „Das hat mich sehr bedrückt. Aber wie reagiert man dann? Soll man sagen:“ Das kann ich nicht, ich kann nicht einen Posten annehmen, wenn ich quasi eine andere verdrängt habe, weil sie Jüdin war?“ Das ist unsinnig, das kann man nicht.“ (ebd.: 95)

dem Wohnort gegeben habe. Wurde doch einmal von beispielsweise Transporte von Jüdinnen und Juden beobachtet, wird das damalige eigene Desinteresse an „politischen“ Themen bemerkt und antisemitische Stereotype reproduziert, so dass das Vorgehen wieder rechtfertigt werde. Konzentrationslager werden hier zu „Umerziehungseinrichtungen“, wo die Häftlinge lernen sollte, sich zu benehmen und „an die Spielregeln“ zu halten. (Ebd. 97) Diskriminierung, Verfolgung und Vertreibung der Jüdinnen und Juden aus Deutschland wird antisemitisch uminterpretiert und zu einem Beleg für die „typisch jüdische Geschäftigkeit“, oder für Heimtücke und Feigheit. Waren die Jüdinnen und Juden dann „verschwunden“ machten sich die Interviewten keine Gedanken mehr darüber.

„Die Leute, die waren auch eines Tages nicht mehr da. Wusste ich nicht. Hab ich mir auch nicht viel Gedanken gemacht.“ (ebd.: 98)

## **5. Der „nationalsozialistische Bewusstseinszustand“**

### **5.1. Magie, Trance, Glaube**

Den Bewusstseinszustand des NS beschreibt Marks als „magisch“. Er vergleicht die bei frühen Kulturen vorgefundenen Phänomene wie Tabu, Vorstellungen von einer magischen Zauberkraft und von einer Person, die durch Projektion mit besonderen Fähigkeiten idealisiert werde mit den Denkmustern, dem „magischen Bewusstsein“ des NS, die sich in der Studie zeigten. Die Propaganda zielte nicht auf rationale Überzeugung, sondern auf Verhüllung, Unklarheit, Pseudo-Religiösität und Irrationalität. Hitler als der „Führer“ wurde mit der Kraft Odins zu einem Gott-ähnlichen Wesen. (ebd.: 40) Die Menschen wurden auf entwicklungspsychologisch gesehen frühen psychischen, „magischen“ Schichten angesprochen (ebd.: 43).

„Die Anstrengungen, das Ich zusammenzuhalten, haftet dem Ich auf allen Stufen an, und stets war die Lockung, es zu verlieren, mit der blinden Entschlossenheit zu seiner Erhaltung gepaart. Sie (die Propaganda) appellierte an die regressiven Wünsche der Menschen, von der Anstrengung erlöst zu werden, ein immerwährend waches, bewusstes, verantwortungsbewusstes Ich sein zu müssen – und bot ihnen stattdessen an, im großen, bewusstlosen Wir-Gefühl der 'Volksgemeinschaft' zu verschmelzen.“ (Horkheimer/ Adorno: 37, 43)

Der NS ermöglichte es den Anhänger:innen, nicht verantwortlich, kindlich und unschuldig sein zu können. Sie konnten die Lust an der Unwissenheit und Größenphantasien ausleben. Ambivalenzen mussten nicht mehr ausgehalten werden, sondern schienen für immer gelöst. Marks sieht in Äußerungen von den Interviewten wie „man habe nichts gewusst“ Hinweise auf diesen Bewusstseinszustand. In diesem Zusammenhang interpretiert er auch den Hass auf alles Intellektuelle (Marks, a.a.O.: 43f).

Der Fokus der Aufmerksamkeit sei eingeeengt gewesen auf „Führer und Reich“. Dies ging einher mit reduzierter Kritikfähigkeit, verzerrter Realitätswahrnehmung, Passivität und Regression. Marks beschreibt, wie es in den Interviews häufiger vorkam, dass die Probanden ihre Interviewer:innen häufig „seelisch besoffengeredet, wie hypnotisiert habe“ (ebd.: 46). Hypnose versteht er dabei mehr als Phänomen bezogen auf Bewusstseinszustände, die jeder Mensch erlebt, zum Beispiel beim intensiven Versunkensein in eine Tätigkeit. Hypnose definiert er als „Verfahren zur Erzeugung eines veränderten Bewusstseinszustandes“<sup>193</sup>(ebd.: 48). Die Mechanismen der Hypnose seien Überfülle von Verbalisierungen, verwirrende, vernebelnde Begriffe, Unklarheiten, unlogische, mehrschichtige Äußerungen, ungrammatische Sätze, unbeendete Redewendungen, Schachtelsätze, bei denen das Bewusstsein des Zuhörers überfordert wird und abschaltet. Fesseln der Aufmerksamkeit, so dass andere Dinge nicht mehr wahrgenommen werden, ist ein anderer Faktor der Hypnose-Technik, den Marks ebenfalls in den Interviews wieder findet (ebd.: 46ff).

Seine These ist, dass die Interviewten diese Techniken nicht bewusst einsetzten, sondern die damalige Erfahrung beim Sprechen über den NS wieder lebendig und somit auch die Sprache angepasst wurde. Die Erfahrungen wiederholten sich so in der Beziehung im Interview (ebd.: 52). Es entstand dort eine Kluft des Verstehens zwischen Interviewten und Interviewern. Die interviewten äußerten sich oft mit Aussagen wie „Es klingt verrückt...“, „ist schwierig, nachzuvollziehen...“, „das klingt für Sie vielleicht verworren.“ und „Wer das nicht mitgemacht hat, der kann da gar nicht mitreden.“ (ebd.: 53f).<sup>194</sup>

Verwirrend wirkte auch, dass die Interviewten sich bewusst von Hitler und dem NS distanzieren, aber mit spürbarer Begeisterung davon erzählten. Die häufig vorgefunden Aussagen im Sinne, dass man nicht gewusst habe, deutet Marks neben dem Versuch der Rechtfertigung noch in einem anderen Sinne, da eine Rechtfertigung ein Schuldbewusstsein und dass Wissen zu besserem Handeln führe voraussetzen würde. Des Weiteren überschätze diese Interpretation die kognitive Bewusstseinsfunktion gegenüber anderen psychischen Funktionen und damit den anti-aufklärerischen

---

<sup>193</sup>Die Merkmale einer hypnotischen Trance seien eine veränderte Aufmerksamkeit, ein eingeeengter Fokus, ein reduziertes Bewusstsein, der Verlust von Realitätskontrolle, Wahrnehmungsverzerrungen, Passivität, Willenlosigkeit und Regression. (Marks 2007, 46ff)

<sup>194</sup>Auch Mank weist darauf hin, dass die von ihr Interviewten immer wieder versuchten, dem erlebten Ausdruck zu verschaffen und sich hilflos fühlten und aggressiv wurden, wenn dies nicht gelang, nicht gelingen konnte. (Mank 2011: 280)

Charakter des NS. Er stellt die Frage nicht nach dem WAS, sondern wie die verfügbaren Informationen genutzt wurden. In den Interviews machen die Personen häufig Aussagen darüber, dass sie etwas gewusst haben oder hätten wissen können, aber auch, dass sie eben geglaubt haben.

„Ich muss Ihnen sagen, wissen Sie, man hat das gar nicht geglaubt, man hat das gar nicht wahrnehmen können, nachdem wir so eine schöne Zeit da mitgemacht haben....“ (ebd.: 57)

Der NS war, so Marks, vor allem auf Glauben aufgebaut und nicht auf Intellekt. In diesem Zusammenhang begegne einem auch häufig das Wort „blind“, was aber positiv besetzt war.<sup>195</sup>

„Bei einer großen Zahl der Interviews gewannen wir den Eindruck, dass sich in den Köpfen vieler Interviewter durchaus demokratische, NS-kritische Gedanken befinden, während ihre Herzen, zumindest teilweise, noch Hitler und dem „Dritten Reich“ gehören.“ (ebd. 59)

Keiner der Interviewten äußert, dass er kognitiv vom NS überzeugt gewesen sei. „Man war fasziniert, es gab nichts anderes.“ Fasziniert zu sein ist ein anderes psychologisches Phänomen als kognitiv überzeugt zu sein, so Marks.

„Faszination gehört zur magischen Welt, ist individual- und menscheitsgeschichtlich eine frühe, präkognitive Form von Bindung – im Unterschied zum erwachsenen, kognitiven Ich-Bewusstsein.“ (ebd.: 61)

#### **5.4. Passivität/ Regression**

Ein weiteres Merkmal bezieht sich auf die Passivität der damaligen Anhänger:innen. Die Beziehung zum NS erlebten sie in einer passiven Haltung, so Marks. Auch dies könne man einerseits wieder als Rechtfertigung interpretieren, um sich von Schuldgefühlen zu entlasten. Allerdings wurden in den Interviews auch häufig andere Erfahrungen im passiv geschildert.

„Diese Haltung stellte einen wesentlichen herrschaftsstabilisierenden Faktor im NS dar. ‚Schicksal‘ und ‚Vorsehung‘ waren zentrale Begriffe im Weltbild des Nationalsozialismus. Der Mythos vom ‚Führer‘ als dem ‚Werkzeug der Vorsehung‘ wurde von Goebbels propagiert. Durch die Anwendung mythischer Sprache wurden rationale Erklärungsansätze außer Kraft gesetzt und durch Vorstellungen von übermenschlichen Instanzen ersetzt.“ (ebd.: 63)

Regression erkenne man in den Interviews durch Begriffe, die der Sprache eine Kindes entstammen, wie beispielsweise „böse sein“ und „schimpfen“ und der Betonung, man sei ja noch zu jung gewesen, mädchenhaften, naive Stimmen bei den Frauen, kindliche Wortwahl und Grammatik, Schilderungen über den 2 Wk wie ein großes Abenteuer. (ebd.:

---

<sup>195</sup> „Glauben, Gehorchen, Kämpfen“ stand als Richtlinie in den Napola-Schulen.

66) Marks ist der Auffassung, dass in den Interviews die „psychotische Welt des Nationalsozialismus“ wieder lebendig werde<sup>196</sup>, durch das Erinnern wiederholten sie ihre damalige Bewusstseinsstruktur, die durch den NS instrumentalisiert wurde. Er finde die Merkmale einer Psychose,<sup>197</sup> geht aber, wie Simmel, nicht davon aus, dass die damaligen NS-Anhängerinnen psychotisch waren. (ebd.: 66f) Die Reden Hitlers dauerten oft mehrere Stunden an, nachdem die Anwesenden schon vorher stundenlang auf ihn warten mussten und körperlich erschöpft und durch die besondere Rhetorik in einen Zustand des Dahindämmerns versetzt waren. Die Reden folgten einer speziellen Dynamik, die in Schulungen erlernt wurde. Aus einem Schulungsbuch stammt folgendes Zitat, was sich auf die Ausgestaltung des Endes einer Rede bezieht:

„So wie der Hypnotiseur dem Beschläferten sagt: „Nach dem Erwachen wirst du das und das tun!“ - so sagt der Redner seinen Hörern: „Wenn ihr nun zurückkehrt ins Leben, dann seid so und so, dann tut das und das!“ (Kruse 1932: 100, zitiert nach ebd. 68).

Durch Rituale würde dies ebenfalls gefördert. Monotone Bewegungen, anstrengende Prozessionen bei Nacht mit Fackeln, Menschenmengen, Starren in Flammen, Versammlungen an alten Kultstätten, Symbole, Beleuchtungseffekte, Musik, Trommeln, monoton wiederholte Gesten und Worte, wie man dies auch aus der Hypnose-Forschung kenne (Marks 2007: 70). Die Wirkung von Musik kam zum Einsatz und förderte Gemeinschaftsgefühl, Emotionen, Regression. Die Regressionsbereitschaft wurde von der NS-Propaganda aufgegriffen und instrumentalisiert, so Marks (ebd. 73).

### **5.5. Derealisierung, Abspalten, Idealisieren**

Des Weiteren habe der NS an die Abwehr von Traumatisierungen durch den 1. WK angeknüpft. (ebd. 138) Die Abwehr der Traumatisierungen durch den 1. WK erfolgte in der Weimarer Republik typischerweise durch ein „heroisches Kriegerbewusstsein“, so Wutka und Riedesser, was sich unter anderem in einer hohen Anzahl von heroisierender Kriegsliteratur äußere (Wutka/ Riedesser 2000). Derealisierung, Abspalten von negativen Gefühlen und damit auch Verlust von Mitgefühl, Idealisierung/ Heroisierung von etwas

---

<sup>196</sup>So kann man auch die Aussage Ute Mank verstehen, die Interviews mit ehemaligen Wehrmachtssoldaten machte und das Gefühl hatte, einen Einblick in eine unheimliche, gespenstische „Parallelwelt“ bekommen zu haben, die die ehemaligen Soldaten „in sich trugen“ und bei ihr „zu einem diffusen Gefühl von Bedrohung“ führte. (Mank 2011, 17)

<sup>197</sup>Gedankensprünge ohne jegliche Logik, Widersprüche in Aussagen, Abwesenheit von Zweifeln, Geringe Selbstbeobachtung und Realitätskontrolle, Sprechen in vagen Verallgemeinerungen, abstrakte Begriffen, Ausblendung von Gefühlen wie Angst und Trauer, schwache Verknüpfung zwischen Vorstellungen und zugehörigem Affekt, reduzierte Fähigkeit von Abstraktion und Logik, ausschweifende, unspezifische Denkprozesse ohne normale, logisch-grammatikalisch gebundenen Strukturen und Funktionen, unzusammenhängende Erinnerungen aus ferner Vergangenheit, in den Interviews wieder. (ebd. 66f.)

„größeren“ von dem man Teil ist und Deponieren psychischer Anteile in der Psyche der Kinder (Marks, 134ff). Der Mensch sollte sich für etwas Höheres hergeben und nicht von dem eigenen Leid „verführt“ werden, sich unter völliger Kontrolle haben, wie das Ernst Jünger, Soldat im 1. WK in seinem Kriegstagebuch ausdrückt: Der Zweck von Disziplin „sei es, die priesterlich-asketische, die auf Abtötung, sei es die kriegerisch-heroische, die auf Stählung gerichtet ist. Hier wie dort gilt es, das Leben völlig in der Gewalt zu haben, damit es zu jeder Stunde im Sinne einer höheren Ordnung zum Einsatz gebracht werden kann.“ (Jünger 1980: 159)

Die nächste Generation sei nun davon geprägt gewesen durch Prozesse der transgenerativen Weitergabe. Dies habe die NS-Programmatik aufgegriffen und als „Eckpfeiler“ in das Programm integriert. (Marks, 138f), worauf viele Interviews verwiesen. (ebd. 140f) Häufig sei es zu Situationen gekommen, in denen die Interviewer:innen erstaunt reagiert hätten auf eine leidvolle Erzählung, die aber ohne jegliche Äußerung, dass man gelitten habe, berichtet wurde. Oft wurden diese von Stolz begleitet. Marks erklärt diese mit dem Aufeinandertreffen zweier unterschiedlicher „Welten“: die „Welt der Empfindsamkeit“ und die „heroische Welt“: (ebd. 143). Stolz wurde erzählt von 57km langen Märschen mit über 10kg Sand im Gepäck, ohne Pause, nur wenig Nahrung und von harter militärischer Ausbildung, was „herrlich“ gewesen sei, von Wochen im Schützengraben bei 57 Grad minus, wofür dann das Ritterkreuz verliehen bekam (ebd. 144).

#### **V.II.4.j) „Das Erbe der Napola“**

„Die Auswahlkriterien waren ja nicht schlecht.“

„Es war von Anfang bis Ende ein Existenzkampf.“

(Aussagen der ehemaligen Schüler aus dem Film „Herrenkinder“<sup>198</sup>)

Die Studie stellte einen Versuch dar, „Konturen einer generationsgeschichtlichen Forschung“ theoretisch nachzuzeichnen. Die Fragestellung war zum einen die Lebensgeschichte von ehemaligen Napola-Schülern und damit Wirkung und Folge der NS-Erziehungspraxis untersucht.<sup>199</sup> Es interessierte dabei auch, was aus der Identifikation „mit dem völkischen Ideal, elitärem Herrenmenschentum und rassischer Überlegenheit geworden ist.“ (Schneider et al. 1996: 12) Des Weiteren untersuchten Schneider et al. ob

---

<sup>198</sup>Dieser Film stellt eine dokumentarische Aufarbeitung der Studie dar.

<sup>199</sup>Tatsächlich konnten einige der ehemaligen Schüler zwar nicht mehr im NS, doch aber in der BRD sehr hohe Positionen besetzen. (Schneider, Stillke, Leineweber 1996: 12)

eine der langfristigen Folgen für die eigene Erziehungspraxis der ehemaligen Schüler gab, die also deren Kinder noch beeinflussten und ob die Napola-Erziehung nicht nur für die Schüler selbst, sondern auch noch für deren Kinder „traumatisch“ wirkten.

Dazu führten sie mehr als 40 psychoanalytisch orientierte Interviews mit 1920 bis 1930 Geborenen und deren Kindern und Enkeln. Die Aufmerksamkeit der Interviewer lag dabei vor allem „dem affektiven Tonus der Mitteilungen und der Beziehung zwischen den Gesprächspartnern“. (ebd.: 25)

### **1. „Wir hatten noch Ideale“**

Ergebnis dieser Studie war, dass keiner der Befragten ehemaligen Schüler das Ideal der Napola-Schulen vollständig aufgegeben hatte. Häufig tauchten diese nur verdeckt auf. Dies zeigte sich auch in der Erziehung ihrer Kinder. Hier galt der Imperativ, anders und besser zu sein als andere. Strenge, Disziplin, Leistungsdruck zeichnete diese Erziehung aus. „Weil der Bewährungszwang der Napola diese Väter nicht losließ, musste er auch den Kindern auferlegt werden.“ (ebd., 324) Um die Kontrolle über die Erziehung zu behalten, reglementierten die Väter andere Einflussfaktoren wie Freunde, Religion, Einfluss von Lehrern usw.(ebd. 325). So beschreibt eine Tochter in dem Film Herrenkinder einerseits, dass sie sich quälen musste immer wieder über eine bestimmte Grenze hinaus, dass ihr Vater sie nicht beschützt hatte, so wie er selbst wohl nie beschützt wurde. Andererseits, sagt sie, dass sie den Erziehungsidealen auch viel abgewinnen könne.

Die Napolaschüler waren dazu „verdammte“, permanent an dem Ideal zu scheitern, was als Unwürdigkeit, als drohender Ausschluss und dem „sozialen Tod“ wahrgenommen wurde. Abweichungen vom Ideal wurden verheimlicht und ein Verweis von der Schule als eigenes Versagen angesehen. Das führte zu einer permanenten Selbstbeobachtung, aber nicht zur Selbstreflexion. Der Napola-Schüler war nur wertvoll durch die Zugehörigkeit zu „Rasse“, „Nation“ und einem Auftrag, so Schneider. Durch die permanente Selbstbeobachtung hatten sie im Gegensatz zu den meisten ihrer Generation ihre eigenen am Ideal gemessenen „negativen“ Anteile vor Augen.

„Der „Durschnittsnazi“ mochte intellektuell, moralisch, körperlich noch so weit von den rassentheoretisch und propagandistischen verbreiteten Idealvorstellungen des Nationalsozialismus entfernt sein, es hat ihn nicht gehindert, sich besinnungslos dem Herrenmenschenmut zuzurechnen und sich mit der vermeintlichen rassischen und völkischen Superiorität zu identifizieren. Einiges spricht dafür, dass diese wahnhaftige Identifikation desto ausgeprägter war, je größer der Abstand von individueller Realität und kollektivem Ideal war.“

(ebd. 326)

In der Erziehung ihrer Kinder projizierten die Väter die mit dem Napola-Ideal in Konflikte stehenden Identitätsanteile. Unter der Kontrolle der Väter, die wussten, dass man an diesem Ideal scheitern musste, entkamen die Kinder diesem Verdacht nicht mehr. Kritisch den Forderungen der Napola gegenüber, konnten sie sich ihnen dennoch nicht entziehen. So schildert eine Interviewte, wie der Vater sie mit seinem Pünktlichkeitszwang terrorisiert habe und wie sie dies aber heute mit ihrer eigenen Familie und sich selbst tue. Die Kinder würde als eine Art „Notprogramm“ zur Existenzsicherung zur Vermeidung extremer Ängste eingesetzt. So wirkten die Ideale der Napola von den Nachkommen introjiziert und als ich-fremde Zwänge befolgt (ebd.: 328).

## **2. „Typen des Negativen“**

Aus dem Dilemma, zu einer Elite zu gehören, dabei aber immer unter einer „permanenten darwinistischen Ausschlussdrohung zu stehen, resultierten Typen „des Negativen“, die aber wechselnd jedem Schüler zugeteilt werden konnten: Der Versager versagte am Ideal, war „schlaff“ und „verweicht“, blamierte sich und wurde bemitleidet. Bei ihm ging es um narzisstische Werte. Der Außenseiter scheiterte am Ehrenkodex, der nach gut und böse trennte. Er log, klaubte, verfehlte den Korpsgeist und wurde bestraft. Hier ging es um moralisch-ethische Positionen. Durch Strafen wurde jeder zu einem erniedrigten Objekt gemacht. Der Ausschluss drohte permanent.

Die militärische Niederlage 1945 ließ die Bilder der Angst der Napola-Schüler wahrwerden, da sie nun real zu Außenseitern, Versagern und Verbrechern wurden. Das, was vorher die Anstalt leistete, nämlich die Projektion negativer Anteile, musste nun individuell geleitet werden und ein Umgang mit dem negativen gefunden werden (ebd.: 330).

Töchter von ehemaligen Napola-Schülern wuchsen mit stark eingeschränkter Bewegungsfreiheit auf, da sie sich in einem permanent von sexueller Gewalt bedrohten Zustand befanden. So wurde „Weiblichkeit“ zu einer „Abnormalität“. Mit „weiblich“ assoziierte Eigenschaften wie Passivität, Verweichlichung, Ohnmacht gegen Gewalt, aber auch der „hurenhaft-aggressiven“ Frauen. Weiblichkeit gab es daher für den Napolaner nur in seiner abnormen Vorstellung. Als Väter wünschten sie sich Söhne und waren von Töchtern überfordert, fühlten sich ihnen letztendlich aber näher, was Schneider et al. als

Ausdruck der projizierten negativen Identität der Väter begründet sehen. Vorerst waren die Töchter mit einer starken Entwertung konfrontiert. Daraus resultierte häufig eine „stark vaterbezogene Selbstreflexion“. (ebd. 331)

Die erstgeborenen Söhne beschrieben das Verhältnis zu ihren Vätern als starke Symbiose, in der es nur eine bestimmte Menge an Kraft gäbe, die immer wieder neu verteilt werde. Der Vater wurde als der Belehrende, der dem Sohn nicht-zuhörende beschrieben, der sich nie wirklich für das Leben des Sohns interessiert habe. Die Väter haben sie nur als Abbild gesehen. Nun, im Alter sei dies andersherum, was zur gleichen, aber umgekehrten Beziehung führte. (ebd. 331) In der Selbstreflexion fixiert auf die Väter, wägen sie immer wieder Ähnlichkeiten und Unterschiede ab. Sie fühlten sich um eine autonome Entwicklung betrogen, beklagen, dass es nie Abgrenzungserfahrungen gegeben habe. Schneider et al. sehen darin das Resultat einer narzisstischen Eltern-Kind-Beziehung, in der das Kind als Verlängerung des Eltern-Ichs vereinnahmt wird und der Rest zum „Nichtich“ und zum Inbegriff dessen, was die Eltern an sich und dem Kind hassen.

Den ältesten Söhnen erfuhren das „Geheimnis des Napolaners“, dass er nämlich eine Zustand absoluter Ohnmacht überleben kann, weil er es vorübergehend erträgt, nichts zu sein und dass die Lösung für ein Entkommen ist, diese Ohnmacht jemanden anderen spüren zu lassen. Dies tun die Söhne nun gegen die Väter. Als eines der Probleme der Kinder von nicht nur von ehemaligen Napola-Schülern sehen Schneider et al. darin, dass ihre Selbstreflexion im Wesentlichen keine ist, da es sich um eine Auseinandersetzung mit Anteilen der Eltern handelt. Schneider et al, nennen dies „Fremdreflexion“.

„Der Erfolg war großartig: Auf den Führer Adolf Hitler fixiert, angefüllt mit überheblichem Überlegenheitsgefühl, vergaßen diese Jungen die entwürdigenden Strapazen der Bevormundung, die Glättung ihrer Persönlichkeit, den Drill; sie befanden sich in einer Art mythischen Dämmerzustand, empfanden die Indoktrination und Verblödungsanstrengungen als notwendig und völlig gerecht: als einen Tribut für die Segnung des Auserwähltseins.“ (Zitat eines Interviewten in ebd. 338)

### **3. Das Unheimliche**

Der Vater in einem der untersuchten Familien trägt für den Sohn etwas Unheimliches mit sich herum.<sup>200</sup> Der vom Vater beschriebene Dämmerzustand und die Phantasie des Sohnes

---

<sup>200</sup>Nach Freud ist etwas unheimlich, „wenn die Grenze zwischen Phantasie und Wirklichkeit verwischt wird, wenn etwas real an uns herantritt, was wir bisher für phantastisch gehalten haben.“ (Freud GWXII, 258) Die Angst vor dem

verschränkten sich zu einer „Irrealität“. Unheimlich wird von beiden Männern im Zusammenhang mit Protest, Engagement und Öffentlichkeit empfunden. Der Vater, den 68er Protesten tendenziell in ihrer gewaltfreien Form aufgeschlossen, fand Rudi Dutschke „unheimlich“ und „elitär“. Die gewalttätigen Proteste lehnt er strikt ab, auch dies sei ihm „persönlich fremd“, was in Anbetracht seiner Napola-Erfahrung gerade nicht der Fall sei, so Schneider.

So sei das Unheimliche an der Protestbewegung für ihn eine verzerrte Wiederbegegnung mit dem Teil seiner Geschichte, der ihn in die verquere und widersprüchliche Rolle eines völkischen Intellektuellen mit Führungsanspruch zwang, der mit einer Machtprämie ausgestattet war und trotzdem immer Außenseiter blieb. Diese Selbstinszenierung habe er auch seiner ganzen Familie auferlegt, wovon die einzelnen Familienmitglieder in den Interviews sprechen (ebd.: 344). Diese Familie sei von Wiederholungen und Ausfall von Einfühlung gekennzeichnet.<sup>201</sup> Abweichung war in der Logik des NS ein „tödliches“ Stigma, so Schneider et al. Fast alle Kinder der Interviewten der Studie brachten ihre Kinder in bedrohliche Außenseiterpositionen. Die Napola-Sozialisation stellt für die Autoren eine kollektive Fixierung auf die frühe Phase der Adoleszenz dar, so dass prägenitale polymorph-perverse Triebmodalitäten- und -konflikte vorherrschend sind und verschiedenen Abwehrmechanismen der anal-sadistischen Entwicklungsstufe (Spaltung, Rationalisierung, Reaktionsbildung) später anheim fallen. Die erste Phase der Adoleszenz in der Napola fand Ausdruck in der Struktur des Gruppenlebens. Die zweite Phase war geprägt durch die Möglichkeit der Übernahme von Machtpositionen, was eine Abfuhr aggressiver Impulse ermöglichte, die normalerweise in dieser Phase gegen Autoritäten gerichtet wird. Hier wurde die psychische Struktur auf dem Niveau der Frühadoleszenz eingefroren (Leuzinger-Bohleber 1997: 187).

#### **V.II.4.k) Zusammenfassung**

Durch das Erinnern wiederholten die Interviewten in Marks Studie ihre damalige Bewusstseinsstruktur, die durch den NS instrumentalisiert wurde. Dies sei ein Einblick in ein unheimliche, gespenstische „Parallelwelt“, welche beim Gegenüber „zu einem diffusen

---

Fremden ist aber eine Angst vor dem Vertrauten.

<sup>201</sup>Dem Vater wurden in einem für ihn furchtbaren Ritual die Haare geschnitten und gedroht, später verpasste er der Tochter gegen ihren Willen eine Kurzhaarfrisur, woraufhin sie zur Langhaarperücke griff. Ihr Sohn wiederum verkleidete sich mit einer Langhaarperücke und wurde dafür schwer gehänselt, was die Mutter jedoch nicht bemerkte. Der Vater selbst wurde wegen seiner geringeren Sportlichkeit in der Napola erniedrigt und hasste sie, was ihn aber nicht davon abbrachte, seine Kinder teilweise Leistungssport betreiben zu lassen, was er als „Überlebensvoraussetzungen“ ansieht.

Gefühl von Bedrohung“ führt. Auch bei Schneider taucht der Begriff „unheimlich“ in Bezug das in Kontakt kommen mit den mentalen Spuren des NS auf.

Im Interview reproduziere sich die damalige Sprache, die auf einen bestimmten damaligen Bewusstseinszustand verweise: kindliche Sprache, viele Schachtelsätze und verworrenes Sprechen, insgesamt viel Reden ohne Dialog, Gedankensprünge ohne jegliche Logik, Widersprüche in Aussagen, Abwesenheit von Zweifeln, Geringe Selbstbeobachtung und Realitätskontrolle, Sprechen in vagen Verallgemeinerungen, abstrakte Begriffen, Ausblendung von Gefühlen wie Angst und Trauer, schwache Verknüpfung zwischen Vorstellungen und zugehörigem Affekt, reduzierte Fähigkeit von Abstraktion und Logik, ausschweifende, unspezifische Denkprozesse ohne normale, logisch-grammatikalisch gebundenen Strukturen und Funktionen, unzusammenhängende Erinnerungen aus ferner Vergangenheit.

Der NS machte sich die emotionale Disposition der Menschen zunutze und zielte nicht auf intellektuelle Überzeugung. Die damalige Faszination erkenne man in Form von veränderter Sprechweise: lebendig, kraftvoll, schwärmerisch, mit leuchtenden Augen oder Begriffen wie „beeindruckend“, „heilig“, „außergewöhnlich“, „man habe nichts gewusst“. Der NS ermöglichte es den Anhänger:innen, nicht verantwortlich, kindlich und unschuldig sein zu können. Sie konnten Größenphantasien ausleben.

Der Fokus der Aufmerksamkeit sei eingeeengt gewesen auf „Führer und Reich“. Dies ging einher mit reduzierter Kritikfähigkeit, verzerrter Realitätswahrnehmung, Passivität und Regression. Marks beschreibt, wie es in den Interviews häufiger vorkam, das die Probanden ihre Interviewer:innen häufig „seelisch besoffengeredet, wie hypnotisiert habe“ (ebd.: 46).

Ein weiteres Merkmal bezieht sich auf die Passivität der damaligen Anhänger:innen. Die Beziehung zum NS erlebten sie in einer passiven Haltung, so Marks. Auch dies könne man einerseits wieder als Rechtfertigung interpretieren, um sich von Schuldgefühlen zu entlasten.

Es entstand eine Kluft des Verstehens zwischen Interviewten und Interviewer:innen. Die interviewten äußerten sich oft mit Aussagen wie „Es klingt verrückt...“, „ist schwierig, nachzuvollziehen...“, das klingt für Sie vielleicht verworren.“ und „Wer das nicht mitgemacht hat, der kann da gar nicht mitreden.“. Die Interviewten distanzieren sich

bewusst von Hitler und dem NS distanzieren, erzählten aber mit spürbarer Begeisterung davon.

Von schmerzhaften Erfahrungen wird mit Stolz berichtet. Es kam in den Interviews zu einem Aufeinandertreffen zweier unterschiedlicher „Welten“: die „Welt der Empfindsamkeit“ und die „heroische Welt“. Man hatte den Schmerz für das größere Ziel im Griff.

Schamabwehr wurde ermöglicht durch die Idealisierung Hitlers und der „Volksgemeinschaft“, durch Größenfanatische Ansprüche auf Weltherrschaft, durch Versprechungen, die Ehre Deutschlands wiederherzustellen, durch ein heroisierendes und zynisches Weltbild der Härte und damit der Abwehr weicher Gefühle und humanistischer Werte. Scham wurde in Stolz und Ehre verkehrt. Verachtung gegen sich selbst wurde nach außen gekehrt und andere verachtet und eine harte Erziehung idealisiert.

„Ich muss meine Geschichte erzählen“ - Dies sei Anzeichen für den starken Wunsch nach narzisstischer Bestätigung. Der NS bot eine große narzisstische Befriedigung für die Anhänger:innen. Über die Idealisierung Hitlers konnte jede(r) einzelne Teil an Größe, Macht, Vollkommenheit und Überlegenheits-Fantasien haben, das Gefühl, zu einer Elite zu gehören, auserwählt worden zu sein und dies wurde durch Ränge, Ehrungen, Uniform ständig aus neu erlebbar gemacht. Nach dem Krieg bot dies die Identifikation mit den Siegermächten.

Unklarheiten in der Sprache wie „man“, „es“, „die Sache“, starker Redefluss, Beschönigungen, Auslassungen, viele Fremdworte, Metaphern und häufige lange (Denk-)Pausen, wiesen auf das Vorhandensein eines Tabus hin, über bestimmte Dinge zu sprechen. Inhalt des Tabus seien in diesem Zusammenhang nicht nur die Verbrechen des NS sondern auch Erinnerungen an subjektiv positive Erlebnisse. Durch das Tabu bleibe dies „lebendig“ und könne weiterhin Faszination ausüben. Diese werde dann ebenso an die nächste Generation weitergegeben.

Von Jüdinnen und Juden wird kaum gesprochen und es hätten auch keine im Wohnort gelebt. Konzentrationslager werden zu „Umerziehungs-Einrichtungen“.

Regression erkenne man in den Interviews durch Begriffe, die der Sprache eines Kindes entstammen, wie beispielsweise „böse sein“ und „schimpfen“ und der Betonung, man sei ja noch zu jung gewesen, mädchenhaften, naiven Stimmen bei den Frauen, kindliche Wortwahl und Grammatik, Schilderungen über den 2. WK wie ein großes Abenteuer.

In der Napola-Studie zeigte sich, dass keiner der Befragten ehemaligen Schüler das Ideal der Schulen vollständig aufgegeben hatte. Häufig tauchten diese nur verdeckt auf und in der Erziehung ihrer Kinder. Hier galt der Imperativ, anders und besser zu sein als andere. Strenge, Disziplin, Leistungsdruck zeichnete diese Erziehung aus. „Weil der Bewährungszwang der Napola diese Väter nicht losließ, musste er auch den Kindern auferlegt werden.“

Aus dem Dilemma, zu einer Elite zu gehören, dabei aber immer unter einer „permanenten darwinistischen Ausschlussdrohung zu stehen, resultierten drei Typen „des Negativen“. Durch Strafen wurde jeder zu einem erniedrigten Objekt gemacht. Der Ausschluss drohte permanent.

Die Napolaschüler waren dazu „verdammte“, permanent an dem Ideal zu scheitern, was als Unwürdigkeit, als drohender Ausschluss und dem „sozialen Tod“ wahrgenommen wurde. Das führte zu einer permanenten Selbstbeobachtung, aber nicht zur Selbstreflexion. Der Napola-Schüler war nur wertvoll durch die Zugehörigkeit zu „Rasse“, „Nation“ und einem Auftrag. In der Erziehung ihrer Kinder projizierten die Väter die mit dem Napola-Ideal in Konflikte stehenden Identitätsanteile. Unter der Kontrolle der Väter, die wussten, dass man an diesem Ideal scheitern musste, entkamen die Kinder diesem Verdacht nicht mehr. Kritisch den Forderungen der Napola gegenüber, konnten sie sich ihnen dennoch nicht entziehen.

Die Kinder würde als eine Art „Notprogramm“ zur Existenzsicherung zur Vermeidung extremer Ängste eingesetzt. So wirkten die Ideale der Napola von den Nachkommen introjiziert und als ich-fremde Zwänge befolgt.

Weiblichkeit gab für den Napolaner nur in seiner abnormen Vorstellung. Als Väter wünschten sie sich Söhne und waren von Töchtern überfordert, fühlten sich ihnen letztendlich aber näher, was Schneider et al. als Ausdruck der projizierten negativen Identität der Väter begründet sehen. Vorerst waren die Töchter mit einer starken Entwertung konfrontiert. Daraus resultierte häufig eine „stark vaterbezogene Selbstreflexion“.

Die Napola-Sozialisation stellt für die Autoren eine kollektive Fixierung auf die frühe Phase der Adoleszenz dar, so dass prä-genitale polymorph-perverse Triebmodalitäten- und konflikte vorherrschende sind und verschiedenen Abwehrmechanismen der anal-

sadistischen Entwicklungsstufe (Spaltung, Rationalisierung, Reaktionsbildung) später anheim fallen. Die erste Phase der Adoleszenz in der Napola fand Ausdruck in der Struktur des Gruppenlebens. Die zweite Phase war geprägt durch die Möglichkeit der Übernahme von Machtpositionen, was eine Abfuhr aggressiver Impulse ermöglichte, die normalerweise in dieser Phase gegen Autoritäten gerichtet wird. Hier wurde die psychische Struktur auf dem Niveau der Frühadoleszenz eingefroren (Leuzinger-Bohleber 1997: 187).

### **V.II.5. „Erbe“, „Identifizierung“, „Spuren“ - die Schwierigkeit der Terminologie**

Wie sich in den Studien zeigte, gibt es große Unterschiede in den für die Weitergabe verwendeten Bezeichnungen. Rosenkötter spricht von „verhaftet sein“ an die NS-Ideale der Eltern, Coleman von einer „unbewussten Identifizierung mit den Nazi-Gestalten“, Lohl von „Gefühlserbschaften“, Müller-Hohagen von einer inneren „Verknüpfung mit den elterlichen NS-Tätern“ und Hardtmann von einer „Infiltrierung“ der Psyche der Kinder durch die Nazi-Ideologie der Eltern. Diese unterschiedliche Begrifflichkeit ergibt sich aus der Schwierigkeit, die Weitergabe an die Kinder, das, was zwischen den Generationen geschieht, auf welche Art und Weise dies geschieht und was genau weiter gegeben wird, genau zu benennen. Was aber bei allen Beschreibungen deutlich wird, ist, dass es sich weder um eine unmittelbare Weitergabe der Ideen und Überzeugungen der Eltern handelt, auch wenn dies einige Begriffe nahe zu legen scheinen („Erbe“ Müller-Hohagen) und dass dieser Prozess weder einseitig noch komplett passiv abläuft. In der transgenerationellen Weitergabe wird das Kind nicht als passiver Empfänger betrachtet, sondern mit eigenen Anteilen am Prozess beteiligtes Subjekt (ebd.: 250).<sup>202</sup>

Viele dieser Begriffe stellen Verkürzungen von den in der jeweiligen Untersuchung vorgefundenen Phänomenen dar, teilweise beschreiben sie nur einzelne Teil-Prozesse innerhalb der transgenerativen Weitergabe. Die Nachkommen sind an etwas „verhaftet“, „verknüpft“, mit etwas „identifiziert“ machen sich etwas „zu eigen“ erhalten „Zugang zu den narzisstischen Idealen der Eltern in Form einer erhofften Teilhabe“ (Lohl) und werden von etwas „infiltriert“. Hier sind es die „NS-Ideale der Eltern“, die „Nazi-Gestalten“, die „elterlichen NS-Täter“, die „Nazi-Ideologie der Eltern“.

Mittlerweile gibt es für die Prozesse der Weitergabe an die nächste Generation auf

---

<sup>202</sup>Schneider et al. bezeichnen dies als „Verständigung über all die Sachverhalte, die die einen von sich zu geben für notwendig, die anderen aufzunehmen für nützlich halten“. (Schneider et al 1996, 195)

psychischer Ebene verschiedene Konzepte wie die Transmission, die transgenerative oder transgenerationelle Weitergabe oder das Teleskopieren (vgl. Rauwald/ Quindeau 2013)

Mir erscheint Hardtmanns Begriff der „mentalen Spuren“ in diesem Kontext am brauchbarsten, da im Gegensatz zur Ideologie, die das eher inhaltlich Konkrete beschreibt, Mentalität Denkkategorien, Wertvorstellungen und Grundhaltungen beinhaltet, die der Reflexion weitgehend unzugänglich und schwer veränderbar sind (vgl. Schörken, R.: 1990: Jugend 1945. Politisches Denken und Lebensgeschichte. Opladen) und sich an Freuds Metapher der Spur in Bezug auf Erinnerungen anlehnt, die auf die Vorstellung verweist, „dass das, was jemand erlebt und was ihm oder ihr widerfährt, einen Niederschlag hinterlässt, der auf bestimmte Weise in die psychische Struktur und in den Körper eingeschrieben wird.“ (Quindeau 2008: 17)

Des Weiteren drückt sich in dieser Beschreibung die Asymmetrie in der Beziehung der Eltern und Kinder aus, wie Quindeau dies mithilfe des Konzepts des „Primat des Anderen“ verdeutlicht (vgl. Rauwald/ Quindeau 2013).

Ich werde daher in der weiteren Arbeit diese Bezeichnung als Ober-Begriff für die gesamten Einzel-Prozesse verwenden, da diese im Zuge dieser Untersuchung nicht ausdifferenziert werden können, da dies nur innerhalb einer intensiven Analyse geleistet werden könnte.

#### ***V.II.6. Die Kontinuität der NS-Erziehung in Täter:innen-Familien nach 1945***

Lohl betont, dass die beschriebene Dynamik in Täter:innen-Familien nun durch die NS-Erziehung unterstützt wurde. Durch Unterdrücken von Schwäche und Eigenwille sollte das Kind gehorsam und folgsam gemacht werden und konnte so auch leichter als Projektionsfläche für eigenes ungewolltes missbraucht und kontrolliert werden (ebd.: 212).

„Erziehung wird vor dem Hintergrund dieser Ambivalenz zum Versuch, in den Kindern jene projizierten Eigenanteile mittels einer externalisierten Selbstbestrafung zu kontrollieren, die der psychischen Gültigkeit alter NS-Ideale und den unbewusst erhaltenen kollektiven Identifizierungen entgegenwirken.“ (ebd.: 211)

Erziehung war das „Erfüllungsvehikel“ des NS-Staates. Die Kinder wurden so erzogen, dass sie gehorsam waren und keine Fragen stellten. In der Beziehung zu den Eltern erlebte das Kind, dass Beziehungen durch Kälte, Härte, fehlende Empathie, Macht/Ohnmacht, Misstrauen und mitunter Gewalt gekennzeichnet sind und dass das Leben für etwas Größeres zu opfern sei, an dem man Teil haben könne, wenn man all

seine Energie dort hinein stecke und immer versuche, der/die Beste zu sein. Die Möglichkeit der „Teilhabe an Größe und Macht“ erlebten Kinder, die im NS erzogen und sozialisiert wurden also noch unmittelbar und nicht nur über ihre (Groß-)Eltern.

Müller-Hohagen betont, dass diese Form der Erziehung mitnichten 1945 aufgehört habe und ebenso keinem Einzelfall entspreche, wie er es in den Therapien mit Täter:innen-Kindern beobachtete:

„Nur wenn wir sie für verrückt erklären oder sie das selbst schon tun mussten, werden jene Kontinuitäten zwischen Nazi-Täterschaft und misshandelnder, missbrauchender, verwirrender Täterschaft in den Familien nach 1945 verdeckt. Ich weiß nicht, welches Ausmaß das alles hat, aber ich weiß, dass es weitaus häufiger ist, als allgemein angenommen.“ (Müller-Hohagen 1994, 238)

Auch Gebhardt zeigt in ihrer Studie die Kontinuitäten der Erziehungsvorstellungen nach dem 2. WK auf und dass diese sich nur wenig veränderten.

„Eine Auswahl der wichtigsten deutschen Erziehungsratgeber hat gezeigt, dass noch lange nach 1945 in punkto frühkindliche Sozialisation unbeirrt an den aus den dreißiger und vierziger Jahren überkommenen Vorstellungen festgehalten wurde. Die zugrunde liegenden wissenschaftlichen Bilder vom Wesen des Säuglings und Kleinkinds sind nur zögerlich revidiert worden.“ (Gebhardt 2007: 103)

Müller-Münch zeigt in ihrer journalistischen Arbeit „Die geprügelte Generation“ (2012), wie Brutal die Erziehung in den 1950er und 1960er Jahren weiterhin gewesen ist.

## **VI. Ergebnisse der Untersuchung**

Im Folgenden sollen die Ergebnisse der empirischen Untersuchung dargestellt werden.

Die Stichprobe setzt sich zusammen aus 24 Personen (12 Frauen und 12 Männer), die zwischen 1930 und 1945 geboren wurden. Sie haben in ihrer Kindheit und Jugend den Zweiten Weltkrieg und Nationalsozialismus in Deutschland erlebt haben und sind nicht Verfolgte des Nationalsozialismus. Die Stichprobe besteht aus Personen, die sich aufgrund einer Anzeige in einer regionalen Tageszeitung oder aufgrund von mündlicher Ansprache in Kriegskinderworkshops selbst als „Kriegskind“ identifizierten und sich für die Teilnahme zur Studie anmeldeten.

Insgesamt fiel bei der Untersuchungsgruppe auf, dass sie alle schon beim Telefongespräch, bei dem die Rahmenbedingungen für das Interview abgeklärt werden sollten, sehr viel erzählten. Alle interviewten Personen kamen zum verabredeten pünktlich

und redeten bis auf eine Ausnahme frei. In den wenigsten Interviews wurde das Thema NS und Shoah von den Interviewten selbst aufgegriffen. Nur zwei der Interviewten berichteten von einer guten Beziehung zu ihren Eltern (einer der Fälle, Frau Wetzel, wird im Folgenden dargestellt). In den meisten Interviews wurde von heftigen körperlichen Strafen berichtet (fast zwei Drittel), die mir gänzlich unbekannt waren, wie beispielsweise das Knien auf ungekochten Erbsen oder das Einsperren in den dunklen Keller. Nur wenige Personen wussten über die politische Überzeugung der Eltern Bescheid (7). Bei den Frauen waren es nur diejenigen, deren Eltern gegen den NS eingestellt waren (2). In den wenigsten Familien wurde über NS und Shoah gesprochen (weniger als die Hälfte) Nur wenige der Personen hatten sich intensiv mit dem NS und der Shoah auseinandergesetzt und es waren hier tendenziell eher die Männer als die Frauen, beziehungsweise diejenigen, deren Eltern explizit gegen den NS waren (2 der Frauen, 4 der Männer). Obwohl sich alle Personen als Kriegskind identifizierten, ging es in den Interviews nur zu einem geringeren Teil um die erlittenen Kriegserlebnisse. Während die Männer viel über den Krieg berichteten in Form von Kriegsverlauf, die Art und Weise der Bomben, der Faszination für Waffen, Uniformen etc., sprachen die Frauen wenig davon.

Die beiden zu unterschiedlichen Zeitpunkten durchgeführten Interviews wurden, wie oben im Methoden-Teil in der Analyse zusammengefasst.

Es wurden aus den 24 Interviews drei Fälle ausgesucht und ausführlich ausgearbeitet. Diese Interviews wurden ausgewählt, da die oben beschriebenen Auffälligkeiten hierin zu beobachten waren und so einer genaueren Untersuchung unterzogen werden konnten.

Der Sequenzielle Bericht des jeweiligen Interviews wird in seiner kompletten Ausführung hier nicht dargestellt, da dies aufgrund der Länge der Berichte (bis zu 80 Seiten) den Rahmen der Arbeit sprengen würde.

Die Darstellung der Fälle beginnt mit der Einteilung der ausgearbeiteten zentralen Kategorien, die sich einerseits aus dem Interviewmaterial und andererseits aus dem ausgearbeiteten Stand der Wissenschaft ergaben. Diesen Kategorien wurden die Stellen aus dem Interview zugeordnet und zunächst die manifeste Ebene des Erzählten dargestellt. Am Ende wurden die zentralen Ergebnisse des jeweiligen Interviews zusammen gefasst.

## **VI.1.Kategorien**

Dieser Kategorien-Katalog wurde wie oben beschrieben vorerst anhand des theoretischen Rahmens entwickelt und dann sukzessive anhand der Kategorien, die sich aus dem Material ergaben und den Ergebnissen der Studien zum NS-Kontext entsprachen.

Im Folgenden wird nicht der komplette Kategorien-Katalog aufgeführt, sondern die zentralen, die auch für die spätere Auswertung von Bedeutung waren:

- ♣ Motivation für das Interview./ Warum kommt sie/er?
- ♣ Erinnerungsprozesse (was wird darüber erzählt, wie erinnert wird, wodurch es beeinflusst wird, bspw. Medien)
- ♣ Erlebnisse vor/während/nach Krieg
- ♣ Traumatische Erlebnisse / Belastungen/schreckliche Erlebnisse vor/während/nach der Kriegszeit
- ♣ Kontakt mit Alliierten/ Wie wurde das Ende des Krieges/ der Übergang erlebt
- ♣ Politischer Hintergrund Familie
- ♣ Sozialstruktur der Familie (vor Krieg, Kriegsbeginn, während Krieg, nach Krieg)
- ♣ Beziehungen: Zu Mutter, Vater, Großeltern, Geschwistern, Nachbarn
- ♣ Welche Person wurde als sehr hilfreich erlebt vor/im/nach Krieg?
- ♣ Erziehung im NS: Familie, Schule (Inhalte, Disziplin), Kindergarten (Spielsachen, Art der Spiele, Sauberkeitserziehung), Jungvolk/BDM/HJ/...
- ♣ Nationalsozialismus: Wurde das Thema NS überhaupt thematisiert?, Wie?, Was wusste In. über Verbrechen der Nazis/ Verfolgung/Ermordung von Minderheiten?, Wie wurde in Familie darüber gesprochen?, Was wurde beobachtet, gesehen, gewusst?, NS Identität/ Spuren des NS
- ♣ wie wird über Kindheit reflektiert, was wird ausgelassen, wo sind Leerstellen
- ♣ eigene Begeisterung/ Involviertheit
- ♣ Leben nach dem Krieg bis heute: Beruflicher Werdegang, Privater Werdegang, Leben in DDR/ BRD/ anderes Land/ Migrationserfahrung, Beziehung zu eigenen Kindern, Partner
- ♣ Aktuelle Situation/ Wie ist es jetzt?: Krankheiten, Symptome, Blick von heute auf damals, Welche Auswirkungen hat KK auf das Leben gehabt, Auseinandersetzung mit NS (z.B. ehrenamtliche Tätigkeit in jüdischem Altenheim, Partnerwahl), Selbstbild/ Wie wird die

eigene Persönlichkeit damals/heute beschrieben?, Aktueller Leidensdruck/ Attribuierung

- ⤴ Interviewsituation
- ⤴ Verarbeitungsformen: Abwehr / Form der Verarbeitung, Geschlecht, Umgang mit Affekten (Scham, Schuld, Wut, etc.), Attribuierung des Leidens
- ⤴ Besonderheiten: Sprache/ Bilder, Irritierende Szenen

## **VI.II Fälle**

Die folgenden ausgeführten Fälle wurden aufgrund folgender Kriterien für eine intensive Analyse und Darstellung ausgewählt.

Alle drei Personen haben vergleichbare Eckdaten: sie erlebten ähnlich gelagerte Kriegserlebnisse, sind in der Nähe einer Großstadt aufgewachsen, erlebten eine zeitweise Trennung vom Vater, aber nicht von der Mutter, haben einen ähnlichen Bildungsstand und kommen aus ähnlichen ökonomischen Verhältnissen. Die Besonderheiten sind also nicht in ihren demographischen Faktoren zu finden. Trotzdem gab es nach der ersten Grobanalyse in allen drei Fällen im Vergleich zum restlichen Sample folgende Besonderheiten:

Der erste hier dargestellte Fall wurde aufgrund der politischen Einstellung (NS kritisch) und der guten Beziehungen zu den Eltern ausgewählt. Beides war im Sample die Ausnahme. Frau Kirchner wurde aufgrund ihrer negativen Beziehungen ausgewählt. Die beiden Fälle gleichen sich in ihren Eckdaten und können somit gut gegenüber gestellt werden. Herr Fischer wurde zum ersten aufgrund seines Geschlechts als Fall ausgewählt und da er einer der wenigen Personen war, die sich mit der NS-Vergangenheit intensiv auseinander gesetzt haben.

### **VI.II.1. Frau Wetzel – Die Beiläufigkeit einer kritischen Haltung**

Frau Wetzel wurde 1939 in der Nähe einer mittleren Großstadt im Süden Deutschlands geboren und wuchs dort als einziges Kind in der Familie auf.

Ihre Eltern kamen aus einer anderen Region, zogen aber aufgrund ihrer unterschiedlichen Konfessionen fort, um heiraten zu können. Die Familie der Mutter akzeptierte diesen Eheschluss nicht. Ihr Vater hatte bis zum Krieg ein altes traditionelles Handwerk ausgeübt

und wurde 1940 eingezogen. Nach eineinhalb Jahren im Krieg, er war bei einem Luftwaffenstützpunkt in Norddeutschland stationiert, kam er versehrt wieder nach Hause. Bei einer großen Explosion, ein vermuteter Sabotageakt, bei dem der Vater aber nicht beteiligt gewesen sein soll, habe er ernsthafte Verletzungen erlitten, von denen er sich sein Leben lang nicht mehr erholte. Er unterschrieb, dass er nach Hause gehen konnte und nicht mehr in den Krieg ziehen musste, aber aus diesem Grund keine Entschädigung erhielt. Der Vater arbeitete vorerst nicht mehr, übernahm später nach dem Krieg einfache Tätigkeiten. Die Mutter arbeitete in einer Wäscherei und nach dem Krieg verdiente sie den Unterhalt vor allem durch Heimarbeit.

Sie selbst wurde erst nach Kriegsende eingeschult. Nach ihrem Realschulabschluss lernte sie an einer Schwesternschule Handarbeiten und Schreibmaschine, bevor sie in einem großen Betrieb eine sogenannte Anlernstelle bekam.

In den 50er Jahren gab es wieder Kontakt zur Familie der Mutter und schließlich auch eine Erbschaft, was die Situation der Familie verbesserte.

Der Vater starb in dem Jahr als sie ihre Ausbildung beendete. Mit 19 lernte sie ihren Mann kennen. Kurz nach dem Tod ihres Vaters ging sie mit ihrem Mann ins Ausland. Später kamen sie wieder zurück, sie holte das Abitur nach und studierte. 1967 kamen sie nach Frankfurt und erlebten dort die Studentenproteste. Das Paar blieb kinderlos. Sie arbeitete bis zur Rente in einem Geschäft in Frankfurt.

#### ***VI.II.1.a) Kontaktaufnahme und Interviewsituation***

Der Kontakt zu Frau Wetzel wurde über entfernte Bekanntschaftskreise hergestellt. Frau Wetzel ist am Telefon eher zurückhaltend, erzählt bei diesem ersten Kontakt nicht viel über ihre Lebensgeschichte wie die meisten Interviewten, ist sehr kooperativ und wir vereinbarten schnell einen ersten Termin.

Sie kommt pünktlich zum verabredeten Zeitpunkt. Sie wirkt sehr freundlich und etwas schüchtern, ist schlicht, aber geschmackvoll und légère gekleidet. Wir kommen trotz ihrer eher schüchternen Art schnell in ein nettes Plaudern und die Atmosphäre ist freundlich und entspannt. Wir klären noch ein paar Kleinigkeiten zum Ablauf des Interviews und beginnen mit der Aufnahme.

Zu Beginn des Interviews ist sie ebenso zurückhalten wie am Telefon und etwas zögerlich. Ich stelle relativ viele Nachfragen, um der Interviewpartnerin die Unsicherheit zu nehmen,

wie sich aus dem Protokoll entnehmen lässt. Es war mir wichtig, dass sie sich wohl, angenommen und sicher fühlte. Sie löste bei mir das Gefühl aus, sie beschützen zu wollen.

Nach ein paar Minuten, in denen sie sich „warm“ redet, entwickelt sich ein lebendiges Gespräch, in dem Frau Wetzel viel frei erzählt und nicht selten gelacht wird.

Auch für das zweite Interview lässt sich leicht ein Termin ca. 3 Monate später finden. Auffällig ist hier die veränderte äußere Erscheinung Frau Wetzels. Sie hat eine neue Frisur, ist schicker gekleidet und wirkt insgesamt in ihrer Körperhaltung und Gestik selbstbewusster. Auch dieses Gespräch ist sehr lebendig.

### **VI.II.1.b) Klima in der Familie/ Erziehungsstil**

Die Atmosphäre in der Familie beschreibt sie insgesamt als „Auf jeden Fall geborgen, warm“ (Z.362).

Der Erziehungsstil der Eltern sei „Nicht autoritär. Liebevoll“ (Z. 263) gewesen und sie hätten sie nicht körperlich bestraft. Ihr Mutter habe ihr mal eine Ohrfeige gegeben, aber sie sei nie richtig geschlagen worden:

„Aber, dass sie mich richtig geprügelt hat, daran kann ich mich überhaupt nicht erinnern. So wie die anderen Kindern mit dem Kochlöffel oder Gürtel.“ (Z. 700)

Auf die Frage, ob sie sich noch erinnern könne, warum sie die Ohrfeige bekommen hatte, antwortet sie:

„Ja-ja. Weil ich nicht geholfen habe... bei der Hausarbeit.. ich habe schon gesehen, dass ihr das schwer war. Ich habe schon dazu geneigt, mir das alles auch schön zu machen [lacht]. Mich zu ihm (dem Vater) zu legen und mit ihm Radio zu hören. Das hat meine Mutter gekränkt und beleidigt, dann gab es oft Streit.“

Später bemerkt sie ein weiteres Mal, dass die Konflikte zwischen ihrer Mutter und ihr häufig aus dem Kampf um die Anerkennung des Vaters entstanden.

„Da ich in der Familie ein Einzelkind war, wurde ich auch verwöhnt. Ich war das Prinzesschen von meinem Vater. Es gab die Konflikte nur zwischen meiner Mutter und mir, wir haben nur um die Anerkennung des Vaters gekämpft.“ (Z. 414)

Für sie seien diese Streits und die Folgen nie unberechenbar und besonders dramatisch gewesen, im Gegenteil:

„Das war klar. Das waren kleine ganz normale Konflikte. Das war dann eher so Gezänk, aber kein böser Streit. Das kenne ich nicht.“ (Z. 713)

Sie beschreibt es als etwas „Prägendes“, dass sie Einzelkind war und dass sie sich

ausgeschlossen gefühlt habe, wenn die Eltern miteinander auf dem Sofa gesessen haben und zärtlich zueinander gewesen waren.

„Ich glaube, das war etwas Prägendes in meiner Biografie, dass ich Einzelkind innerhalb der Familie war. Wenn meine Eltern eben auch sich gut vertragen haben und so liebevoll miteinander umgegangen sind, dann haben sie oft auf dem Sofa gesessen und geschmust, und es sich schön gemacht haben, dann fühlte ich mich immer alleine. Ich saß dann da in anderer Ecke.“ (Z. 476)

Es entsteht hier das Bild einer Kleinfamilie mit den (der psychosexuellen Entwicklung der Tochter) entsprechenden Konflikten.

Für die Fürsorge sei eher die Mutter zuständig gewesen, aber auch beim zu Bett gehen beispielsweise sei der Vater auch zärtlich gewesen:

„Mein Vater ist dann auch gekommen, so die Decke glatt gestrichen, mir vielleicht die Wange gestrichen oder mir einen Gute-Nacht-Kuss gegeben.“ (Z. 451)

Sie sei sehr viel alleine, ein typisches „Schlüssel-Kind“ (Z.433) gewesen, wodurch sich für sie aber auch Freiheiten ergaben:

"Ich hatte den Schlüssel und dann war da Essen irgendwie vorgekocht, oder Gerichte, die ich warm machen konnte. Und ich wusste, dass ich meine Schularbeiten machen musste. Und das hat man dann gemacht, schnell wie möglich, weil da waren die Kinder auf der Straße [lächelt]. Wir konnten damals auf der Straße spielen. Und geguckt, wer da ist.“ (Z. 486)

Sie habe ihren Eltern vertraut und durfte im Gegensatz zu anderen Kindern ihre Freundinnen und Freunde mit nach Hause bringen.

„Alle diese Kinder durfte ich mit nach Hause bringen in Unterschied zu anderen Familien, wo keine Kinder mit hoch kommen durften.“ (Z. 486)

Sie haben ihr aber auch keine besondere Hilfestellung von den Eltern gegeben, was Frau Wetzel aber mit ihrer mangelnder Schulbildung begründet.

„Sie waren nicht in der Lage mir bei den Hausaufgaben zu helfen. Sie haben beide so eine Zwerg-Volksschule besucht.“ (Z. 517)

In der Pubertät habe es kleinere Konflikte um längeres Ausgehen gegeben.

Frau Wetzel konnte als Kind ihre Wünsche äußern, sich bei den Eltern beschweren, wenn ihr etwas nicht gefiel, wie sie beispielsweise in der folgenden Situation schildert:

„Ich kann mich daran erinnern, dass ich ein eigenwilliges und eigensinniges Kind war. Als sie mir Geschenke gemacht haben, wollte ich etwas anderes haben. Sie hatten einen anderen Geschmack.

I: Haben Sie dann das auch gesagt?

Frau W.: Ja-ja. Ich habe dann auch geweint - „Das will ich nicht!“ und so. Das war ein Füller. Und wir haben erstmal mit Griffel und Tafeln. Da war ich bestimmt schon neun oder zehn. (...)

I: Sie hatten anscheinend trotzdem das Gefühl, dass Sie da auch sich beschweren können? Sie haben das nicht für sich behalten, nicht geschluckt?

Frau W.: Ja. Das war auf jeden Fall so.“

Sie beschreibt sich als eigenwillig, aber sie durfte es sein.

### **VI.II.1.c) Beziehung zur Mutter**

Auf die Eingangsfrage antwortet Frau Wetzel, dass sie noch nie über ihre erste Kindheitserinnerung nachgedacht habe und es überraschend sei, wobei hier nicht klar wird, ob die Frage überraschend für sie ist oder die Tatsache, dass sie noch nie darüber nachgedacht habe.

Trotzdem antwortet sie relativ schnell. Es scheint aber, als ob es ihr nicht darum ginge, auf die gestellte Frage mit ihrer frühesten Erinnerung zu antworten, sondern mit ihrer prägendsten, mit der im Kopf sie möglicherweise schon zum Interview gekommen ist.

In dieser ersten Szene geht es um die Beziehung zu ihrer Mutter:

„Meine erste Erinnerung, was bleibend ist, hat sich immer wiederholt. Da ich ein Einzelkind bin und meine Mutter weggegangen ist. Sie hat mich bei den Nachbarn abgegeben hat und das hatte ich überhaupt nicht gerne. Das ist aber nicht eine zentrale Erinnerung gewesen, da gab's immer Wiederholung. Ich weiß nicht, ob das meine erste ist, aber prägend. Das hat sich auch immer wiederholt, als ich in Kindergarten musste und sollte, und da meine Mutter immer weggegangen ist und mich immer zurückgelassen hat. Das ist bei mir als Erinnerung geblieben.“ (Z. 6)

Sie leitet das Interview im Gegensatz zu den meisten anderen Interviewten nicht mit einer Erinnerung an den Krieg an, obwohl sie ja geboren wurde als der Krieg schon begonnen hatte und somit alle ihre frühen Erinnerungen in der Kriegszeit verankert sind.

Auffallend ist in diese Szene die Wortwahl: Die Mutter habe sie „abgegeben“, sie sei „weggegangen“, habe sie „zurück gelassen“, die sehr drastisch erscheint und Wut durchklingen lässt darüber, dass ihre Mutter sie zu Nachbarn brachte.

Es wird aus dieser Eingangsszene nicht klar, ob die Mutter sie tatsächlich häufig alleine gelassen, sie möglicherweise sogar vernachlässigt hat, ob es an der Beziehung zwischen Mutter und Tochter lag oder aber an den Orten bzw. den Personen, bei welchen sie „abgegeben“ wurde, wie sie selbst anmerkt:

„I: Und zu den Nachbarn wurden sie jetzt mal gegeben, weil ihre Mutter etwas zu erledigen hatte?

Frau W.: Jaja, so wie das heute die Mütter eben auch machen. Das, was jetzt immer so gefordert wird, Mehr-Generationen-Haus, dass man Kinder eben mal eben wo abgeben kann, das ist ja

auch vollkommen in Ordnung. Aber als Kind hat man das nicht gerne (lacht). Also, ich hatte das nicht gerne. Ich weiß nicht, ob es an mir lag oder an meiner Erziehung. An der Bindung an meine Mutter oder an den Nachbarn.“ (Z. 33)

Es eröffnen sich also mehrere mögliche Erklärungsmuster für diese beschriebene Szenerie. Später betont sie, was sie hier auch schon erwähnt:

„Da ich in der Familie ein Einzelkind war, wurde ich auch verwöhnt. Ich habe mich als eine Prinzessin gefühlt.“

In der nächste Szene berichtet sie von einem anderen sich immer wiederholenden Erlebnis: Häufig, wenn sie in den Bombenschutzkeller mussten, schickte die Mutter sie vor und dann habe sie immer im Treppenhaus getrödelt.

„Und die Erlebnisse bevor wir in die Bunker gegangen sind, das sind das sind die Erlebnisse, wenn meine Mutter nachts mich aus dem Schlaf geholt hat und schnell-schnell angezogen, und wir im Haus in den Keller gehen mussten - das ist auch immer wiederholende Erinnerung. Und Da muss ich drei-vier Jahre gewesen sein, ja. Und Da hat sie mich immer so nachlässig schnell angezogen und hat mir mein Rucksack und meine Puppe schnell in die Hand gegeben und ich soll dann schnell in den Keller gehen. Sie kommt nach. Dann habe ich mich immer auf die Treppe gesetzt (lacht), im Treppenhaus und habe immer die von ihr nachlässig geschnürten Stiefel angefangen, aufzumachen und meine Stiefelchen ordentlich zuzumachen. Dann gab's immer Streit. Wir haben in einem Drei-Familien-Haus gewohnt und die anderen Frauen haben mich dann einfach mitgenommen, und ich habe geheult und geschrien. Das war immer so was dieses „bring mich nicht von meiner Mutter weg“, und das war so prägend. Nicht diese Szene, wie sie mich aus dem Schlaf geholt hat und nicht dass sie mich aus dem Bett geholt hat, sondern die Tatsache, dass sie mich alleine wegschicken wollte, ich sollte schon in den Keller gehen, da habe ich mich trotzig auf die Treppe gesetzt und bin nicht weiter gegangen.“ (Z 17/28)

In dieser Szene verdeutlichen sich mehrere Dinge: Zum einen wird hier die vorherige Thematik der Trennungen von der Mutter wiederholt. Gut nachvollziehbar ist, dass sie gerade in dieser bedrohlichen Situation nicht ohne die Mutter sein wollte.

Zum anderen zeigt sich aber noch etwas für die Beziehung von Frau Wetzel zu ihrer Mutter, bzw. zu ihren Eltern Zentrales, was sich im weiteren Interview in verschiedenen Szenen wieder finden lässt: Die Fähigkeit und Möglichkeit, ihren eigenen Willen, bzw. Unwillen zum Ausdruck zu bringen, in Situationen zu trotzen. Dies bringt wiederum etwas fast schon Amüsantes mit in die Szene und nimmt ihr damit ein wenig die Dramatik. Das kleine Mädchen ist dem Ganzen nicht komplett ausgeliefert, sondern setzt der Situation etwas entgegen, folgt nicht einfach den Anweisungen der Mutter, die in dieser Situation vollkommen sinnvoll und absolut nachvollziehbar sind.

Es entsteht das Bild von einem Mädchen, das eine durchaus gute Beziehung zur Mutter

hat und aus unterschiedlichen an dieser Stelle des Interviews noch ungeklärten Gründen nicht gerne alleine und von der Mutter getrennt ist, dies aber zum Ausdruck bringen kann.

Später bemerkt sie immer wieder, dass ihre Mutter immer viel gearbeitet habe.

„Meine Mutter hat dann immer geguckt, wie sie für diese Kleinfamilie dazu verdienen konnte. Das ist auch eine Erinnerung von damals, dass meine Mutter immer beschäftigt war. Sie hat alles gemacht, sie hat vom Holzhacken über Einkaufen, noch die Wäsche in der Waschküche immer stehen, (...).“ (Z. 2017)

„Meine Mutter war aber diejenige, die mit beiden Beinen in der Welt stand und alles gemacht hat – von Holzhacken bis Heimarbeit. Eben ist sie arbeiten gegangen. (...) Sie hat dann alles irgendwie weggesteckt, als sie dann abends nach Hause kam und in die Waschküche gegangen, oder Essen gemacht. Sie hat alles übernommen.“ (Z. 431)

„Für meine Mutter gab's nur Arbeit, bis sie ins Bett gefallen ist. Was sie gemacht hat war, uns mit dem Essen zu versorgen, Haushalt zu machen.“ (Z. 676)

Dadurch wird nachvollziehbar, dass Trennungen von der ohnehin aufgrund der Arbeit wenig zur Verfügung stehenden Mutter dem kleinen Mädchen schwer vielen.

An die Wäscherei, in der die Mutter gearbeitet hat, erinnert sich Frau Wetzler jedoch sehr gerne:

„Das habe ich sehr schön in Erinnerung (lacht), weil da waren nur Frauen und es hat gut gerochen. Da war überwiegend frisch gewaschene Wäsche. Meine Mutter war in so einem Bügelraum und hatte immer so weiße Wäsche. Alles war dort weiß und die Frauen waren auch weiß angezogen. Alles war schön hell und mit Licht. Und da bin ich nach dem Kindergarten hingegangen. Das konnte ich wohl. Ich habe dort meine Mutter gesucht und wenn sie noch nicht nach Hause gehen konnte, habe ich da gewartet, mit anderen Frauen. Ich hab das so in Erinnerung, ich war das einzige Kind, wenn ich dort war.“ (Z. 77)

Sie assoziiert ihre Mutter im Gegensatz zum Vater, wie sich später zeigen wird, mit der gut riechenden weißen Wäsche, sie alleine mit ihr und nur Frauen, ein fast paradiesisches Bild der Geborgenheit.

Als Kleinkind sei sie sehr behütet gewesen und ihre Mutter sehr ängstlich, fügt sie an. Sie bekam bestimmte Spielsachen nicht, was wohl damals mit Geldmangel begründet wurde.

„Wenn ich alleine auf die Straße gewesen bin, war sie gleich immer hinterher. Ich habe keine Rollschuhe bekommen, ich hatte keine Schlittschuhe gehabt, ich hatte keine Stelzen, lauter solche Sachen nicht. (...) Ich glaube heute nicht mehr, dass das nur wegen Geld so war. Es war so eine Mischung. Ich war so überbeschützt und überbehütet. Das hatte vielleicht auch etwas damit zu tun, dass sie selber nicht sicher genug war, in ihrem Umfeld. Das bilde ich mir ein. Das würde ich heute so sagen. Obwohl meine Mutter eine andere Frau war, als ich, genau wusste, was sie will, was sie nicht will, und alles angefasst hat, alles gemacht hat.“ (Z. 534)

Diese Ängstlichkeit begründet sie heute auch mit der Unsicherheit der Mutter gegenüber ihrer Umgebung, auf deren Ursache sie später zu sprechen kommt.

In Frau Wetzels Beschreibungen von ihrer Mutter entsteht einerseits das Bild von einer starken Frau, die den Alltag der Familie mehr oder weniger alleine bewältigte, alles regelte und es dennoch schaffte, den Vater mit seiner Krankheit zu schützen, mit ihm eine lebendige Beziehung zu führen (Siehe unten) und liebevoll und fürsorglich mit ihrer Tochter umzugehen. Andererseits ist da die traurige, ängstliche Mutter, die unter der Trennung der Familie litt.

„Meine Mutter hat oft geweint, als sie Heimweh hatte nach ihrer Familie. Jedes Weihnachten saß sie da und hat geweint, und Heimweh gehabt.“ (Z. )

Ihr späteres Verhältnis zur Mutter beschreibt sie als problematisch:

„Weil mit schlechtem Gewissen. Weil ich wegen einem Mann meine Mutter allein gelassen habe. Sie hat auch darunter gelitten, alleine gelassen zu werden. Ich hatte dann das Gefühl gehabt, sie hat dann angefangen nach dem Tod meines Vaters, das hatte sie schwer bewältigen können; sie hat aufgehört zu leben. Wenn wir dann zu Besuch kamen, dass hat ihr schon irgendwie den Auftrieb gegeben. Sie hat sich dann auch gefreut, oder wir haben sie mit in den Urlaub genommen, oder alleine sie in den Urlaub gefahren. Aber es gab da keine Kontinuität. Das hat sie mir nicht vorgeworfen, aber sie war gekränkt, sie war verlassen. Sie war froh, dass es mich noch gab, aber dass ich mich um sie gekümmert habe... aber mein Leben war auf einmal ganz anders. Ich wollte dann mein Leben. Und wer als Jugendliche oder als junger Mensch ..? Man kann sich nicht einfühlen in die Situation der Eltern oder gebrochenen Menschen. Es tat mir leid für sie. Sie war schon wie ich jetzt in dem entsprechenden Alter, da ich mich besser einfühlen könnte, was das bedeutet.“ (Z. 941)

Frau Wetzels hatte ihrer Mutter gegenüber ein schlechtes Gewissen, weil sie sie letztendlich doch „wegen einem Mann“ verlassen hat. „Angefangen“ habe „es“ nach dem Tod des Vaters. Es wird hier nicht klar, was die Mutter angefangen hat. Angefangen aufzuhören zu leben? Hat ihr schlechtes Gewissen mit dem Tod ihres Vaters angefangen, weil sie ihn zu seinen Lebzeiten nie so richtig wertgeschätzt hatte?

Es scheint aber doch so, dass es keinen offenen Konflikte zwischen der Mutter und der Tochter gab, dass es vor allem ein Autonomie-Konflikt der Tochter war.

Die Mutter machte ihr keine direkten Vorwürfe, war aber anscheinend traurig über ihr Weggehen und sehr einsam. Man kann sich vorstellen, dass die Familie durch die Krankheit des Vaters und durch die Ausgrenzung durch das Umfeld ein sehr enges Verhältnis hatte und sehr aufeinander angewiesen war und es dadurch der Mutter so schwerfiel los zu lassen und der Tochter, sich zu lösen, was sie aber trotzdem tat. Sie ging

trotzdem weg, sie lebte ihr Leben.

Heute könne sie sich einfühlen und es stellt sich die Frage, ob sie selbst gerne Kinder gehabt hätte und sich einsam fühlt und in der Identifikation mit der Mutter ihre Einsamkeit mit der Kinderlosigkeit in Zusammenhang bringt.

#### **VI.II.1.d) Ursache des Fremdheitsgefühls**

Auf Nachfrage berichtet sie von ihrem Herkunftsort und wie die Eltern aufgrund der unterschiedlichen Konfessionen zum Heiraten dort hinkamen und dass die Familie sich in dieser Umgebung sehr fremd gefühlt habe und ihre Mutter und auch sie darunter gelitten hätten. Die Fremdheit der Familie in ihrem Umfeld ist eines der zentralen Themen in den Interviews mit Frau Wetzels. Dieses Fremdsein bezeichnet sie ebenfalls als sehr prägend:

„Darum sind eine der prägendsten Erinnerungen meiner Kindheit – dieses Fremdsein in einer Umgebung, wo nur Bayern gab's. Damals gab's noch keine Flüchtlinge, noch keine Gastarbeiter. Wir waren die Fremden. Vielleicht aus diesem Grund gab's diese Anhänglichkeit an meine Mutter. Weil meine Mutter mir das auch so vermittelt hat, dass wir Fremde sind. Weil sie immer darunter gelitten hat. Vielleicht hat sie das weitergegeben. Vielleicht deswegen wollte ich nicht zu den Nachbarn. Kann schon sein, ich kann's nicht sagen, ist denkbar aus heutiger Sicht.“ (Z.42)

Die Fremdheit hätte sich, so Frau Wetzels, von ihrer Mutter auf sie übertragen. Sie erklärt damit auch ihre Anhänglichkeit und den Unwillen, bei Nachbarn Zeit zu verbringen, fügt also noch einen weiteren Grund ein, warum die Trennungen von der Mutter ihr so schwer vielen.

Hierbei ist es interessant, welche unterschiedlichen Gründe sie dafür nennt und wann sie diese im Interview nennt. Im ersten Teil des ersten Interviews dominiert vor allem die Figur der Fremdheit aufgrund der anderen Herkunft.

Die Mutter sei „bei Nacht und Nebel aus dem Haus ausgerissen“ (Z. 50, Z. 398), da ihre Eltern diese Hochzeit nicht akzeptierten und um ihrem Mann zu folgen. Diese Formulierung benutzt Frau Wetzels in beiden Interviews jeweils ziemlich am Anfang. Sie erinnert unmittelbar an die an den Nacht-und-Nebel-Erlass von 1941 und den sich darauf beziehenden Film von 1955. Dieser von den Nationalsozialisten verfügte Erlass beinhaltete geheime „Richtlinien für die Verfolgung von Straftaten gegen das Reich oder die Besatzungsmacht in den besetzten Gebieten“. Es wurden etwa 7.000 des Widerstands verdächtige Personen aus den besetzten Gebieten oft nachts heimlich festgenommen und nach Deutschland verschleppt und abgeurteilt oder sofort zum Tod verurteilt und hingerichtet. Nach diesem Erlass inhaftierte Gefangene wurden in den

Konzentrationslagern als „NN-Häftlinge“ bezeichnet. Die Häftlinge blieben in den Konzentrationslagern völlig von der Außenwelt isoliert und Angehörigen bekamen keine Informationen über ihr Schicksal.<sup>203</sup>

Es stellt sich hier die Frage, vor wem die Mutter hier denn geflüchtet ist? Im NS stellte dies ja eine von den Nazi verwendete Bezeichnung dar, die beschrieb, wie sie Menschen aus besetzten Gebieten ins Deutsche Reich verschleppten und in Gefängnissen und KZs verschwinden ließen. In diesem Zusammenhang aber ist die Mutter ja selbst als Akteurin „verschwunden“. Musste also die Mutter auf diese Art und Weise vor der Familie flüchten, um deren fürchterlichen Konsequenzen für den Eheschluss nicht zu spüren zu bekommen? Bezieht es sich darauf, dass die Eltern auch nichts über den Verbleib der Mutter erfuhr und die Mutter isoliert war? Empfindet Frau Wetzel ihre Mutter als Verräterin an der Familie? An dieser Stelle des Interviews findet sich keine Antwort, worauf diese Formulierung verweist. Sie weist aber auf eine besondere schmerzvolle Erfahrung in diesem Zusammenhang hin.

Frau Wetzel begründet auch ihre Probleme im Kindergarten, Kontakt zu anderen Kindern zu bekommen, mit der Fremdheit der Eltern. Sie hätte sich dort viel mit anderen Kindern gestritten. Einmal habe sie sich im Kindergarten sehr an der Nase verletzt, weiß aber an dieser Stelle des Interviews nicht mehr, ob sie gefallen ist oder gestoßen wurde. Diese Szene wird sie im Laufe der beiden Interviews immer wieder aufgreifen.

„Da hatte ich Schwierigkeiten, mich mit Kindern anzufreunden, auseinander zu setzen. Ich weiß nicht, ob das typisch wäre für Einzelkinder. Ich kann mich nur erinnern, dass ich mich mit anderen Kindern gestritten habe. Es gab da einer Sandkiste mit einer Blechumrandung, und ich bin da umgefallen mit einer bis Heute bleibende Narbe an der Nase geholt. Wie das passierte, weiß ich nicht.“ (Z. 53)

#### **VI.II.1.e) Die politische Einstellung der Eltern/ andere Gründe für das Fremdheitsgefühl**

Auf Nachfragen erzählt sie von der politischen Einstellung ihrer Eltern. Der Vater sei Sozialdemokrat gewesen und die Mutter habe für Willy Brandt geschwärmt.

Sie schildert daraufhin eine eindrückliche Szene, in welcher ihr Vater mit ihr auf den Einzug der Amerikaner gewartet hatte.

---

<sup>203</sup>Lothar Gruchmann: „Nacht- und Nebel“-Justiz. Die Mitwirkung der Strafgerichte an der Bekämpfung des Widerstandes in den besetzten westeuropäischen Ländern 1942–1944. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 29 (1981), H. 3, S. 342–396

„Ich kann mich erinnern – Kriegsende. Da stand ich mit meinem Vater auf einem Trümmerberg, das musste schon '45 gewesen sein, und er sagte – „Kind, jetzt ist der Spuk zu Ende, das sind nämlich die Amerikaner“. Wir haben auf den Einzug der Amerikaner, auf die ersten Panzer gewartet. Das hat er vielleicht aus dem Radio gewusst, an welcher Straße die kommen.“ (Z. 185)

In ihrer Erinnerung seien sie dort die einzigen gewesen. Im Interview ist dies eine sehr starke Szene und ein starkes Bild, welches an diverse Filmszenen erinnert. Mit dem Unterschied, dass der Inhalt dieser Filmszenen ein jeweils anderer ist als in dem Interview beschrieben: zu sehen sind hier meist Kinder in den Trümmern der Städte, Frauen, die die Trümmer aufräumen, leidende Menschen (wie beispielsweise in den deutschen Produktionen „Dresden“, „Der Untergang“, „Napola“).

Einen weiteren wichtigen Aspekt in Bezug auf das Verhältnis zu den Nachbarn erwähnt sie im Folgenden:

„Paar Tage vorher, das haben meine Eltern nachher immer wieder erzählt, dass unser Nachbar, vor allem unser Hausbesitzer, die Haustüren verrammelt, damit die Soldaten, die Amerikaner oder die Feinde nicht rein kommen. Mein Vater hat sich dann darüber lustig gemacht, er meinte, wenn sie reinkommen wollen, dann werden sie reinkommen. Aber das waren Menschen, die den Nationalsozialismus sehr wohl gesonnen waren. Und dann hat mein Vater gesagt, sie haben gutes Recht Angst zu haben und alles zu verrammeln und zu verstecken.“ (Z.185)

Hier wird deutlich, dass sie in einer Umgebung aufwuchs, in der die Menschen um sie herum eindeutige Anhänger und Anhängerinnen des NS waren. Ihr Eltern hätten ihre das als Kind auch klar gezeigt:

„Eins war das Thema immer war, dass mein Vater, wenn wir spazieren gegangen sind und die Leute getroffen haben, immer gesagt und gezeigt: „Der war einer, und der auch“.“ (Z. 624)

„Weil auch die Frauen oder die Familien meiner Freundinnen – das waren auch solche... Ich weiß, dass meine Mutter gesagt hat: „Die waren auch beim BDM“.

Später im Interview erst fängt sie an darüber nachzudenken, ob die Ab-/Ausgrenzung im Umfeld nicht auch etwas mit der politischen Einstellung der Eltern zu tun gehabt haben könnte:

„Das war auch von der Seite meiner Eltern so eine Abgrenzung, dieses Sich-Fremd-Fühlen. Das waren nicht die normalen Nachbarschaftsverhältnisse gewesen. Ob das alleine, dass sie nicht Bayrisch sprachen war?“

Die Nachbarn hätten den Vater als „Drückeberger“ beschimpft, da er nicht mehr in den Krieg gegangen ist.

„Ich muss noch was sagen, angesichts der Tatsache, dass mein Vater nicht mehr in den Krieg gegangen ist, wurde er von den Nachbarn als „Drückeberger“ bezeichnet. Ich hörte immer wieder – „Dein Vater ist ein Drückeberger“. Er musste sich verstecken, schon wahrscheinlich in

den Kriegsjahren. Auch von anderen Männern, die z.B. auf den Besuch kamen, oder auch von den anderen Frauen, die neidisch waren, dass unser Vater da war. Das war problematisch, nicht nur weil wir keine Bayern waren, sondern auch weil mein Vater nach außenhin Sozialdemokrat war und strickt gegen dieses System war, und nichts mit dem Krieg zu tun haben wollte.“ (Z.217)

Das Zitat zeigt, dass es wohl von den Nachbarn eine ganz klare Abwertung und Ausgrenzung aufgrund der politischen Einstellung des Vaters gegeben hat, was auch dem kleinen Kind deutlich gemacht wurde.

Sie empfindet es als normal, dass ihre Eltern keine Nazis waren:

„Ich fand es... ich finde es eigentlich normal, dass sie so waren. Sie waren keine Mitläufer, aber sie haben nichts dagegen gemacht, keine Helden. Ich habe jetzt in den Ferien grade ein Roman gelesen, der heißt „Die Familie Salzmann“. Ein österreichischer Autor beschreibt ein kommunistisches Ehepaar, die wirklich gekämpft haben. Mit dem was wir jetzt wissen über kommunistische Menschen, wie sie schikaniert wurden ähnlich wie die jüdischen Menschen von den Nazis. Das waren meine Eltern nicht, natürlich nicht, wäre ich auch nicht. Ich wäre viel zu feige. Ich fühle mich nicht als .. ich bin zu feige.“ (Z. 872)

Die Enttäuschung über ihren Vater/ ihre Eltern zeigt sich hier wieder ganz deutlich, dass diese nicht richtig gekämpft hätten und feige gewesen seien. Sie verhaftet hier in ihrer kindlichen Fantasie und räumt nicht die Möglichkeit ein, dass ihr Leben möglicherweise ein viel schwierigeres gewesen wäre mit Eltern im aktiven Widerstand. Im Gegensatz zu den meisten in dieser Zeit waren ihre Eltern immerhin gegen das System und äußerten dies auch nach außen hin. Die Sehnsucht nach dem Heldenvater mit all den möglichen Folgen schien und scheint aber noch größer zu sein als die Erleichterung über ein relativ unbedrohtes Leben. Möglicherweise zeigt sich hier auch der Wunsch nach der Möglichkeit einer Opfer-Identifikation „auf Umwegen“, bzw. der Versuch. Sie wünscht, ihre Eltern wären so gewesen wie das kommunistische Ehepaar, die wie die Juden verfolgt und ermordet wurde, sieht aber, dass ihre Eltern nicht so waren, keine verfolgten Menschen. Sie positioniert sich und ihre Familie letztendlich wieder auf der richtigen Seite.

In diesem Zusammenhang identifiziert sie sich mit der „Feigheit“ der Eltern, womit sie sich selbst anklagt. Sie ist auch auf sich selbst wütend und enttäuscht, dass sie so feige war/ist. Es wird hier nicht klar, an welchem Punkt in ihrem Leben sie sich als feige wahrgenommen hat.

Die Frage, was ihre Eltern ihrer Meinung nach über die Verbrechen gewusst haben beantwortet sie folgendermaßen:

„Sie hatten nur eine körperliche Abneigung gegen Gewalt und diese Ausgrenzung, die sie selbst erlebt haben. Dieses Herrenmenschentum, dieses „wir sind und ihr seid Dreck“, so.. „ihr gehört nicht dazu“. Ich glaube, das war die Reaktion.“ (Z. 877)

Dass die Eltern damit aber einen der grundlegendsten Punkte der NS-Ideologie ablehnten, aus dem das NS-Menschenbild und die sich daraus ergebende grausamen Konsequenzen abgeleitet wurden, scheint ihr nicht klar zu sein. Sie sieht nicht, wie weitreichend diese Abneigung womöglich gerade auch für den Umgang ihrer Eltern mit ihr gewesen sein könnte. In der Aussage „wir sind und ihr seid Dreck“ steckt auch eine Identifikation mit der Seite des „Drecks“, da nach dem „wir sind“ das Verb fehlt und somit wir und ihr „Dreck“ sind, letztendlich also beide Seiten, beziehungsweise könnte man es auch so verstehen: „Wenn ihr uns Dreck nennt, dann seit ihr es selbst!“.

Der Vater sei in der Nachkriegszeit immer depressiver geworden. Es sei einerseits die Krankheit gewesen, andererseits habe er darunter gelitten, „wie fugenlos das alles dann weiter gegangen ist.“ (Z. 217), was nurmehr seine Abneigung gegen das System verdeutlicht.

Deutlich wird hierbei, dass Frau Wetzl im späteren Interviewverlauf als Grund für die Fremdheit in dem neuen Umfeld (auch) die politische Einstellung vor allem des Vaters, aber auch der Mutter aufführt; dies aber erst, nachdem sie von der Interviewerin explizit zur politischen Einstellung der Eltern gefragt wird und davon berichtet.

Durch ihre Erzählungen verdeutlicht sie, wie eindeutig ihre Eltern gegen das NS-System waren und welche Probleme sie dadurch in ihrem Umfeld hatten. Trotzdem fällt es ihr schwer, dies von Anfang an klar zu benennen und als positiv darzustellen.

Illustriert wird dies durch verschiedenen Versionen der Sandkasten-Szene:

Als sie das erste Mal von dem Zwischenfall im Sandkasten berichtet, kann sie sich nicht erinnern, ob sie einfach gefallen ist oder gestoßen wurde. Im zweiten Interview als sie diese Szene erneut schildert, gibt sie ohne Überlegen an, gestoßen worden zu sein.

„Und dass ich auch heute eine Narbe hatte, weil mich ein Kind in der Sandgrube, wo wir so Kuchen gebacken haben, die war so mit einem Blechrand eingefasst.. da hat mich ein Kind gestoßen und ich bin da in das Blech reingefallen und habe mich da verletzt.“ (Z. 711)

Die Interviewerin merkt an, dass die Familie einerseits nicht gut aufgenommen wurde in der Nachbarschaft, weil sie aus einer anderen Region kamen, andererseits ihr Vater aber auch der einzige gewesen zu sein schien, der nicht mit den Nationalsozialisten

sympathisierte und Frau Wetzel hält dies für möglich:

„Ich vermute das rückblickend. Weil auch die Frauen oder die Familien meiner Freundinnen – das waren auch solche. (...) Das war auch von der Seite meiner Eltern so eine Abgrenzung, dieses Sich-Fremd-Fühlen. Das waren nicht die normalen Nachbarschaftsverhältnisse gewesen. Ob das alleine, dass sie nicht bayrisch sprachen war?“ (Z. 727)

Daraufhin fügt sie aber wiederum an, dass sie nicht wüsste, warum sie gefallen sei und:

„Kann sein, muss aber nicht. Das könnte auch als Zufall mir passieren [zeigt auf die Narbe auf der Nase]. Das könnten ganz normale Rängeleien unter Kindern sein. Das führe ich nicht darauf zurück. Aber es..Ich glaube eher, und das weiß ich halt nicht...warum ich mich fremd gefühlt habe im Kindergarten? die Anhänglichkeit an meine Eltern, die Bindung an meine Eltern. Ich habe vielleicht zu wenig mit anderen Kindern auf ne selbstverständliche Art und Weise oder in anderen Familien. Das war alles so kleinbürgerlich abgegrenzt, jeder für sich. Oder meine Eltern haben sich extrem zurückgezogen. Und auch nicht offen gewesen, nicht offen auf die Anderen zugegangen. Ich weiß es nicht...Ich habe das übernommen, weil zu Hause darüber gesprochen wurde.“ (Z. 736)

Am Ende gibt sie sich selbst und ihren Eltern die Schuld für die Situation: Sie war anhänglich, die Eltern haben sich zurück gezogen, sind nicht offen gewesen, nicht auf andere zugegangen.

Es scheint so als wolle oder könne sie die Folgen der politischen Einstellung der Eltern nicht einschätzen und sie als Ursache für die fehlende Akzeptanz des Umfeldes sehen. Sie nennt sich selbst feige und vielleicht ist sie das auch an dieser Stelle. Vielleicht ist sie zu feige zu sagen, wie die Situation in dem Ort damals wirklich war. Vielleicht hat sie unbewusst immer noch Angst als Konsequenz auf ihre Aussagen ausgegrenzt zu werden.

#### **VI.II.1.f) Beziehung zum Vater**

Vom Vater berichtet sie das erste Mal im Zusammenhang mit dem Unfall und seiner Verletzung, nachdem sie erzählte, wie schön es bei der Mutter in der Wäscherei gewesen sei:

„Er war von 1940 bis 42 anderthalb Jahren im Krieg, auf dem Luftwaffenstützpunkt in Mundsdorf bei Hannover. Und ähm Bodenpersonal. Und ähm Ich weiß nur, dass Er kam 1941 schwerverwundet nach Hause, weil es dort eine Gasexplosion beim Verladen von Gas, es hieß immer Gas, ich weiß nicht, oder Chemikalien gab. Das hieß dann immer, dass mein Vater bei einem Sabotageakt verletzt wurde, ins Lazarett kam ähm und dort auch längere Zeit sein musste, und auch etwas unterschreiben musste, dass er nicht mehr in den Krieg will, damit er nicht mehr eingezogen werden will aufgrund seiner Verletzung, und auch kein Entschädigungsanspruch stellt. Er wollte einfach nur nach Hause. Er wollte nichts mehr mit Krieg zu tun haben. Er hat dann in den späteren Jahren erfahren..., dass das von, er war überzeugter Sozialdemokrat, also er war kein, kein, Er war kein typischer Mann, der so, ja? für seine Überzeugungen kämpfen

wollte, weder mit den Kommunisten, die anscheinend diese Sabotage organisiert hatten. Er hatte damit gar nichts zu tun. Er ist mitreingekommen. Dann war er ab '42 zu Hause. Aber er war auch kein Hausmann. Meine Mutter ist dann arbeiten gegangen, mein Vater war immer noch zu Hause wegen seiner Krankheit. Er war dann in Stuttgart öfter im Krankenhaus und hatte mit Herz und Lungen. Die inneren Organe waren alle betroffen. Von diesem Unfall hat er sich nie wieder richtig erholt.“

Ihre Enttäuschung über ihren Vater kommt hier sehr stark zum Ausdruck. Er war kein „typischer Mann“, er hat nicht für seine Überzeugungen gekämpft, „weder mit den Kommunisten“ ( ...noch mit den Nationalsozialisten?) Und ein Hausmann sei er auch nicht gewesen. Es stellt sich bei diesem Zitat außerdem die Frage, was es denn mit dem Gas auf sich hatte, was dort verladen wurde, warum wurde dort sabotiert und was der Vater darüber gewusst hatte. Später fügt sie an, dass ihr Vater viel zu früh gestorben sei. Sie hätte ihm gerne noch so viele Fragen gestellt.

Auf die Frage, ob ihr Vater der Mutter geholfen habe, antwortet sie:

„Er war zwar kein richtiger Mann, aber er war trotzdem geprägt von der Generation Männer, für die der Haushalt nicht ihr Ding war. In dieser Beziehung, würde ich heute sagen, war er ganz traditionell.“ (Z. 655 – 657)

Es scheint also, als wäre sie der Ansicht gewesen, dass ihr Vater ein Versager gewesen sei, ein „Nichtsnutz“. Und nicht nur das:

„Da er dann kriegsbeschädigt war, bekam er nur eine halbe Rente. (...) Meine Mutter hat dann immer geguckt, wie sie für diese Kleinfamilie dazu verdienen konnte. Das ist auch eine Erinnerung von damals, dass meine Mutter immer beschäftigt war. Sie hat alles gemacht, sie hat vom Holzhacken über Einkaufen, noch die Wäsche in der Waschküche immer stehen, und der kranke Mann auf der Sofa, der immer Hörspiele gehört hat. Er war zwar für mich da, er war aber nicht das, was ich wollte. Er (mein Vater) war mir fremd, emotional fremd. Wir hatten eine Beziehung, aber meine Mutter war mir trotzdem wichtiger. Ich hätte lieber andersrum gehabt. Meine Mutter war halt lebendiger, das passierte eben immer was. Auch wenn sie sich nicht so auf mich konzentrierte, sondern eben mehr gearbeitet hat, wie das für Mütter eben so üblich ist, wie heute eben auch.“ (Z. 86)

Scheinbar gibt sie ihm indirekt die Schuld dafür, dass die Mutter ihr so wenig zur Verfügung stand, dass diese alles alleine erledigen musste.

Dies ist nicht die einzige Schuldzuschreibung an ihren Vater, wie im weiteren Interview noch deutlich wird.

Am Ende dieses Zitates fügt sie jedoch an:

„Mein Vater war dann in den Kriegsjahren da, wo die mehreren Familien ohne Männer waren. Wir hatten unseren Papa.“ (Z. 94)

Der letzte Satz klingt geradezu zärtlich und es wird nicht klar, ob sie dies aus einem

schlechten Gewissen heraus über das vorher Gesagte anfügt oder aber ob es eben doch noch eine andere Seite der Beziehung zu ihrem Vater gab.

In nur einer Szene taucht der Vater als Held auf, scheinbar: Einmal sei eine Brandbombe in die Wohnung gefallen und der Vater habe es „anscheinend“ geschafft, sie hinaus zu werfen. „Wie er das gemacht hat, weiß ich nicht.“ Es sei dann viel beschädigt gewesen.

„Was da alles beschädigt war, durch den Wasserschaden, weil mein Vater die gelöscht hat. Da war ein Toilettentisch im Schlafzimmer beschädigt. In den Nachkriegszeiten hatten meine Eltern dann immer gesagt, dass das die Schäden von der Brandbombe waren.“ (Z. 159)

In ihrer Erzählung scheint der Schaden durch das Löschen des Vaters größer als der eigentliche Brandschaden und als hätten ihre Eltern dann nur so getan als wäre dieser von der Brandbombe, um den Vater eben auch einmal als Held dastehen zu lassen.

Es klingt eher ironisch, wenn sie sagt:

„Mein Vater war dann der Held, so wie es in den Kinderjahren man so erlebt.“

Sie gibt dem Vater auch indirekt die Schuld, dass sie keine höhere Schule besuchen konnte.

„Ich konnte nicht auf das Gymnasium. Ich war in der Realschule, weil in B. das noch Schulgeld kostete. Und das hatten meine Eltern nicht, weil nur meine Mutter verdient hat. Das was mein Vater verdiente, war zu wenig.“ (Z. 266)

Vor allem aber zeigt sich eine große damalige Ambivalenz oder sogar Ablehnung seiner politischen Einstellung gegenüber. Sie verstand nicht, was er gegen diese anderen Männer hatte.

Sie berichtet sie von dem Vater ihrer Freundin, der NSDAP-Mitglied war, der mit Ledermantel durch den Ort marschierte.

„Das habe ich damals nicht so .. Ich fand den von meinem Vater beschimpften Vater meiner Freundin ... er war nämlich ein Schauspieler, der hat in einer Laiengruppe den Schillers „Wilhelm Tel“ oder so gespielt. Ich habe den dann auch gesehen, auf der Bühne. Mit meiner Freundin zusammen. Da waren wir schon bestimmt elf-zwölf. Das war so ein leichtlebiger lustiger, aber auch autoritär wirkender Mann. Ich konnte es nicht verstehen, was mein Vater gegen den so hat. Mir ist das erst später in die Erinnerung gekommen.“ (Z. 766)

Sie fand den Vater der Freundin toll, er stellte etwas dar, lag nicht nur krank auf dem Sofa. Und vor allem litt sie unter der fehlenden Integration in die Nachbarschaft.

„Als Kind möchte man eigentlich zu der Gemeinschaft hin. Dieses Gefühl von Nicht-Dazu-Gehören hat unsere ganze Familie bestimmt.“

Also auch für das „Nicht-Dazu-Gehören“ beschuldigt sie den Vater indirekt. Nicht nur durch

die andere Herkunft sondern auch durch seine vom Umfeld abweichend politische Einstellung seien sie ausgegrenzt gewesen.

Und noch an einer weiteren Stelle lässt sich ein Schuldvorwurf ihrerseits an ihren Vater vermuten: Direkt nach der Szene, in der sie beschreibt, wie ihr Vater sich über die Nachbarn lustig gemacht hat, die die Tür aus Angst vor den Alliierten verrammelten, erzählt sie von einer Szene, in der wahrscheinlich ihre Mutter vergewaltigt wurde:

„Ich kann mich gut erinnern, wie die Franzosen und Amerikaner, bzw. die Eltern sagten, dass das die Algerier waren, bei uns in die Wohnung kamen. Da gibt es einen dunklen Punkt. Und das hat später die Schwester der Mutter erzählt, dass meine Mutter vergewaltigt wurde. Mir hat sie das nie erzählt, wahrscheinlich, weil sie mich schützen wollte. Aber ich kann mich an eine solche Szene erinnern, wie mein Vater mit erhobenen Händen bei uns im Wohnzimmer stand und meine Mutter daneben und sie mich als Kind dann weg geschickt hatten. Mir ist diese Szene, nachdem mir meine Tante das gesagt hat, in Erinnerung geblieben. Vielleicht muss es da gewesen sein? Dass sie meinen Vater auch weggeschickt haben, so wie mich. Ich kann dazu nicht mehr sagen. Ich weiß nur, dass mein Vater froh war, als alles vorbei war.“ (Z. 196)

Ihr Vater hat nicht die Tür verrammelt, nicht die Familie geschützt und die Männer, die die Mutter möglicherweise vergewaltigten, konnten einfach herein kommen. Auch der letzte Satz stellt den Vater als passiv und schwach dar, der das alles zwar nicht gut findet, aber es über sich und die Familie ergehen lässt, für und gegen nichts wirklich kämpft.

Es finden sich im Interview nur nebenbei Erinnerungen, Beschreibungen und Szenen, die eine für Frau Wetzel positive Seite des Vaters zeigen.

Ihr Vater habe sie nie körperlich bestraft:

„Nein. Mein Vater war ganz stolz, dass er mich nicht ein einziges Mal geschlagen hat. Für ihn war das nicht vorstellbar, dass er mich schlägt.“ (Z. 662)

Auch sei er zärtlich zu ihr gewesen, sei Abends zu ihr ans Bett gekommen, hab sie geküsst, die Decke glatt gestrichen.

Hier und da scheint auch durch, dass sie es durchaus genossen hat, mit ihm auf dem Sofa zu liegen und Hörspiele zu hören und dem Müßiggang nachzugehen, auch um der Mutter zu entkommen.

„Das war schon ärgerlich, dass sie mich mehr oder weniger gezwungen hat, einiges zu übernehmen. Ich habe mich liebend gern neben meinem Vater gelegt und mit ihm zusammen die Hörspiele gehört [lacht], anstatt meiner Mutter in der Küche zu helfen.“

Der Vater habe immer bei einem befreundeten Ladenbesitzer Zeitung gelesen, da er sie sich nicht leisten konnte und zu Hause immer viel Radio gehört.

Ihr Vater sei dann gestorben als sie gerade mit der Ausbildung fertig wurde.

Ihr Vater stellte für sie also einerseits ein Versager auf ganzer Linie dar, der nicht für seine Prinzipien kämpfte, die Familie nicht schützen, sie ihn nicht bewundern konnte, der nicht wie der Vater der Freundin war. Gleichzeitig beschreibt sie ihn aber auch als wenig autoritär, liebevoll, politisch integer, gewaltlos, kulturell durchaus interessiert und dass sie ebenfalls mit der Mutter um seine Anerkennung konkurrierte.

Der Vater war klar in seiner politischen Überzeugung und auch klar in der Erziehung: keine Gewalt, nicht zu autoritär, keine Abwertung anderer Menschen.

So war sie zwar offensichtlich enttäuscht von ihrem Vater. Man kann aufgrund ihrer Schilderungen aber davon ausgehen, dass sie viel positives von ihm mitbekommen hat und dass sie mehr von ihm geschützt wurde als sie das selbst sehen kann.

#### **VI.II.1.g) Verhältnis der Eltern zueinander**

Die Mutter sei diejenige gewesen, die „mit beiden Beinen in der Welt“ gestanden und alles erledigt habe und das irgendwie „weggesteckt“ habe. Sie habe wohl den Vater schützen wollen:

„Sie meinte wohl, meinen Vater schützen zu müssen. Und das war für mich das Selbstverständlichste, dass er beschützt werden muss, dass er auf der Couch liegen darf und Hörspiele hören. Das war das prägendste Erlebnis, das wir beide mit ihm so umgegangen sind.“ (Z. 431)

Das Verhältnis der Eltern schien trotz der Krankheit des Vaters gut gewesen zu sein. Die Mutter musste viel übernehmen, was ihr wohl aber auch ganz gut gefallen hat.

„Nein.. ich schätze meine Mutter so ein, dass sie durch meinen Vater umso stärker war; dass sie schon so einen Machtanspruch hatte. Und es musste so gehen, wie sie es wollte. Und vielleicht hatten sie sich gut ergänzt.“ (Z. 702)

Die Mutter sei durch die Krankheit des Vaters umso stärker geworden und habe den Ton angegeben.

Frau Wetzel beschreibt, dass ihre Eltern auf dem Sofa miteinander zärtlich waren und dass sie das nicht besonders mochte und sich ausgeschlossen gefühlt habe.

„Weil meine Eltern eben auch sich gut vertragen haben und so liebevoll miteinander umgegangen sind, dann haben sie oft auf dem Sofa gesessen und geschmust haben, und es sich schön gemacht haben, dann fühlte ich mich immer alleine. Ich saß dann da in anderer Ecke.“ (Z. 442)

### **VI.II.1.h) (Nach-)Kriegserlebnisse (Noch mehr Armut, Essensbeschaffung)**

Frau Wetzel berichtet im Interview immer wieder von Bombenalarm und der Nachkriegssituation. Sie tut dies relativ „unaufgeregt“ und häufig im Zusammenhang mit anderen Erzählungen, wie die Szene, in der sie von ihrer Mutter in den Bunker vorgeschickt wird, sich aber trotzig auf die Stufen setzt und ihre Schuhe ordentlich zubindet. Auch in der Szene, in der sie von dem Sandkasten-Vorfall berichtet, ist dies der Fall:

„Ich weiß nur, dass ich stark geblutet habe und dann den Bunker entlang gegangen bin. Dort war meine Mutter, weil wir oft Fliegeralarm hatten. Ich kam mit Blut verschmiert und überströmt und habe nach ihr dort gesucht.“ (Z. 57)

Manchmal musste sie eben im Kindergarten in den Bunker und von dort zu den Eltern laufen:

„Das war dann auch in den Bunker, wenn der Fliegeralarm war und ich war im Kindergarten, wir sind dann aus dem Kindergarten alle zusammen in den Bunker rein. Dann musste ich um ein halben Kilometer laufen in dem Bunker einen schmalen Gang entlang, wo die Leute schon saßen, bis ich meine Eltern finden konnte, die schon im Bunker waren. Da hatte ich Angst - sind meine Eltern schon da, oder ist meine Mutter noch in der Wäscherei. (...)“

Dies sei aber nie der Fall gewesen:

„Nein. Es war möglich, zusammen zu finden. Da war ich nicht verloren, das kenne ich nicht. (...) Die Arbeitsstelle meiner Mutter war ganz in der Nähe. Und unsere Wohnung auch. Der Eingang in unsere Wohnung war schräg gegenüber vom Bunker. Da konnte mein Vater auch leicht alleine hingehen, auch wenn es ihm nicht so gut ging.“

Sie erinnert sich noch sehr genau an den Schutzkeller:

„Erst fängt es mit dem Schutzkeller an, mit dem Luftschutzkeller. Ich erinnere mich an diese dicken Eisentüren und an die Fenster im Keller, die auch so dicken eisernen Vorfenster hatten, die dann immer geschlossen wurden. Ich habe erstaunlicherweise die lebendigen Erinnerungen, insofern mit dem Runtergehen müssen, und dass alles abgeschlossen wurde. Im Keller wurden dann die Äpfel und Kartoffeln weggeräumt, die dort gelagert wurden und für mich ein Holzbettchen gemacht. Da stieg ich hoch und die Erwachsenen saßen unten auf dem kalten Boden. Und die anderen Kindern aus dem Nachbarhaus, die keinen Keller hatten, die kamen auch in den unseren Keller.“ (Z.114)

Die Zeit im Bombenkeller beschreibt sie als beklemmend:

„Da stieg ich hoch und die Erwachsenen saßen unten auf dem kalten Boden. Und die anderen Kinder aus dem Nachbarhaus, die keinen Keller hatten, die kamen auch in den unseren Keller. Aber wir alle waren isoliert, d.h. nicht, dass wir Kinder zusammen dann auf so einem Holzbettchen gespielt haben. Die beiden Jungs saßen bei ihren Eltern. Das waren so Bretterverschläge. Das waren so wie es auch heute mit den Brettern abgegrenzte Keller für die Familie. Und wir saßen drin, Eltern und Kinder. Die Erwachsenen sind mehr rumgelaufen, aber als Kind saß man halt da oben. Da war diese beklemmende Stimmung. Keiner hat etwas gesagt, sondern nur gehört, bis man nichts mehr von den Fliegerangriffen hörte, oder mal raus gespickt.

Es war dunkel und kalt. Ich hatte nur ein Bilderbuch, immer dasselbe. Aber ich hatte meine Puppe auch da. Man konnte da nur sitzen und die Anderen beobachten, oder schlafen. Aber die Stimmung und diese Unbeweglichkeit waren beklemmend.“ (Z. 119)

In dieser Szene berichtet sie aber auch, dass sie immer von den anderen Kindern getrennt gewesen sei und man könnte fast meinen, dass sie den Erwachsenen hier eine Mitschuld gibt für diese Beklemmung, dass sie findet, die Erwachsenen hätten sich auch mehr Mühe geben können, es für die Kinder angenehmer zu gestalten.

Und weiter beschreibt sie, wie die Angst der Erwachsenen sich auf die Kinder übertragen habe.

„Bedrohung – nicht. Es war eher Angst der Erwachsenen, das was man als Kind gespürt hat. Das sie nicht so sind, wie sonst, wenn sie sich im Haus im Alltag bewegt hatten. Dass sie alle da saßen und gewartet haben, was passiert. Und, ich glaube, das hat sich übertragen.“

Mehrmals wiederholt sie, dass es nicht die Bedrohung war, die sie gespürt habe oder an die sie sich nicht erinnern können.

„Das eingeengt sein, wohl besser habe ich in der Erinnerung, in Bunkern und in Kellern, aber nicht die Bedrohung. Die Bedrohung hab ich nicht so in Erinnerung. Hab ich Glück gehabt. (Z.283)“

Bedrohung empfindet sie nicht im Schutzkeller sondern im Zusammenhang mit der Krankheit des Vaters.

„Das ist eine dumpfe Erinnerung von Bedrohung, immer wieder, wenn der Vater immer kränker wurde. Ich kann auch nicht sagen, warum er immer wieder ins Krankenhaus musste.“ (Z.568)

Von Weitem habe sie immer die Angriffe auf die nahe gelegene Großstadt gesehen:

„Ich kann mich nur erinnern, dass wir in dem Vorort gesehen haben, wie die Bomben auf S. gefallen sind. Die hatten immer so geleuchtet. Wir haben immer „Christbäumchen“ dazu gesagt, von den Bombenzünder so Leuchtkörper sind erstmal von den Flugzeugen runtergekommen, dann kamen die Bomben hinterher.“ (Z. 811)

Nach dem Krieg sei es freier gewesen, die Kinder haben ungestört im freien Spielen können ohne ständigen Alarm. Man sei immer gestört worden, in dem, was man machen wollte. Durch die Schule habe der Alltag einen anderen Ablauf bekommen.

„Es war oft der Fall, dass es da Fliegeralarm gab, wenn wir z.B. auf der Wiese gespielt hatten. Dann mussten wir das Spielen sein lassen und meine Freundin ist dahin gerannt, zum Bunkereingang, und ich – dahin [zeigt in der entgegengesetzten Richtung]. Man wurde immer gestört, in dem was man machen wollte. Uns wurde das Spielen wichtig. Dann war alles freier. (...) Ich hab das so in Erinnerung: Alle waren freundlicher, erlöster und befreit, auch die Nachbarn, auch Nazis, die „davon gekommen sind (lacht).“ (Z. 257)

Armut habe sie gekannt, Hunger jedoch nicht:

„Wir waren arm, wie viele Menschen in dieser Zeit. Ich hatte aber trotzdem keinen Hunger erleiden müssen.“ (Z. 382)

Die Eltern taten, was sie konnten. Die Wäscherei wurde geschlossen und sie hielten sich mit unterschiedlichen Tätigkeiten über Wasser.

„Meine Mutter hat mit einem Gerätchen immer solche Drahtgestelle aus dem Draht gedreht. Mein Vater und ich hatten immer abwechselnd die fertigen Gestelle abgeliefert und neuen Draht geholt. Das war zwischen '45-'47, um etwas Geld zu verdienen. Es war einfach arm.“

Die Nahrungsbeschaffung war mühsam.

„Dann aber trotzdem bin ich mit meiner Mutter zu Fuß nach S. zu einem Pferdemetzger gegangen, weil der Straßenbahn Geld gekostet hat. Damit wir ein Mal im Monat etwas mit Fleisch machen konnten. Wir haben auch Pferdefleisch gegessen. Die Nachbarsfrauen mit Kindern sind oft dorthin schon früh morgens gelaufen, schon um vier-fünf-sechs. Da stand schon eine Riesenschlange.“ (Z.306)

Schön fand sie den Zugang zur Natur.

„Ich kann mich auch daran erinnern, was ich aber schön fand, es war ein Waldgebiet, wo ich aufgewachsen bin. Da haben wir die Bucheckern gesammelt und zu den Ölmühlen gebracht. Dafür haben wir dann Mehl bekommen. Somit kann ich mich daran erinnern, wie man versucht hat, an Lebensmitteln zu kommen. Sehr viele Nachbarn hatten Gärten und hatten dort Gemüse angebaut. Vielleicht hatten wir davon was abbekommen oder billig kaufen konnten.“ (Z.306)

Sie habe sich noch gut daran erinnern können „ähnlich wie in der DDR“ als sie ihre erste Orange und Schokolade aß, die sie von den Amerikanern bekommen hatten.

„Solche besonderen Sachen kann ich gut erinnern. Besonders, dass man das gerne wieder haben wollte [lacht]“ (Z.318)

Wenn sie an die ärmlichen Verhältnisse an damals denkt und wie arm ihre Eltern damals waren, dann findet sie das traurig, traurig auch, weil die Familie der Mutter den Kontakt abgebrochen hat. Sie ist emphatisch mit ihren Eltern und mit sich selbst als Kind damals und benennt es einfach, wie es war: traurig.

„Ich konnte erst nicht zur Kommunion gehen, weil ich keine Kerze und keinen Kleid hatte. Der Pfarrer hatte dann von älteren Mädchen ein Kleid bekommen. So konnten wir auch ein Säckchen mit Mehl bekommen, das war Kaffeemehl – dunkles Mehl aus Kaffee. Meine Mutter hat dann einen Kuchen gemacht. Es war alles improvisiert. Daran habe ich auch ärmliche Erinnerung - meine traurigen Eltern, wenn ich an die Fotos denke. ..nur traurig. Weil die Verwandten in der Pfalz beleidigt waren, dass meine Mutter mit einem Protestanten abgehauen war und ihm geheiratet hat.“ (Z. 341)

Gegen Ende des ersten Interviews fügt sie an:

„Es gibt so viele Details, die unwichtig sind...Es gab bestimmt viel Schlimmeres. Bei uns ging

es grade noch so.... Die Familie war zusammen, und das war das Allerwichtigste, wenn auch der kranke Vater. Vielleicht hatten meine Eltern gar nicht gewusst, wie man noch leben konnte. Es waren überall solche Leute. Das betrifft auch meine Ausbildung. Urlaub war unvorstellbar, haben sie auch nie gemacht. Es gab auch kein Bedürfnis oder auch Wunsch.“

Sie hat scheinbar ein schlechtes Gewissen, dass sie so viel Raum einnimmt mit ihren „unwichtigen Details“. Sie setzt ihr Leid in Relation zu dem anderen Menschen.

Es geht hier nicht klar heraus, ob die Eltern keine Bedürfnisse und Wünsche hatten aufgrund der ärmlichen Situation bedingt durch den Krieg oder aufgrund ihrer Herkunft.

Immerhin in ihrer Armut kann sie sich mit den anderen Menschen zu der Zeit vergleichen, dazugehören.

Durch die Erbschaft der Mutter von ihrem Großvater in den 1950er Jahren habe sich die Situation der Familie verbessert.

Frau Wetzel hat unterschiedliche Kriegserfahrungen gemacht, wobei als für sie schlimmste Kriegsfolge die Verletzung des Vaters angesehen werden kann. Durch seine Krankheit war der Krieg in der Familie permanent präsent und hat ihr Leben stark beeinflusst.

### **VI.II.1.j) Schulzeit und Ausbildung**

Auf die Frage, ob sie in der Schule mit Inhalten oder Erziehungsmethoden des NS konfrontiert wurde, antwortete sie:

„Nein. Die Lehrer waren aber Parteimitglieder. Eine Lehrerin von mir war sehr streng, auch schon in der ersten Klasse, sie war so eine Nazitante.“ (Z. 236)

In ihrem ersten Schuljahr habe sie fast keine richtige Schule gehabt, sondern Schutt weg geräumt.

Sie sei später auf die Realschule gegangen, da sich die Eltern das Gymnasium für sie nicht leisten konnten, da nur die Mutter verdient habe. Es sei sehr ärmlich alles gewesen auch schon vor dem Krieg. Bis zur 8. Klasse sei sie in der Volksschule gewesen.

In den 50ern machte sie ihren Schulabschluss und habe aufgrund der schwierigen wirtschaftlichen Situation keine Lehrstelle bekommen und erstmal eine Handarbeit gelernt bevor sie eine Anlernstelle bekam, wo sie die Ausbeutung von Jugendlichen erlebte.

„Nach einem halben Jahr habe ich bei der Versicherung eine sogenannte Anlernstelle gefunden. Ich habe keine richtige Lehrstelle bekommen, aber da habe ich zum ersten Mal auch erlebt, wie man die Jugendlichen als Lehrkräfte ausbeuten kann. Von morgens bis abends. Das war ein

Riesengebäude ohne Aufzüge gewesen. Da haben die Jugendlichen die Akten von einer Abteilung zu anderen geschleppt. Und ich war sowieso dünn mit schlechter Körperhaltung und dann noch dies Akten schleppen, Treppen rauf und Treppen runter.“

Das bemerkenswerte ist hierbei wieder, dass sie es trotz der unangenehmen Situation wieder geschafft hat, sich einen Freiraum zu schaffen und eben auch Spaß zu haben.

„Das hat uns aber auch Spaß gemacht, das waren so glänzenden Fußböden [lächelt], dass wir so entlang geschlittert sind.“

Ein Mitarbeiter habe ihr dann mal angeboten, die Büroarbeit zu zeigen, das was sie eigentlich machen wollte.

Sie „rechtfertigt“ ihren ersten Bildungsweg mit der Herkunft der Eltern und es wird deutlich, dass es ihr wichtig war, einen höheren Abschluss zu erreichen:

„Meine Eltern hatten keine bürgerliche Bildung. Man hätte nie den Anspruch gestellt – ich möchte mal studieren oder ich möchte Lehrerin werden. Es war klar – ich will Sekretärin oder Stenotypistin werden. Ich habe aber keine Stelle gekriegt, und als mir dieser Abteilungsleiter gesagt hat – „Wir nehmen sogen. Anlernlinge in unserem Unternehmen auf“. Und das habe ich auch dann gemacht, weil ich für Zuhause etwas dazu steuern wollte.“ (Z. 312)

Der Vater war schon vor dem Krieg Gewerkschaftsmitglied und konnte ihr dadurch einen Schreibmaschinenkurs ermöglichen. Durch die Stelle habe sich dann für sie eine ganz neue Welt eröffnet. Sie sei mit den Kollegen mal in die Oper gegangen, habe angefangen Zeitung zu lesen.

Später erst, als sie schon mit ihrem Mann einige Jahre verheiratet gewesen sein, habe sie im Zuge mit der Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte das Abitur nachgeholt und studiert.

„Ab da haben wir uns wirklich ernsthaft mit der deutschen Geschichte beschäftigt. Beide – mein Mann und ich. Und da habe ich angefangen, mich darum zu kümmern, dass ich das Seminar für Politik, das damals über zweiten Bildungsweg – das Abitur nachmachen – angeboten war, gemacht habe. So wurde es dann etwas klarer.“ (836)

### **VI.II.1.k) Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus**

Frau Wetzels wusste schon als Kind sehr genau, wer Nazi war und wer nicht.

„Eins war das Thema immer war, dass mein Vater, wenn wir spazieren gegangen sind und die Leute getroffen haben, immer gesagt und gezeigt: „Der war einer, und der auch“.“ (Z. 695)

„I: Ihr Vater hat Ihnen ziemlich deutlich gezeigt, auf welcher Seite er steht?“

KK: Das habe ich schon als Kind mitgekriegt.“ (Z. 229)

Ob sie damals schon verstand, was damit gemeint war, geht aus ihren Äußerungen nicht

hervor. Sie verstand jedenfalls nicht, was der Vater denn gegen den Vater der Freundin, den sie toll fand, hatte.

„Das habe ich damals nicht so .. Ich fand den von meinem Vater als Nazi beschimpften Vater meiner Freundin ... der war für mich, der war nämlich ein Schauspieler, der hat in einer Laiengruppe den Schillers „Wilhelm Tell“ oder so gespielt. Ich habe den dann auch gesehen, auf der Bühne. Mit meiner Freundin zusammen. Da waren wir schon bestimmt elf-zwölf. Ich fand den auch..Ich fand den...Das war so ein leichtlebiger lustiger, aber auch autoritär wirkender Mann. Ich konnte es nicht verstehen, was mein Vater gegen den so hat. Mir ist das erst später in die Erinnerung gekommen.“ (Z. 801)

Über die Verbrechen der Nazis sei in der Familie allerdings nicht gesprochen worden. „Wir haben nicht darüber diskutiert.“ (Z. 823) und auch in der Schule sei dies nicht wirklich ein Thema gewesen:

„Erst eigentlich auch nicht in der Schule, auch nicht in der Volksschule. Es ist im Geschichtsunterricht so gut wie nie behandelt worden. Schade, dass ich meine Bücher nicht mehr habe, meine Schulbücher.“ (Z. 827)

Sie selbst habe erst später angefangen, sich damit auseinanderzusetzen:

„Ich wurde mit dem Nationalsozialismus erst in X konfrontiert worden, als ich die Erfahrung machte, wieder als Ausländerin oder als Nicht-Dazu-Gehörige angefangen habe, regelmäßig die Tageszeitung zu lesen. Und mein Mann, der in der Gewerkschaft politisch aktiv war; der die Erfahrung hatte mit seinem Nazivater; der ist '33 geboren; der wollte noch unbedingt als Kind zu den HJ. Da wollte er unbedingt mit dazu gehören.“ (Z. 829)

„Ich habe dann auch schon in X dann nicht nur die Tageszeitung sondern auch Die Zeit gelesen. Und da war in Der Zeit ständig etwas über diese Zeit zu lesen. Nicht nur über die Flüchtlinge, die aus dem Osten kamen, sondern generell über den Nationalsozialismus – über alles was passiert war.“ (Z. 852)

Hierbei schildert sie einen der Hauptkonflikte dieser Generation und auch einen damals weiter verbreiteten Umgang mit diesem Konflikt:

„Aber nicht so, dass ich irgendwo noch mal irgendwelche Kurse besucht habe oder systematisch aufgearbeitet hätte – das lief so neben her. Man wusste, man kommt aus diesem Volk, das diese Gräueltaten begangen hat. Man hat angefangen, das zu verdrängen. Und das habe ich auch erst später begriffen. Man wollte gar keine Deutsche mehr sein. Wir waren dann in Frankreich, in Italien, überall war das anders. Da ist man hingereist, damit hat man sich identifiziert und sich eher mit der französischen Revolution beschäftigt hat als mit dem Nationalsozialismus.“ (Z. 824)

Interessant ist hier der Wechsel zwischen der ersten in die allgemeine Form der dritten Person „man“. Es geht nicht klar hervor, wen sie mit „man“ meint: Die Deutschen? Ihre Generation? Die sich zu Studentenbewegung zugehörig fühlenden? Die erste Person verwendet Frau Wetzels nur dann, wenn sie vom Aufarbeiten und Begreifen spricht, für das Unangenehme, dass „man (...) aus diesem Volk, das diese Gräueltaten begangen hat“

stammte, dass man verdrängt, dass man „keine Deutsche mehr“ sein wollte, dass man den Versuch und damit dem Trugschluss unterlag, man könne das Problem über die Identifikation mit einem anderen Staat und damit einer anderen Geschichte lösen, verwendet sie „man“. Möglicherweise hat dies hier die Funktion, Distanz zu schaffen zu dem damaligen Handeln, was immer noch schambesetzt ist, möglicherweise gerade eben auf Grund ihrer intensiven Auseinandersetzung mit der Thematik.

Später habe Frau Wetzel dann auch mit der Mutter darüber gesprochen, kommentiert dies aber nicht weiter. Die Mutter habe ihr später von einer Synagoge und einer dazugehörenden „Judenschule“ erzählt, die es in dem Ort gegeben habe.

„Mein Vater war schon tot. Mit meiner Mutter – ja, natürlich. Wenn wir dann zu Besuch nach Deutschland kamen. (...) Das hat mir meine Mutter immer erzählt und auch lange nach dem Krieg, dass dort wo sie groß geworden ist, in diesem Dorf, gab es eine kleine Synagoge, da war eine Schule, die nannten das immer eine Judenschule, sagte sie. Und die Kinder, die dorthin gegangen seien, dass sie genau so mit denen gespielt hat wie mit anderen; und genau so gekannt hat und vertraut. (...) Das hat sie erzählt und konnte nicht nach dem Krieg, als wir zum ersten Mal mit meiner Mutter (mein Vater ist nie dorthin mitgefahren, als sie ihre Eltern besucht hat; nur wir beide dorthin gefahren sind).. Das hat sie mir dann auch gezeigt, aber das konnte sie auch nicht begreifen, „Habt ihr das mitgekriegt?“ und gefragt...dass sie nicht mehr finden konnte, dass sie nicht mehr da waren, die, die sie alle kannte, das waren ihre Schulfreunde.“ (Z. 924)

Sie erinnert sich an ein für ihre Auseinandersetzung ausschlaggebendes Ereignis:

„Es entwickelte sich eigentlich erst als wir aus X zurückkamen. Und das ist für mich unvergesslich, da gab es die Spiegel-Affäre in Deutschland und das war unsere erste Demonstration; und da haben wir gewusst – so das darf es nicht mehr geben. Ab da haben wir uns wirklich ernsthaft mit der deutschen Geschichte beschäftigt. Beide – mein Mann und ich. Und da habe ich angefangen, mich darum zu kümmern, dass ich das Seminar für Politik, das damals über zweiten Bildungsweg – das Abitur nachmachen – angeboten war, gemacht habe. So wurde es dann etwas klarer.“ (Z. 869)

Bei den Frankfurter Demonstrationen dabei gewesen zu sein vergleicht sie mit ihrem Erleben als Katholikin unter Protestanten zu sein: nicht richtig dazu zu gehören.

„Erstmal so. Das hat mich an meine Kindheit erinnert, wo ich als kleines Mädchen mit der katholischen Kirche am Fronleichnam zu den Fronleichnamumzügen gehen musste, in einem überwiegend protestantischen Umfeld. Und hier zu den Demonstrationen gehen – das war genau so. Ich war nicht so mit Leib und Seele dabei und kämpferisch, und überzeugt, dass das richtig ist. Ich war immer ein bisschen vielleicht wie mein Vater. Ich fand das nicht richtig, was offiziell passierte, aber ich fand auch nicht richtig wie und in welcher Form die Studenten und alle anderen so z.B. mit Gewalt etwas gefordert hatten. Diese Massen haben auch mich abgeschreckt. Hier fühlte ich mich nicht wohl. Aber ich wollte nicht so sein, dass ich alleine sein sollte. Ich wollte schon solidarisch sein. Aber das war dann richtig schwer.“ (Z. 889)

An dieser Stelle vergleicht sie sich mit ihrem Vater. Sie fand die Gewalt der Studentenproteste nicht gut, fühlte sich bei Massenveranstaltungen nicht wohl. Andererseits wollte sie aber auch solidarisch sein und war im Zwiespalt. Sie fühlt sich feige wie ihr Vater damals und kann nicht klar zu ihrer damaligen Einstellung stehen, dass es eben möglicherweise noch etwas anderes gibt, einen anderen Weg, Protest zu äußern als den kämpferischen und dass dieser nicht ihr Weg war. Sie interpretiert es als feige, aber es könnte auch genauso gut als widerständig verstanden werden, dem eigenen Gefühl zu folgen und nicht der Masse, aushalten zu können, dass man abweicht von der allgemeinen Meinung des sozialen Umfeldes.

Dabei sieht sie den Zusammenhang zwischen der Einstellung des Vaters und ihrer Auseinandersetzung. Als ich nochmals auf das Bild von ihrem Vater und ihr in den Trümmern zu sprechen komme und dass ich denke, dass das sehr zentral in ihrer Biographie ist, antwortet sie:

„Ist es auch. Das war auch der Anlass, warum ich unbedingt mal in die Normandie wollte (lacht) Deswegen waren mein Mann und ich am- D-Day in der Normandie gewesen und da kann man immer noch nachvollziehen bei den Bunkern, wo die Alliierten das Festland erreicht haben, um das nachvollziehen, weil das immer auch wegen den Erzählungen meines Vaters, dass er sich dann auch immer „hier, die deutschen Widerstandskämpfer“ bisschen lustig gemacht hat und gesagt hat: „da waren doch die Alliierten schon längst auf dem Festland als der Widerstand versucht hat, den Hitler umzubringen, ja. Und wir Deutschen versuchten das immer so als die große Tat hinzustellen (grinst breit). Nein.“ (Z. 286)

In dem schon oben angeführten Zitat kommt es zu einer interessanten Konfusion:

„Ich habe jetzt in den Ferien grade ein Roman gelesen, der heißt „Die Familie Salzmann“. Ein österreichischer Autor beschreibt ein kommunistisches Ehepaar, die wirklich gekämpft haben. Mit dem was wir jetzt wissen über kommunistische Menschen, wie sie schikaniert wurden ähnlich wie die jüdischen Menschen von den Nazis. Das waren meine Eltern nicht, natürlich nicht, wäre ich auch nicht. Ich wäre viel zu feige. Ich fühle mich nicht als .. ich bin zu feige.“ (Z. 902)

Waren ihre Eltern und damit in dieser Identifikation auch sie keine Nazis? Oder waren sie nicht wie die von den Nazis schikanierten Juden und Kommunisten? Oder nicht wie das kämpfende Ehepaar? Tatsächlich waren sie all das nicht. Man könnte also davon ausgehen, dass sie über die verschiedenen Identifikationsversuche in ihrer Biographie es letztendlich geschafft hat, sich am richtigen Ort zu positionieren.

### **VI.II.1.i) Freiräume**

Frau Wetzel schildert in mehreren Szenen, wie sie auch in unangenehmen Lebenslagen

noch etwas Positives finden konnte, wie sie sich Freiräume schaffen und wie sie ihren Unmut ausdrücken konnte.

Ihr Mutter arbeitete immer viel und sie litt darunter, aber die Wäscherei, in der die Mutter arbeitet, war für sie ein herrlicher Ort.

In der Erzählung über ihre Anlernstelle beschreibt sie, wie sie beim Schlittern auf den glatten Böden trotz der harten Arbeit auch Spaß finden konnte.

Sie mochte es nicht, dass sie nach der Schule alleine war, aber sie konnte auch die Freiheit genießen, die sich daraus ergab und möglichst schnell auf die Strasse zugehen, um mit den anderen Kindern zu spielen.

Die Essensbeschaffung war mühselig und anstrengend, aber im Wald Bucheckern zu sammeln, das mochte sie gerne.

Sie mochte es überhaupt nicht, wenn sie die Mutter in den Keller vorschickte, aber anstatt ihr widerspruchslos zu folgen, setzte sie sich auf die Treppe und trotzte.

Sie konnte ebenfalls klar und deutlich äußern, dass ihr ihr Weihnachtsgeschenk nicht gefiel.

Und ihr Vater, so enttäuscht sie von ihm war, auf die Couch zu ihm legte sie sich „liebend gerne“.

### **VI.II.1.j) Erinnerungsprozess**

„Ich kann mich nicht erinnern....Ich kann mich nur erinnern.“ „Ich habe da keine Erinnerungen, daran gibt es keine Erinnerungen.“ „Nein, kann ich mich nicht erinnern.“ „Das habe ich sehr schön in Erinnerung“ „Ich hab das so in Erinnerung“ „Das ist auch eine Erinnerung von damals, „Ich habe erstaunlicherweise die lebendigen Erinnerungen,“ „Sonst könnte ich mich daran erinnern.“ „Ich kann mich noch nur daran erinnern“ (Zitate aus der ersten Hälfte des ersten Interviews)

Frau Wetzel markiert sehr häufig, dass es sich bei dem Erzählten um ihre Erinnerungen handelt. Sie nimmt dadurch eine Distanz ein zu den erzählten Erlebnissen und macht deutlich, dass es ihre heutige Perspektive auf das Vergangene ist.

Auf die Eingangsfrage antwortet sie, dass sie darüber noch nie nachgedacht habe und es überraschend sei. Daraufhin bemerkt sie, dass man ja nie genau wüsste, ob die Erinnerungen wirklich eigene seien oder ob man sich aufgrund von Fotos meint zu

erinnern und dass sich das vermischt, was eine anschauliche Erläuterung der Art und Weise, wie sich Erinnerungen konstituieren, darstellt.

„Erste Kindheitserinnerung? Darüber habe ich noch nie nachgedacht. Sehr überraschend. Ist natürlich immer so eine Sache. Erinnert man sich jetzt aufgrund der Kinderfotos? Oder erinnert man sich wirklich? Es ist manchmal so nicht zu trennen.“ (Z. 3)

Auch dass es sich eben bei Erinnerungen häufig nicht um eine zentrales Ereignis handelt, sondern eine wiederholte Begebenheit, die in ihrer Summe erst zu der prägenden Erfahrung wird, beschreibt Frau Wetzel sehr deutlich:

„Ich..Ich...Meine erste Erinnerung, was bleibend ist, die hat sich immer wiederholt. (...) Das ist aber nicht eine zentrale Erinnerung gewesen, da gab's immer Wiederholung. Ich weiß nicht, ob das meine erste ist, aber es ist ne prägende.“

Zu Beginn des zweiten Interviews wiederholt sie kurz zusammengefasst den kompletten Inhalt des ersten Interviews in wenigen Sätzen und man kann hieran sehen, wie das Erzählen im ersten Interview ihre zweite Erzählung beeinflusst.

„Meine Mutter, die so zu sagen bei Nacht und Nebel, ihr Zuhause verlassen hat, um einen Protestanten als Katholikin zu heiraten. Sie ist dann nach Stuttgart abgehauen, um das zu realisieren. Dort gab es noch keine Flüchtlinge, so waren wir die ersten. Ich habe erlebt, dass wir fremd waren und nicht angenommen wurden, dass wir keine Schwaben waren. Meine Eltern sprachen pfälzisch. Das war das Eine, das Andere war dann, als ich älter wurde und gemerkt habe, dass mein Vater nicht bei den Nationalsozialisten war, aufgrund der ganz frühen Verwundung. Er hat sich befreien lassen vom Militärdienst, hat dafür aber keine Rente bekommen, ist zu Hause geblieben. Dann war er von den Nachbarn als Drückeberger angesehen worden. Ich habe als Kind schon gemerkt, dass meine Eltern nicht akzeptiert sind, so wie die Eltern meiner Freunde. Der Vater meiner besten Freundin war Mitglied der NSDAP und lief mit dem Ledermantel durch den Ort. Als Kind möchte man eigentlich zu der Gemeinschaft hin. Dieses Gefühl von Nicht-Dazu-Gehören hat unsere ganze Familie bestimmt. Meine Mutter hat sich so verhalten, auch ein bisschen trotzig und stolz. Mein Vater, weil er immer krank war, war nicht eingeschüchtert, aber keine Kämpfernaut, hat sich eher zurückgezogen, einfach still zurückgezogen. Als ich nach mein Name gefragt wurde und ich mich vorgestellt hatte, war die Reaktion – „Kennen wir nicht“ – üblich. Da ich in der Familie ein Einzelkind war, wurde ich auch verwöhnt. Ich habe mich als eine Prinzessin gefühlt. Es gab die Konflikte nur zwischen meiner Mutter und mir, wir haben nur um die Anerkennung des Vaters gekämpft. Das waren kleine ganz normale Konflikte. Wir waren arm, wie viele Menschen in dieser Zeit. Ich hatte aber trotzdem keinen Hunger erleiden müssen. Das war auch nicht autoritär, aber es gab auch keine Hilfestellung bei Schulaufgaben, was ich bekommen hatte“ (Z.: 363)

### **VI.II.1.k) Verdichtete Erinnerungen**

In den Interviews mit Frau Wetzel sind mehrere Szenen zu finden, in denen sich sehr anschaulich zeigt, wie Erinnerungen an vergangene Erlebnisse in in einer Erzählung verdichtet dargestellt werden.

In der Sandkasten-Szene beispielsweise überlagern sich unterschiedliche Erinnerungen: der Streit mit den Kindern, die Verletzung, das Blut, der Fliegeralarm, die Suche nach der Mutter im Bunker.

„Da hatte ich Schwierigkeiten, mich mit Kindern anzufreunden, auseinander zu setzen. Ich weiß nicht, ob das typisch wäre für Einzelkinder. Ich kann mich nur erinnern, dass ich mich mit anderen Kindern gestritten habe. Es gab da einer Sandkiste mit einer Blechumrandung, und ich bin da umgefallen mit einer bis Heute bleibende Narbe an der Nase geholt. Wie das passierte, weiß ich nicht. Ich war damals drei-vier? Ich weiß nur, dass ich stark geblutet habe und dann den Bunker entlang gegangen bin. Dort war meine Mutter, weil wir oft Fliegeralarm hatten. Ich kam mit Blut verschmiert und überströmt und habe nach ihr dort gesucht. Ich weiß eins, dass ich mich verletzt habe und vielleicht übertrage ich das. Oder es war so, dass ich mich mit anderen, mit Kindern, die um mich dann so geschlagen haben, das kann ich nicht sagen. Ich habe da keine Erinnerungen. Ich weiß nur, dass ich mich da nicht wohl gefühlt habe.“

Hier ist nicht mehr ganz klar, was sie verletzt hat und was sie überträgt. Haben sie die Kinder verletzt, die Suche nach der Mutter im Bunker, der Fliegeralarm? Hat sich das Getrennt sein von der Mutter auf den problematischen Kontakt der Kinder übertragen oder umgekehrt oder die Angst vor dem Alarm auf die Erinnerung an die Kinder? Hat sie sich im Kindergarten nicht wohl gefühlt oder im Bunker? In dieser Szene ist nicht mehr klar zu trennen, was die Ursache der Verletzung in diesem Zusammenhang ist. Wahrscheinlich ist, dass die Angst vor dem Fliegeralarm, der Streit mit den Kindern, die Suche nach der Mutter zusammenwirken.

„Und die Erlebnisse bevor wir in die Bunker gegangen sind, das sind das sind die Erlebnisse, wenn meine Mutter nachts mich aus dem Schlaf geholt hat und schnell-schnell angezogen, und wir im Haus in den Keller gehen mussten - das ist auch immer wiederholende Erinnerung. Und Da muss ich drei-vier Jahre gewesen sein, ja. Und Da hat sie mich immer so nachlässig schnell angezogen und hat mir mein Rucksack und meine Puppe schnell in die Hand gegeben und ich soll dann schnell in den Keller gehen. Sie kommt nach. Dann habe ich mich immer auf die Treppe gesetzt (lacht), im Treppenhaus und habe immer die von ihr nachlässig geschnürten Stiefel angefangen, aufzumachen und meine Stiefelchen ordentlich zuzumachen. Dann gab's immer Streit. Wir haben in einem Drei-Familien-Haus gewohnt und die anderen Frauen haben mich dann einfach mitgenommen, und ich habe geheult und geschrien. Das war immer so was dieses „bring mich nicht von meiner Mutter weg“, und das war so prägend. Nicht diese Szene, wie sie mich aus dem Schlaf geholt hat und nicht dass sie mich aus dem Bett geholt hat, sondern die Tatsache, dass sie mich alleine wegschicken wollte, ich sollte schon in den Keller gehen, da habe ich mich trotzig auf die Treppe gesetzt und bin nicht weiter gegangen.“ (Z 17/28) (Z 17/28)

In dieser Szene verdeutlichen sich mehrere Dinge: Zum einen wird hier die vorherige Thematik der Trennungen von der Mutter wiederholt. Zum anderen findet hier eine Verknüpfung von Kriegs- und Beziehungsthematik statt. Die Ursache der Szenerie ergibt

sich aus dem Bombenalarm und man kann sich vorstellen, dass die Angst vor diesem auch die Trennung von der Mutter dramatischer werden lässt.

Das Interview zeigt deutlich, wie sich in den Erinnerungen Erlebnisse verbinden, vermischen und nicht mehr klar voneinander zu trennen sind.

### ***VI.II.1.l) Beziehung zur Interviewerin/ Dynamik des Interviews***

Wie schon vorher beschrieben, gibt es im Interview eine andere Dynamik als in den anderen Interviews. Frau Wetzel ist eher zurück haltend, erzählt erst im Verlauf des Interviews freier und steht aber auch dann immer in Beziehung zur Interviewerin, im Dialog mit ihr. Dadurch wird das Interview nicht zu einem „Durchhalten aufgrund von Forschungsinteresse“, wie dies in vielen anderen Fällen der Fall war, in welchen der Erzähltrieb der Interviewees so stark war, dass man sich davon erschlagen und teilweise sogar „missbraucht“ fühlte und dies Ohnmachtsgefühle und Wut auslöste. Dies alles löste Frau Wetzel nicht aus. Es ist sogar das Gegenteil der Fall. Man möchte sie bestärken, bekräftigen zu erzählen, noch bevor man etwas über sie weiß, bevor man weiß, welche politische Einstellung ihre Eltern hatten. Dies ist an dieser Stelle wichtig, da sonst der Einwand angebracht werden könnte, dass man nur daher eine so große Sympathie für die hatte, da ihre Eltern gegen die Nazis gewesen sind. Dies ist jedoch nicht der Fall. Frau Wetzel besitzt für ihr Gegenüber eine große Offenheit. Sie versucht weder, etwas darzustellen, noch für irgendetwas eine besondere Anerkennung zu bekommen, beziehungsweise gibt sie sich mit wenig zufrieden, ihr Wunsch nach Anerkennung ist nicht grenzenlos.

### ***VI.II.1.m) Zusammenfassung***

Anhand von Frau Wetzels Interviewmaterial lässt sich zeigen, welche positiven Auswirkungen eine ablehnende Haltung der Eltern gegenüber der NS-Ideologie für die Erziehung hatte. Es kann davon ausgegangen werden, dass die Eltern von Frau Wetzel nicht nur das politische System und den Krieg ablehnten, sondern den innersten Kern der NS-Ideologie: die Abwertung anderer Menschen und dass sie dies auch in ihrer Erziehung umgesetzt haben. Es findet sich keine Stelle im Interview, in welcher Frau Wetzel von der Beziehung zu den Eltern berichtet, die grauenvoll, dramatisch brutal oder sonst irgendwie starke negative Gefühle auslöst. Es gibt auch in den negativen Beschreibungen immer eine Grenze der Dramatik: Hier kommt es zum Glück nicht noch schlimmer, hier scheint es

tatsächlich genügend gut gewesen zu sein.

Es fällt leicht, mit Frau Wetzel emphatisch zu sein, weil man sich nicht durch einen starken Wunsch nach narzisstischer Bestätigung dazu „gezwungen“ fühlt. Wenn sie die Traurigkeit in der Familie beschreibt, dann fühlt es sich auch genauso an: Traurig, nicht dramatisch. Ihr emotionale Not scheint keine große zu sein, die Bedürftigkeit sich in Grenzen zu halten, der Drang zu erzählen anders als in den anderen Interviews. Dadurch kann im Interview ein „Raum“ entstehen, der einen Dialog möglich macht.

Schwerer auszuhalten in diesem Interview ist die Zurückhaltung in der Benennung der Problematik mit den Nachbarn. Man möchte sie gerne davon überzeugen, dass sie einen tollen Vater hatte auf den sie stolz sein kann und dem sie viel zu verdanken hat. Man empfindet geradezu Mitleid in ihrer Darstellung.

Bemerkenswert in Frau Wetzels Interviews ist, dass sie fast alle Begebenheiten aus unterschiedlichen Perspektiven und Ambivalenzen beschreibt oder unterschiedliche Gründe und Ursachen für Sachverhalte nennt. Dies führt dazu, dass einseitige Darstellungen so gut wie nicht vorkommen. Man könnte nun daraus schließen, dass sie keine klare Meinung zu den Sachverhalten hat, undifferenziert ist. Man könnte aber auch zu dem Schluss kommen, dass sie in der Lage ist, komplexe Zusammenhänge zu beschreiben und diese nicht der Einfachheit wegen einseitig darstellt. Dass dies schwer auszuhalten ist, ist in ihren Beschreibungen zu erkennen.

Der Wunsch nach Klarheit, nach einer Eindeutigkeit zeigt sich in ihren Erzählungen immer wieder in ihrem Bedürfnis, sich eindeutig zugehörig zu fühlen, auch wenn die Alternativen Gruppierungen nicht der eigenen Meinung entsprechen.

Frau Wetzel hat im Nationalsozialismus nicht die Erfahrung der Teilhabe an den nationalsozialistischen Größenphantasien gemacht und dadurch keine narzisstische Aufwertung erfahren. Im Gegenteil: Sie hat dadurch Abwertung und Ausgrenzung erlebt, unter welcher sie sehr gelitten hat. Die Enttäuschung und die Sehnsucht zeigt sich immer noch sehr deutlich. Sie könnte nun die Geschichte ihrer Familie als Widerstand-Geschichte darstellen, wie dies viele Nachkommen in Mitläufer:innen-Familien tun, wie dies Welzer et al. in ihrer Studie „Opa war kein Nazi“ (2002) eindrücklich aufgezeigt haben, tut dies aber nicht, sondern klagt über die Probleme, die sich als Kind für sie aus der politischen Haltung der Eltern ergaben.

Auch erzählt sie, wie viele andere, nicht mit Stolz, dass sie der Gewalt und den Massen der 68er Proteste ablehnend gegenüber stand. Sie erzählt davon eher beschämt und bezeichnet sich als feige. Wenn die häufig mit Stolz vorgetragene Ablehnung der Gewalt und Massenproteste als Versuch gedeutet werden kann, sich selbst und anderen zu versichern, dass man im NS nicht mitgemacht hätte, bzw. dass man daraus gelernt habe und daher allem, was daran erinnert, ablehnend gegenübersteht (häufig wird die Ablehnung damit begründet), dann kann Frau Wetzels andere Gefühlslage in diesem Zusammenhang als Resultat aus einer gänzlich anderen Sozialisation gedeutet werden.

Sie muss die politische Einstellung der Eltern und ihre eigene Ablehnung nicht vorgeben, als Schutz benutzen und damit die Angst vor dem Aufdecken der möglichen Involviertheit der Eltern und den sich für sich selbst ergebenden Folgen verdecken, was äußert bedrohlich für die eigene Integrität und die Loyalität zu den Eltern werden würde.

Diese Bedrohung gibt es für sie nicht und daher kann sie benennen, welche Probleme sich für sie als Kind daraus ergaben und was sie an ihren Eltern schlecht fand.

### **VI.II.2. Frau Kirchner – unter der Blumenwiese liegt der Schmerz**

Frau Kirchner wurde 1938 geboren und wuchs in einer finanziell gut situierten Familie auf dem Land in der Nähe einer größeren Stadt als Einzelkind auf.

Der Vater war selbstständiger Handwerksmeister. Er habe sich zunächst „dem Krieg verweigert“, dann ab 1942 in Russland einen Werkzeugzug geleitet und Fahrzeuge repariert. An Kampfhandlungen sei er nicht beteiligt gewesen.

Nach seiner Rückkehr aus einer dreimonatigen französischen Kriegsgefangenschaft habe er schnell wieder Arbeit gefunden und sei in seinem Beruf erfolgreich gewesen.

Die Mutter war in einem kreativen Beruf tätig gewesen, den sie nach dem Krieg aber nicht mehr ausgeübt habe.

Frau Kirchner erwarb nach dem Krieg einen Fachhochschulabschluss und machte eine Ausbildung ebenfalls in einem kreativen Beruf. Als Künstlerin ist sie heute noch als Rentnerin tätig und bekommt mit Ausstellungen in In- und Ausland ihrer Aussage nach viel Anerkennung.

Sie lebt allein, ist zweimal geschieden und hat aus erster Ehe zwei Kinder und mittlerweile

zwei Enkelkinder. Die Beziehung zu ihren Kindern beschreibt sie als schwierig.

Sie kontaktiert mich per Telefon aufgrund des Zeitungsartikels. Schon am Telefon erzählt sie viel und berichtet gleich über ihren Vater.

Zum Interview erscheint sie ein paar Minuten zu früh. Sie ist eine attraktive Dame, gut gekleidet und wirkt sympathisch und interessant. Ihre Erscheinung hat durchaus etwas, was einerseits dem Cliché einer Künstlerin entspricht, andererseits auch einer „Frau aus gutem Hause“ (etwas zerzauste Haare, Perlenohrringe).

Noch bevor ich das Aufnahmegerät anschalte, fängt Frau Kirchner an zu erzählen.

### **VI.II.2.a) *Paradies Kindheit***

Schwärmend erzählt sie zu Beginn des Interviews sehr lange und ausführlich von der schönen Umgebung ihrer Kindheit, dem schönen Garten und dem Teich hinter dem Haus. Sie habe eine „sehr schöne Kindheit“ gehabt, betont sie gleich in ihrem ersten Satz.

„Also ich hatte eine sehr schöne Kindheit gehabt und zwar habe ich in einem Vorort von K. gelebt in S.- und in einer Doppelhaushälfte neben meinen Großeltern und das war also ein Haus und es war ein Platz, ein Hofplatz, da war ein Kirschbaum, es war ein großer Lindenbaum da und an dem Haus waren Holunder und wenn man dann weiter in den Garten hineinging dann war da ein Weg gesonnen von Blumenflut und so auch am Vorgarten- sehr schönen Holunder, und ich bin scheinbar dadurch bisschen in die Natur verwurzelt worden, weil da gab's auch viele Vögel, die habe ich auch beobachtet- Ja, und war ein sehr lebhaftes Kind, habe mich für alles interessiert, wenn ich konnte, bin ich- habe ich mir die Leiter geholt, also dann wollte ich in die Nester hineingucken ((lächelt vergnügt)) und solche Sachen machen und ja, also, wie gesagt, hatte ich sehr freie Kindheit und mein Vater hat auch **gut verdient**, wir hatten ein Auto, das war für damaligen Zeiten schon ganz schön. Ich bin 38 geboren- und er hat auch ein Motorrad, auf das ich mal dann auch drauf geklettert als Kind- Also habe ich dann ((lacht)) nämlich gesessen und merkwürdigerweise hat das später mein Sohn gemacht mit dem Fahrrad seiner Schwester, er ist auch einfach drauf geklettert und hat darauf lang gesessen. Einfach drauf gesessen.((lächelt)) Also solche Erinnerungen habe ich da-“ (Z. 6-22)

Und weiter:

„(...) das habe ich jetzt noch nicht erwähnt, dieses Haus, wie gesagt, so einen schönen Platz mit dem Kirschbaum wo auch ein Tisch stand und man dann auch frühstückte, also sich das ganz gemütlich machte, dann kam der Garten, dann kam eine Wiese, da hatte der Großvater so ein Gartenhäuschen auch so ganz romantisch mit so- so- gekreuzten - es gibt heute überhaupt so was- von was weiß ich von grade um die Jahrhundertwende- so sah das dann aus- und hinten war abgeschlossen, er hatte seine Angelsachen drin. Und dann kam also eine Wiese, dann ein kleines Feuchtgebiet so vielleicht von hier zu da ((zeigt auf die Zimmerwende)) oder ein bisschen größer, dann gab es also einen Teich, um diesen Teich wuchsen so gelbe Iris- es war ganz-ganz romantisch ((lacht)) alles- ja- Und Weiden waren da auch und zwar diese wunderschönen roten Weiden, die waren da- die echten- also es war wirklich sehr-sehr schön. Und in diesem Gebiet, in diesem Feuchtgebiet waren so ein- ja- so eine- eine kleine Anlegestelle für ein Boot- es war so

etwas ausgeschachtet und so dass dieser Fluss, der da links floss, hatte auch eine Anlegebrücke- und wir hatten- wie nennt man denn- es war etwas, wo man Angel und Boot anlegen konnte.“  
(Z.85 - 100)

Eine paradiesische Idylle entsteht in ihren Beschreibungen und man hört förmlich die Vögel zwitschern, den Fluss rauschen und die Blätter der Bäume im Wind rauschen. Der Krieg taucht hier erst einmal überhaupt nicht auf. Auch erfährt man etwas über die wohl gute finanzielle Situation der Familie.

Dies erinnert an die oben beschriebene Erinnerungs-Form der Deckerinnerung der blühenden Sommerwiese. Es könnte also sein, dass sich hier angenehme und harmonische Bilder zeigen, die damalige Realität aber alles andere als zufrieden stellend war und dass hier Konflikte geglättet wurden.

In diesen idyllischen Beschreibungen tauchen vor allem die Männer der Familie auf: Der Vater, der Sohn und der Großvater.

### **VI.II.2.b) Vater**

Der Vater von Frau Kirchner, der schon ganz am Anfang des Interviews auftaucht, sei sehr vielseitig gewesen, sei aber in seiner beruflichen Karriere nicht so weit gekommen, wie er wollte:

„...letztendlich blieb es dann bei Kraftfahrwerkzeugmechaniker-Meister- dann hatte er noch versucht die Ingenieurprüfung zu machen- (...) Und damit fing dann auch an, als ich dann auch vier war, dann wurde mein Vater oder vier war fast fünf wurde, wurde mein Vater also 42 eingezogen, dann war ich noch vier. Und da fing alles an ein bisschen anders zu werden, es wurde auch gefährlicher., (29-40)

„I: D.h. wann der Vater eingezogen wurde war das irgendwie-

KK: -ja, das war ein Schnitt.“ (Z. 51/52)

Es zeichnet sich ab, dass der Vater für sie eine große Schutzfunktion erfüllte und dass der Krieg für sie erst dann anfang als er weg war.

Frau Kirchner verstand damals als Kind nicht, dass ihr Vater weggehen musste und nahm es ihm und ihrer Mutter übel. Auch hier fällt die unmittelbare Verknüpfung von Schutz und ihrem Vater auf im Gegensatz zu den anderen Familienmitgliedern:

„I: Und haben Sie sich durch Ihre Eltern in der Kriegszeit oder beziehungsweise vor allem durch Ihre Mutter, durch Ihre Großeltern beschützt gefühlt?

KK: (3) Ne, eigentlich nicht. Nein, nein, im Gegenteil. Das ist auch etwas- also ich kann nur sagen, wie meine Erinnerung ist - gut gefühlt habe ich mich- ich weiß, vielleicht war ich ungerecht meiner Mutter gegenüber, aber ich hab ja nicht verstanden, warum mein Vater

weggehen musste...ich habe das nicht verstanden. Ich habe mich von ihm verlassen gefühlt.

I: Das hat Ihnen auch niemand erzählt?

KK: **Doch**, aber das hat man nicht verstanden, wenn man vier ist. Das hat man einfach nicht verstanden.“ (S. 41, Z.4)

Sie selbst beschreibt sich als

„(...) absolutes Vaterkind. Ja, ich ((lächelt)) muss ich dazusagen, meine Eltern waren sehr unterschiedlich. Also meine Mutter hatte blonde Haare- beide Eltern waren sehr hübsch – blaue Augen und mein Vater war dunkel und ich war auch blond und hatte braune Augen- ja also mein Vater, er mochte mich, weil gut war er sowieso zu seinen Kindern- ((lacht))“ (Z. 52 – 56)

aber:

„ich glaube, er hätte zwar lieber einen Jungen gewünscht, aber er war dann auch zufrieden.“ (Z. 56)

Dann aber wieder:

„Und er war ein lieber Vater, der mir sehr viel Sicherheit gegeben hat.“ (Z. 56 – 58)

Dieses ambivalente Verhältnis zum Vater zieht sich durch das ganze Interview. Einerseits betont sie immer, wie gut ihr Vater im Beruf war und dass er sehr vielseitig war. Später im Interview stellt sich also heraus, dass sie nie „besonders stolz“ auf den Beruf ihres Vaters gewesen sei:

„und na ja, gut, mein Vater war im Krieg, er konnte nicht mal zur Beerdigung seines Vaters kommen und das hat natürlich auch alles verändert, und dadurch wurde es auch bei uns wie sagt man mal alles noch mit viel mehr Angst begleitet- es war schon zwar schon ein Familienmitglied umgekommen- der Bruder bei der Marine, Gott sei Dank, von dem erhielten wir mal die Nachricht, dass es ihm gut ging, mein Vater wusste, dass nicht ich aber die anderen Familienmitglieder hungern mussten- er schickte dann an uns immer aus Russland mal Sonnenblumenöl- wie ist es dort angekommen, das weiß ich nicht- (...) Und ein Mal hat er uns den Hund mitgebracht, weil er so hatte einen ganz großen Werkzeugzug gehabt- es gibt darauf auch schöne Fotos- und er auch so in Winterkleidung mit Stiefel- so Pelzmäntel, das hatte er Gott sei Dank schon- und da hatte dieses Auto nur manchmal kein Benzin, und dann muss es von ihm unwahrscheinlich sehr viel Kreativität gefragt, aber er fand sein Beruf ganz toll- und ich muss sagen, ich war nie besonders stolz, dass mein Vater Kraftfahrzeugmechaniker war- und Meister- nicht? und er wurde auch befördert, aber ich war nicht besonders stolz- das fand ich ein bisschen- ((schaut wie ein launisches bzw. trotziges Kind aus))- aber er war so gut in seinem Beruf, das war er wirklich, auch später als er dann- er ist dann- greife ich mal vor- er hat den Krieg überlebt- ich weiß nicht, wie er von Russen geflohen ist- **keine Ahnung**- (...) und er ist dann auf einem Zug, ob nun oben drauf oder unten- drunter, wo auch ein Zug ist er da geflohen **nach Hause**- ohne Pack und ohne Alles- und dann kam er da an und- na ja, die Freude war natürlich riesig groß-“

An dieser Stelle fällt es, wie häufig im Interview, schwer, Frau Kirchner in ihrer Erzählung

zu folgen. Viele Schachtelsätze, häufig wechselnde Situationen und Personen wirken verwirrend. Hat sich alles verändert, weil der Vater nicht zur Beerdigung konnte? Gott sei Dank war der Bruder bei der Marine gefallen? Aber von ihm hatte man gehört, dass es ihm gut ging? Diese Sprechweise zieht sich durch das ganze Interview.

Der Vater versorgte die Familie noch aus Russland mit Sonnenblumenöl, das auf unerklärliche Weise bei der Familie ankam und schaffte es auf ebenso für sie unerklärlichem Weg, aus Russland zu fliehen.

Weiter erzählt sie von der Flucht des Vaters und dass er Hilfe bekommen hatte und die Mutter darüber nicht ganz glücklich gewesen war.

„Wie er da aus Russland raus gekommen ist, er hat darüber nie sprechen wollen. Also er hat auch noch- ja also- noch einen ganz besonderes schönen silbernen Löffel mitgebracht, und ( )- ich habe ihn heute immer noch für gewissen Sachen benutzt- und mein Vater hat mal, da saß ich bei ihm auf dem Schoß, gesagt: „Wenn ihr beide“- da hat er auch meine Mutter eingefügt- „nicht gewesen wäret, dann wäre ich in Russland geblieben. Ich habe da eine Frau kennen gelernt und sie hat mir ungemein geholfen“. Da hat sie ihn vielleicht versteckt, keine Ahnung, und das war wohl das gewisse Abschiedsgeschenk – der Löffel. Meine Mutter- hm- die hatte ganz große Wertvorstellungen, die war darüber ein bisschen gekränkt, statt dass sie sich gefreut hat, als er gesagt hat, wenn ihr beide nicht gewesen wäre- Na ja, ich bin ein bisschen anders als meine Mutter, aber ich muss sie auch verstehen und ich versucht sie auch zu verstehen, aber sie hat wiederum eine andere Erziehung gehabt als ich, und ich denke mal, dass wir (2) wenn wir nicht an unsere Erziehungen, falls sie zu streng war oder zu viele Werte vermittelt haben, die manchmal schwer einzulösen sind, wenn wir da nicht drüber nachdenken-“ (Z.365 – 423)

Sie nutzt diese Szene, um sich einerseits mit dem Vater zu solidarisieren, Nähe auch körperlich (auf dem Schoß sitzen) herzustellen und außerdem sich von der Mutter abzugrenzen. Sie versteht die doch auch nachvollziehbare Eifersucht der Mutter nicht und unterstellt ihr zu große Wertvorstellungen und dass sie anders sei. Daraufhin merkt sie aber an, dass es auch mit ihren Kindern nicht gut gelaufen ist.

„...ich denke heute noch viel über diese Dinge nach und versuche wirklich- ob ich es schaffen werde, weiß ich nicht- aber ich versuche jetzt im Alter ein bisschen weiser zu sein, auch meinen Kindern gegenüber- also jetzt nicht- ich muss einfach- auch weiter da bei meinen Kindern- auch wenn es net so gut ankam- ich habe mir das alles mit einem Freund zusammen beigebracht- ich lebte allein- Also man muss nicht nur so die technischen Dingen versuchen noch zu erfassen, sondern man muss versuchen die Welt zu begreifen, während sie sich wahrscheinlich verändert- und sie verändert sich ständig- Ja, und da hatte meine Mutter wohl (2) ja- ich weiß es nicht- sie hatte da schon bisschen Schwierigkeiten- (2)

I: Schwierigkeiten mit was?

KK: Ja, zum Beispiel zu verstehen, dass mein Vater auch versucht hat da irgendwie **HEIL** durch den Krieg zu kommen, **egal wie- egal wie-**“ (Z.365 – 423)

Ihre Mutter habe im Gegensatz zu ihr die Veränderung der Welt nicht wahrgenommen, nicht verstanden, dass der Vater als einziges im Sinne hatte, durch den Krieg zu kommen. Hier entschuldigt sie den Vater, der möglicherweise eine Beziehung zu der Frau, die ihm half, hatte. Und dass diese ihm möglicherweise gerade aufgrund der Beziehung half. Die Betonung des Wortes „Heil“ hat in diesem Zusammenhang auch etwas verwunderliches, erinnert sie doch unmittelbar an die Rufe der Nazis.

Als der Vater nach dem Krieg zurück kam, wurde die Situation für die Familie bald besser. In diesem Zusammenhang betont sie wieder, dass ihr Vater ganz toll war:

„Nein, wir sind dann, mein Vater ist dann ja der hat dann sehr schnell Papiere bekommen und dann ging es und wirklich besser und dann äh wurde hat er also bei einer Firma angefangen, die Nutzfahrzeuge habe, aber er war wirklich ein ganz toller Mann auf seinem Gebiet und dann wurde er von seinem Chef gefragt, der also eine ähm ja so die erste Niederlassung in S., also da gibt es ja mehrere, also ich glaube da gibt es , und die sollte in F. sein und dann sollte mein Vater ihn begleitet.“ (23, 5)

Allerdings hat ihr Vater sie auch bestraft.

„Und sie hat mal: „(Annuschka), musst du vielleicht mir eine Zeitung holen.“ Und da sehen Sie vielleicht, was ich für ein Kind war. Ich hab gesagt: „Oma, hol dir die doch selber!“ Und ich konnte gar nicht so schnell kucken, da hab ich von meinem Vater eine Backpfeife gekriegt. Und er hat gesagt: „Ich hoffe, du machst das ganz schnell für deine Oma.“ Gut, dann habe ich ein bisschen geschluchzt, so, und war sehr enttäuscht und traurig- ausgerechnet von meinem Vater, und dann habe ich das gebracht, dann hat er gesagt: „Kommst du bitte mal.“ Dann sind wir irgendwo anders hingegangen, ich glaube, wir sind dann irgendwo durch den Garten- und da sagte er: „Ich muss jetzt mal mit dir reden.“ Da sagte ich: „Ja.“ Ich musste so um die Vier gewesen sein, er ist am 42 eingezogen worden. Und dann hat er gesagt: „Weißt du, das habe ich gar nicht gerne gemacht. **Aber** ich glaube, du kannst noch gar nicht begreifen, wie das ist, wenn man nicht laufen kann. Deine Oma kann sich doch die Zeitung gar nicht holen. Tut mir leid, ich hätte dir das gleich erklären können, aber mir ist jetzt die Hand ausgerutscht. Und ich hoffe, du denkst in der Zukunft besser nach.“ Also er hat mir das alles ganz toll erklärt, ich habe das nie vergessen, er hat mich auch nie wieder geschlagen. Aber er war auch sehr streng.“ (S. 36, Z.2)

Ihr Vater bestrafte sie also, erklärte ihr aber auch, warum er das machen musste, aber entschuldigte sich nicht. Es erinnert an eine Szene in dem Film „Das weiße Band“, in welcher die Eltern die Kinder bestrafen und ebenfalls angeben, dies nicht gerne zu tun, aber tun zu müssen.

Auch später noch habe er sich ihrer Tochter gegenüber wie ein „Macho“ verhalten.

„Nein, nein, mein Vater hat das eigentlich durchgezogen auch später noch mit meinen Kindern, der ist so geblieben so streng. Ja, ich weiß zum Beispiel, ich war im Krankenhaus, er hat bei uns geschlafen und hatte von meiner Tochter- gut, meine Tochter war damals- ja, wie alt war sie denn? 15- das war Unsinn- er hatte von ihr erwartet, dass sie ihm das Bett machte in unserem Haus, weil ich war im Krankenhaus, er war da, um mich zu besuchen, und- das sind alles ja so

Verhaltensweisen gewesen, die es heute überhaupt nicht mehr gibt- auch mein erster Mann hat Verhaltensweisen irgendwie gehabt, der hat seinen Vater im Krieg verloren unter ganz üblen Umständen und er war da der einzige Sohn und ist ein bisschen wie ein Macho behandelt worden, er hatte natürlich Liebenswürdigkeiten, die mir gefallen haben, aber das Verhalten war schon sehr merkwürdig, also heute würde sich keine Frau daraus was machen, in Gegenteil. Also da hat sich unsere Gesellschaft enorm verändert.“ (S.36, Z.24)

Das zu Beginn gezeichnete idealisierte Bild des Vaters verändert sich so im späteren Verlauf des Interviews. Frau Kirchner ist von ihrem Vater einerseits enttäuscht und hätte sich gewünscht, ihr Vater wäre heldenhafter gewesen, nicht nur Handwerker, sondern einen höheren Beruf gehabt.

In Bezug auf seine Strenge sieht sie ihn ebenfalls durchaus kritisch, findet aber seinen Umgang mit der Ohrfeige gut.

Trotzdem verbindet sie ihren Vater mit Schutz im Gegensatz zu ihrer Mutter, nennt sich selbst ein Vaterkind.

### **VI.II.2.c) *Finanzielle Situation vor dem Krieg/ während dem Krieg***

Die finanzielle Situation vor dem Krieg und auch zu Beginn des Krieges scheint überdurchschnittlich gut gewesen zu sein:

„und mein Vater hat auch **gut verdient**, wir hatten ein Auto, das war für damaligen Zeiten schon ganz schön.“ (1,16)

Auch sie als Kind profitierte von dieser Situation:

„wir hatten also doch einige sehr interessante Bücher- aber ich glaube, das habe ich auch schon erzählt- und das war also zwei Biologiebücher, die haben mich am meisten interessiert, und ich hab da immer Stifte gehabt und immer gemalt, das war ein Privileg damals. Und ich hatte auch ein Dreirad. Also wer hatte damals ein Dreirad? ... aber ich meine nur, also so gesehen, ich war jetzt in keiner besonders wohlhabenden Familie, obwohl mein Vater auch ein eigenes Auto hatte, aber es war schon eine Familie, die so besondere Sachen hat. Und wir hatten, ich weiß nicht, wie dieses Auto dann heißte, es war so viereckige Schnauze und war ein schönes Autochen ((lächelt)). Ja, also das kam durch mein Vater. Mein Vater, der war einfach sehr geschickt. Und wir hatten also im Haushalt eigentlich immer so die neusten Dinge. Ich meine, trotzdem war alles mühevoll, es gab ja also keine Waschmaschinen, keine Spülmaschinen. Wir hatten zu der Zeit sogar noch eine Toilette, die einen Holzdeckel hatte, und wo man mal wieder- dann kam noch ein Holzdeckel drauf, und da musste das Wasser unten in diesem Eimer war, musste wieder ausgeleert werden, dafür gab's eine Grube im Garten, und da kam das rein, also- Ja gut, ich hab das alles sehr genau beobachtet, aber ich musste das nicht machen ((lacht)) In den nettesten Kleidern habe ich mich dann an so was interessiert.“ (30,30)

Das Auto scheint für sie einen großen Stellenwert zu haben, führt sie es in unterschiedlichen Szenen an.

Trotzdem kann sie nicht dazu stehen und versucht, die Situation der Familie zu relativieren

und sich als nicht besonders privilegiert darzustellen.

Auch im Krieg noch versuchte die Familie, Wertsachen zu behalten:

„Also dieser Großvater ja, (...) also wir hatten, wie ich schon erzählt hatte, anfangs sehr schöne Obstbäume und als es im Krieg immer schwieriger war, also meine Mutter wollte kein Schmuck tauschen- wir haben auch diese Dinge nicht hergegeben, wie zum Beispiel Kameras- wir haben es versteckt. Wir hatten ja so alte Sofas und hatten sie so umgewühlt und da konnte man so einen Schrein schieben- ja, und das haben wir gemacht. Und ich muss sagen, war ich ja eigentlich später ganz froh drum- Und nun mussten wir ja irgendwas zum Tauschen geben und da hat der Großvater immer wunderschönsten Obstexemplare also aufgehoben und dann als Tausch bei denen Leuten verwendet, die keinen Obstgarten hatten, und hat dann war anderes dafür bekommen“ (3,6)

Noch etwas anderes als die gute finanzielle Situation scheint für sie wichtig gewesen zu sein:

„Also von daher ja das war ganz gut, (...) dann auch wir hatten oben im Haus einen viereckigen Flur und da stand ein Sofa mit so einer Decke- ich hab dann es grade in den letzten Jahren mir so eine Reise in die Türkei gemacht, dann habe ich dort diese Muster gefunden. So was hatten wir zuhause. Also das war ganz schöne Sachen, sehr eigenwillig, das hatten andere nicht; ich weiß nicht, wie meine Großeltern da dran gekommen bin. Ich habe auch ganz schönen Schmuck von meinem Großvater von dem Frankfurter. Also ich glaube, seine Familie hatte irgendwann mit Tuch zu tun. Also so gesehen, waren es so scheinbar immer so Individualisten.“ (39, 19)

Eigenwilligkeit, Individualität und Besonderheit betont sie immer wieder im Interview, vor allem, wenn sie sich selbst beschreibt. Interessant wäre hier tatsächlich zu erfahren, wie die Großeltern an diese Sachen heran gekommen sind.

#### **VI.II.2.d) Großvater mütterlicherseits**

Eine große Rolle für sie spielte ihr Großvater mütterlicherseits, den sie sehr mochte und bewunderte und mit dem sie die Idylle ihrer Kindheit verbindet. Der Großvater konnte ihr teilweise den Vater ersetzen.

„Mein Vater hat so wie meine Mutter gemacht und letztendlich war das für mich schön aber ((atmet tief aus)) als dann der Vater weg war, die Großmutter wurde kranker, die konnte sich nicht bewegen, der Großvater war ganz agil, ganz fantastisch, der konnte weite-weite Wege machen und war einer humoriger Mann-“ (S.2, Z.32)

Der Großvater scheint wie ein „Fels in der Brandung“. Als alles schlimmer wurde, blieb er stehen und hielt alles zusammen. Der Großvater war „fantastisch“ und in den weiteren Erzählungen scheint er auch etwas fast übermenschliches für sie zu haben.

„ja, der Opa war ein bisschen genial, das war ein Bilanzbuchhalter und er war fantastisch so im Organisieren und im Tauschen“ (29,5)

Sich selbst sieht sie in der Linie des Großvaters, welche wie durch einen Zauber

entstanden ist:

„der kam aus F. ((lächelt)) sehr interessant, ich bin stolz darauf. (...) also ich habe sehr schönen Schmuck von diesem Großvater gebracht bekommen- (...) und so habe ich irgendwie merkwürdigerweise- ich habe das nicht forciert und trotzdem bin ich wieder nach F. gekommen. ((lächelt)) Ganz eigenartig. Also dieser Großvater ja er war fröhlich, sehr-sehr wie soll ich sagen so launig, also wir hatten, wie ich schon erzählt hatte, anfangs sehr schöne Obstbäume (...) und er hat auch, das habe ich jetzt noch nicht erwähnt, dieses Haus, wie gesagt, so einen schönen Platz mit dem Kirschbaum wo auch ein Tisch stand und man dann auch frühstückte, also sich das ganz gemütlich machte, dann kam der Garten, dann kam eine Wiese, da hatte der Großvater so ein Gartenhäuschen auch so ganz romantisch mit so- so- gekreuzten - es gibt heute überhaupt so was- von was weiß ich von grade um die Jahrhundertwende- so sah das dann aus- und hinten war abgeschlossen, er hatte seine Angelsachen drin. Und dann kam also eine Wiese, dann ein kleines Feuchtgebiet so vielleicht von hier zu da ((zeigt auf die Zimmerwende)) oder ein bisschen größer, dann gab es also einen Teich, um diesen Teich wuchsen so gelbe Iris- es war ganz-ganz romantisch ((lacht)) alles- ja- Und Weiden waren da auch und zwar diese wunderschönen roten Weiden, die waren da- die echten- also es war wirklich sehr-sehr schön. Und in diesem Gebiet, in diesem Feuchtgebiet waren so ein- ja- so eine- eine kleine Anlegestelle für ein Boot- es war so etwas ausgeschachtet und so dass dieser Fluss, der da links floss, hatte auch eine Anlegebrücke- und wir hatten- wie nennt man denn- es war etwas, wo man Angel und Boot anlegen konnte. Und es war ein bisschen versteckt hinter Weiden, so dass nicht jeder, der den Fluss befuhr, das sehen konnte, denn auch damals die Rute war immer mehr interessant und man hätte damit rechnen müssen, dass das eines Tages nicht mehr lagert. Es gab noch keine so Räuber, wie- aber wurde schon bei anderen Kriegszeiten alles auch ein bisschen schwieriger. (...) aber ich habe alles bekommen, ich hab keine Not leiden müssen.“

Immer wieder taucht der Großvater in Verbindung mit Natur auf und ihre Beschreibungen erwecken sexuelle Assoziationen.

„auch in vielen-vielen Generationen- und kam dann wieder mein Großvater dazu, der ganz anders war- nicht- ((lächelt)) ja- und dieser Onkel war auch handwerklich sehr begabt, der hat dann das gemacht, und dann hatten wir auch Kaninchen, war natürlich alles sehr-sehr spannend-nicht? ((lächelt)) ja, dass sie sich Wolle ausrissen, dass sie Nester bauten und dass dann plötzlich junge Kaninchen drin lagen und die waren ganz nackt, die waren so schrecklich und zeigte mir dann Opa dann so kleine Mäuse, die sahen genau so schrecklich aus- also so gesehen, habe ich richtig ein Anschauungsbiologieunterricht die ganze Zeit gehabt.“ (S.5, Z.16)

„Und dann war ja der Opa, der mich da also zum Graben mit raus nahm, dann hatte ich alle Kleinwerkzeuge, die man im Groß im Garten- und ich im Klein und konnte alles wie Großvater machen. Wir hatten dann später hat mein Vater- in einem Urlaub hat er also den großen Hühnerstall gebaut, dann hatten wir Hühner. Und dann hat der Hund da ein bisschen aufgepasst, weil es wurde alles gestohlen. Und dann hatten wir kleine Häschen. Ich muss sagen, ich habe heute noch- natürlich weil ich habe das alles miterlebt- ich hab die nackten Kaninchen dann gesehen und ja all diese Sachen...“ (S.41, Z.30)

Hinter der Wiese nimmt er sie mit in das Feuchtgebiet, wo er dann „das gemacht“ hat, die jungen Kaninchen nackt waren, die sie im „Anschauungs-Biologie-Unterricht sehen konnte, was allerdings auch etwas schrecklich war. Hier hat sie wohl zu viel gesehen, ist

zu nah ran gekommen.

Auch im weiteren Interview kommt diese Nähe zum Großvater, aber auch anderen Männern in der Familie immer wieder vor. Eine Nähe, die wohl spannend, aber auch etwas bedrohlich war, ihre Fantasie möglicherweise zu sehr beflügelte, bzw. diese sie erschreckte.

Auch die Räuber konnte er fern halten und in den größten Notzeiten Milch und Wurst besorgen.

„Mein Großvater hat immer das verstanden, von Bauern Milch zu holen oder irgendwie beim Schlachter haben wir ein ( )-Wurst geholt,(...)“ (S.4, Z.13)

„Und ich weiß, dieser Großvater, was für ein Glück, dass er so gesund war. Er konnte das alles machen, er konnte für uns gute- er war der Organisator.“ (S.4, Z.19)

Sie beobachtete ein Konkurrenzverhältnis zwischen Großvater und Vater.

I: Also als Ihr Vater weg war?

KK: Genau da. Vorher nicht. Vorher war das nicht nötig. Im Gegenteil, der hat meinen Vater sehr oft ( ), so wie die Schwiegereltern so sind- Mein Vater war Techniker, und er hat dann im Garten so eine Pumpe angeschafft, und na ja dann mein Großvater hat sie nicht bevorzugt, hat sich nicht gezeigt, dass er sich gefreut hat- Aber ich glaube, da war ein bisschen Eifersucht, also dass der Schwiegersohn jetzt auch sogar die Erleichterung mitbringt- Ja. Und dann spitzte sich das immer mehr zu,“ (S.2, Z.32)

Der Großvater stellte für sie eine Art Ruhepol dar. Dies verknüpft sie mit der Abwesenheit der Frauen und mit Idylle, Ruhe, Harmonie, Freiheit. Solange sie mit dem Großvater war, gab es keinen Krieg. Die Mutter versucht zwar, diese Idylle zu kontrollieren, trotzdem sitzt sie am Ende mit dem Großvater in einem Boot.

„und er war- er war derjenige auch während des Krieges relaxen konnte, das hat er einfach gemacht, er hatte eine Philosophie- ich konnte mich als Kind, ich war noch klein, mit ihm nicht darüber unterhalten, aber heute, er ist erst mit 80 gestorben, und heute unterhalte ich mich so manchmal mit Leuten in dem Alter oder eben nicht ganz so alt, und die entwickeln auch so eine Philosophie, dass gewisse Dinge ganz wichtig sind, und ich hab selber auch gelernt, Entspannungsmomente einzulegen. Und der Großvater hat das ganz wunderbar gekonnt und hat auch mich manchmal dann von den Frauen weggenommen, weil es war nicht so einfach mit der Oma, die immer krank war, und mit meiner Mutter, die daraufhin relativ nervös war. Und dann hat er immer gesagt: „Komm, wir machen mal dies und das.“ Und dann sind wir auch während des Krieges, wir hatten da kleinen Fluss in der Nähe, hatten wir unsere eigene Bootsanlegestelle. Und dann hat er gesagt: „Komm, wir fahren ins Boot.“ Und das hat dann natürlich meine Mutter erfahren, weil ich war ja ihr Kind und dann hat sie gesagt, ja das darf ich, und dann kriegte ich Regenschirm an und diese Weste und komischerweise es hat **nie- es hat nie-** also einen Angriff gegeben, wenn wir auf dem Wasser waren ((lächelt)) Ganz-ganz merkwürdig! Ja, und dann sind

wir also in diese einzelnen Buchten hinein und das war ganz wunderbar- der Opa- (...). Also so gesehen, jetzt die eine Seite des Krieges, aber die andere Seite hat meine Familie mir trotzdem sehr viel Freiheit gewehrt“ (S. 29, Z. 5)

Vor allem für den weiteren inhaltlichen Verlauf des Interviews bekommt diese Szenerie am Wasser eine große Bedeutung. Hier stellt der Fluss für sie Ruhe, Sicherheit und Flucht im positiven Sinne dar. Die Mutter erlaubt es ihr zwar, packt sie aber in schwimmsichere Kleidung, da sie die Gefahr sieht, ihre Tochter könne ins Wasser fallen.

„Und meine Mutter hatte ein großes Vertrauen in mich, weil ich auch mit dem Opa da auf dem Fluss war. Die hat immer gesagt: “Du sollst nicht zu nah an das Wasser rangehen! Du weißt, dass das gefährlich ist. Das geht nicht.“ Trotz alledem ich hätte (in so einem Schrecken) bleiben können, also wirklich, da hätte so vieles passieren können.“ (S. 34, Z. 34)

Die Mutter vertraute wohl dem Großvater, dass er auf die Tochter aufpasse, machte sich ansonsten aber immer Sorgen, dass sie ins Wasser falle. Hier ist es Frau Kirchner, die meint, es hätte sehr viel passieren können am Wasser und greift damit einer späteren Erzählung vor.

Der Großvater hatte etwas extravagantes, war ein...

„...ganz starkes Individuum. Also zugesehen muss man sich gar nicht wundern, dass ich ein bisschen so geworden bin. Der hat zum Beispiel morgens dann- erstens hat er geprimmt. (...) Das ist so wie die Leute in Südamerika dieses ( ) kauen oder- und das ist (Priem), das ist ein schwarzes Ding, was im Prinzip wie Tabak ist. Ja? Das hat er also gemacht. Außerdem der war ja so was von toll angezogen, da hat man schon gemerkt, er kam aus der Großstadt. Der hat also Tweedanzüge gehabt, aber mit ( ), so hat der Großvater ausgesehen, aber natürlich mit so einem kleinen Hut, nicht mit einer Mütze. Also ich war voll begeistert von dem.“ (S. 38, Z. 14)

Auch in ihrer Persönlichkeit sieht sie sich nach ihrem Großvater geraten.

Besonders beeindruckt sie das Verhältnis der beiden Großeltern zueinander:

„der Großvater war alt, er war so, als ich geboren wurde, war er 70, trotzdem war er ganz fit, (...) das kann man sich gar nicht vorstellen- wie alles so auseinander ging- die Ehen und alles- die Großeltern waren so angenehm miteinander verwachsen- also erst der Großvater der Großmutter unheimlich Stütze war- sie waren im vorherigen Leben- er war- sie nicht- immer Kegelabende gehabt, und hat dann also da- da gab's auch Preiskegeln- es war eine andere **Welt**- das kann man mit heute gar nicht vergleichen- und hat er auch oft Enten nach Hause gebracht oder auch Truthähne- das hat er erkegelt- und das hat sie alles geduldet, sie war eine sehr großzügige Frau und sie haben eigentlich eine sehr schöne Ehe gehabt mit vier Kinder- “ (S 6, Z.23)

Die Großmutter war also großzügig und hat vieles „geduldet“, was wohl ein der Voraussetzungen für die gute Ehe der Großeltern gewesen sein muss.

Aber nicht nur. Tatsächlich blieb der Großvater auch in den bedrohlichsten Situationen an ihrer Seite:

„Und die Großmutter konnte nicht mehr in den Keller gehen, sie hat den Keller gehabt, der war relativ stabil mit so einem Gewölbe und man hatte uns gesagt, wenn man in der Nähe des Schornsteins sitzen würde- der Schornstein würde meistens stehen bleiben- dann hätte man eine Chance- ja- sie konnte nicht mehr in den Keller gehen und der Großvater, der blieb bei ihr- der blieb bei ihr- also- war wirklich toll- „ (Z.10, S.32)

Der Großvater spielte für sie, wie hier gezeigt wurde, eine große Rolle, bot ihre Sicherheit, entspannte Momente, Fürsorge und Stärke. Ebenso war sie stolz auf ihn für seine Herkunft und seine „Extravaganz“ und sieht sich in seiner Linie.

### **VI.II.2.e) Mutter**

Welche Bedeutung die Konflikte und Ambivalenzen in der Beziehung zur Mutter für Frau Kirchner haben, geht schon allein daraus hervor, welchen Raum Erzählungen, in welche diese vorkommt, im Interview einnehmen.

Dass dieses Verhältnis von einer starken Ambivalenz auf verschiedenen Ebenen geprägt war, wird sehr schnell deutlich und durchzieht das ganze Interview.

Im ersten Teil erzählt Frau Kirchner von ihrer Mutter immer nur nebenbei, wenn sie gerade von anderen Personen oder Situationen berichtet, wie beispielsweise, wie sie in das Haus der Großeltern zogen, ihre Wertsachen nicht zum Tausch hergab und auf viele Dinge für sie verzichtete:

„dann hat sich meine Mutter bei dem Opa durchgesetzt, ob wir nicht in das Haus ziehen. Mein Vater hat so wie meine Mutter gemacht und letztendlich war das für mich schöner...“ (Z.2, S. 29)

„also meine Mutter wollte kein Schmuck tauschen- wir haben auch diese Dinge nicht hergegeben, wie zum Beispiel Kameras- wir haben es versteckt.“ (Z. 3, S.9)

„Und überhaupt, ich meine, meine Mutter hat auf vieles verzichtet, damit es **mir** ganz gut ging.“ (S.4, Z.8)

Häufiger erwähnt sie ebenfalls zu Beginn des Interviews nur nebenbei, dass ihre Mutter keine Zeit für sie hatte. Sie begründet damit sogar ihre Berufswahl der Künstlerin, den sie mit Anerkennung in Zusammenhang bringt, welche sie ja gerade von ihrer Mutter nicht bekommen hatte:

„Ja. Und dann spitzte sich das immer mehr zu, meine Mutter hatte mehr Arbeit, (...), was blieb dann übrig. Ich wurde im Prinzip, ja, wenn meine Mutter keine Zeit hatte- Ich bin übrigens Malerin. Das ist nicht mein einziger Beruf, aber nun seit 1987 habe ich das wieder aufgenommen, habe schon viele Ausstellungen gehabt und jetzt schlage ich um, weil meine Mutter keine Zeit hatte, wir hatten ein paar Bücher, die wurden dann- aus der Bibliothek kann ich nicht sagen- aus dem Schrank, der Glastüren hatte- und mir wurden die Bücher rausgeholt und das war zum Beispiel ein wunderbares Bilderbuch und wenn da also der Kakaobaum oder die Kaffeebohnen vorne biologisch wunderbar dargestellt waren mit der Abbildung und hinten

war dann **weiß**, und dann bekam ich den Stift – Bleistift oder es gab auch immer ein paar Buntstifte – und dann durfte ich dieses ganze Buch wie immer ich wollte also die weißen Blätter bemalen. Man kann sich gar nicht vorstellen, wie erfinderisch die Menschen werden, weil wenn es nichts gibt- also aber das ist wirklich so. Aber für mich hat das einen großen Vorteil gehabt-“ (Z. 4., S. 29)

Einen Vorteil, dass ihre Mutter nicht genügend Zeit für sie hatte, sieht sie also einerseits darin, dass sie sich beschäftigen musste und dadurch kreativ wurde und letztendlich Anerkennung bekam.

Sie beschreibt aber noch einen weiteren Vorteil, der sich aus der nicht genügend zur Verfügung stehenden Mutter ergab:

„Aber für mich hat das einen großen Vorteil gehabt- wenn es dann weniger wurde, haben wir uns Hühner angeschafft, (...), und da haben die Brüder meiner Mutter geholfen das aufzustellen und so, da mein Vater im Krieg war- der eine Bruder war bei der Marine, der hat dann aber geholfen, wenn er im Urlaub war, und der andere Bruder, (...) so ein sehr großer Mann, so wie ein Bär ((lächelt)) (...) ja- und dieser Onkel war auch handwerklich sehr begabt, der hat dann das gemacht, und dann hatten wir auch Kaninchen, war natürlich alles sehr-sehr spannend- nicht? ((lächelt)) ja, dass sie sich Wolle ausrissen, dass sie Nester bauten und dass dann plötzlich junge Kaninchen drin lagen und die waren ganz nackt, die waren so schrecklich und zeigte mir dann Opa dann so kleine Mäuse, die sahen genau so schrecklich aus- also so gesehen, habe ich richtig ein Anschauungsbiologie-unterricht die ganze Zeit gehabt und dann unterlegt mit Büchern- und dann- damals schon irgendwie- ich weiß nicht von wem ist- ist aber- ich habe (2) also- ich bin ein bisschen Globetrotter- Also jetzt im Moment selbst, wo es mir nicht so gut geht, ich bin gerade erst seit 14 Tage wieder hier, (...) und also- mein Sohn, er zieht mich ein bisschen auf, er meint, wenn ich nicht die Möglichkeiten habe und selbst wenn es mir schwer fehlt, ich muss immer noch verreisen, ich bin einfach neugierig und möchte die neuen Sachen sehen- und auch das durch dieses- durch **diese** Biologiebücher- das waren mehrere, weil einzelne ich sehr schnell bemalt habe ((lacht)) Ich weiß nicht, wer vorher in unserer Familie sich für schöne Bücher interessierte, das waren auch Literatursachen dabei- meine Mutter hatte aber gar keine Zeit, um zu lesen, weil sie sehr viel Arbeit gehabt-“ (S.5, Z. 6)

So hat die Tatsache, dass die Mutter wenig Zeit für sie hatte, sie einerseits mehr Kontakt zu den Männern der Familie, die sie hier in ihrer triangulierenden Funktion beschreibt und damit außerdem ihre Neugierde ausleben lassen.

Zu Beginn des Interviews versucht sie also diesen Aspekt der Beziehung zur Mutter positiv darzustellen.

Ihre Mutter selbst stellt sie als sehr begabt und gut ausgebildet dar, womöglich besser als die eigentlich der Fall war, und diese sogar im Krieg ihre Handarbeiten ausübte, wodurch sie allerdings ebenfalls weniger Zeit für ihre Tochter hatte. Wie ihr Großvater bekommt die Mutter etwas übermenschliches zugeschrieben.

„Meine Mutter hat auch Englisch gesprochen. Meine Mutter hat T. gelernt. Also die hätte eigentlich nach B. gewollt- sie war sehr begabt- ich weiß nicht, ob Sie wissen, was T. ist- Also es gibt ja ein- in Gemäldegalerie- dort gibt es Wandteppiche- auch sehr alte- Nicht? Da gibt es welche mit Unicorn- einem Einhorn und auch in New York- da gibt es (Kloster) und da gibt es auch diese T.- ich denke, dass da besonders schön und auch in den Kirchen oder so- Also diese- sie hat jegliche Art von Handarbeiten gelernt- **jegliche**- also das ist ein Wunder, das kann kein Mensch mehr- **alles**- die ganzen verschiedenen Stiche- (...) aber sie war also mehr in ihrem Fachbereich eine wirklich ganz spezielle Person und (2) ich war dann auch dementsprechend angezogen- Können Sie sich vorstellen- Wenn sie das auch nur abends gemacht hat- und noch hier ein bisschen bestickt und da ein bisschen bestickt ((lacht)) Na ja, gut- das waren halt auch- man musste eben auch sehr viel selber machen, weil es gab ja nichts- und in dem Krieg hat man dann aus alten Sachen was gemacht.

I: Sie hat dann quasi- dafür hat sie dann schon die Zeit gehabt?

KK: O, ja, immer noch, alles.“ (S.6, Z.4)

So ergibt sich eine weitere Ambivalenz in Bezug auf die Mutter hier scheinbar dadurch, dass sie diese für ihre Handfertigkeiten bewunderte, sie der Handarbeit aber mehr Zeit widmete als ihr selbst. Es liegt aber, wie oben schon erwähnt, nahe, dass ihre Mutter wie auch ihr Vater keine so „tollen“ Berufe hatten, wie sie sich das wünschte.

Auf die Frage, ob sie Geschwister habe, antwortet sie mit einer sehr langen Passage, in welcher sie zwar mit der eigentlichen Erzählung beginnt, sie aber vor dem Ereignis viele andere Erzählungen einbaut über die Beziehung der Großeltern, wie ihre Großmutter ihre Mutter ersetzt hat, wie sich ihre Mutter Mühe gegeben hat, wie dann Luftangriffe kamen, um schließlich auf die eigentliche Frage zurück zu kommen:<sup>204</sup>

„Ich hätte Geschwister haben sollen und zwar- da war mein Vater schon im Krieg- ich glaube, es wurde mal passiert- und dann wurden die Zeiten immer schwieriger - meine Mutter- der Großvater war alt, er war so, als ich geboren wurde, war er 70, trotzdem war er ganz fit, aber meine Mutter hatte gewisse Dinge nicht zugelassen, weil die Großeltern dann- das kann man sich gar nicht vorstellen- wie alles so auseinander ging- die Ehen und alles- die Großeltern waren so angenehm miteinander verwachsen- also erst der Großvater der Großmutter unheimlich Stütze war- sie waren im vorherigen Leben- er war- sie nicht- immer Kegelabende gehabt, und hat dann also da- da gab's auch Preiskegeln- es war eine andere **Welt**- das kann man mit heute gar nicht vergleichen- und hat er auch oft Enten nach Hause gebracht oder auch Truthähne- das hat er erkegelt- und das hat sie alles geduldet, sie war eine sehr großzügige Frau und sie haben eigentlich eine sehr schöne Ehe gehabt mit vier Kinder- und sind in dieses- meine Mutter war in (M.)- und sind nicht die ganze Zeit in ihrem Haus gewesen- erst waren die noch woanders und später konnten sie sich dann auch das erlauben- also in ein Haus zu ziehen- Ja, also damit wollte ich nur sagen, dass ich den Eindruck hatte, meine Großeltern hatten eine sehr-sehr- sind sehr-

<sup>204</sup> Bis zur nächsten Zeilenangabe des Zitats sind die Ausführungen von Frau Kirchner alle einer zusammenhängenden Erzählung entnommen, die hier nur durch meine Interpretationen unterbrochen werden. Daher werden zwischendrin keine Angaben angeführt.

sehr-sehr gut miteinander umgegangen...“

In dieser ebenfalls sehr verworrenen Passage gibt es wieder die Verknüpfung von dem Vater, der in den Krieg musste und der Verschlimmerung der Situation. Allerdings bezieht sich dies hier vielleicht auch darauf, was da „mal passierte“, womit möglicherweise die Zeugung des Geschwister gemeint ist. Was die Mutter hier nicht zugelassen hat, bleibt unklar. Doch in der idealisierten Beschreibung der Ehe der Großeltern, in welcher die Großmutter als sehr tolerant dargestellt wird, scheint es, dass die Mutter dem Vater eben bestimmte Freiheiten nicht erlaubte und Frau Kirchner sie als streng, kleinlich erlebte im Gegensatz zur Großmutter.

Weiter beschreibt sie, wie sich die Großmutter sehr mit ihr beschäftigt und sie auch von ihr viel, z.B. Schachspielen gelernt habe, da die Mutter keine Zeit gehabt, sich aber auch Mühe gegeben habe:

„...und diese Großmutter war eine kluge Frau, ich hab von ihr, weil meine Mutter keine Zeit hatte, (...) also sie hat im Prinzip das übernommen, was eigentlich sonst Mutter gemacht hätte, weil meine Mutter keine Zeit hatte. Ja, so war das. Und ich hatte trotz aller Dinge sehr nette Erinnerungen- es wurde dann gebacken, die Großmutter war auch dabei- wir hatten also eine Küche- ja- wie sollte sie denn sein- ein ganz großer Raum mit einem Tisch, Stühle drum herum und auch eine gemütliche- (...) und wir haben- Ich weiß nicht, ob Sie so was überhaupt schon mal gesehen haben? So einen richtigen alten Ofen? (...) Ja, wir haben dann auch auf dieser Weise gebacken und auch Berliner selber gemacht, also die Krapfen- (...) also wir haben eigentlich nie Kuchen geholt- immer selber gemacht- aber Brötchen haben wir vom Bäcker geholt, obwohl meine Mutter die Quarkbrötchen selber gebacken hat und ja- Und in der Winterzeit wurde Weihnachtsgebäck gebacken und dann heulte draußen der Wind und mit einem Mal machte Mutter so ((pfeift leise))y und hat gesagt: „Hast du nichts gemerkt?“ Ich sagte: „Nein“. Dann hat sie gesagt: „Guck doch mal, ich glaube, jemand hat (unverst.) und dann hat sie Marzipankartoffeln vor dem Ofen fallen lassen ((lacht)) also sie wollte es ein bisschen spannend machen- Nicht? Und solche- Ich muss sagen, alle haben sich sehr bemüht-“

Ihre Anmerkung wertet die Aktion der Mutter in der Erzählung ab. Fast ironisch klingt es, dass die Mutter es etwas spannend machen wollte.

Schließlich kommt sie wieder auf die ursprüngliche Frage zurück:

„Ah so, jetzt haben Sie mich gefragt nach dem Geschwister. Und da musste meine Mutter mal das Dach decken, weil durch die Angriffe das Dach kaputt gegangen und da kamen sehr viel Luftangriffe- und da hat sie das Kind verloren, ein zweites Kind, einen Sohn- (...) Ja-ja- sie hat sehr gelitten und (2) sie konnte meinem Vater schreiben und mein Vater hat das mir auch später erzählt, das habe ich damals nicht gewusst und darüber wurde auch nicht geredet- Sie hat dann zu mir gesagt: „Dein Geschwisterchen kommt nicht. Das kann nicht kommen, das musste sterben“. Mehr hat sie nicht gesagt.“

Irritierend ist die Art und Weise, wie die Mutter ihr das in ihrer Erinnerung vermittelte, wie

wenige und welche harten Worte sie für dieses dramatische Ereignis wählte. Es wird hier nicht klar, warum Frau Kirchner diese Geschichte so ausgedehnt mit vielen Umwegen erzählt hat. War es für sie besonders schmerzvoll? War es für sie wenig bedeutsam? Erinnert es sie an eigene leidvolle Erfahrungen? Zu Beginn dieser langen Passage stellt sie die Mutter eher negativ dar mit ihrer Strenge dem Vater gegenüber und dass sie wieder wenig Zeit hatte. Schließlich versucht sie, auch eine schöne Erinnerung mit der Mutter darzustellen, woran sie aber scheitert, um dann die eigentliche Erzählung über das verlorene Kind zu berichten. Konnte sie nur über diesen Umweg ihre Wut auf die Mutter zurückhalten, nur so eine gewisse Empathie für sie aufbringen, bzw. eine Erzählung vorbringen, die mit Sicherheit bei der Interviewerin Empathie für die Mutter auslösen wird? Auf die Frage, wie der Verlust des ungeborenen Geschwisters für sie war, antwortet sie, dass es traurig war und dass sie bis heute Geschwister vermisst habe und dass dies Auswirkungen auf ihr Leben gehabt habe:

„Also ich fühle mich manchmal sehr alleine, jetzt habe ich eine Freundin, die hat auch keine Geschwister, sie ist seit einem Jahr Witwe, wir kennen uns 51 Jahre, sie ist ganz anders als ich, aber sie hat irgendwann mal gesagt: „Sagen wir doch zu uns Schwester“, und wir verstehen uns ganz gut. Aber das ist doch anders und meine Kinder haben jetzt jeder nur ein Kind und ich hab sehr viel getan, damit die und auch Cousins und Cousinen sich ganz gut verstehen, weil also mit meinen Kindern ist es manchmal ein bisschen schwierig, weil meine Tochter hat ihren- Aber das führt zu weit, ich will nicht mal darüber reden. Auf jeden Fall ist es tatsächlich so, dass ich Geschwister **immer** vermisst habe, **immer-** und bin auch vielleicht dadurch sehr kommunikativ und ich immer versucht habe mir nette Freunde zu suchen und das hat mein ganzes Leben auch geklappt, also ganz alte Freundschaften, auch noch alte Freundin, die jetzt- mein Enkel ist katholisch, hatte Kommunion- und diese alte Freundin, die genau so alt wie ich- beide sind genau so alt wie ich- und die anderen- also 39 sind sie- da war diese Freundin aus Flensburg da- also ich bin mit 14 mit meinen Eltern nach Flensburg gezogen, (...) Und sehen Sie, das ist so lange geblieben ((lächelt)) und jetzt hat meine Tochter diese Freundin und Patentante zur Kommunion eingeladen und das war sehr-sehr nett und schön- ich habe aber auch so Kontakte, ich fahre eigentlich jedes Jahr nach Norddeutschland und habe da auch Klassenkameraden, die ich dann besuche, und ja es ist- es ist schön, also es ist schön, und so gesehen, kann ich nicht sagen, dass ich etwas Bedrückendes habe. Das einzige, was mir Probleme macht, ist also meine Gesundheit (2) Also ansonsten- ja gut- ich meine, das Leben ist auch nicht einfacher geworden ((lächelt)) Jedes Jahr ist sehr schwieriger durch diese ganzen finanziellen Dinge, also man muss schon sehr scharf überlegen, wie man zurechtkommt, aber das könnte gehen.“

Die Freundin „machte“ sie zur Schwester, was sie aber trotzdem nicht ausreichend findet. Aufgrund ihrer Erfahrung hat sie sich bemüht, dass ihre Enkelkinder sehr eng miteinander aufwachsen. Sie erwähnt an dieser Stelle wieder den Konflikt mit ihren Kindern, vor allem mit ihrer Tochter, die wie der Vater ihre Tochter wiederum katholisch erzieht im Gegensatz zu ihr. Die Formulierung, dass sie nichts „Bedrückendes“ habe, verwirrt. Bedrückt sie

andere Menschen in ihrer Umgebung? Es klingt absurd an nach der Bemerkung, wie alleine sie sich fühle und vor allem auch über den Konflikt mit ihren Kindern, dass das einzige Problem, was sie hat, die Gesundheit und ihre finanzielle Situation ist. Hat sie wie ihre Mutter ein Kind „verloren“, nämlich ihre Tochter?

Nach dieser Erzählung frage ich noch einmal nach erlebten Bombardierungen.

„Ja. Das wurde immer schwieriger. Ja, wie gesagt, 42 wurde mein Vater eingezogen, 43 ist das passierte das mit dem Geschwisterchen, 44 wurde es dann so schlimm, dass ja- wir sind dann bei meiner Großmutter- die sagte dann zu meiner Mutter: „Ich kann das jetzt nicht mehr aushalten. Ich möchte, dass du dir mit deinem Kind in der Nähe des ( ) ein Zimmer nimmst. (...) Meine Mutter hat mich mal verloren.“ (S.6, Z.21)

Ihre Mutter hatte also auch sie verloren. Das Verlieren von Personen scheint ein zentrales schmerzhaftes Thema von ihr zu sein, obwohl sie sich so darum bemüht, sich selbst als jemanden darzustellen, die sehr viel Energie in das Aufrechterhalten von Beziehung steckt. Auffällig an dieser Erzählung ist auch, dass sie erst vom Schutz erzählt, für den ihre Großmutter sorgte und dann vom Verloren-werden. Ihre Großmutter sorgte zwar für Schutz, aber er reichte nicht aus.

Es folgen nun mehrere Geschichten darüber, wie sie sich von ihrer Mutter verlassen gefühlt hat.

„Ich muss sagen, meine Mutter war einfach überfordert. Sie war total perfekt, weil in dieser Familie- das war eine sehr bürgerliche Familie- das waren schon ihre Eltern- und da ging es immer einfach darum, dass eben alles eigentlich so weiter laufen sollte **während des Krieges**- und ich kann mich zum Beispiel erinnern, meine Mutter hat immer mal im Monat irgendwann mal die Betten gelüftet, man hat die damals nur mit Feder- und man hat nicht anders und man hat die gelüftet und es kamen Bombenalarmed- und sie hat die Betten reingeholt und ich stand da mit meinem Teddy und hab ganz laut geschrien voller Verzweiflung und habe geweint dabei und gerufen: „Mein Vati soll kommen! Mein Vati soll kommen!“- und sie hat sich mit den Betten beschäftigt und mit ihrem Bruder und mit ihrem Vater und ich war alleine- ich habe mich furchtbar alleine gefühlt- und irgendwann war das Zeug drin (...“

Am Anfang versucht sie noch ihre Mutter abermals zu rechtfertigen, dass sie ja überfordert gewesen war, hält dies aber später nicht durch und kritisiert sie wieder indirekt dafür, dass auch im Krieg noch bei ihr alles perfekt sein musste auf ihre Kosten. Deutlich wird hier auch wieder, wie der Vater für den verloren gegangenen Schutz steht und die Großmutter tatsächlich schützt:

„dann fing es mit der Großmutter an, dass sie gesagt hat: „ich halte es nicht mehr aus. Ihr musst euch zuerst schützen“- (...) Und da sagte die Großmutter: „Bitte,“- wir hatten eine halbe Stunde mit dem Fahrrad zu fahren bis zum Bunker- (...) und ich musste hinten drauf sitzen, es gab nicht

so bequeme Sitze wie heute Kinder das haben- es gab ein einfach so Gepäckträger und dann war das Rad und gerne ich bin nie drauf gegangen- (...) da musste ich selber immer aufpassen, dass meine Füße nicht in die- in die- Ja-a- und ich war müde, weil ich meine, man ist dann noch ein Kind gewesen, und war mal müde- und wie gesagt, ich bin mal noch vom Fahrrad gefallen und sie hat das gar nicht gemerkt- dann war sie- (...) Ja, so hat sie mich verloren, und es ist mir da, Gott sei Dank, nichts passiert- aber immer hin- vom Fahrrad- das ist so hoch, nicht? Und wenn man da als Kind geschlafen hat und runterfällt, auch nicht so schön. (...) Sie hat das überhaupt nicht gemerkt. Leute haben dann ihr hinterher gerufen: „Sie sind ja eine Rabenmutter-“ da haben sie das- (..) und meine Oma irgendwann dann gemeint, das war ja gut, und dann haben wir das Zimmer genommen- .“ (S.14, Z.9)

Gerne ist sie auf das Motorrad ihre Vaters geklettert und hat sich darauf gesetzt und ihr Sohn auf das Fahrrad der Schwester, aber hinten auf dem Rad bei der Mutter zu sitzen, das empfand sie als unangenehm, vor allem, weil sie Angst haben musste, wieder verloren zu gehen.

Im nächste Abschnitt der Erzählung geht sie einerseits noch einmal näher darauf ein, warum sie fand, dass die Mutter in der Beziehung zum Vater zu streng war und betont, wie noch häufiger im weiteren Interview, dass sie selbst anders sei:

„Wie er da aus Russland raus gekommen ist, er hat darüber nie sprechen wollen. Also er hat auch noch- ja also- noch einen ganz besonderes schönen silbernen Löffel mitgebracht, und ( )- ich habe ihn heute immer noch für gewissen Sachen benutzt- und mein Vater hat mal, da saß ich bei ihm auf dem Schoß, gesagt: „Wenn ihr beide“- da hat er auch meine Mutter eingefügt- „nicht gewesen wäret, dann wäre ich in Russland geblieben. Ich habe da eine Frau kennen gelernt und sie hat mir ungemein geholfen“. Da hat sie ihn vielleicht versteckt, keine Ahnung, und das war wohl das gewisse Abschiedsgeschenk – der Löffel. Meine Mutter- hm- die hatte ganz große Wertvorstellungen, die war darüber ein bisschen gekränkt, statt dass sie sich gefreut hat, als er gesagt hat, wenn ihr beide nicht gewesen wäre- Na ja, ich bin ein bisschen anders als meine Mutter, aber ich muss sie auch verstehen und ich versucht sie auch zu verstehen, aber sie hat wiederum eine andere Erziehung gehabt als ich (...)“

Sie kann die Eifersucht der Mutter damals nicht wirklich verstehen. Sie bemühte und bemüht sich darum, die Mutter zu verstehen, es gelingt ihr aber nicht. Sie schiebt das Verhalten ihrer Mutter auf deren Erziehung, welche ganz anders gewesen sei als ihre, was aber eher gegenteilig erscheint, vor allem in Bezug auf die Erziehung ihrer eigenen Kinder, die wohl ebenfalls sehr streng war:

„(...) und ich denke mal, dass wir (2) wenn wir nicht an unsere Erziehungen, falls sie zu streng war oder zu viele Werte vermittelt haben, die manchmal schwer einzulösen sind, wenn wir da nicht drüber nachdenken- ich denke heute noch viel über diese Dinge nach und versuche wirklich- ob ich es schaffen werde, weiß ich nicht- aber ich versuche jetzt im Alter ein bisschen weiser zu sein, auch meinen Kindern gegenüber- also jetzt nicht- ich muss einfach- auch weiter da bei meinen Kindern- auch wenn es net so gut ankam- ich habe mir das alles mit einem Freund zusammen beigebracht- ich lebte allein- Also man muss nicht nur so die technischen Dingen

versuchen noch zu erfassen, sondern man muss versuchen die Welt zu begreifen, während sie sich wahrscheinlich verändert- und sie verändert sich ständig- Ja, und da hatte meine Mutter wohl (2) ja- ich weiß es nicht- sie hatte da schon bisschen Schwierigkeiten- (2) Ja, zum Beispiel zu verstehen, dass mein Vater auch versucht hat da irgendwie **HEIL** durch den Krieg zu kommen, **egal wie- egal wie-**“ (S.24, Z.12)

Es scheint eher eine Kontinuität in der Art der Erziehung gegeben haben. Sie kann hier nicht die Ambivalenz wahrnehmen, dass ihre Mutter bestimmt sehr froh darüber war, dass der Vater zurück kam, aber es trotzdem schmerzvoll war, dass er dort wohl ein Verhältnis zu einer anderen Frau hatte. Sie möchte/ kann nicht emphatisch mit der Mutter sein, sich nicht mit ihrer abhängigen, verletzlichen Seite identifizieren. Sie möchte an dieser Stelle ebenfalls, dass ihr Vater ungebrochen positiv dasteht.

Das stark betonte „Heil“ irritiert an dieser Stelle, hört es sich doch genauso an wie die Rufe der Nazis.

In der nächsten Erzählung scheint sie sich nun ihrer eigentlichen Haltung der Mutter gegenüber angenähert zu haben.

„**Sie war ja ganz schwierig.** Wenn ich Ihnen **das** erzähle, ich weiß gar nicht, ob das geht. Also ich erzähle Ihnen jetzt wirklich- ja- ich muss ja weiter vom Krieg erzählen- Jedenfalls gegen Kriegsende wir wussten ja nicht in welche Zone wir kommen würden, und meine Mutter hatte eine panische Angst vor den Russen, obwohl ihr Mann gegen die Russen so zu sagen kämpfen musste, wenn auch in Versorgungsschub. Und wir hatten über diesen Fluss 'ne Brücke und meine Mutter und ich (...) haben wir einen wunderschönen Spaziergang gemacht, daran erinnere ich mich immer noch, dann hatte sie einfach Zeit und das war sehr schön, und den einen Sonntag ist sie mit mir auf die Brücke gegangen und hat gesagt: „Und da springen wir jetzt rein. Weil wenn die Russen kommen, ich will nicht von den Russen überfallen werden“ (...) und dann habe ich ihr Hand geholt und habe gesagt: „ Ja Mutti, und was sagt dann der Vati?“ (2)

I: Sie hat das als Selbstmord dann-

KK: Sie wollte lieber tot sein, obwohl sie-.“

An dieser Stelle im Interview fragt die Interviewerin nach, ob sie denn schon schwimmen konnte, und Frau Kirchner erwidert, dass sie ja gar nicht hätte schwimmen sollen, sondern sterben: Die Mutter habe sich und ihre Tochter durch den Sprung ins Wasser umbringen wollen. Und das in Anbetracht dessen, welche Angst die Mutter wohl vorher noch um ihre Tochter hatte, wenn sie sich dem Fluss näherte.

Das spontane Unverständnis der Interviewerin zeigt, wie unglaublich und unvorstellbar diese Situation aus heutiger Perspektive wirkt, in der eine Mutter den erweiterten Selbstmord als einzigen Ausweg sieht, nicht von den russischen Besatzern gefasst zu werden. Noch dazu verbindet sich diese Erinnerung mit der einzigen Erzählung, in welcher

die Mutter für sie Zeit gehabt habe.

Man kann darin eine Form von Derealisierung erkennen, die sich häufig in Interviews mit traumatisierten Personen zeigt. Erst auf die Reaktion der Interviewerin, die zeigt, wie schrecklich sie diese Situation empfindet, kann auch Frau Kirchner anfügen:

„Und ich fand das auch furchtbar, und ich muss auch sagen, als ich dann erwachsen wurde, das war ein Erlebnis, was eigentlich (...) ich hatte wahnsinnige Angst gehabt. (...) ich habe mich bei meiner Mutter nie sicher gefühlt, das weiß ich noch.“ (S. 13, Z.18)

Es scheint so, als ob die Anerkennung ihrer damaligen kindlichen Gefühle durch eine andere Person ihr diese Sicht auf die Situation erst ermöglicht, sie sich erst dann traut, so zu denken, zu fühlen, dies auszusprechen und als legitim zu empfinden, um aber gleich darauf im nächsten Satz wiederum ihre Mutter zu rechtfertigen und zu beteuern, dass ihre Mutter eine „ganz tolle Frau“ gewesen sei. Im gesamten Interview wird dies aber nur mit einer einzigen Szene gefüllt. Ihre Betonung darauf, wie toll die Mutter gewesen sei, scheint wie der Versuch, die Interviewerin, aber vor allem auch sich selbst davon zu überzeugen. Es erinnert an das „Aufeinandertreffen zweier unterschiedlicher Welten“, welche Marks in seinen Interviews wieder fand. Hier waren es die „Welt der Empfindsamkeit“ und die „heroische Welt“: (Marks a.a.O.: 143), bei Frau Kirchner könnte man es daran angelehnt die „Welt der Empfindsamkeit“ der Interviewerin und die „Welt der Empfindungslosigkeit“ nennen. Frau Kirchner erinnert sich an das Erlebnis, aber nicht, wie schrecklich es für sie war. Gerade durch diese Affektlosigkeit scheint es im ersten Moment als „normal“.<sup>205</sup>

Im Sinne der „completion-tendency“ von Fischer und Riedesser, nach welcher eine traumatische Erfahrung als gut verarbeitet gilt, wenn die Erfahrung in Einklang gebracht werden kann mit dem Selbst- und Weltverständnis, keine unrealistische Schuldzuschreibung, keine Erinnerungsverzerrung mehr stattfinden, Erinnerungen an das Trauma zugelassen, in ihrer Bedeutung erkannt und mit adäquatem Affekt vollständig von den Erlebnissen berichtet werden kann, müsste hier davon ausgegangen werden, dass Frau Kirchner dieses Erlebnis nicht genügend verarbeitet hat.

Auch in der nächsten Erzählung versucht sie erst ihre Mutter wieder zu rechtfertigen und

---

<sup>205</sup>Dies scheint auch zu erklären, warum auf öffentlichen Vorträgen und Workshops immer das Verhalten der Mutter rechtfertigt wurde, nie aber festgestellt, wie bedrohlich und schrecklich dies für ein kleines Kind sein, welches Grauen es in ihm auslösen muss, welche Verlassenheits- und Ohnmachtsgefühle. Somit wird die damalige „Normalität“ immer wieder aufs neue reproduziert. Die wenigen, die die Dramatik der Szene für das Kind bemerken, fühlen sich dann meist nahezu verrückt. So muss sich damals auch Frau Kirchner gefühlt haben, da ihre Emotionen so gar nicht zum Umgang der Mutter mit der Situation gepasst haben. Eine von beiden muss „verrückt“ gewesen sein.

dann sich selbst die Schuld zu geben. Vorher hatte die Interviewerin bemerkt, dass die Geschichten über ihre Mutter bei mir etwas widersprüchlich erscheinen:

„Nein, meine Mutter- ich hab an meine Mutter- ich habe Ihnen schon das erzählt- hat mir sehr schöne Sachen genäht, aber ich war ein wildes Kind, und ich musste dann ein Unsinn ((lächelt)) ich sage dazu – ein Unsinn- ich musste dann weiße aus ganz dünnen Stoff wie Batist Schürzen tragen, und ich bin natürlich mit dieser Vollmontur mit weißen- damals gab es auch- es war **ganz andere Zeit**- es gab dann Strümpfe und für den Alltag so braune- sie wurden dann angeknöpft- und für Sonntag hatte ich- ich weiß nicht wo ich sie herhatte- es gab so Kniestrümpfe- weiße Kniestrümpfe- und in dieser Sonntagsmontur- sie wurden alle noch gestrickt mit ganz wunderschönen Muster- es könnten Sie sich gar nicht mehr vorstellen- also ja, es waren schon auch ein paar ( ), sagen wir mal, ausstaffiert waren wir, (...), ich bin damit auf Pforten gegangen,(...) und na ja, und ich bin natürlich hängen geblieben mit dem ganz neuen Kleid und hatte dann Dreck drin, und obwohl ich Schürze trug, hat meine Mutter ja-a-a das alles gesehen, und ja- und ihre Reaktion, weil sie mich zu wild fand und dann hat sie mich also- das war Mittagszeit- ins Bett gesteckt und hat- ich hab nichts zu essen gekriegt- und diese Dinge, die haben bei mir nicht bewirkt, dass ich gedacht habe, ich muss sonst anders sein, im Gegenteil, ich habe gesagt- habe gedacht - „so sehr kann dich deine Mutter nicht lieb haben, wenn sie so was macht“- (2) Ich hab dann, wenn sie irgendwie von mir Sachen verlangt hat, hab ich gesagt: „Ja, Mutti.“, aber ja-ah- ich weiß es nicht- ich kann noch nicht mal sagen- (..) aber- ambivalentes Verhältnis- und obwohl ich sagen wir mal- ich glaube, wir beide sind dann ausgesöhnt, weil ich so lange bei ihr am Krankenbett sein konnte, haben wir uns sehr ausgesöhnt mit Allem- und ich muss sagen, ich hab also eine fantastische Mutter gehabt, die sich sehr um mich und meine Familie gekümmert hat und auch noch um Enkelkinder- also meine Kinder sind ganz begeistert- und meine Mutter hatte bei denen ganz viele Sterne- Ja?“

Was sie zu Beginn des Interviews noch angab, zu bewundern, nämlich die Fähigkeiten der Mutter, kann sie hier mittlerweile als „Unsinn“ benennen, doch ebenfalls nur mit der Einschränkung, dass sie selbst ja auch sehr wild gewesen sei. Sie kam damals zu dem Ergebnis, dass ihre Mutter sie nicht richtig lieb haben könne. Trotzdem kam es dann zur angeblichen Versöhnung und der Überzeugung, eine „fantastische“ Mutter gehabt zu haben.

Der Wunsch nach Versöhnung und die starke Loyalität zu ihrer Mutter scheint diese harmonisierende Sichtweise zu motivieren. Die während des Interviews zutage getretenen Widersprüche der „fantastischen“ und der kalten, strafenden Mutter sind wieder geglättet worden. Gleichzeitig erzählt sie aber, dass sie nie über die problematischen Erlebnisse mit ihrer Mutter habe sprechen können:

„ich hatte auch komischerweise sehr viel Zeit mich von ihr zu verabschieden, dann also bevor sie gestorben ist, das waren vier Wochen, die wir beide zusammen hatten und ich extra nach ( stadt) gefahren, aber wir haben über das nicht gesprochen, aber da wollte ich nicht ihr das Leben noch schwerer machen- ja, das wollte ich nicht- Aber es war auch so, ich weiß nicht, ob meine Mutter gewisse Dinge hätte ergründen können- ich glaube nein, weil meine Mutter war

dann immer in sich zurückgezogen hat im Gespräch und die dann einfach nicht geantwortet hat.“  
Wieder stellt sie den Unterschied zwischen ihrer Mutter und sich heraus, dass sie sich um Freundschaften kümmert im Gegensatz zu ihrer Mutter:

„später also nach dem Krieg hat er mehrmals uns die Care-Pakete geschickt- das war schon sehr schön- komischerweise ist es keine Familienverbindung gehalten worden- meine Mutter hat nicht so die Verbindung gehalten, wie ich es tue- Also ich halte wirklich Verbindungen und bemühe mich auch drum und bin auch großzügig und gebe auch eigentlich – hört sich eigentlich, sagen wir mal, alles ganz schön anmaßend an, was ich da so erzähle, nich? Aber ich gebe wenig Anlass zum Streit, dass ich also mich mit irgendwelchen Leuten da zanken würde. Also aus dem Grund kann ich also auch ganz lange Freundschaften halten.

I: Das ist was sehr Wertvolles, was sehr...

KK: Freundschaft **ist** mir was sehr wertvolles...Ja, und so wie ich hier bin, so versuche ich, den Freunden, wenn sie mir, wenn sie in schwierigen Situationen, nennen wir es altmodisch, mir die Freundschaft halten, dass ich dann unbedingt, was zurück gebe. ich bin also kein Mensch der nur nimmt, nein nein, das kann man nicht, dann geht's nicht.“ (S. 32, Z.19)

In ihrer starken Betonung, wie großzügig, gebend und selbstlos sie in Beziehungen sei und nicht nur nehmen würde, scheint dies unglaublich. Auch im Kontext des fortgeschrittenen Interviews, in dem sie quasi pausenlos redet, scheint daran etwas so nicht zu stimmen.

Auch an einer weiteren Stelle grenzt sie sich abermals von ihrer Mutter ab. Sie stellt sie als besonders sensibel dar:

„der Bunker hatte Größe des Einzugsgebiets; das war ein Gedrängel und Geschubste... Und ja also ich bin ein bisschen anders geraten als meine Mutter. Meine Mutter- ich bin auch feinnervig, aber meine Mutter war eine ganz feinnervige Person, die ja- die sich an das alles, glaube ich, nie gewohnt hat – so diese vielen Menschen rechts und links, und die Bedrohung von oben, und die Verantwortung für das Kind, und ein Kind hatte sie schon verloren, also die hatte wenig (guten) Mut.“ (32, 14)

Man kann sich nur schwer vorstellen, dass sich jemand überhaupt an diesen Zustand hätte gewöhnen können. Vermutlich ist dies für Frau Kirchner ein Weg, der Wut gegenüber ihrer Mutter Ausdruck zu verleihen.

Im nächsten Abschnitt verdeutlicht sie, inwiefern ihre Mutter non-verbal Ängste auf sie übertragen hat, wie dies auch in den oben dargestellten Studien nachgewiesen wurde:

„Also so gesehen und ja, gut- meine Mutter hat mir furchtbare Ängste vermittelt, hat nicht so furchtbar viel darüber gesprochen, aber ich war schon als Kind ein sensibles Kind, ich hab also Empfindungen so von Erwachsenen irgendwie, wenn zwischen ihnen nicht harmonisch (war), das habe ich schon mitbekommen.,, (29,22)

Als Erwachsene ist sie dann auch noch ein sensibles Kind, könnte man hier fortführen.

Das sensible Kind lebt noch in ihr und ist nicht zu einem sensiblen Erwachsenen geworden bezüglich der Verarbeitung dieser Erfahrungen.

Schließlich widerspricht sie sich im Versuch der Abgrenzung von der Mutter selbst, wenn sie zu dem Verhältnis zu ihrer Tochter spricht:

„Also ich bin inzwischen sehr viel milder meiner Mutter gegenüber, weil ich kann mich besser in sie hineinversetzen. Ich hatte auch eine ganze Zeit lang kein so gutes Verhältnis zu meiner Tochter, weil ich unwahrscheinlich starke Frau bin, das zeige ich vielleicht gar nicht so, aber ich habe also durch meine Mutter auch ein bisschen zur Perfektion geneigt. Und ja meine Tochter- dann hat sie also ein Kind bekommen, und das Kind hat sich so gut mit mir verstanden, da war sie ein bisschen eifersüchtig und sie wollte, dass ich noch mehr für sie gemacht hab- also das ist jetzt auch besser geworden, aber das mag auch an mir liegen, weil ich bin wahnsinnig großzügig, indem ich einfach da mich gar nicht so provozieren lasse...“

Ist sie wirklich milder ihrer Mutter gegenüber, weil sie sich in sie hineinversetzen kann oder weil sie ihre eigene Wut unterdrückt aus Loyalitätsgründen? Bzw. war sie jemals nicht mild ihrer Mutter gegenüber?

Das schlechte Verhältnis zu ihrer Tochter sieht sie darin begründet, dass sie eine starke Frau sei und dass sie eben auch wie die Mutter zur Perfektion geneigt habe. Sie scheint die Zuwendung, die ihre Mutter der Enkelin zukommen lässt, selbst vermisst zu haben. Frau Kirchner zeigt dafür nicht wirklich Verständnis und glaubt die Entspannung im Verhältnis selbst durch ihre Großzügigkeit herbeigeführt zu haben. Das, was sie sich also womöglich von ihrer eigenen Mutter gewünscht hätte. Man sieht hier, wie verschränkt das Generationen-Verhältnis der drei Frauen ist und wie wenig separiert die einzelnen Personen darin sind.

Auf die Frage, wie sie das Verhältnis zu ihrer Mutter vor dem Krieg beschreiben würde, antwortet sie:

„Sie war meine Mutter. Sie hat- sie hat- wie soll ich sagen? Das war- Ich hatte eine Freundin im gleichen Alter, und wir haben da in unserem manchmal- das war für die Mütter damals, vielleicht heute noch genau so- es war für sie Mütter wichtig, wenn die Töchter da- dass diese Töchter auch hübsch gekleidet waren und dass man ihnen auch alles mögliche- also sagen wir mal, die Ausgangsbasis für die Bildung damit gibt... Nicht? Ich kann mich erinnern, später dann hatte sie einen unwahrscheinlich tollen Humor, was als Kind nicht empfunden habe, im Gegenteil- Sie war mit mir manchmal furchtbar streng. Also was ich als ganz fürchterlich empfunden habe, das habe ich bei meinen Kindern nie gemacht habe, sie hat mich bestraft, indem sie mit mir nicht mehr gesprochen hat. Fand ich schrecklich! Einziges Kind nur mit Erwachsenen zusammen und dann so was. Und dann musste ich auch oft, das finde ich heute noch, ich muss sagen, das fand ich blöd, OHNE ESSEN ins Bett...“

Das Verhältnis war „naturegegeben“, daran konnte nichts geändert werden, so scheint sie

die Beziehung zu sehen. Durch die Einbringung ihrer Freundin schafft sie Distanz zu dieser Auffassung. Außerdem scheint sie dadurch sagen zu wollen, dass es nicht nur ihre Mutter war, die sie so angezogen hat, wie es eigentlich nicht kindesgemäß war. Dies wiederum rechtfertigt sie mit einem abstrakten Bildungsgedanken. Dass die Mutter humorvoll sei, bleibt erstens im ganzen Interview unglaubwürdig, außerdem ist es nicht verständlich, warum sie dies an dieser Stelle einführt. Als wollte sie sagen, dass alles für die Mutter nur ein Spaß gewesen sei. Damit versucht sie womöglich die für sie damalige Ernsthaftigkeit der Situationen zu entkräften. Trotzdem äußert sie danach deutlich ihre Wut.

Daraufhin erzählt sie zwei miteinander verwobene Geschichten über weitere Ungerechtigkeiten der Mutter ihr gegenüber, von der die erste sehr seltsam scheint:

„Also ich war, sagen wir mal, ein Kind, was **unwahrscheinlich** neugierig war und interessiert. Und ich hab schon erzählt von dem Garten und den Wiesen. Und die Wiesen waren alle am Fluss verbunden, also man konnte nicht von einem Garten zu anderen gehen, aber man konnte von den Wiesen dann gehen und dann war man auf den anderen Grundstücken... Ich glaube, das habe ich auch schon erzählt. (...) ((lächelt)) Ja, und das war auch. Und das, was ich jetzt erzähle, das ist ja noch mal was anderes. Und zwar es geht da um die Frühlingsknotenblumen. Habe ich das schon erzählt?“

Sie führt das ganze wieder damit ein, dass sie so übermäßig neugierig gewesen sei, vor allem in Bezug auf die Wiesen. Und weiter:

„Ne. Also paar Häuser weiter rechts wohnten zwei Schwestern mit ihrer Mutter. Die Hilde war die Freundin meiner Mutter gewesen, und meine Mutter, muss ich auch noch sagen, hat ihre Schwester, die eigentlich auch ihre Freundin war, 1937 durch Tod verloren. Das war da ein bisschen tragisch. Vorher hatte diese Schwester auch eine Fehlgeburt, und sie ist dann an Leukämie gestorben. Und das war für meine Mutter ein großer Verlust, weil das war mehr ihre Freundin, sie hatte sonst- ja, sie hatte naher noch Rita, sie hatte noch einen kleinen Hund, die kamen auch uns dann besuchen, aber sie hat ihre Schwester Else, glaube ich, sehr-sehr vermisst. Und diese Hilde- die Hilde und die Else und meine Mutter und da gab's dann die Schwester Hanne, die waren so ein bisschen so zusammen, so Freundinnen. Und nun wurde die Mutter von den beiden auch krank. Ich meine, die Medizin war einfach nicht so wie heute. Die kriegte nen Schlaganfall und ich weiß nicht- und ich weiß auch nicht heute, wie man so was nennen sollte.“

In dieser verwirrenden Szenerie wird nicht klar, wer wessen Schwester oder/ und Freundin ist. Die Mutter hat scheinbar viele wichtige Personen verloren durch Krankheit.

Dann folgt die seltsame Geschichte über die kranke Tante:

„Sie erschrecken auch nicht, wenn Sie so was sehen, wenn ich jetzt was mache?“

I: Wie bitte?

KK: Sie erschrecken nicht? Sie sind auch hart im Nehmen.

I: Nein.

KK: Diese- Ich musste sie Tante (Blünk) nennen, weil jeder und ihre Bekannten nannten sie mit Nachnamen (Blünk). Und diese Tante Blünk hatte wunderhübsche weiße lockige Haare. Sie muss eine schöne Frau gewesen sein. Sie saß jetzt auch in so einem dicken großen fetten Sessel und aber ohne Rollen und hatte ihre Hände auf den Lehnen, war immer hübsch angezogen. Also die Töchter haben alles für sie gemacht. Und hatte hier so ein Plastiklätzchen mit so einer Tasche, und ihr Mund war immer offen und ((zeigt vor, wie jemand mit dem Kopf schüttelt)) So saß sie da. Aber jedes Mal, wenn ich kam, hab ich gemerkt- sie konnte auch nicht sprechen, sie konnte nur lallen- habe ich gesehen, dass ihre Augen sich veränderten. Das habe ich als kleines Kind gesehen ((lächelt vergnügt)) Und meine Mutter hat mich jede Woche mit dem Blumenstrauß an die Tanke (Blünk) geschickt. Ich hab das also brav gemacht. Hinterher als ich älter war, habe ich gedacht, wie schrecklich. Warum konnte deine Mutter das nur mit dir machen? Warum hat sie das gemacht? Das ist ja grauenhaft, wir hatten doch schon die kranke Oma zuhause. Und die Hilde, die hat sich um die Mutter gekümmert und den Haushalt gemacht. War schönes Haus, genau wie bei uns. Also jetzt, was weiß ich, nicht hochherrschaftlich, aber ein schönes Haus. Und beide- und die Hanne hat in der Bank verdient. Die haben beide auf ihre Verlobung verzichtet. Das war damals ganz andere Zeit. Man konnte die Eltern nicht irgendwo in ein Pflegeheim abschieben. Also so gesehen habe ich schon da vieles mitgekriegt.“

Ihre Einleitung zu dieser Erzählung lässt etwas anderes erwarten, was letztendlich berichtet wird. Sie bereitet die Interviewerin darauf vor mit einer möglichen gewissen Lust.

An dieser Stelle kann sie ganz konkret sagen, dass sie es von der Mutter schrecklich fand, dass sie dort jede Woche hingehen musste, dass sie mit so viel Krankheit konfrontiert wurde. Auch hier fühlte sie sich von der Mutter nicht geschützt, sondern im Gegenteil wurde sie aktiv in die Situation geschickt.

Nun schließt sie weiter an die eigentliche Erzählung an:

„Ja und das ganze erzähle ich nur, die hatten ja dann ein bisschen weiter die Straße entlang hatten sie ihr Haus, hatten auch einen Garten, hatten auch eine Wiese. Und meine Mutter hatte ein großes Vertrauen in mich, weil ich auch mit dem Opa da auf dem Fluss war. Die hat immer gesagt: “Du wärest nicht zu nah an das Wasser rangehen! Du weißt, dass das gefährlich ist. Das geht nicht.“ Trotz alledem ich hätte (in so einem Schrecken) bleiben können, also wirklich, da hätte so vieles passieren können.“

Dass die Mutter in sie großes Vertrauen hatte, geht aus dem restlichen Interview nicht hervor. Interessant ist hier auch, dass die Mutter hier vor dem Fluss warnt und Frau Kirchner anmerkt, dass hier viel hätte passieren können. In Verbindung mit der Erzählung über den erweiterten Selbstmord wirkt dies hier wie eine Negierung.

Sie erzählt wieder von den Wiesen und dass sie da alles erkundet habe, auch bei den Tanten auf den Wiesen und dass sie dort Frühlingsknotenblumen gefunden habe:

„So schön. So wirklich dick und üppig. Ah, das ging mir nicht mehr aus dem Kopf, da ging ich

mit dem Eimer und mit der Schaufel hin und hab das ausgegraben. Und ich hatte den eigenen Garten, da habe ich das naher reingegraben.“

Die Tante Hilde sei dann zur Mutter gekommen und hat die Blumen gesehen und die der Mutter mitgeteilt und Ärger bekommen, was sie selbst nicht verstehen kann.

„Also, wenn ich das nur überlege, ich wäre so großzügig zu den Leuten, wenn so was passieren würde. Ah, wie schön. Du hast das in deinem Gärtchen gepflanzt. Wie schön, dass dich das erfreut- Nein! Die Erwachsenen waren damals so was von grauenhaft. Die hatte gesagt: „Ja, Gerta, wie hast du denn dein Kind erzogen, dass die bei uns die Blumen da raus gräbt? Und hast du dich nicht gewundert, wo die-“ und ein Drama daraus gemacht. Das hat natürlich wieder zur Folge gebracht, stellen Sie sich vor, ich musste die ausgraben, ich musste die da wieder eingraben und zur Strafe kam ich dann auch ohne Essen ins Bett. Und für solche Sachen habe ich meine Mutter nicht geliebt, absolut nicht. Ja?

I: Und das war schon vom Klein auf, wo Sie sich erinnern können, so hart bestraft?

KK: Sie hat mich immer hart bestraft. Ja.“ (32, 24)

Hier benennt sie es konkret: Die Erwachsenen waren grauenhaft, sie wurde immer schon hart bestraft.

Sie führt erneut an, dass sie für ihre Mutter zu eigenwillig gewesen sei und grenzt sich erneut von ihr ab, indem sie sich selbst abwertet:

„Ich war so ganz anders als sie. Meine Mutter hat so enorm viele Fähigkeiten, also alles was diese ganzen Handarbeiten irgendwie betroffen hat – sie war außergewöhnlich fähig. Und sie hat also einen Schönheitssinn. Und sie war eine sehr hübsche Frau, hat ganz anders ausgesehen als ich, war blond und braunäugig und sehr groß oder sehr lang.“

In der nächsten Szene wiederholt sie die einzige positive Erinnerung an ihre Mutter, von der sie im Interview erzählt, nämlich die mit den Marzipankartoffeln an Nikolaus, um dann aber direkt anzufügen, dass sie nie Geburtstag gefeiert hat, weil sie drei Tage vor Weihnachten Geburtstag hatte.

„Es ist so, ich bin drei Tage vor Weihnachten geboren. Ich konnte nie Geburtstag feiern, weil es war Winter und ja- (4) (...) Und nachdem also unser Nachbar der Ernst, der war ein bisschen (ulkig)- ich war ein sehr aufgewecktes Kind, das muss man- also gut, ich muss halt alles so erzählen, wie es ist- ((lächelt)) Ich war wirklich sehr aufgewecktes Kind. Und der Ernst, der war ein bisschen (dum) und er hat mir mal die Schaufel reingeworfen, wie er behauptet hatte, weil ich ihm das Dreirad mal nicht geben konnte und dann war das zwischen den Müttern schlecht, weil meine Mutter gesagt hat: „Ja, also das durfte ja nicht sein.“ Dann durfte Ernst nicht (übernachten)- Jedenfalls gesehen habe ich ihn nie. Und dann kam der Krieg, dann war ( ) hochproblematisch. Und meine Mutter war so zugeschüttet gewesen mit Arbeit, die musste Krägen und Manschetten nähen, also das Allerschwierigste mit den dicken- Nicht? Weil andere Frauen mussten ihren noch so- wie nennt man das jetzt? so Dienst machen. Und das konnte sie nicht, weil sie ihre alte Mutter betreuen musste und mich als kleines Kind hatte.“ (37, 12)

Wieder rechtfertigt sie ihre Mutter, wieder gibt sie sich selbst und den Umständen die

Schuld, obwohl sie sich gerade über ihre Geburtstagssituation beschweren möchte. Außerdem wird sie hier auch noch zum Ballast, der wie ihre kranke Oma betreut werden musste, also ein „Klotz“ am Bein der Mutter war.

Ihre Mutter habe auch während des Krieges noch die bürgerliche Normalität versucht aufrecht zu erhalten, sowohl im Haus als auch im Garten, wo sie viel Arbeit reinsteckte.

„Wir hatten immer schöne Tischdecken, wir hatten immer schöne Blumen. Das ist auch während des Krieges nicht anders geworden. DIE HAT DAS DURCHGEZOGEN! Egal wie viel Arbeit sie hatte.“ (40, 17)

Auf die Frage, ob sie sich von ihrer Mutter im Krieg geschützt gefühlt habe, antwortet sie:

„Ne, eigentlich nicht. Nein, nein, im Gegenteil. Das ist auch etwas- also ich kann nur sagen, wie meine Erinnerung ist - gut gefühlt habe ich mich nicht“

Sie fängt nun erneut mit der Betten-Szene an, um dann aber auf etwas anderen zu kommen, nämlich das Verhältnis von ihren Großeltern zueinander.

„Und irgendwann hat die Oma gesagt: „Das machen wir nicht mehr. Das ist für mich alles viel zu mühevoll und ich alleine kann das nicht.“ Dann haben sie sich- weil mein Opa war toll- dieser Opa ist nie von der Oma weggegangen, der hat daneben gesessen und hat gesagt: „Wir machen das zusammen.“ ((scheint sehr mitgenommen von dieser Erinnerung zu sein, sehr nah an Tränen)) Also solche Erlebnisse habe ich auch gehabt. Dann haben sie sich neben dem Schornstein gesetzt, weil meistens sind die Schornsteine von den Häusern stehen geblieben. Und dann sind wir jeden Abend weg.“

Es scheint sie sichtlich zu berühren und zu beeindrucken, wie der Großvater zur Großmutter gestanden hat und dass er sein eigenes Leben für sie riskiert hat, um bei ihr zu sein und sie nicht alleine zu lassen, so wie sie sich von der Mutter verlassen gefühlt hat. Auch der Schutz von der Großmutter bekommt hier noch einmal eine stärkere Facette, da sie nicht nur die Mutter dazu angehalten an, sich ein Zimmer zu nehmen, sondern auch auf Kosten ihrer eigenen Sicherheit, da die Mutter sie ja immer in den Keller brachte.

Hier fügt sie direkt wieder die Erzählung an als die Mutter die vom Fahrrad verloren hatte, bricht aber vorzeitig ab, um zu erklären, dass der Weg ja auch unglaublich holprig und die Fahrräder unglaublich schlecht gewesen seien damals. Im Gegensatz zur ersten erzählten Version dieser Geschichte hatte die Mutter also wenig Schuld an der Situation.

Sie kommt zu dem Ergebnis:

„ich denke mal, dass meine Mutter sich bemüht hat, eine nette Mutter zu sein und ich hab mich

auch von beiden Eltern und auch von den Großeltern und auch von der anderen Großmutter geliebt gefühlt. Ja, ich habe mich nicht ungeliebt gefühlt, bestimmt nicht. Und dann war es eben so, mir musste keiner in der Schule helfen, das war ja wirklich auch gut. Von daher-“

Sie hat sich also angeblich von allen geliebt gefühlt und setzt dies auf eine seltsame Art damit in Verbindung, dass sie gut in der Schule war. Heißt das, dass sie auch keinen Grund gab, dass ihre Eltern sie nicht „lieben“ konnten, weil sie ihre Erwartungen erfüllt hat? Es hört sich hier so an als würde sie selbst denken, da sie so geliebt wurde, war sie auch gut in der Schule.

Auf die Frage, ob sie das Gefühl hatte, dass sie ihre Wünsche und Bedürfnisse äußern konnte, erzählt sie, dass ihre Mutter für sie Schokoladeneier versteckt habe an Ostern und auf die Frage, ob sie sich Mühe gegeben habe:

„UNWAHRSCHEINLICH. Ja, das hat sie.“

Unwahrscheinlich Mühe gegeben hat sie sich, unwahrscheinlich, dass sie sich Mühe gegeben hat. Die wenigen schönen Kleinigkeiten, die sie im Interview erzählt macht sie selbst zu etwas viel Größerem, weil sie als Kind wahrscheinlich wirklich unglaublich glücklich darüber gewesen ist, dass ihre Mutter sich ab und zu etwas schönes ausdachte und mit ihr machte. Ihr „unwahrscheinlich“ bekommt hier unfreiwilligerweise etwas sehr ironisches, da es so unpassend und übertrieben in Bezug auf das vorher Erzählte erscheint.

Die Interviewerin fragt als nächstes, ob es körperliche Nähe gab.

„Ja, nicht so sehr, dass ich das später gemacht hab.“ (40, 4)

Sie hat also weder viel körperliche Nähe bekommen, noch dadurch selbst geben können. Sie selbst ist also im gleich Altern wie ihre Mutter als sie gestorben ist, was wohl auch als ein Grund dafür gesehen kann, warum sie die ganze Thematik nun so beschäftigt, dass sie zum Interview kommt und fast ausschließlich davon erzählt.

Die Interviewerin weist sie am Ende des zweiten Interviews auf die Widersprüche in den Erzählungen ihrer Mutter hin. Frau Kirchner verstrickt sich daraufhin abermals in Widersprüchen:

„Vielleicht habe ich darüber anschließend auch nachgedacht. Also es ist so, wenn ich darüber nachdenke, wie beinah hartherzig sie manchmal war, weil ich mir einmal die Schürze zerrissen hab, einmal das Kleid zerrissen hab, und dann so gnadenlos mich da ins Bett geschickt hat und ohne Essen- Und sie hat dann zu mir gesagt: „Weißt du denn überhaupt, wie viel Mühe das mach, so ein schönes Kleid zu nähen?“ Und ich hätte ihr am liebsten gesagt, dann hätte ich so

ein schönes Kleid nicht haben wollen. Aber das habe ich mich nicht getraut. Was hätte das auch gebracht? Ich hätte sie dann fürchterlich enttäuscht. Aber es war mir eben nie so bewusst. Und das habe ich in anderer Hinsicht später immer im Leben lernen müssen, dass ich- ich war nie ein vorsichtiges Kind- also die Freundin von mir, über die ich vorhin schon erzählt habe, die hat sich immer ganz genau das Risiko überlegt und dann hat sie das alles nie gemacht. Und für mich war das Erlebnis wichtiger als zu überlegen... (...) Ich hab eben sehr gerne Dinge erlebt, um da- denn die Erfahrung war wunderbar, wenn man Sachen erlebt, egal wie, aber das fing ich schon jetzt beim Kleinkind an, dass ich eben auf die Nachbarpfote gestiegen bin- sie hatten so eine- die war ja nicht gefährlich, (...) Und da ging das mal eben zerrissen- Ich habe nie was als gefährlich gefunden. Ich bin dann auch soweit in das ( ) gefahren, dass ich da auch sehr leicht hätte ertrinken können. Ich bin einmal patsche nass nach Hause gekommen. Ja, da habe ich von meiner Mutter so einen (Puffer) bekommen, also wirklich, weil sie richtig Angst bekommen hatte. Aber wissen Sie, da gab's nichts, jedenfalls sollte das abschreckende Wirkung haben. Da bin ich so richtig ganz weit und da kam schon der Fluss, dann war da schon Schilf- (...) Ich fand's einfach schön und ich wollte ganz weit da kommen, ganz weit.“

Hin und her gerissen zwischen der empfundenen Hartherzigkeit der Mutter, ihrer eigenen Lebendigkeit und der Angst vor Liebesentzug und Selbstbeschuldigung („war nie ein vorsichtiges Kind“) und schließlich wieder eine Szene am Fluss, in der die Mutter um sie Angst hatte.

Die Tatsache, dass die Mutter sie wieder und wieder vor dem Fluss gewarnt hat, sie abschrecken wollte, macht die Szene mit dem erweiterten Selbstmord nur umso erschreckender, bekommt dadurch einen fast schon sadistischen Anschlag.

Von der Zeit der Evakuierung berichtete sie, dass sie dort wenig zu Essen hatten und es sehr schwer gewesen sei.

„Und in dieser Evakuierung- also ich kann jetzt nicht genau sagen, wie wir geschlafen haben, da fehlt mir jegliche Art von Erinnerung, aber ich weiß, dass wir gar nichts zu essen hatten, und meine Mutter musste wieder diese komischen Krägen nähen für die Wehrmacht – Krägen und Manschetten. Und der Bauer, der hat meine Mutter so ein bisschen wie eine Prinzipessa gesehen, sie war halt hübsch und schlank und was ganz anderes, jetzt also wie die normalen Bauersfrauen, und sie war gebildet und ja das- sie war sehr zurückhaltend, hat auch keine Scherze mit dem gemacht- Ich kann anders mit **allen Gruppen** Menschen umgehen, das kann ich. Das hat meine Mutter nicht gemacht. Die ist also wie meine Freundin- meine Freundin ist immer- sie wirkt dann so- also meine Mutter war nicht arrogant, aber sie hat sich keine Mühe gegeben, und dadurch haben wir überhaupt nichts gekriegt..“

Der zu Beginn des Interviews beschriebene Verzicht der Mutter zu Gunsten der Tochter bekommt hier eine Wendung, indem sie ihrer Mutter indirekt die Schuld gibt, dass sie nichts zu essen bekamen. Die Kälte der Mutter wird hier zur unmittelbaren existentiellen Bedrohung.

Zum Ende des Interviews überspringt sie sich selbst in der Generationenfolge und

identifiziert sich mit ihrer Tochter und damit mit der Liebe, die diese von ihrer Mutter bekommen habe:

„Es ist natürlich so, wissen Sie, ich hab ja schon gesagt, meine Tochter hat also meine Mutter über alles geliebt. Und sie hatte noch eine andere Großmutter. Aber sie hat meine Mutter über alles geliebt. Und ja, ich glaube, dass ich vieles gespeichert hab, wie meine Mutter mit ihren Enkeln war.“ (43, 16)

Über die ganze Dauer der Interviews verändert sich die Haltung der Mutter gegenüber.

War sie zu Beginn noch eher im Hintergrund, bzw. aufopfernd, wird sie mehr und mehr zu einer nicht genügend zur Verfügung stehenden Mutter, die vor allem viel Wert auf eine bürgerliche Normalität legte und darin über ihr eigenes Wohl und das ihrer Tochter ging.

Frau Kirchner bemüht sich immer wieder, ihre Mutter zu rechtfertigen, indem sie einerseits ihre Belastungen darstellt und andererseits sich selbst die Schuld gibt. Trotzdem kann sie auch immer wieder ihre Wut zum Ausdruck bringen. Dies aber nur in Verbindung mit Rechtfertigung und Selbstanschuldigung. So bleibt sie gefangen in der Ambivalenz und ist nicht in der Lage die verschiedenen Seiten der Mutter und ihrer Beziehung zu ihr nebeneinander stehen zu lassen.

Immer wieder versucht sie sich von der Mutter abzugrenzen, erreicht letztendlich aber das Gegenteil und legt dar, wie sehr sie ihr doch ähnlich ist. Vor allem auch in Bezug auf das Thema Erziehung und dem Verhältnis zu Tochter. So schafft sie es nicht, über das lieblose Verhältnis zu trauern und verharrt in dem Wunsch, diese sogar noch über den Versuch mit der Identifikation mit der Tochter und ihrer erfahrenen Liebe von der Mutter von Frau Kirchner zu erlangen.

Das schlechte Verhältnis scheint sie stark zu belasten, was sogar dazu führt, dass die Interviewerin es verpasst, an bestimmten Stellen genauer nachzufragen.

#### ***VI.II.2.f) Großeltern väterlicherseits***

Nur an wenigen Stellen des Interviews tauchen die Eltern ihres Vaters auf, die ebenfalls sehr wohlhabend gewesen zu sein schienen, der Großvater aber bei einem Bombenangriff ums Leben kam:

„(...) dann kam hinzu, dass 44 meine andere Großmutter – die Mutter meines Vaters – die lebte in N., das war ein alter Eisenbahnknotenpunkt- ich erzähle näher vom Krieg weiter, das gehört aber dazu- und mein Vater ist in Preußen geboren und das ist jetzt Polen- und dann waren meine Großeltern- mein Großvater war bei der Bahn- damals sind viele Deutsche nach Preußen gegangen, weil die eben einfach da eine größere Chance hatten, sie wurden befördert- es ging

diesen Großeltern sehr gut, die hatten da in Preußen ein Mädchen- ein Hausmädchen- und ich kenne diesen Großvater nur im schwarzen Gehrock mit Weste- ziemlich streng, aber nett. Und der wurde in den Gebäuden der Bahn- er hatte sehr gute Position- dort im Luftschutzkeller durch eine Luftmine tödlich getroffen- also er saß da und sah aus, als wenn er leben würde und war tot. Das passierte 44 und das war auch schlimm- und diese Großmutter hatte Bahn- das gab damals auch Bahnfreischeine, wenn eben man eine große Position hatte bei der Bahn, die hat uns dann öfter besucht-“

Interessant ist hier, dass der Großvater eine hohe Position bei der Bahn in Preußen hatte. Die Frage liegt nahe, was er denn von den Deportationen gewusst hatte, bzw. ist es sehr unwahrscheinlich, dass er davon nichts mitbekommen, bzw. verantwortlich für bestimmte Abläufe war. Frau Kirchner äußert sich dazu nicht weiter und auch die Interviewerin fragt nicht genauer nach.

Es gab einen engen Kontakt zu der Großmutter, mit der sie sich auf gewisse Weise identifizierte:

„Ich- meine Mutter hat mit mir meine Großmutter am Sonntag also wenigstens alle vier Wochen ein Mal besucht, solange es geht- (...) Sind wir hingefahren. Immer mit der Bahn, und das ging ganz gut. Also so hatten wir Kontakt, und sie hat uns auch öfter besucht, haben sich die beiden Großmütter gesiezt, aber sie haben sich verstanden, sie haben sich gemocht. Nicht? Mein Großvater, der schon also mit meinem Vater Schwierigkeiten hatte, obwohl er ja aus F. kam und meine Großmutter in Polen eine große Dame gewesen war, hat immer- das ist ein norddeutscher Ausdruck- hat immer gesagt, diese Großmutter ist etwas überkandidelt- das heißt - etwas extravagant ((lächelt))- etwas extravagant- Also sie hat zum Beispiel die Leidenschaft für Mode gehabt, sie hatte **immer** Kleider von der Schneiderin genäht, und ich habe auch eine Leidenschaft für Mode- heute wegen der Hitze, aber ansonsten auch ((lächelt)) Ja-ja, genau-“

Hier wird die Bürgerlichkeit der Familie sehr stark deutlich.

Auf die Frage der Interviewerin, ob sie denn sehr wohlhabend gewesen sei, antwortet Frau Kirchner:

„Sie war im Verhältnis- war sie wohlhabend, weil sie hatte einen- der Großvater hatte eine gute Stellung und sie hatte nachher eine gute **Pension**, sie hat mir- sie hat mich noch unterstützt und meine Ehe- jeden Monat damit ich mich nicht so abhängig fühlen sollte, als ich nicht mehr gearbeitet hab- jeden Monat mir 150 DM, das war damals viel Geld, bis mein Sohn sechs war, dann ist sie gestorben- Also sie hat das durchgezogen. Und ich habe viele viele schöne Sachen von ihr, also einfach so schöne nützliche Sachen- sie hat sehr gerne geteilt, und sie- sie hat mich auch noch eigentlich- tut mir ein bisschen leid, dass ich das sagen muss, aber sie hat mich bevorzugt vor den anderen, sie hat drüber gesagt: „Du bist meine klügste Enkelin“, und das war mir wert, dass sie so gesagt hat- Na ja, gut, eigentlich ich freue mich natürlich auch, wenn meine Enkelkinder schöne Arbeiten schreiben und lobe sie auch, also so gesehen, ist das vielleicht so in Ordnung, dass man das tut.“

Sie hat sie nicht nur finanziell, sondern auch mit Anerkennung für ihre Leistungen unterstützt, war großzügig ihr gegenüber.

Schließlich fasst sie zusammen:

„Na ja, meine Mutter kam aus so einer Familie- BEIDE, auch mein Vater- ich hatte eine sehr **schicke** Großmutter,“ (38, 35)

Nach ihrer Beschreibung hatte sie also eine beidseitige wohlhabende bürgerliche Herkunft.

Dies scheint für sie ein sehr wichtiges Thema zu sein, da sie dies mehrfach betont und sich selbst auch immer wieder mit der Extravaganz identifiziert, obwohl sie die Bürgerlichkeit der Mutter teilweise eben auch kritisiert, da sie diese einschränkte und sich die Mutter dafür Zeit nahm, die ihr dann nicht zugute kam.

### **VI.II.2.g) Erziehung**

Beide Eltern beschreibt sie als sehr streng, da sie sie sowohl körperlich als auch emotional hart bestraft hätten. Teilweise stimmen die Strafen mit denen aus Haarers Ratgebern überein, wie ohne Essen ins Bett zu gehen.

Zärtlichkeiten habe es nur selten gegeben. Ihre Familie sei „irrational“ gewesen, fügt sie an.

„Meine Eltern waren sehr-sehr streng mit mir.“ (S. 36, Z.2)

„I: Also Ihre Eltern waren beide streng mit Ihnen-

KK: Ja-a-a.

I: -aber dann mit Ihren Kindern-

KK: Nein, nein, mein Vater hat das eigentlich durchgezogen auch später noch mit meinen Kindern, der ist so geblieben so streng.“ (36, 21)

Auf die Frage, ob das Verhältnis von den Eltern zu ihr herzlich gewesen sei, antwortet sie:

„Also das Verhältnis zu meiner Großmutter, von meinem Vater die Oma, das würde ich als besonders herzlich beschreiben. (...) Mein Vater- beide, auch meine Mutter, die konnten irgendwie das nicht zeigen, warum weiß ich auch nicht, denn sie hat von ihrem Vater unheimlich viel Liebe bekommen, weil sie das letzte Kind war. Und ich weiß nicht- ich glaube, ich war für meine Mutter zu eigenwillig.“ (37, 3)

Hier gibt sie sich ebenfalls wieder selbst die Schuld, warum die Mutter ihr gegenüber nicht herzlich gewesen ist.

### **VI.II.2.h) Kriegserlebnisse**

Szenen über Kriegserlebnisse sind meist im Gegensatz zu anderen Erzählungen gut strukturiert und verständlich, aber nicht unemotional. Es scheint so, als ob Frau Kirchner diese nicht zum ersten Mal erzählt und eine Auseinandersetzung damit schon vor dem

Interview stattgefunden hat. Im Gegensatz zum Rest des Interviews kann man diese Erzählungen als kohärent bezeichnen (vgl. Müller 2012).

Der Krieg beginnt für sie erst als ihr Vater eingezogen wurde.

„Und damit fing dann auch an, als ich dann auch vier war, dann wurde mein Vater oder vier war fast fünf wurde, wurde mein Vater also 42 eingezogen, dann war ich noch vier. Und da fing alles an ein bisschen anders zu werden, es wurde auch gefährlicher- also man hat dann auch so- es waren schon- es waren jetzt- tja- Kriegsgefangene, denke ich, sehr viele Italiener waren da bei uns in Lagern. Und das ganze weiß ich nur, weil die anderen wurden immer stärker- wir wohnten im Vorort (3) es war in der Richtung der Werft, das war eine sehr große Werft, die natürlich auch sicherlich etwas mit Russland so zu tun hatte und die Flugzeuge überflogen also immer grade so unseres Gebiet, weil das diese Richtung war, also es gab auch Bomben, die warfen auch die Bomben unkontrolliert ab.

I: Vorher, Entschuldigung, vorher hatten Sie gar nicht viel-

KK: Gar nicht vom Krieg mitbekommen. Überhaupt gar nichts.

I: D.h. wann der Vater eingezogen wurde war das irgendwie-

KK: -ja, das war ein Schnitt.“ (2, 3)

Vorher machte die Familie noch Urlaub auch noch während der Kriegszeit:

„und wir sind, also meine Eltern und ich, wir sind jedes Jahr, obwohl es dann schon Krieg war, sind wir noch nach B. gefahren an der Nordsee-„ (1,27)

Wieder erzählt sie von den italienischen Kriegsgefangenen:

„Es gab noch keine so Räuber, wie- aber wurde schon bei anderen Kriegszeiten alles auch ein bisschen schwieriger. Nicht? Wir hatten zum Beispiel einen sehr dicken schwarzen Kater gehabt und eines Tages war dieser Kater weg. Und also- meine Großmutter mochte ihn und ich mochte ihn auch. Und wissen Sie, wo wir sein Fell gesehen haben dann später? Bei einem Italiener, da mussten wir nämlich immer vorbei, an denen Bunkern gefahren sind- also, ja gut, die hatten auch nix zu essen, aber das war für mich also so was Außergewöhnliches, dass Menschen Katzen aßen. Nicht?“ (4,1)

„und dann mussten wir immer an den italienischen Lagern vorbei, und für uns- ja- und für uns- ich hatte nicht so viele Erfahrungen mit anderen Nationen- und die Italiener sind ganz besonders- sie waren natürlich auch- sie hatten- ja, sie hatten ganz wenig Wohnraum und sie hatten wenig Möglichkeiten sich zu waschen und ihre Kleidung zu waschen, und sie sahen schon sehr zermürbt und rabiat aus,“ (10,17)

Ihre Angaben zum Erleiden von Hunger sind widersprüchlich. Mehrfach gibt sie an, in der Kriegszeit keinen Hunger gehabt zu haben, da der Großvater sich um vieles kümmerte:

„ich hab keine Not leiden müssen. Mein Großvater hat immer das verstanden, von Bauern Milch zu holen oder irgendwie beim Schlachter haben wir ein ( )-Wurst geholt. (...) Und ich weiß, dieser Großvater, was für ein Glück, dass er so gesund war. Er konnte das alles machen, er konnte für uns gute- er war der Organisator.“ (4,13)

Auch ihr Vater versorgte sie immer wieder mit Nahrung aus der Ferne:

„mein Vater wusste, dass nicht ich aber die anderen Familienmitglieder hungern mussten- er schickte dann an uns immer aus Russland mal Sonnenblumenöl- wie ist es dort angekommen, das weiß ich nicht“ (11,3)

Als die Interviewerin sie fragt, noch mehr über die Erinnerungen an den Krieg zu erzählen, berichtet sie die drei Szenen (Betten, Fahrrad, Fluss), die zwar alle mit dem Krieg zu tun haben, aber in denen es vor allem um die Beziehung zur Mutter geht.

Daran lässt sich deutlich erkennen, wie sehr die Kriegserlebnisse mit den Beziehungserfahrungen verwoben sind und sich nicht klar voneinander trennen lassen.

Auch in der nächsten Szene wird dies deutlich:

I: Können Sie vielleicht noch mal bisschen zurückgehen und versuchen mir über die- Sie haben schon gesagt, dass da Bomben auch abgeworfen- Was Sie da- An was Sie sich da erinnern können? Hatten Sie zum Beispiel im Keller, in den Sie dann gegangen-

KK: Ja. Das wurde immer schwieriger. Ja, wie gesagt, 42 wurde mein Vater eingezogen, 43 ist das passiert mit dem Geschwisterchen, 44 wurde es dann so schlimm, dass ja- wir sind dann bei meiner Großmutter- die sagte dann zu meiner Mutter: „Ich kann das jetzt nicht mehr aushalten. Ich möchte, dass du dir mit deinem Kind in der Nähe des ( ) ein Zimmer nimmst“.

I: Sie waren ganz weit weg vom Bunker?

KK: Sehr weit weg. Meine Mutter hat mich mal verloren“ (9,4)

Wieder wird sie hier nach Kriegserlebnissen gefragt und wieder erzählt sie von dem Erlebnis, als sie Mutter sie vom Fahrrad verloren hatte.

Auch in der nächsten Erzählung wird dies deutlich:

„Ja, und noch mal zum Krieg zurück- Also haben wir dann im Zimmer dann- waren wir jeden Tag im Zimmer und zwar war das so dramatisch- ich war total angezogen nur ohne Schuhe- lag ich auf dem Bett und war mit einer dünnen Decke- sogar alles an- mit der dünnen Decke zugedeckt und zwar jede Nacht- war meine Mutter-

I: Was das 44? 44 sind sie dahin?

KK: Nein, das war schon- das war schon- ja- Ende 44. Ganz am Ende war das. Nicht? Well, das war schon besonders hart- und dann hat meine Mutter- sie hatte ein Aktenköfferchen dabei, wo sie ganze wichtigen Papiere drin hatte und auch Schmuck- und man hat auch damals so vertrauenswürdig, man hat sich gegenseitig nicht etwas weggenommen, im Gegenteil- das haben die Leute nicht gemacht, und manchmal, wenn man ein bisschen was zu essen hatte, hat man ein bisschen zu essen mitgenommen- und sie hat immer was zu trinken mitgenommen, aber ich habe mich bei meiner Mutter nie sicher gefühlt, das weiß ich noch.“ (15,19)

Die nächste Erzählung schildert sehr eindrücklich ihr Erleben vom Krieg und welchen Belastungen alle ausgesetzt waren:

„Ja, gut, und dann sind wir dann also haben wir eigentlich keine Nachtruhe gehabt, und dann mal dieses Gedränge vor den Bunkern- Wissen Sie, die Leute sind nach wie vor dahin geströmt,

darum waren wir angezogen, wenn dann mal ganz schnell dahin kommen und auch noch einen Platz kriegen konnten- Ah, ist gedrängt worden und alles, war wirklich ganz-ganz schlimm. (...) Also dann wurde alles so schlimm, dass wenn wir nach Hause gefahren sind mit diesem Fahrrad, was bei dem Bunker stehen bleibt- das Haus wurde, Gott sei Dank, **nicht** zerstört und wenn wir nach Hause kamen und an diesem italienischen Lager vorbei, dann war es nicht mehr weit zu uns, dann merkte ich, wie nervös meine Mutter wurde- Ich merkte das als Kind- und zwar dachte sie - leben meine Eltern noch, steht das Haus noch, wie finde ich alles vor- jeden Tag- **j-e-d-e-n Tag**- Es können Sie sich gar nicht vorstellen, was das für Spannung gemacht hat- Und bevor wir überhaupt da in dieses Zimmer gingen und dann zum Bunker, waren diese Nachtangriffe- manchmal konnten wir nicht mehr in den Bunker, dann war es schon zu spät und mussten wir da bleiben- da mussten die Frauen löschen, weil Brandbomben gefallen waren, und mussten die Frauen Ketten bilden, es waren nur Frauen da, nicht? Wenig Frauen. Die Frauen mussten dann Ketten bilden vom Fluss bis zu den Häusern und mussten mit Wassereimern löschen-“ (15,33)

Nebenbei fällt hier aber ebenfalls die Haltung Kindern gegenüber als Ballast auf und dass ihnen nicht anderes übrig blieb als still zu verharren:

„Also Kraftanstrengungen, und das in der Nacht, und den nächsten Tag, der musste wieder bewältigt werden, da musste wieder aufstehen, Kinder waren da, alle Pflichten waren da- das war schon ganz schlimm- und von diesen nächtlichen Feuerscheininfernos, die man dann gesehen hat- dann auch gesehen, wie rot es über K. das- wir waren noch im Vorort bisschen- und diese- diese Feuerwände, die man dann gesehen hat- und diese brennenden Häuser, und das miterleben- die Kinder sind dann natürlich nicht im Bett geblieben, die wurden dann auch angezogen, weil man auf den nächsten Angriff gewartet hat- wir waren dann schon lieb, wir waren brav, wir haben uns zusammengerottet - die Kinder – haben dann irgendwo da oben gesessen und haben uns an den Händchen gehalten- und die Mütter hatten noch arbeiten mussten- unser Haus wurde nie getroffen, das Dach ist ein paar Mal total entblättert gewesen, die Fenster gingen kaputt, die mussten mit Bretter vernagelt werden- und das alles musste damals die Mutter machen- also so gesehen, habe ich eigentlich- wie soll ich sagen- musste ich eigentlich mir ganz große Hochachtung vor ihr- denn wenn ich mir überlegen, was diese Frau alles machen musste und unter welchen Umständen sie Wäsche waschen musste und das alles- und das war nach wie vor eigentlich ein schöner Haushalt. und es war auch so, dass eigentlich in der Familie keine Angst verbreitet wurde-“ (15,32)

Sie „musste“ sich „eigentlich ganz große Hochachtung vor ihr“ einreden? Sich selbst davon überzeugen, dass ihre Mutter tatsächlich viel geleistet hat und vielen Belastungen ausgesetzt war? Sie widerspricht hier außerdem vorherigen Aussagen, dass die Erwachsenen ihre Ängste auf die Kinder übertragen haben und sie das als Kind stark gespürt hat.

„es hatten sie schon wegen mir recht- ich bin ein wahnsinnig sensibler Mensch- vielleicht durch die Malerei auch, ich spüre das alles, ich spüre auch wenn irgendwie die Aura um mich herum ein bisschen gespannt ist- von daher habe ich diese Spannungen als Kind dann doch mitgekriegt, obwohl darüber nicht gesprochen wurde...“ (18,2)

„Ja. Ja. Also so gesehen und ja, gut- meine Mutter hat mir furchtbare Ängste vermittelt, hat nicht so furchtbar viel darüber gesprochen, aber ich war schon als Kind ein sensibles Kind, ich hab also Empfindungen so von Erwachsenen irgendwie, wenn zwischen ihnen nicht harmonisch

(war), das habe ich schon mitbekommen.“ (27,10)

Als nächstes erzählt sie von der Evakuierung 1944 mit der Mutter und den Großeltern und dass „alles so gravierend“ wurde.

„und zwar haben wir da zu viert einen Raum gekriegt beim Bauern. Und nun war man ja- wir hatten kein bisschen Luxus- aber gut, es ging da wirklich ums Überleben, und dass man überhaupt da schlafen konnte und Ruhe kriegte- und dann gab's da natürlich so zum Waschen des Körpers 'ne Zinkwanne da und Wassereimer, und Wasser musste man holen, und der Bauer, der war gleich sehr schlecht gegen uns eingestellt, weil meine Mutter dann mittags nicht aufs Feld ging, meine Mutter war nun wirklich ziemlich Haut und Knochen geworden und musste trotzdem für uns alle sorgen - musste waschen, ich war da, meiner Großmutter ging's immer schlechter, der Großvater war auch aus Allem rausgerissen, (...) sie musste für die Wehrmacht Kragen und Manschetten nähen. (...) Dann hatten wir da überhaupt nichts mehr zu essen- der Großvater hatte nichts mehr zum Tauschen, (...) Ja, und da war es natürlich schlimm, weil der Bauer wollte sich dann rächen, er hat also nicht verstanden, wie es meiner Mutter da ging, er hat es alles nicht verstanden- für den waren Flüchtlinge ein ganz lästiges Volk- ganz- lästig- dass auch noch ein Raum abgeben musste und als wir da auch noch uns bewegt haben, und dass wir da auch Wasser geholt und die musste dann die Treppen putzen- ah, was sie da alles machen mussten- also sie wurde richtig behandelt wie ne Dienstmagd- und was haben wir dafür gekriegt?“ (15,8)

Man kann sich gut vorstellen, wie hart diese Zeit gewesen ist.

Obwohl sie vorher häufiger bemerkte, dass sie keinen Hunger erleiden musste, fügt sie nun an:

„Wir hatten ja Lebensmittelkarten- es waren schon lange Lebensmittelkarten, wo man dann so „Mehl“- oder so –Abschnitte hatte, die man einlösen konnte- und na ja, Geld hatten wir ja auch nie besonders viel- wir konnten uns ganz gut einrichten, aber mit dem Essen war dann das ganz schlimm, ich weiß, meine Mutter hat mal zu mir gesagt: „Kannst du nicht in den Stall gehen und uns mal von diesen Bohnen was holen?“ (2) und ja das habe ich gemacht, und dann haben wir diese komischen Bohnen dann gegessen- dann war es ja- die schlimmsten Erinnerungen- wirklich die schlimmsten Erinnerungen- und solange wir noch im Haus waren, haben wir ein Mal- nicht nur von meinem Vater zwei Mal Sonnenblumenöl bekommen, sondern auch ein Mal von einem Cousin meiner Mutter, der noch Vorkriegszeiten mit so einem Luxusliner als Stuart nach Amerika- er hat auf diesem Luxusliner eine Dame kennen gelernt, die vermögend war, die haben dann geheiratet, und der hat sich dann erinnert an seine Cousine und dann hat er uns ein Care-Paket geschickt, und später also nach dem Krieg hat er mehrmals uns die Care-Pakete geschickt- das war schon sehr schön- “ (15,8)

Sie empfindet dies als die „schlimmsten Erinnerungen“.

Sie kann aber ihre Erfahrungen zumindest in einen größeren Kontext bezüglich des Krieges stellen:

„Naja, also sagen wir mal, das ist also ein relativ normales Leben gewesen, was ich im Krieg erlebt habe, also wir haben jetzt nicht direkt in einer Großstadt erlebt, also wie jetzt Dresden und Berlin, also ganz andere Erinnerungen, eigentlich auf dem Lande und trotzdem, man hat den

Krieg von Jahr zu Jahr mehr gemerkt, ja, auch so, das Auto wurde natürlich eingezogen, das Motorrad wurde also auch eingezogen, das, mein Vater hat das nicht verstecken könne, weil er nicht wusste, wo, ja, das war dann einfach weg, (4) und alles, was kaputt ging, war ganz schwierig wieder, Glasscheiben gab es nicht, ich weiß noch, wie ich meine ersten Sandalen bekommen ha, dafür haben wir mein Dreirad eingetauscht und sind von Kiel nach Husum gefahren, da hatte man gehört, dass die Schuhe haben.“ (15,25)

Trotzdem erscheint es seltsam, dass sie den Krieg dadurch gemerkt hat, dass das Auto und das Motorrad weggenommen wurden, also in einer Form von wegfallendem Luxus, obwohl sie auch viele Bombardierungen miterleben musste:

„...eben die Anne, die war sehr aktiv, und lebte in der Stadt bei M., das ist so damals ein Bahnknotenpunkt gewesen, da waren wir alle da, (...) und durch- das erzähle ich so, weil dieser Eisenbahnknotenpunkt war natürlich ein ganz beliebtes Ziel zum Bombardieren- und da waren wir mal (anlässlich) eines Geburtstages, (...) also die Männer waren alle nicht da und die Frauen auch Schwiegertöchtern und Töchtern mit ihren Kindern da- wir waren alle mit zwei anderen – ich – drei, alle in gleichen Jahrgang und noch ein kleiner Junge- und wir erlebten, wie es im Haus die Brandbomben anschlugen- und ich muss sagen, meine Großmutter- ich war noch klein und trotzdem- (wir waren fünf)- aber wie couragiert die damit umgegangen ist, die ist also aus dem Keller hoch nach ganz oben, hat vom Dach- also da kletterten die Brandbomben, die hat sie in ein Eimer so bugsiert und hat es rausgeschmissen- und überhaupt sie hat zu uns gesagt: „Ihr musst keine Angst haben. Wir werden hier irgendwie- Wir sind hier sicher.“ Und all solche Sachen- Aber ich meine, ich habe dieses Ding da- es war so groß und schmal und so groß- und hab das gesehen, wie es da geklettert hat, ich weiß nicht, was passiert wäre, wenn es weiter geklettert hätte- also es war durchs Dach gekommen und hat da auf dem Boden so ja- na ja ((lächelt)) also das war- Ja, das war die Sache mit dem Feuer bei meiner Großmutter-“ (26,33)

Offensichtlich beeindruckt von der Großmutter, die ihr trotz großer Gefahr Sicherheit geben konnte, beschreibt sie die Bombardierungen.

Sie hat schlimme Kriegserfahrungen gemacht, wobei die Evakuierung für sie am belastendsten erscheint. Jedoch gibt es nur wenige Erzählungen über den Krieg, die nicht mit dem Erleben der Beziehungen zu ihren Bezugspersonen verwoben sind.

Wichtig sind in diesen Erzählungen immer das Thema Schutz und Sicherheit und der Grad an Lebensqualität/ Wohlstand.

### **VI.II.2.i) Nachkriegszeit**

Vor allem die Rückkehr ihres Vaters war nach dem Krieg für sie ein sehr bedeutsames Erlebnis

„er ist dann- greife ich mal vor- er hat den Krieg überlebt- ich weiß nicht, wie er von Russen geflohen ist- **keine Ahnung**- wie er sagte, er war nie an der Front, er war immer bisschen zurückversetzt, und er ist in die französische Zone geflohen (...) ist er da geflohen **nach Hause**- ohne Pack und ohne Alles- und dann kam er da an und- na ja, die Freude war natürlich riesig groß-“ (12,1)

Die Situation der Familie verbesserte sich dann auch sehr schnell wieder:

„wir sind dann, mein Vater ist dann ja der hat dann sehr schnell Papiere bekommen und dann ging es und wirklich besser und dann äh wurde hat er also bei einer Firma angefangen, die Nutzfahrzeuge habe, aber er war wirklich ein ganz toller Mann auf seinem Gebiet (...) und dann sind wir nach F. und da war ich 14 und da sind wir in einem, da wurde das Haus, bekam dieser Onkel und meine Mutter hat gesacht, wir haben ja auch noch ein Haus in M. (...) ich bin nicht unvermögend aufgewachsen aber auch nicht in vollem Reichtum also bürgerlich, ja“

Von der Interviewerin wird sie danach gefragt, wie das Kriegsende für sie war.

„Also für mich war’s toll, dass wir dann wieder nach Hause durften in unser Haus also ähm (...) Ja, der Onkel, wie Männer halt so sind, hatte da ne andere Frau kennen gelernt, deren Mann im Krieg gefallen ist und die hatte nen Sohn, ja und dann hat der ins Haus geholt und nun konnten wir den ja auch nicht wieder auf die Straße setzen, dann ham wir uns einschränken müssen und der war aber so findig, der hat dann auf dem großen Platz, da hat der ein Behelfsheim gebaut also das war wunderschön, so aus Holz, also ganz wunderschön, haben ihm Leute geholfen, wenn man sich überlegt, was der alles konnte, der hat dann später einen Räucherofen äh gebaut und ist mit meinem Vater, da ham se sich ein Boot geliehen, da haben sie Makrelen geangelt, haben die geräuchert, und also, das war so ganz gut, nur meine Mutter hat sich mit dieser Frau nicht verstanden, nee überhaupt nicht, denn die kann also aus Kreisen die warn noch wieder anders, die ging dann (lacht) mit nem Rotfuchs spazieren am Sonntag und zu ihrem Sohn, der also, da hat ich dann ja ein Geschwisterchen, weil das war ja ganz nah, ne, aber wenn wir dann zusammen Kaffee getrunken haben, die war ganz merkwürdig, aber ich hab auch daraus gelernt dann hat sie gesacht: „Walter, du musst die Berliner immer so ordentlich quetschen, dass da dann die Sachen rauskommt.“ Also die Marmelade, und das hat er dann gemacht und dann hat er Ohrfeigen gekriegt, also so eine Erziehung hatte ich nicht also ich war sehr gradlinig erzogen und hab immer gewusst, wenn du diese Linie überschreitest, dann ist es ok, die hat ja alles verwirrt, war überhaupt sehr merkwürdig. Die hat dann immer noch ihren Sohn, in so ner Zinkwanne mit 12 Jahren abgewaschen, also sie war merkwürdig und sie hat später hat ja mein Onkel dieses Haus gekriegt und das Behelfsheim abgerissen und hat dann mit seiner Frau und dem Walter gelebt und als er starb hat sie das Haus verkauft und nicht an den Walter weiter vererbt und da hat der Walter sich das Leben genommen. (3) also ich hab schon merkwürdige Sachen erlebt, ja? Also, das wären auch alles Dinge, vielleicht hätte ich schon, also ich weiß aber auch nicht, was der Walter gemacht hat, also was der gelernt hat und so, was er für ne Schulbildung, ich hab ja nur mittlere Reife, aber an ner sehr guten Schule, an ner Mädchenschule, also ich hab eigentlich sehr viel gelernt, verhältnismäßig, ich weiß nicht, was der gemacht hat, wissen Sie, wenn man sich im Alter versteht, ist es auch wichtig, dass ein bisschen die Bildung passt, sonst kann man sich ja nicht über alles unterhalten und ich weiß es nicht, aber auf jeden Fall aus der früheren Zeit, daraus ist es bei mir eben einsam, ja?, (3)“

Sie berichtet als erstes von der neuen Frau ihres Onkels und deren Sohn, die anfangs mit in dem Haus wohnten. Nebenbei macht sie noch eine kurze Bemerkung über ihre Einstellung gegenüber Männern. Der Onkel erscheint in ihrer Beschreibung aber trotzdem wieder sehr geschickt und begabt, die Frau allerdings geradezu sadistisch ihrem Sohn gegenüber, wovon Frau Kirchner die Erziehung, die sie genoss, abgrenzt. Sie nennt dies „merkwürdig“, was tatsächlich etwas gelinde ausgedrückt ist in Anbetracht der

Grausamkeit dieser Frau dem Sohn gegenüber.

Seltsam ist auch, dass sie die ganze Zeit betont, wie sehr sie Verbindungen gehalten hat, aber zu Walter nicht, und zwar aufgrund seiner schlechteren Bildung. Wichtig ist es ihr zu betonen, dass sie selbst auf einer sehr guten Schule war.

Letztendlich merkt sie dann an, dass es nach dem Krieg

„war's also dann war's eigentlich wieder ein ganz schönes Leben, für mich weil meine Mutter es mir immer schön gemacht hat, so gesehen, weil da kam dann Pfingsten, wir hatten, da war dann, wie nannte man das jetzt...Fischstechen, und die Jungen haben mir Pferde und die Mädchen mussten auch also die die Jungs, nein, die Jungs mussten mit Ringarten, die Mädchen mussten das mit dem Fisch machen, das war so ähnlich wie Darts, dann hatte man nen Fisch in der Hand und da musste man in die Mitte treffen und die Jungs auf ihren Pferden, da war dann also an einer Stange so ein Ring und die mussten dann mit ner Lanzen diesen Ring treffen und da gab es dann eine Königin und nen König und das ist heute noch so üblich.“

Wieder führt sie nicht aus, was die Mutter genau den schönes für sie gemacht hat, sondern kommt auf das Spiel zu sprechen. Weiter erzählt sie, dass diese Stadt die jüngste Stadt Deutschlands sei, aber immer noch sehr dörflich und dass sie dort nicht wohnen möchte, da sie ein „Großstadt-Mensch“ sei,

„der interessiert ist an anderen Sachen, ich hab zum Beispiel Maler-Freunde in Kapstadt oder in Italien oder in Österreich und da kann ich auch hinmailen, das geht alles viel schneller, also so gesehen, aber ich äh, es sind wunderschöne Wurzeln trotz des Krieges, aber (3) jede Generation, die ohne so was aufwächst, kann wirklich von Glück sagen (3) nich? Natürlich ähm kann ich mir nicht vorstellen wie das eben ist, jetzt ein Hartz 4-Empfänger zu sein, also ich kann es mir vorstellen, aber ich kann es mir nicht vorstellen, wenn ich ein 5-jähriges Kind bin und meine Eltern sind Hartz 4 Empfänger, also das muss ja auch ganz schön grauenhaft sein. Aber es ist, es ist, manchmal reelle Bedrohung, die hatten wir damals zusätzlich, weil ja auch nix da war, es gab kein Waschpulver, man hatte nur Kernseife (I: seife, ja) also es war für die Leute, die das bewältigen mussten, dagegen geht es uns heute wirklich sehr sehr gut, von den ganzen Annehmlichkeiten, die man ha (I: das stimmt...) Mhm, gut, ja“ (25,28)

Hier thematisiert sie einerseits wieder ihre Fortschrittlichkeit, ihre Weltoffenheit und ebenso aus welcher Idylle sie stammt. Wieder setzt sie ihre Lage damals in Relation, diesmal mit Hartz 4-Empfängern. Seltsamerweise nennt sie als Bedrohung die Tatsache, dass sie nur Kernseife statt Waschmittel hatten.

Und weiter setzt sie die heutige Zeit in Beziehung zur damaligen und betont:

„was habe ich dagegen jetzt für ein schönes Leben, wir leben in Frieden“

Direkt weiter wechselt sie wieder das Thema:

„und äh wenn meine Kinder, also, eigentlich mehr die Tochter, ich hab auch ihren Vater auch verlassen nach 27 Jahren, weil ähm er war Bayer und als wir uns kennen lernten ein ganz

faszinierender Mann, der aber dann immer mehr in diese Mentalität zurück rutschte und ich aber immer interessierter wurde und er immer mehr nur so im Hause sein wollte und äh ja Sport war sein Hauptdings also und ähm, ja, wir konnten uns eigentlich nur über allgemeine Dinge gut unterhalten zum Beispiel über die Griechen und die Römer aber alles was dann ein bisschen die persönlicheren Sachen waren, da waren wir sehr unterschiedlich, das sind wir auch heute mit den Enkelkindern also wir sehen uns heute weil ähm es für die Enkelkinder wichtig ist, dass beide Großeltern da sind, aber äh ja, ich öh wollte damit sagen, dass (3) ja, jetzt hab ich den Faden ein bisschen verloren (2) warum hab ich das jetzt angefangen? (2), achso ja, dass ich mich nach 27 Jahren getrennt habe und ähm weil äh ich fing ja an, dass wir heute ein besseres Leben haben, weil ich alle Dinge anders reflektiert habe als er, ja? Und ähm, wir waren also auch in Dingen, die die Politik betraf oder äh ja, (3) so gewisse gewisse Dinge, die eben einfach ähm das Leben jetzt zum Teil sehr verändern, also er wäre nie dazu bereit gewesen, jetzt so mit dem Computer was zu machen oder oder sich mit Technik mehr zu beschäftigen oder (2) wir wir kommen heute ganz gut miteinander aus, ganz friedlich, wenn er mal zu schwierig wird,...

Hier bemerkt sie selbst, „den Faden verloren zu haben“, wenn sie plötzlich über ihren Ex-Mann und die Beziehung zu ihm berichtet, mit dem sie heute „ganz friedlich“ auskomme. Vom Frieden ohne Krieg kommt sie zum Frieden in der Beziehung ihres Ex-Mannes.

Schließlich fällt ihre wieder ein, warum sie von dieser Beziehung sprach:

„also so ach so ich weiß auch warum ich's gesacht hab, weil ich gesacht hab, es ist heute einfach leichter geworden, weil gewisse Dinge wegfallen, weil eben wir die europäische Union haben weil wir wenigstens in Europa, denke ich mal, so denke ich wirklich, in absehbarer langer Zeit mal keinen Krieg haben werden. Dafür haben wir ganz andere Probleme, nämlich durch diese ganze ewige Umweltverschmutzung, aber wenn also zum Beispiel meine Tochter, wenn die also mal äh da so'n bisschen die Erbanlagen von ihrem Vater sickern lässt und es nicht so friedlich ist, dann denke ich mir schon manchmal, meine Güte, wenn ihr das alles erlebt hättet, was ich erlebt habe, vielleicht bemühe ich mich ja auch darum noch an den schlimmsten Dingen irgendwas Angenehmes zu sehen, ganz sicherlich, dann würden die anders reagieren“

In der Beschreibung, was heute alles besser sei und was schlechter kommt sie auf ihre Kinder zu sprechen und dass die Tochter etwas vom Vater habe vererbt bekommen, nämlich nicht so friedlich zu sein. Interessant ist hier, dass sie der Meinung ist, dass dies vererbbar sei. Man kann sich einen Streit zwischen Mutter und Tochter vorstellen, in welchem die Tochter sich möglicherweise über etwas beschwert und die Mutter mit dem „Totschlag“-Argument erwidert, dass sie es so gut habe. Die Tochter ist also wie der Ex-Mann auch nicht friedlich.

Sie erzählt nun davon, dass der Sohn schon vieles gefragt hätte, bei der Tochter fange es jetzt erst an, und zwar nach:

„ähm Familien eigenen Dingen, zum Beispiel, ähm, was man also, vererbt, zum Beispiel, welche Krankheiten bei uns in der Familie waren und was für Interessen waren, das fängt jetzt an, dass sie mich so was fragt und äh man kann als Mutter da auch nicht einfach anfangen, bei den

Enkelkindern kann ich's schon, die Enkeltochter ist jetzt 12, da kann ich ein bisschen erzählen, aber bei den Kindern tu ich's nicht, weil ich die nicht langweilen will, da erzähl ich eben nur wenn sie Fragen stellen, nich, und ähm also ich selber bin wirklich **sehr** sehr glücklich, dass ähm schon angefangen mit dem Adenauer dass dran gearbeitet wurde, dass eben wir ne friedlichere Welt haben, ja unbedingt, also dass äh, dass habe ich aus dem Krieg auch als nicht nur als Erinnerung, sondern auch als Wunsch mitgenommen, das so was bloß nie wieder passieren würde, weil ich bin dann nachher also nach dem Krieg bin ich also hab ich in Trümmern gespielt und ähm ja es war alles anders, ich konnte erst mit 8 eingeschult werden, weil ja alles kaputt war, die ganzen Flüchtlinge kamen.“

Man erwartet, dass die Tochter nach den Kriegserlebnissen fragt, daher wirkt die Erzählung zusammenhangslos. Was sie den Enkelkindern genau erzählt, wird daraus dann nicht verständlich. Wie unreflektiert sie bei diesem Thema ist, zeigt, dass sie der Meinung ist, in einer friedlicheren Welt zu leben. Krieg solle also nie wieder passieren. Sie benutzt Worte, die an eine Zeile in Adornos „Erziehung nach Auschwitz“ erinnert, meint hier aber den Krieg. Bezieht sie den Frieden vorher auf die ganze Welt, begründet sie dann schließlich, dass es nicht passieren dürfe auf ihre eigenen Biographie.

### **VI.II.2.j) Kriegsfolgen**

Von der Interviewerin wird sie nach den Folgen des Krieges für sie gefragt.

„Ja es ist auch also, sie wollte ja noch wissen, wie sich das so auswirkt, also, ich bin zweimal mit nem Architekten verheiratet gewesen. Mit meinem zweiten Mann, gut da waren die Kinder schon groß, wir hatten beide große Kinder, beim ersten waren auch Reisen möglich, aber mit meinem zweiten waren auch viele Architektur-Reisen. Da waren wir mal in Lyon und da hat der Noel, also der Architekt Noel die Oper gestaltet mit einem Tonnengewölbe und am Tag haben wir das alles angesehen, ich konnte ja immer mein Leben lang wunderbar laufen. Sie wissen ja jetzt noch gar nicht wodurch das passiert ist, ist ja auch gar nicht so wichtig, aber es hat mein Leben verändert, ich hatte nämlich nen Überfall in F. und damit hatte ich nen Beckenring-Bruch und ne schlimme Kopfverletzung und äh da musste die eine Hüfte operiert werden und die andere war sowieso schon ein bisschen lädiert, die musste dann auch noch operiert werden und äh naja, so das ist die Problematik, die dann so da vor der Oper (I: In F...) am helllichten Tag (I: am helllichten Tag...) einfach wegen der Handtasche angesprungen von hinten, um viertel vor sieben Abends und dann so rumgerissen und dann auf die Steine, also war schon ganz schön schlimm, das war am ersten April 2005. (3) (Atmet tief ein) Ja und jetzt zu dieser Sache in Lyon, ich bin immer gerne weit gelaufen und dann waren wir abends noch mal in der Innenstadt und da muss ich sagen, da hab ich mich so erschreckt, und zwar dieses Trommelgewölbe oben das war der Ballettsaal, wunderschön, aber der war ganz hell erleuchtet und da hab ich zu meinem zweiten Mann gesagt, das kann ich nicht ansehen da denke ich sofort an den Krieg und ich kann's auch nicht verstehen, dieser Mensch muss den Krieg überhaupt nicht erlebt haben, hat er ja auch nicht, denn sonst würde er so was nicht machen und also solche Dinge auch wenn heute jetzt durch Blitzschlag Häuser brennen, das ist für mich grauenhaft, ganz grauenhaft und es sind sowieso verschiedene Erlebnisse auch wenn gewisse Geräusche sind also ich bin eigentlich ein Mensch, der sich sehr gut beherrschen kann, aber wenn gewisse Geräusche sind, dann das kann ich dann gar nicht aushalten, also äh, der Krieg hat schon sehr schon bewirkt“ (20,23)

Frau Kirchner beginnt von den Auswirkungen des Krieges zu sprechen und kommt zu

einem Erlebnis in Lyon im Zusammenhang mit der Oper. Was dann aber ihr Leben verändert hat, ist ein Überfall bei der Oper in F.. Beider Erlebnisse scheinen sich überlagert zu haben. Der Unfall, der ihre Beweglichkeit eingeschränkt hat und die brennenden Häuser, welche durch die Inszenierung in der Oper in Erinnerung gerufen werden. Beides Erlebnisse, die ohnmächtig machen.

Als nächstes berichtet sie davon, wie sie mit Situationen umgeht, die erst einmal schwierig erscheinen:

„Ja. Also sagen wir mal, ich bin eigentlich jemand- ja, auch schon als ich noch nicht alleine war, aber seit ich alleine leben muss, muss ich alles anpacken, also ich bin nicht jemand, der sagt: „Ah, ne, das will ich jetzt nicht“ oder „Das möchte ich jetzt nicht“ und wie ich immer erlebte – „O, Gott, du bist ja gar nicht in der Lage da zu fahren“, so da hatte ich gedacht, na ja, da muss du die nächste einfach rechts fahren versuchen und da ging alle nicht, da musste ich die große Schleife drehen und dann bin ich hinten rum zum Hauptfriedhof- na ja, dann ging's wunderbar- also beim- man muss eben überlegen und das war mir klar- so, ich meine, dass es sicher mit anderen Dingen auch so, wenn man so jetzt mit jungen Müttern zusammen und die grade ihre Kinder gekriegt haben, dann wird eine oder andere mehr an eigener Geburt ihrer Kindern erinnern und ja, wenn da also auch Erlebnisse sind, die eben nicht so toll waren, dann ja muss das auch erst mal lange verarbeitet werden. Aber ich versuche dann so was durch positive Dinge zu überlappen.“ (28,21)

Sie stellt sich selbst so dar, dass sie sich von negativen Erlebnissen nicht einschüchtern lässt, sondern sie durch positive versucht, auszugleichen. Das Beispiel mit der Geburt eines Kindes lässt verschiedene Interpretationen offen: Dass ihre eigenen Geburt für ihre Mutter nicht schön war, die Geburt ihrer Tochter für sie oder die Geburt des Enkelkindes für ihre Tochter. Auf jeden Fall scheint die Geburt eines Kindes für sie kein glückliches Erlebnis, sondern mit negativen Gefühlen verknüpft zu sein.

Das nächste Zitat scheint eine Erklärung zu bringen:

„Ja, mit großen Schwierigkeiten [unverständlich]. Also ich hab- Sie haben jemanden vor sich, der wirklich sehr erlebnisreiches Leben gehabt hat ((lächelt vergnügt)) ganz-ganz-ganz viele wunderbaren Sachen erlebt, aber auch viele-viele Dinge, die einfach zu ertragen waren, weil man manche Sachen musste – „du kannst nicht immer das rosa das Leben zu kriegen“, da sind meine Kindheit ganz schon schwer gewesen auch durch Krankheit.“ (29,1)

Frau Kirchners Kindheit scheint für sie keine glückliche gewesen zu sein, womit sie ihre Aussage vom Anfang des Interviews, dass sie eine „sehr glückliche Kindheit“ hatte, widerlegt.

### **VI.II.2.k) Familiäre NS-Verstrickung, eigene Auseinandersetzung**

In einigen wenigen Szenen, in denen Frau Kirchner darüber spricht, was einzelne

Familienmitglieder „im Krieg gemacht“ haben und wo sie in dieser Zeit waren, dass zum Beispiel ihr Großvater eine sehr hohe Position in einem kriegsrelevanten Unternehmen hatte, wird sie sehr ungenau und in der Sprache oft unverständlich. Die Frage nach der Involviertheit der Familienmitglieder ins NS-System liegt nahe. Es wird hier aber von der Interviewerin nicht genauer nachgefragt, aus Angst, eine empörte Reaktion zu bekommen: Man könne das ja sowieso nicht verstehen, wenn man das nicht selbst erlebt habe. Im Protokoll nach dem Interview wurde ebenfalls in diesem Zusammenhang das Gefühl beschrieben, „etwas gewaltsam durchbrechen“ zu wollen und sich damit „schuldig zu machen“. Wie in der Familie von Frau Kirchner wird auch im Interview über diese Themen geschwiegen.

„Ja, dann kam hinzu, dass 44 meine andere Großmutter – die Mutter meines Vaters – die lebte in N., das war ein alter Eisenbahnknotenpunkt- ich erzähle näher vom Krieg weiter, das gehört aber dazu- und mein Vater ist in Preußen geboren und das ist jetzt Polen- und dann waren meine Großeltern- mein Großvater war bei der Bahn- damals sind viele Deutsche nach Preußen gegangen, weil die eben einfach da eine größere Chance hatten, sie wurden befördert- es ging diesen Großeltern sehr gut, die hatten da in Preußen ein Mädchen- ein Hausmädchen- und ich kenne diesen Großvater nur im schwarzen Gehrock mit Weste- ziemlich streng, aber nett. Und der wurde in den Gebäuden der Bahn- er hatte sehr gute Position- (...) und diese Großmutter hatte Bahn- das gab damals auch Bahnfreischeine, wenn eben man eine große Position hatte bei der Bahn, die hat uns dann öfter besucht- und na ja“ (10,8)

Was der Vater genau gemacht hat, weiß Frau Kirchner nicht ebenfalls nicht genau.

„und dann wurde er eingezogen, er war aber kein begeisterter Kriegslagesoldat, er war Verweigerer und hat auch versucht auch mal am Krieg nicht teilzunehmen und dann musste er eingezogen werden, weil man einfach so viele Leute gebraucht hat, da musste er nicht kämpfen, sondern er musste (unverst. an den Werkzeug) zu begleiten und das in Russland. Er war in einer sehr schwierigen Situation.“ (32, 40)

Was sie hier genau mit „Verweigerer“ meint, wird auch im weiteren Interview nicht klar.

Es ist ihr wichtig zu betonen, dass der Vater angeblich keine Gewalttaten vollzogen hat:

„- aber er hatte ja- hat auch furchtbare Dinge erlebt, aber nicht viel darüber gesprochen, hat aber nie ein Gewehr, nur zu seiner Selbstschutz gehabt, aber er musste nie auf Menschen schießen, er musste nur **mit Nichts** Autos reparieren, wirklich mit Nichts, weil es gab ja Nichts, also er musste wahnsinnig erfinderisch gewesen sein.“ (11, 3)

Der Vater war dann später in französischer Kriegsgefangenschaft, nachdem er aus der russischen Zone geflohen war.

„wie er sagte, er war nie an der Front, er war immer bisschen zurückversetzt, und er ist in die französische Zone geflohen und erst aus der französischen Zone- ich erzähle Ihnen ganz schöne Sachen über meinem Vater- er ist tot und es ist heute nicht mehr relevant-“

Ihre Reaktion hier ist seltsam, als wäre es etwas völlig absurdes, über diese Dinge zu sprechen. Womöglich ist es dies für sie auch. Es ist auch ganz und gar nicht schön, was sie mir über ihren Vater erzählt, bzw. ist es möglicherweise geschönt?

Auch dass es aufgrund seines Todes nicht mehr relevant ist, zeigt an, wie wenig sie sich mit dieser Thematik auseinandergesetzt hat. Außerdem ist damit dann dieses Thema auch beendet.

Nebenbei nur erwähnt Frau Kirchner:

„Sie ist paar Mal mit meinem Vater nach Norwegen- sie waren einmal in Italien, sie selber war mit Kraft durch Freunde auch oben beim Nordkap, und war so einmal am Rhein.“ (40, 4)

Man kann daraus natürlich nicht erfahren, inwiefern die Eltern von der NS-Ideologie überzeugt waren, aber dass sie nicht unwissend waren und zumindest eine gewisse Akzeptanz davon aufbrachten, davon kann ausgegangen werden.

Mehrfach im Interview spricht sie von „Nationen“:

„und dann mussten wir immer an den italienischen Lagern vorbei, und für uns- ja- und für uns- ich hatte nicht so viele Erfahrungen mit anderen Nationen- und die Italiener sind ganz besonders- sie waren natürlich auch- sie hatten- ja, sie hatten ganz wenig Wohnraum und sie hatten wenig Möglichkeiten sich zu waschen“ (9,25)

„Oder es streunten - entlaufende anderer Nationen- also Polen streunten da oben- nicht? also es war schon- war schon eine Zeit, die sehr hart war-“ (16,34)

Die Verwendung des Begriffs „Nationen“ kann als Versuch gedeutet werden, den negative konnotierten Begriff „Ausländer“ zu vermeiden. Trotzdem wirken diese Beschreibungen auf eine gewisse Art sehr unreflektiert. Wovon waren diese „Nationen“ entlaufen? Waren es Kriegsgefangene? Zwangsarbeiter? KZ-Häftlinge?

Auch ihre Erzählungen über einen der „rumstreunenden Polen“, der mit dem Onkel Kontakt hatte, klingen nicht gerade positiv:

„von dem Onkel ging die Ehe auseinander, der krank war - und der ging dann mit einem Polen- Also ich kann nicht genau sagen, wieso die da so rum gestreunt sind- also es war einfach eine chaotische Welt geworden- also, ja- und mit dem war er scheinbar befreundet- und diese beiden haben das Haus gemacht-“ (22,17)

„Und er hatte sich mit einem Polen befreundet, durch die Kriegereignisse wurde er von einer Frau geschieden- ich weiß nicht wieso, die kenne ich nicht- Und dann hatte er so einen Polen, mit dem er sich befreundet hatte- hatte kein Haus mehr, nix mehr. Und das war eigentlich netter Onkel, Onkel B.. Und dann haben die beiden, er und dieser Pole, unser Haus betreut und bewahrt, das war unser großes Glück, als wir dann aus der Evakuierung wieder kamen, stand das Haus noch und das war noch alles da, es wurde nichts gestohlen.“ (32, 24)

Der Onkel durfte dann in diesem Haus wohnen. Über den „Polen“ erfährt man im Interview nichts mehr.

„Und da fing alles an ein bisschen anders zu werden, es wurde auch gefährlicher- also man hat dann auch so- es waren schon- es waren jetzt- tja- Kriegsgefangene, denke ich, sehr viele Italiener waren da bei uns in Lagern. Und das ganze weiß ich nur, weil die anderen wurden immer stärker-“ (2,4)

Sie vermutet, dass es Kriegsgefangene waren. Klar ist hier auch nicht, wer „die anderen“ in diesem Zusammenhang sind, aber vermutlich sind hier die Alliierten gemeint.

In einigen Szenen beschreibt die die angebliche Solidarität unter den Menschen damals:

„und dann hat meine Mutter- sie hatte ein Aktenköfferchen dabei, wo sie ganze wichtigen Papiere drin hatte und auch Schmuck- und man hat auch damals so vertrauenswürdig, man hat sich gegenseitig nicht etwas weggenommen, im Gegenteil- das haben die Leute nicht gemacht.“ (14,19)

Dass es diese Solidarität wenn überhaupt, dann nur unter den nicht-verfolgten Deutschen gab, wird von ihr nicht reflektiert.

Insgesamt weiß sie wenig über die Rollen und Positionen ihrer Familienmitglieder oder spricht zumindest nicht darüber und wirkt ebenfalls sehr unreflektiert, was diese Thematik angeht. Die Verbrechen der Nazis werden von ihr überhaupt nicht thematisiert.

Im Fragebogen gibt sie außerdem an, dass in der Familie ebenfalls nicht über die Verbrechen der Nazis gesprochen wurde. Die Fragen nach einer möglichen NSDAP-Mitgliedschaft der Eltern bleiben von Frau Kirchner unbeantwortet.

### **VI.II.2.1) Selbstdarstellung**

Frau Kirchner beschreibt im Interview mehrfach explizit ihre Persönlichkeit als Kind und ebenfalls als erwachsenen Person.

Mehrfach betont sie, dass sie sehr neugierig und lebendig gewesen sei:

„Ja, und war ein sehr lebhaftes Kind, habe mich für alles interessiert, wenn ich konnte.“ (1,13)  
„aber ich war ein wildes Kind.“ (13,18)“Ich war wirklich sehr aufgewecktes Kind.“ (35,2)  
„ich war nie ein vorsichtiges Kind.“ (40,13)

Wie oben schon beschrieben verwendet sie dies häufig, um das strafende und strenge Verhalten der Mutter zu rechtfertigen.

Mehrfach grenzt sie sich in ihren Erzählungen von der Mutter ab, stellt aber eine Verbindung zu ihrem Vater, ihrem Großvater und ihrer Großmutter mütterlicherseits her, Personen, die sie als extravagant, stark und lebendig beschreibt.

„der Großvater war ganz agil, ganz fantastisch, der konnte weite-weite Wege machen und war einer humoriger Mann- der kam aus F. ((lächelt)) sehr interessant, ich bin stolz darauf, ich hatte einen F. Großvater. (...) ich habe das nicht forciert und trotzdem bin ich wieder nach F. gekommen. ((lächelt)) Ganz eigenartig.“ (3,63)

„und der war ja auch ein ganz starkes Individuum. Also zugesehen muss man sich gar nicht wundern, dass ich ein bisschen so geworden bin.“ (35,13)

„diese Großmutter ist etwas überkandidelt- das heißt - etwas extravagant ((lächelt))- etwas extravagant- Also sie hat zum Beispiel die Leidenschaft für Mode gehabt, sie hatte **immer** Kleider von der Schneiderin genäht, und ich habe auch eine Leidenschaft für Mode-“ (15,3)

Nicht nur Mode, sondern auch Schönheit ist ihr sehr wichtig, was sie indirekt zum Ausdruck bringt.

„Also meine Mutter hatte blonde Haare- beide Eltern waren sehr hübsch – blaue Augen und mein Vater war dunkel und ich war auch blond und hatte braune Augen.“ (2,51)

Mehrfach im Interview scheint durch, dass es sowohl den Eltern als auch den Großeltern eine gute Ausbildung wichtig war und das Leistung belohnt wurde und in der Werte-Hierarchie ganz oben stand.

Sie selbst hat damit zwar eine gewissen Ambivalenz, möchte nicht überheblich klingen, zeigt aber immer wieder, auch in der Beschreibung der Berufe der Eltern, wie wichtig ihr ein bürgerliches, bzw. bohémien Image ist.

„sie hat mich auch noch eigentlich- tut mir ein bisschen leid, dass ich das sagen muss, aber sie hat mich bevorzugt vor den anderen, sie hat drüber gesagt: „Du bist meine klügste Enkelin“, und das war mir wert, dass sie so gesagt hat- Na ja, gut, eigentlich ich freue mich natürlich auch, wenn meine Enkelkinder schöne Arbeiten schreiben und lobe sie auch, also so gesehen, ist das vielleicht so in Ordnung, dass man das tut.“ (15,15) „Ich war auch sehr ehrgeizig“ (41,3)

„Ich wurde im Prinzip, ja, wenn meine Mutter keine Zeit hatte- Ich bin übrigens Malerin. Das ist nicht mein einziger Beruf, aber nun seit 1987 habe ich das wieder aufgenommen, habe schon viele Ausstellungen gehabt.“ (4,19)

Wichtig ist es ihr ebenfalls zu betonen, wie weltoffen sie ist und aufgeschlossen dem technischen Fortschritt gegenüber im Gegensatz zur ihrer Mutter und ihrem Ex-Mann.

„also- ich bin ein bisschen Globetrotter- Also jetzt im Moment selbst, wo es mir nicht so gut geht, ich bin gerade erst seit 14 Tage wieder hier, ich war in Spanien, unten, an der Costa Andalus und also- mein Sohn, er zieht mich ein bisschen auf, er meint, wenn ich nicht die Möglichkeiten habe und selbst wenn es mir schwer fehlt, ich muss immer noch verreisen, ich bin einfach neugierig und möchte die neuen Sachen sehen.“ (5,12)“

„nein nein, ich bin schon ein Großstadt-Mensch, der interessiert ist an anderen Sachen, ich hab zum Beispiel Maler-Freunde in Kapstadt oder in Italien oder in Österreich und da kann ich auch hinmailen, das geht alles viel schneller“ (24,4)

„Also man muss nicht nur so die technischen Dingen versuchen noch zu erfassen, sondern man muss versuchen die Welt zu begreifen, während sie sich wahrscheinlich verändert- und sie verändert sich ständig- Ja, und da hatte meine Mutter wohl (2) ja- ich weiß es nicht- sie hatte da schon bisschen Schwierigkeiten.“ (12,7)

Weiterhin betont sie mehrfach im Interview wie wichtig ihr es war, wie viel Energie sie dafür aufbrachte und -bringt, Freundschaften zu pflegen, „Verbindungen zu halten“, ganz im Gegensatz zu ihrer Mutter.

„und bin auch vielleicht dadurch sehr kommunikativ und ich immer versucht habe mir nette Freunde zu suchen und das hat mein ganzes Leben auch geklappt, also ganz alte Freundschaften.“ (7,31)

„ich habe aber auch so Kontakte, ich fahre eigentlich jedes Jahr nach Norddeutschland und habe da auch Klassenkameraden, die ich dann besuche, und ja es ist- es ist schön, also es ist schön.“ (8,8)

„meine Mutter hat nicht so die Verbindung gehalten, wie ich es tue- Also ich halte wirklich Verbindungen und bemühe mich auch drum und bin auch großzügig und gebe auch eigentlich – hört sich eigentlich, sagen wir mal, alles ganz schön anmaßend an, was ich da so erzähle, nicht? Aber ich gebe wegen Anlass zum Streit, dass ich also mich mit irgendwelchen Leuten da zanken würde. Also aus dem Grund kann ich also auch ganz lange Freundschaften halten.(...) Ja, und so wie ich hier bin, so versuche ich, den Freunden, wenn sie mir, wenn sie in schwierigen Situationen, nennen wir es altmodisch, mir die Freundschaft halten, dass ich dann unbedingt, was zurück gebe. ich bin also kein Mensch der nur nimmt, nein nein, das kann man nicht, dann geht's nicht.“ (18,15)

Wie oben schon angemerkt, klingt es gerade in der Betonung, wie gebend und friedfertig sie sei, unglaublich.

Vor allem auch in den Erzählungen über das Verhältnis zu ihrem Ex-Mann und ihrer Tochter scheint die Friedfertigkeit besonders unglaublich.

„weil ich eine unwahrscheinlich starke Frau bin, das zeige ich vielleicht gar nicht so, aber ich habe also durch meine Mutter auch ein bisschen zur Perfektion geneigt. Und ja meine Tochter- dann hat sie also ein Kind bekommen, und das Kind hat sich so gut mit mir verstanden, da war sie ein bisschen eifersüchtig und sie wollte, dass ich noch mehr für sie gemacht hab- also das ist jetzt auch besser geworden, aber das mag auch an mir liegen, weil ich bin wahnsinnig großzügig, indem ich einfach da mich gar nicht so provozieren lasse...“ (30,4)

Und noch eine Beschreibung ihrer selbst kann zumindest als begrenzt angesehen werden, da sie ihrer Tochter gegenüber wohl eben nicht genügend Sensibilität aufgebracht hatte:

„ich bin ein wahnsinnig sensibler Mensch- vielleicht durch die Malerei auch, ich spüre das alles, ich spüre auch wenn irgendwie die Aura um mich herum ein bisschen gespannt ist.“ (16,23)

An den expliziten Stellen im Interviews beschreibt sich Frau Kirchner fast ausschließlich positiv. Nur in wenigen Erzählungen stellt sie ihre negativen Eigenschaften dar und dies dann eher indirekt, beispielsweise bezüglich der strengen Erziehung.

Sie scheint damit die Interviewerin von ihr als gutem, weltoffenen, gebildeten, kreativen Menschen unbedingt überzeugen und Bestätigung erhalten zu wollen. Der Wunsch nach einer narzisstische Spiegelung kommt dadurch sehr stark zum Ausdruck.

#### **VI.II.2.m) Sprechweise/ Sprache**

Frau Kirchner redet auch im Interview viel und schnell und über die verabredete Zeit hinaus. Ihre Sätze sind meist verschachtelt und sie springt häufig von einem Thema zu anderen, so dass schließlich sogar sie selbst einige Male bemerkt, den „Faden“ verloren zu haben. Es fällt der Interviewerin schwer, sich durchgängig auf das Gespräch zu konzentrieren und allem zu folgen. Dies führt nachträglich zu einem Gefühl der starken Verwirrung.

Die Interviewerin kommt kaum zu Wort und fühlt sich, wie aus dem Protokoll zu entnehmen ist „komplett überrannt“ und „erschlagen“. Auch Frau Kirchner antwortet wie ihre Mutter im Gespräch einige Male nicht auf Fragen, zieht sich allerdings nicht zurück, sondern tritt „die Flucht nach vorne“ an und macht es so der Interviewerin teilweise unmöglich, Verständnisfragen zu stellen. Fragen, die ihr Wissen über die Verbrechen des NS, die mögliche Involviertheit ihrer Familie und ihre Auseinandersetzung damit betreffen, kommen in diesem Interview im Gegensatz zu anderen Interviews gar nicht vor.

Mehrfach im Interview verwendet sie die Formulierung „das hat sie/ er durchgezogen“: Die Mutter mit ihrem Versuch, die bürgerliche Normalität aufrechtzuerhalten, die Großmutter mit ihrer finanziellen Unterstützung und der Vater mit seiner strengen Erziehung. An anderen Stelle fragt sie die Interviewerin, ob sie auch „hart im Nehmen“ sei. Sie drückt durch die Verwendung dieser Formulierungen einerseits eine gewisse eigene Härte aus, die ihr vermutlich anezogen wurde, aber auch immer wieder Wut aus das beschriebene Handeln der Personen.

#### **VI.II.2.n) Beziehung zur Interviewerin**

Die Beziehung zur Interviewerin ist vor allem durch diesen Wunsch nach Bestätigung für ihre Selbstdarstellung geprägt. Frau Kirchner redet im Interview ununterbrochen, lässt der Interviewerin nur wenig Raum für Fragen, antwortet häufig gar nicht auf diese und ist nicht wirklich an einem Dialog interessiert.

In Bezug auf das Verhältnis zu den Eltern möchte sie von der Interviewerin einerseits eine Bestätigung für die Großartigkeit ihrer Eltern, andererseits, und hier drückt sich ebenfalls

die Ambivalenzen in den Beziehungen aus, wenn auch nicht ganz bewusst, eine Anerkennung ihrer Verletzungen.

Häufig stellt sie kurze rhetorische Fragen im Interview:

„Und meine Mutter war so zugeschüttet gewesen mit Arbeit, die musste Krägen und Manschetten nähen, also das Allerschwierigste mit den dicken- Nicht?“ (35,7)

„Ja, so hat sie mich verloren, und es ist mir da, Gott sei Dank, nichts passiert- aber immer hin- vom Fahrrad- das ist so hoch, nicht? Und wenn man da als Kind geschlafen hat und runterfällt, auch nicht so schön.“ (9,18)

„und ich muss sagen, ich war nie besonders stolz, dass mein Vater Kraftfahrzeugmechaniker war- und Meister- nicht? und er wurde auch befördert, aber ich war nicht besonders stolz- das fand ich ein bisschen- ((schaut wie ein launisches bzw. trotziges Kind aus))“ (11,6)

„ich hab also eine fantastische Mutter gehabt, die sich sehr um mich und meine Familie gekümmert hat und auch noch um Enkelkinder- also meine Kinder sind ganz begeistert- und meine Mutter hatte bei denen ganz viele Sterne- Ja?“ (14,7)

„also so gesehen, aber ich äh, es sind wunderschöne Wurzeln trotz des Krieges, aber (3) jede Generation, die ohne so was aufwächst, kann wirklich von Glück sagen (3) nicht?“ (24,7)

„es war für sie Mütter wichtig, wenn die Töchter da- dass diese Töchter auch hübsch gekleidet waren und dass man ihnen auch alles mögliche- also sagen wir mal, die Ausgangsbasis für die Bildung damit gibt... Nicht?“ (30,20)

„und dann hat sie Marzipankartoffeln vor dem Ofen fallen lassen ((lacht)) also sie wollte es ein bisschen spannend machen- Nicht? Und solche- Ich muss sagen, alle haben sich sehr bemüht-“ (7,10)

„Es gab noch keine so Räuber, wie- aber wurde schon bei anderen Kriegszeiten alles auch ein bisschen schwieriger. Nicht? Wir hatten zum Beispiel einen sehr dicken schwarzen Kater gehabt und eines Tages war dieser Kater weg. Und also- meine Großmutter mochte ihn und ich mochte ihn auch. Und wissen Sie, wo wir sein Fell gesehen haben dann später? Bei einem Italiener, da mussten wir nämlich immer vorbei, an denen Bunkern gefahren sind- also, ja gut, die hatten auch nix zu essen, aber das war für mich also so was Außergewöhnliches, dass Menschen Katzen aßen. Nicht?“ (3,97)

Es sind vor allem Stellen im Interview, in welchen sie Unsicherheiten zeigt bezüglich der vorhergehenden Aussagen und dies mit dem kurzen „nicht?“ deutlich macht, um damit eine bejahende Reaktion der Interviewerin zu erhalten.

Häufig verwendet sie auch Formulierungen, die markieren sollen, dass es damals eine ganz andere Zeit war, in die sich nur schwer hineinzusetzen lasse.

„das kann man sich gar nicht vorstellen“ (6,10)

„da gab's auch Preiskegeln- es war eine andere **Welt**- das kann man mit heute gar nicht vergleichen- und hat er auch oft Enten nach Hause gebracht oder auch Truthähne“ (6,13)

„also eine Bank an der Wand- also waren Kissen, also es war sehr gemütlich und wir haben- Ich weiß nicht, ob Sie so was überhaupt schon mal gesehen haben? So einen richtigen alten Ofen?“

Also mit einem Rohr, mit einem Wasserbehältnis wo man heißes Wasser machen konnte und mit einem ( ), was man drin machen konnte- Hatten Sie das auch? ((lächelt))“ (6,32)

„damals gab es auch- es war **ganz andere Zeit**- es gab dann Strümpfe und für den Alltag so braune- sie wurden dann angeknöpft- und für Sonntag hatte ich- ich weiß nicht wo ich sie herhatte- es gab so Kniestrümpfe- weiße Kniestrümpfe- und in dieser Sonntagsmontur- sie wurden alle noch gestrickt mit ganz wunderschönen Muster- es könnten Sie sich gar nicht mehr vorstellen-“ (13,21)

„und zwar dachte sie - leben meine Eltern noch, steht das Haus noch, wie finde ich alles vor- jeden Tag- **j-e-d-e-n Tag**- sie können Sie sich gar nicht vorstellen, was das für Spannung gemacht hat-“ (15,32)

Dadurch schafft sie eine gewisse Distanz zur Interviewerin und bringt damit ebenfalls als Nebenprodukt zum Ausdruck, dass eine Person, die dies nicht erlebt habe, auch nicht urteilen dürfe über diese Zeit, da sie es sich ja gar nicht vorstellen könne. Damit wird sie zu einer unhinterfragbaren Zeitzeugin, deren Aussagen nicht überprüfbar werden.

Andererseits drückt sich darin aber auch wieder der Wunsch aus, gesehen zu werden mit all dem, was man erlebt hat. Ein Wunsch an das Gegenüber, sich wirklich versuchen, in diese Zeit hineinzusetzen.

An einigen Stellen expliziert sie ihre Rolle als Erzählende:

„und erst aus der französischen Zone- ich erzähle Ihnen ganz schöne Sachen über meinem Vater- er ist tot und es ist heute nicht mehr relevant-“ (13,11)

„**Sie war ja ganz schwierig**. Wenn ich Ihnen **das** erzähle, ich weiß gar nicht, ob das geht. Also ich erzähle Ihnen jetzt wirklich- ja- ich muss ja weiter vom Krieg erzählen- Jedenfalls gegen Kriegsende wir wussten ja nicht in welche Zone wir kommen würden, und meine Mutter hatte eine panische Angst vor den Russen.“ (12,16)

„ich konnte ja immer mein Leben lang wunderbar laufen. Sie wissen ja jetzt noch gar nicht wodurch das passiert ist, ist ja auch gar nicht so wichtig, aber es hat mein Leben verändert.“ (19,7)

Dies kann als Versuch verstanden werden, Distanz zwischen sich selbst und das Erzählte zu schaffen, da es sich hier jeweils um sehr emotional belastenden Berichte handelt.

In der Szene, in welcher es um ihre kranke Tante und ihre von der Mutter erzwungenen Besuche geht, bereitet sie die Interviewerin auf eine seltsame unverständliche Art vor.

Unverständlich, da die Erzählung, die daraufhin folgt, nicht besonders schrecklich erscheint und außerdem weil es fast etwas lustvolles hat, wie jemand, der eine Gruselgeschichte erzählt und die Zuhörer darauf vorbereitet.

Sie stellt außerdem hier eine Verbindung zur Interviewerin her, indem sie eine

Gemeinsamkeit unterstellt, nämlich, dass sie ebenso hart ist wie sie:

„Sie erschrecken auch nicht, wenn Sie so was sehen, wenn ich jetzt was mache?

I: Wie bitte?

KK: Sie erschrecken nicht? Sie sind auch hart im Nehmen.

I: Nein.

KK: Diese- Ich musste sie Tante (Blünk) nennen, weil jeder und ihre Bekannten nannten sie mit Nachnamen (Blünk).“ (31,17)

Die Interviewerin soll also vor allem eines: Frau Kirchner als Person selbst und ihre Aussagen bestätigen.

### **VI.II.2.o) Zusammenfassung**

Bis heute fällt es Frau Kirchner sichtlich schwer, ihrer Verletztheit in Bezug auf die Mutter bewusst Raum zu geben, ohne gleich darauf Schuldgefühle zu empfinden und sich sofort um eine „Wiedergutmachung“ in Form von Rechtfertigungen der Mutter oder eigenen Schuldzuweisungen zu bemühen. Die Ambivalenz ihrer Mutter gegenüber scheint sich aus zwei unterschiedlichen Verarbeitungsebenen zu ergeben: Auf der affektiven Ebene empfindet sie die Verletzungen, die wiederum stark mit Schuldgefühlen verbunden sind und wenig bearbeitet scheinen. Auf der rationalen Ebene erkennt sie über die Identifizierung mit der Mutter an, was diese geleistet hat und wie schwer sie es hatte.

Es scheint für sie unmöglich, dies auf einer bewussten Ebene nebeneinander stehen lassen zu können. Durch die spätere einseitige Anerkennung der Leistungen der Mutter ist eine „Versöhnung“ mit ihr scheinbar möglich, nicht aber bei gleichzeitiger Anerkennung von dem Leid ihrer Tochter. So kommt es weder zur einer intensiven Nähe, noch schafft es Frau Kirchner aufgrund der starken Loyalität, sich von ihrer Mutter zu lösen.

Die Deckerinnerung der paradiesischen Kindheit im zauberhaften Garten, die nicht nur zu Beginn, sondern immer wieder im Interview erzählt wird, hinterlässt zunächst im Interview das Bild einer glücklichen Kindheit, welches im Verlauf nach und nach immer größere Risse bekommt und negative Erinnerungen durchdringen.

Wichtige Personen, die tatsächlich Schutz boten, waren für sie vor allem die Großeltern väterlicherseits. Den Vater selbst verbindet sie zwar mit Schutz, jedoch war er zu den schlimmsten Zeiten ja gar nicht selbst anwesend, um aktiv zu werden. Dies scheint zu einer Idealisierung ihres Vaters geführt zu haben, welche zwar ebenfalls im Interview Risse bekommt, aber von ihr auch nicht wirklich aufgegeben werden konnte.

Das Verhältnis zu ihren anderen Großeltern, vor allem zur Großmutter, da der Großvater ja früh starb, scheint vor allem durch Bewunderung geprägt. Bewunderung für den Lebensstil und Anerkennung ihrer Leistungen durch die Großmutter.

Wichtig ist hier eine gute Ausbildung und eine gewissen Extravaganz, die sie selbst versucht, zu verkörpern. Man kann dahinter vermuten, dass sie gerne ihr Leben lang einen höheren Lebensstandard gewünscht hatte. Womöglich jenen der Großeltern, der durch die hohe Position des Großvaters bei der Bahn möglich war. Dass dies sehr wahrscheinlich nur durch eine mehr oder weniger große Involviertheit in die NS Verbrechen oder zumindest eine Kenntnis davon möglich war, wird von Frau Kirchner nicht reflektiert.

Überhaupt wird dieses Thema gänzlich ausgespart und auch ihre Reflexionen am Ende des Interviews beziehen sich ausschließlich auf den Krieg und auch nur auf diesen.

Damit verharrt sie in ihrem „Mikro-Kosmos“, obwohl sie mehrfach angibt, weltoffen zu sein und an allem interessiert.

Von Jüdinnen und Juden wird überhaupt nicht gesprochen. Somit zeigen sich bei ihr einige der Phänomene, die in den Studien zur Dynamik von Täter:innen-Familien/transgenerativen Weitergabe von Täter:innenschaft gezeigt haben.

Ihre harte Erziehung hat zumindest bis zu einem gewissen Grad auch sie hart werden lassen („hart im nehmen“), was vor allem in den eher beiläufigen Berichten über die Beziehung und Erziehung zu ihren Kindern durchscheint und ebenfalls in der Verwendung bestimmter Begriffe.

Frau Kirchner wird von den Widersprüchen ihrer Bezugspersonen und auch sich selbst gegenüber hin und her gerissen. Sie kann die verschiedenen Perspektiven nicht nebeneinander stehen lassen. Der Vater wird erst idealisiert, dann entwertet. Die Mutter versucht, zu idealisieren, aber die Enttäuschung und die Wut ist zu stark und so kann sie am Ende nur mit einer radikalen Vereindeutigung „retten“, auf Kosten ihrer eigenen Verletzungen. Die Großeltern werden bewundert und mit Stolz auf die Bewunderung der Großmutter reagiert. Dabei wird ihre mögliche Involviertheit in die NS-Verbrechen komplett de-thematisiert. Der andere Großvater, der ihr tatsächlich gut getan zu haben scheint, wird aber eben auch wegen seiner „Extravaganz“ bewundert. Er kommt ihr am Ende dann zu nahe. Die Großmutter scheint die einzige Person gewesen zu sein, die ihr wirklich Schutz bot, sich mit ihr beschäftigte und ihr nahe war. Aber diese Großmutter stand für sie nicht

als von ihr so gewünschte großartige Identifizierungsmöglichkeit zur Verfügung. Außerdem empfindet sie mit der Nähe zu ihrer Großmutter gleichzeitig die Distanz zu ihrer Mutter. Von ihr hätte sie gerne die Zuwendung gehabt, die ihr ihre Großmutter gibt. Dadurch ist diese Nähe für sie gleichzeitig auch schmerzhaft.

Identifizierung bietet somit die großartige Großmutter, die aber gleichzeitig nicht wirkliche Nähe bietet, aber narzisstische Bestätigung und Nähe gibt es von den Großeltern, wobei die aber entweder narzisstisch unbefriedigend sind oder aber am Ende zu nahe kommen und dadurch bedrohlich werden.

Frau Kirchner scheint von all diesen Ambivalenzen, die sie so nicht bewusst wahrnehmen und erzählen kann, in einem Zustand einer starken Verwirrung zu sein.

Tatsächlich scheint die Identifikation als Kriegskind ihr Sicherheit zu geben, da es hier endlich eine Eindeutigkeit, eine Klarheit zu geben scheint.

Frau Kirchner kam zum Interview, um über ihre Kriegserlebnisse zu sprechen. Letztendlich nehmen diese aber nur einen geringen Teil des Interviews ein und die Beziehungen in der Familie dominierten letztendlich das Interview, ohne das dies von Frau Kirchner so „geplant“ gewesen war.

Als „Kriegskind“ fand sie den Weg zum Projekt und damit eine Möglichkeit, über ihr Leid zu sprechen. Die Dynamik des Interviews und die Unstrukturiertheit ihrer Erzählungen lassen darauf schließen, dass diese negativen Erinnerungen weitgehend verdrängt waren und im Moment des Erzählens einen vorhandenen innerpsychischen Konflikt abbilden. Ihre bisherige Kindheitsgeschichte erfährt während des Interviews eine Umstrukturierung, konflikthafte Erinnerungen werden zumindest im Sinne von Versprachlichung in die Erzählung integriert. Damit entfalten sie eine neue Wirksamkeit, wobei auch die Reaktion der Interviewerin eine Rolle spielt, bestätigt sie immer wieder die Legitimität des Leids und der Wut.

Frau Kirchner kann ihr Leid aufgrund des Krieges scheinbar in Relation setzen zu anderem Leid, kommt dabei aber zu seltsamen Vergleichen, die von vornherein sie in die schlimmere Position setzen. Ihre Art und Weise zu reflektieren, entspricht nicht unbedingt der, die sie vorgibt zu haben, benutzt sie doch nicht nur seltsame Vergleiche und Begrifflichkeiten und spart die relevantesten Themen in ihrer Reflexion aus.

Die Art und Weise, wie sie erzählt, macht die Analyse des Interviews ausgesprochen schwierig, da in jeder Erzählung immer mehrere Geschichten, Szenen, Erlebnisse und Personen verschränkt dargestellt werden.

### **VI.II.3. Herr Fischer – Das Dilemma der Reflexion**

Der Kontakt zu Herrn Fischer kam durch den Kriegskinder-Workshop zu Stande. Dort viel er vor allem dadurch auf, dass er der Einzige war, der sich mit den Folgen einer Sozialisation im NS auseinandersetzen wollte.

Die Verabredung für das Interview verläuft unkompliziert. Das Interview findet beim ihm zu Hause statt, da es für ihn einfacher sei, da er blind und schwerhörig ist.

Herr Fischer wohnt mit seiner Frau und seinen zwei Katzen in einem Neubaugebiet. Die Wohnung wirkt modern, einladend, mit kleinem Garten. Herr Fischer öffnet die Tür und die Interviewerin ist überrascht, dass er trotz seiner gesundheitlichen Einschränkungen mobiler wirkt, als sie es sich vorgestellt hatte. Ein sehr großer Mann – eine respekteinflößende, selbstsichere Erscheinung - mit kurzen weißen Haaren, Brille und rotem Pullunder. Er kommentiert, dass er überrascht sei, dass sie so wenig Gepäck dabei hätte und sie bemerkt überrascht, dass tatsächlich das Kamerastativ fehlt.

Herr Fischer wirkt sympathisch, einladend, offen und kompetent aber auch respekteinflößend.

Auf Nachfragen am Anfang reagiert Herr Fischer ungeduldig wird und streng und merkt an, dass er das ja schon gesagt habe. Trotzdem verläuft das Interview im weiteren Verlauf sehr flüssig und es entsteht eine angenehme Atmosphäre.

Herr Fischer, Jahrgang 1934, ist in einer Kleinstadt aufgewachsen (Ostdeutschland), dort lebte er bis zum Kriegsbeginn mit seinen Eltern, seinem vier Jahre älteren Bruder und seinem Großvater väterlicherseits in einer gemeinsamen Wohnung. Der Vater arbeitete als Mechaniker auf einem Flugplatz in der Nähe. Von der beruflichen Tätigkeit der Mutter erfährt man nichts. Der Vater verließ die Familie als Herr Fischer noch sehr jung war.

#### **VI.II.3.a) Eingangsszene**

Zu Beginn des Interviews wird wie üblich der Ablauf und die Rahmenbedingungen noch

einmal erklärt. Herr Fischer interessiert sich genau für die Methoden, mit denen gearbeitet wird: „Ich frag nur so.. in welcher Form sie arbeiten.“ (1, 15) Damit drückt er einerseits Neugierde aus, die über den Inhalt des Projekts hinausgehen, aber auch Kompetenz. Möglicherweise liegt dahinter das Bedürfnis, etwas Kontrolle über die Situation zu bekommen.

Im zweiten Interview drückt er seinen Unmut darüber aus, dass es so lange bis zum weiteren Termin gedauert hat:

„Ich hatte Ihnen ja gesagt, dass ich schon den Zettel mit Ihrer Telefonnummer schon weggeworfen hatte –Ja, *zuckt mit den Schultern* | ist jetzt vorbei, die meldet sich nicht mehr. Hat wahrscheinlich genug von dir gehört. Oder aber, du warst nicht so interessant, dass ( ) Ok. Also, aber trotzdem hab ich mich gefreut, als Sie angerufen haben. Weil ich, mir macht's ja auch Spaß.“ (1, 6)

Er war etwas beleidigt, dass er nicht früher angerufen wurde. Dadurch wurde er verunsichert, ob er denn überhaupt interessant genug sei und drückt seinen Spaß am interviewt werden aus. Die Interviewerin versucht ihn zu besänftigen, indem sie ihm versichert, dass es sehr interessant gewesen sei und es auch ihr Spaß gemacht habe und dass er sogar der erste sei, mit dem das zweite Interview gemacht wurde.

Daraufhin erzählt er, dass ja in der Zwischenzeit bei ihm auch viel passiert sei und er sich mit anderen Personen über dieses Thema verständigt habe.

### **VI.II.3.b) Erste Erinnerung**

Auf die Frage nach der ersten Kindheitserinnerung antwortet Herr Fischer mit einer Szene über die eine Begegnung mit deutschen Soldaten:

„O, das ist.. ja.. ich wollte noch ein bisschen nachdenken.. aber ich glaube, das war eine ..eh.. Begegnung mit deutschen Soldaten. Ja, die waren bei uns in der Nähe, so in einer Kaserne arbeiteten..und wenn die so zur Stadt runter gingen, beim Haus vorbeilaufen wenn ich da auf der Straße spielte, haben die sich auch mit mir beschäftigt. Weil ich so blauen Strickanzug anhatte, da haben die mich..(unverst...) genannt. Das ist so eine Erinnerung, dass die mich da so hochgeworfen haben. Wobei ich hinterher den Verdacht hatte, später, als nachgedacht habe, dass das Interesse galt mehr der Mutter als dem Kind.“ (S. 2, Z.4)

Seine erste Erinnerung ist somit indirekt (vor)kriegsbezogen „38 – 39“ (2, 21). Er schildert hier aber ein für ihn damals positives Erlebnis, so wie er das auf die Frage der Interviewerin bestätigt (2, 14), was nur durch die Nachträgliche Enttäuschung, dass die Aufmerksamkeit womöglich seiner Mutter und nicht ihm galt, getrübt. Die Soldaten haben ihn in die Höhe geworfen. Dieses Bild hat tatsächlich eine große Bedeutung, wie sich im

weiteren Verlauf des Interviews erschließt.

Kurz merkt er an dieser Stelle an, dass er später „mit den Soldaten auch ganz anderes erlebt“ habe, führt dies aber nicht weiter aus. (2,14)

Nach dieser Szene fügt er direkt eine nächste Szene an, in der es um eine weitere Begegnung mit Soldaten geht. Erkennbar wird dabei, dass er wohl tatsächlich eine relativ enge Beziehung zu diesen Soldaten hatte:

„...weil die sich so gekümmert haben und öfter mal vorbeikamen und irgendwann gesagt haben, wir verpassen dir eine Uniform.. o-ja.. die wollten.. Dann haben die mich in dem Lager, da ging es um die Wache drum herum.. war keine richtige Kaserne, war nur eine Baracke mit Lager, aber eingezäunt für die Soldaten, die da stationiert waren. Und dann bin ich mal hin und dann haben sie mich über die Wache eingeschleust, bin ich in die Kammer gekommen, von dem Uniformschneider, Kleiderkammer, oder so was. Ich als kleiner Dötz da. Und dann haben die gesagt, wir müssen da gucken. Sie haben mich vermessen. Und wenn die noch dabei waren, zu gucken, wie die mir die Uniform schneiden könnten, kam draußen Krach vom Flur, kam der Unteroffizier von Dienst. konnte man hören von draußen, dann haben die mich in Schrank gesteckt, dann konnte ich hören vom Zimmer aus, so die militäre Befehle, so wie ...(unverst.) ..und es nicht besetzt..und der verschwand dann wieder, ohne mich zu entdecken.. Wer kommt auf die Idee - ein Kind im Schrank oder so. Dann bin ich auf diese gleiche Weise wieder raus, nachdem ich vollkommen vermessen war. Aber die Uniform habe ich nie erhalten. Das wurde dann wahrscheinlich durch den Krieg irgendwie unterbrochen, durch den Kriegsausbruch.“ (2, 26)

Er muss enttäuscht gewesen sein, dass er seine Uniform nicht mehr bekommen hat, andererseits aber auch Stolz, dass die Soldaten sich für den kleinen „Dötz“ so viel Mühe gemacht und sich sogar beinahe Ärger eingehandelt hatten, um ihn zu einem von ihnen zu machen. Es war ein Abenteuer für ihn.

Noch ein anderes Bild entsteht hier: Eine eingezäunte Baracke, er wird vermessen, er wird im versteckt vor dem Offizier. Dies sind alles Beschreibungen, die vor allem an die Verfolgung der Jüdinnen und Juden erinnern, die teilweise versteckt wurden, sich verstecken mussten, die vermessen wurden und die in die Lager kamen. (Wechselrahmung - Welzer)

Nach diesen beiden Szenen wird er von der Interviewerin gefragt, wie es dann weiter ging. Er macht hier aber eine Zäsur, geht zurück und schildert seine Familie, wer alles dazu gehörte und wo er gewohnt hat. Auch von seinen beiden Brüdern erzählt er und dass er der Mittlere war.

### **VI.II.3.c) Mutter**

Das erste Mal als er seine Mutter erwähnt ist in der Szene mit den Soldaten und hier sehr unpersönlich: „Das Interesse galt mehr der Mutter als dem Kind.“ (2, 10)

In der nächsten Äußerung über seine Mutter wird die zentrale Thematik in der Beziehung zwischen den beiden deutlich:

„ich habe mir immer.. ich habe mehr Erinnerungen an meine Mutter, mit der ich dann viel rum gemacht... Zusammenleben...“ (6, 17)

Dass die Beziehung zur Mutter zu eng war, wird hier deutlich, da er eine Formulierung verwendet, die man eigentlich für den sexuellen Kontakt von zwei Personen verwendet.

Seine Eltern hatten keine gute Ehe und haben sich nach dem Krieg scheiden lassen. Zwei Dinge verwundern ihn:

„Also, der Vater war weg, wieder mal, tauchte immer wieder nur ab und zu mal auf. Und meine Mutter musste sich um uns kümmern und dann interessanterweise wurde dann '44, also noch vor dem Kriegsende, ein jüngerer Bruder von mir, zehn Jahre jünger als ich doch noch geboren. Warum der Junge noch geboren wurde? Ich weiß es nicht, was das war mit .. was meine Eltern da noch so getrieben, um dann noch mal ein Kind zu zeugen.. aber das sind so Dinge, die ich mal hinterher...“ (6, 21)

Er fragt sich, warum seine Eltern hier noch ein Kind zeugen mussten. Es bleibt offen, ob es einfach ein Unfall war und keiner Rationalität folgte, ob es ein Versuch war, die Ehe zu retten oder ideologische Gründe hatte. Herr Fischer bleibt jedoch nur bei der Verwunderung und scheint keine weiteren Überlegungen angestellt zu haben, was der Grund gewesen sein könnte.

„... ich habe dann ein Großteil dieser Erkenntnisse erst dann mitbekommen, weil ich das Scheidungsurteil meiner Eltern, meine Eltern sind '48 geschieden worden.. da war ich 14, noch nicht 14, 13-14. Ich habe das Scheidungsurteil in die Hand bekommen und hab das lesen können. Damals wurde noch nach dem Schuldprinzip verurteilt, nicht nach Zerrüttungsprinzip wie heute. Sondern es wurde Schuld zugewiesen. Interessanterweise auch, konnte ich feststellen,  $\frac{3}{4}$  der Schuld – mein Vater,  $\frac{1}{4}$  der Schuld – meine Mutter. Das war für mich auch so ein Effekt - aha, guck mal, da war auch was...das war die Schuld. Darum ging es immer nur. Und sie hatte auch ein Verhältnis gehabt. Das hat mich auch gewundert.“ (7, 8)

Es wunderte ihn ebenfalls, dass seine Mutter ein Verhältnis hatte. Er scheint die Mutter nicht als Mensch mit sexuellem Begehren wahrgenommen zu haben. Dies scheint für ihn eine große Erkenntnis gewesen zu sein, die auch weitere Folgen für ihn hatte, da er den Vater ersetzen musste.

„Und ich hab dann.. das war Sprung weiter.. nach Kriegszeit.. ich habe dann also entschieden,

auch als mein Vater weg war, als die Scheidung lief, ich habe dann mit meinen 13-12, 13-14-15 Jahren, dann im Grunde genommen die Rolle im Dings spielen.. obwohl ich einen älteren Bruder hatte...aber der hat sich schon auf den Weg gemacht und war mit Freunden außer Haus. Er hat auch einfach so aus dem fr.(?) Raum rausgezogen, wollte es auch nicht. Und an mir blieb es hängen..Ich war dann derjenige, der da war und von meiner Mutter ein bisschen in die Pflicht genommen worden ist. Sie hat mich schon auch in Anspruch genommen.. als.. .Als Partnerersatz, ja. Das hat sie schon. Dann auch anderes Zeug in die Kriegszeit rein.“ (7, 8)

Eine interessante Formulierung hier bei ist, dass er „entschieden“ hat und gleich danach „die Scheidung“. Die aktive Formulierung wird zum passiven „in die Pflicht genommen“.

Der Wunsch, die Mutter für sich alleine zu haben, den Vater los zu werden, wird Realität und dadurch zur Bedrohung und Belastung.

Später beschreibt er, dass seine Mutter für ihn und seine Brüder gesorgt habe.

„Sie hat sich um uns gekümmert. Wir sind auch zusammen, was weiß ich, Kartoffel klauen gegangen. Sie hat auch.. wir haben.. nach der Kriegszeit, als es mit dem Hunger anfang...während des Krieges, '44, das war für uns.. als der Sohn geboren wurde.. kriegte sie noch extra die Lebensmittelkarten.. extra Karte für Schwangere. Sie wurde etwas besser gestellt, und die ganze Familie konnte gut leben.. (...) Sie hat.. sie war schon.. sie war für uns da.“ (14, 10)

Er erkennt an, dass die Mutter für sie da war. Trotzdem fällt es ihm sichtlich schwer, es klar und deutlich über die Lippen zu bringen und er braucht im letzten Satz drei Anläufe. Ob diese Aussage lediglich aus einem schlechten Gewissen heraus resultiert, er aber nicht wirklich davon überzeugt ist oder ob er sich darüber bewusst ist, dass das Verschweigen dieser Tatsache die Realität nicht abzeichnen würde, es ihm aber schwerfällt, etwas Positives über die Mutter zu sagen, kann hier nicht eindeutig festgelegt werden. Deutlich wird aber eine Ambivalenz der Mutter gegenüber: Einerseits war sie da, aber auch nicht in den entscheidenden Momenten, wie sich im späteren Interview zeigt oder aber sie war zu viel.

In der nächsten Sequenz erzählt er von der Herkunft der Mutter, dass sie es auch nicht leicht hatte, Hunger und Gewalt erlebte und sie zu einer drastischen Maßnahme griff:

„Der Vater meiner Mutter war verwitwet, hat aber dann wieder geheiratet, das war eine ganz böse Frau...hat meine Mutter immer erzählt.. die haben immer die Kinder.. hat ihre eigene Kinder mitgebracht zu den acht, die er da mitgekriegt.. und der hat wieder scheiden lassen nach kürzerer Zeit wieder. Das heißt, sie hat dann sehr-sehr schlecht gelebt.. das war.. sie ist '11 geboren, dann kam der Krieg, dabei haben die auch gehungert..und die älteste Schwester war 16 Jahre älter als sie.. und die hat dann quasi in der Haushalt die Mutterrolle übernommen.. und hat dann jeweils auch so ihre kleineren Kinder.. Geschwister hat sie dann auch, wie gesagt, notfalls auch verprügelt, um die also friedlich, auf richtige Spur zu setzen.. und das zieht sich also in Alter

hin. Diese älteste Schwester war bei uns dabei mit meiner Kusine ...Ja. Und.. ja.. das war auch hinterher mal wichtig. Ich habe das hinter uns, ich habe noch mal nach der Zeit zusammen vor.. vor der Scheidung noch.. wir haben dann irgendwann die Wohnung gewechselt, nach Kriegszeit, raus aus der einer...Und meine Tante hat dann sich ein Zimmer gesucht mit ihrer Tochter irgendwo. Und wir haben dann woanders gewohnt. Mein Vater war auch dann nicht da. Und meine Mutter hat dann einen Selbstmordversuch gemacht.“ (14, 10)

Die Mutter war umgeben von bösen Frauen. Was sich hier ins Alter hinzieht, bleibt offen. Die Gewalt der Schwester? War seine Mutter gewalttätig? War er seinen jüngeren Geschwistern gegenüber gewalttätig? Seinen Kindern gegenüber?

Man erwartet eher, dass die Mutter erleichtert sein würde, als ihre schlagende Schwester auszog, aber sie versuchte tatsächlich sich umzubringen. Er erklärt dies indirekt damit, dass sie von allen verlassen wurde. Dass sie sich versuchte mit Gas zu töten, war zwar eine damals gängige Praxis und doch verwundert es in diesem thematischen Zusammenhang. Oder zumindest hätte man von Herrn Fischer, der sich intensiv mit den NS-Verbrechen auseinandersetzte, eine kurze Bemerkung erwartet.

Der Selbstmordversuch hat für ihn weitreichende Folgen.

„Das muss irgendwann um '47 gewesen sein. '46? Ja-ja '47! 47 schätze ich mal. Oder einfach '48. Ich, der kleine Dötz, 12-13, habe sie gefunden wie sie mit Gas vergiften wollte, und bin dann irgendwann auf sie eingeredet, und bin dann zu meiner Tante, zu der älteren Tante, die nicht weit entfernt gewohnt hat..“Tante L., Tante L., kommt her, die Mama hat sich... wollte sich mit Gas umbringen!“ Dann kam die.. was weiß ich, die 150 Meter angetigert.. das heißt, wie stark jetzt, also ob sie nun wirklich absolut entschlossen war das zu tun oder nicht – das kann ich nicht beurteilen. Ich habe sie nur gefunden, wie die am Gashahn saß mit einem Bild meines Vaters so hingestellt. Und ich das.. Ja, das war.. Also, meine Mutter hat...Ich habe im Ehebett bei ihr geschlafen. Ich hatte kein eigenes Bett. Aber.. Ich habe öfters schon darüber nachgedacht, ob sie.. ob sie mich missbraucht hat. Und da bin ich der Meinung, das hat sie nicht getan. Sie hat mich gebraucht als Unterstützung, als männlicher Part...und ich habe dann auch mit ihr im Bett geschlafen, ihr auf dem Schoß gelegen. So.. so wie ich das mit einer Frau schlafe, wenn ich.. nachts unter...(?) packen.. aber das muss man auseinander rollen...aber ich habe keine Erinnerung an irgendwelche sexuellen Übergriffe. Die habe ich nicht. So.. das jetzt mal.. hat mit dem Krieg nicht zu tun, sondern mit meiner speziellen familiären Situation.“ (15, 10)

Es muss furchtbar gewesen sein, seine Mutter so zu finden. Er weiß nicht, welches Jahr es genau war, wie alt er genau war, seine Erinnerung ist hier verschwommen. Seine Mutter kam nur schwer mit der schlechten Beziehung und der Flucht des Vaters zurecht. Dies führte dazu, dass Herr Fischer sich um sie kümmerte und sich nicht abgrenzen konnte, da er immer mit der Angst leben musste, sie könnte es wieder tun, wenn er sich von ihr abwandte.

Er beschreibt sich der Mutter gegenüber später als „unduldsam“, nachdem er durch

Klassenkameraden feststellte „ich lebe in diesen Verhältnissen, das müsste eigentlich ganz anders sein“ (15, 30)

Sein älterer Bruder lernte schnell einen Beruf und war ebenfalls weg, was er ihm übel nimmt.

„Der war dann '48 als meine Mutter diesen Suizidversuch gemacht hat, da war er mit Freundin unterwegs. Er war '30 geboren, da war er 17-18, da ist er immer zu der Familie marschiert von seiner Freundin, die er hatte. Und ich war zu Hause.“ (15, 34)

Er habe dann

„ziemlich, manchmal auch ziemlich Terror gemacht. Ich habe also.. rumgebrüllt. Ich als Kleiner habe versucht da irgendwelche Weichen zu testen, und irgendwelche Muster. So und so musste das jetzt gehen! (...) Ja, aber eigentlich der Große war weg, der Kleine war noch da, um den kümmerte ich mich, aber der war so klein, dass da.. Da war er noch nicht so... Es war nur die Ausnahme mit meiner Mutter eigentlich, weil sie nicht.. Er hat nicht so, wie ich gerne gehabt hätte.. unser Leben gestaltet hat. Das war schon.. ja!“ (16, 7)

Der kleine Bruder war noch zu nichts zu gebrauchen. Es ist nicht klar, wer hier das Leben nicht so gestaltet hatte. Der kleine Bruder? Der große Bruder? Der Vater? Die Mutter? Es scheint, dass alle Familienmitglieder zu nichts zu gebrauchen waren. Dass er der einzige war, der das Leben am Laufen gehalten hat. So wird es sehr verständlich, dass er auch mal „Terror“ gemacht hat. Er muss sehr überfordert gewesen sein von der Realität und von seiner Phantasie, alles zusammen halten zu müssen und für das Leben der Mutter verantwortlich zu sein. So belastend diese Situation ist, muss es ihm doch eine gewisse Lust bereitet haben, so viel Macht zu besitzen. Vor allem in Anbetracht dessen, dass ihm diese in anderen Situationen immer wieder verwehrt wurde und er in anderen Zusammenhängen immer der Kleinste war, der scheiterte.

Schließlich versuchte er es ebenfalls mit der Flucht wie der Vater, was ihm aber letztendlich nicht gelang, wie die nächste Erzählung zeigt.

„Vielleicht noch mal so ein Schwenker hinten raus. Ich war dann weg. Ich bin '53 in den Bergbau gegangen, bin also von E. Weg, (...) und wollt gerade sagen: ich war nicht ganz zwei Jahre weg, dann war meine Mutter wieder bei mir. Ich habe dann da, wo ich war, in Bergbau eine Wohnung besorgt, und ich habe meine Mutter und meinen jüngeren Bruder mit dahin geholt.. das ist das.. Also die Geschichte ist da noch nicht zu Ende, also die setzt sich mit meiner Mutter noch in die Zeit bis sie gestorben ist. Meine Mutter ist sehr früh gestorben, '61, mit 50 Jahren ist sie gestorben. Aber sie hat bis zu diesem Zeitpunkt bei uns mit auch.. Als ich verheiratet war auch, noch mit uns in der Familie.. Das war schon.. Also da habe ich keine guten Erinnerungen dran. Ja. Und auch die Flucht, wie gesagt, zwei Jahre hat sie gehalten, da war sie wieder da. Also, länger hat sie nicht ausgehalten. Oder auch als sie dann noch heiratete, meine Mutter. Obwohl sie dann später, meine Mutter noch mal geheiratet hat, einen älteren Rentner, damit sie ein bisschen

versorgt war. Der kam dann auch mit dahin in die Ecke rein, der starb dann aber irgendwann bald, was für sie bedeutete, sie hat erst mal eine richtige Rente gehabt. Ja.. also das.. oh, Gott, ja. Und mein Vater, wie gesagt, immer auf der Flucht.“ (15, 30)

Wie sein Vater flüchtete er. Er wird zu dem Menschen, den er dafür verachtete, wie sich später zeigen wird. Auch hier wechseln seine Formulierungen zwischen aktiv und passiv: Er holte sie, sie folgte ihm. Man kann davon ausgehen, dass er sich verpflichtet fühlte, sie bei sich zu haben, dass er Angst hatte, sie werde sich noch einmal versuchen umzubringen und er trage dann die Schuld daran. Dadurch wird sie zur Verfolgerin, die ihn bis in ihren Tod hinein verfolgt.

### **VI.II.3.d) Vater**

Auch für Herrn Fischer tritt eine große Veränderung nach dem Weggang des Vaters ein. Er erwähnt hier zum ersten Mal im Interview den Krieg:

„Im Krieg wurde es dann anders, dann mein Vater wurde versetzt von der Stelle dort nach E., das war schon in der Kriegszeit dann...“ (3, 23)

An seinem Vater kann er nichts Gutes lassen, da er die Familie immer im Stich ließ, immer auf der Flucht war, sich ständig beruflich versetzen ließ:

„Mein Vater war immer.. ich habe von meinem Vater.. unzensiert.. schlechte Erinnerungen an ihn.. nichts Erfreuliches an ihn..und er hat dann auch immer wenn wir dann, wenn wir zusammen waren die Familie, hat er immer Stelle gesucht, woanders draußen, zog wieder weg.. Er hatte auch schon damals, das habe ich später erfahren, jede Menge Verhältnisse mit anderen Frauen und war kein Familientyp, war kein Vater, der als Vater für die Familie da war... deswegen auch.. wir waren nämlich grade umgezogen von O. (?) nach E., also dieser Wechsel damals, wo er versetzt worden waren. Und wir waren vielleicht noch kein Jahr in E., da war er wieder weg und runtergegangen in F.“ (5, 32)

Die nächste Szene lässt zwei Interpretationen zu.

„Und hat er sich dann da auf dem Flughafen.. das muss ich auch noch sagen.. das war auch eine.. eine Folge der Entwicklung des Dritten Reiches. Mein Vater war '8 geboren. Meine Eltern haben '31 geheiratet, das war kurz nach der großen Wirtschaftskrise. Der Arbeitslosigkeit, ich nehme an, mein Vater war arbeitslos gewesen zu der Zeit. Und mit dem dritten Reich hat er dann eine feste Arbeit bekommen, das heißt, ich nehme an, dass ich überhaupt '34 geboren wurde, mit zusammenhängt, dass er eine Perspektive für die Familie gesehen hat aufgrund der Entwicklung im dritten Reich. ja.. ja.. also Vater immer..“ (6, 10)

Er nimmt an, dass der Vater arbeitslos war, aber er weiß es nicht. Durch den wirtschaftlichen Aufschwung habe er eine feste Arbeit, eine Perspektive und einen Sohn bekommen. Dies kann ohne jegliche ideologische Überzeugung des Vaters/ der Eltern genau so passiert sein. Trotzdem bedeutet dies, dass er wenn auch nicht für, doch aber aufgrund des Nationalsozialismus geboren wurde. Dies muss eine seltsame Ambivalenz in

ihm auslösen.

Nicht nur, dass er von seinem Vater nichts bekam. Dieser bereicherte sich auch noch mit Dingen, die er und sein Bruder für sich zum Spielen fanden:

„Von den Skiern [lauter] wollt‘ ich noch was erzählen [Hm] (...) Eh (-) die Skier hat mein Bruder ja mitgebracht und mein Vater hat sie dann im Schloßpark verkauft, hatten wir auch nix davon, da hat der sich dann...auch selbst bereichert. Der hat ja [zuckt mit Schultern] der hat uns [Hm]. Einmal hat er mich sehr enttäuscht, da hatte der, der konnte viel, der konnte gut basteln, der konnte gut äh mit Holz arbeiten. Hat er so ne große Windmühle aus Holz gebaut. Etwa so auf dem Format so [Hm]. „Au“, haben wir uns gefreut, „jetzt haben wir was zum Spielen.“ Nix, hat er auf dem schwarzen Markt verscherbelt.“ (16, 11)

Sein Vater taucht letztendlich wieder auf als ein Sohn finanziell unabhängig ist:

„Und mein Vater, wie gesagt, immer auf der Flucht. Er hat sich dann wieder gemeldet, nachdem ich selber Geld verdient habe und er mich nicht mehr bezahlen brauchte. Dann tauchte er wieder auf. Ja. Dann tauchte er wieder auf.“ (16, 33)

Für ihn hat sein Vater tatsächlich nichts Erfreuliches. Vielleicht fand er ihn anfänglich als kleiner Sohn noch bewundernswert, weil er mit Flugzeugen arbeitete, die er ja so spannend fand, wie er später angibt, aber davon berichtet er im Interview nichts. Sein Vater trägt für Herrn Fischer die eigentliche Schuld, dass sein Leben so verlief, dass er genauso gezwungen wurde, vor der Mutter zu flüchten.

### **VI.II.3.e) Politische Einstellung der Eltern**

Über die politische Haltung seines Vaters macht er folgende Aussage:

„Mein Vater war nicht da, der war zwar auch formelles.. ..formelles Mitglied der SA, der hat aber nie hin mitgegangen.. Irgendwie, weiß nicht, wie er das geschafft hat.“ (7, 30)

Verwechselt er hier NSDAP mit der SA? Es scheint unwahrscheinlich, dass er sich als SA Mitglied komplett aus allem hat raushalten können. Er weiß nicht viel über die politische Einstellungen seines Vaters und dessen Involviertheit.

Seine Mutter beschreibt er als

„politisch install(?).. nicht dass sie eventuell so einen proletarischen Hintergrund - SPD oder kommunistischen – nichts.. das war absolute.. ich würde sagen, politisch war da nichts.“ (7, 32)

Später entsteht hierzu aber ein Widerspruch in seiner Erzählung. Als er selbst in die Hitlerjugend eintreten wollte:

„Da war die ganz entsetzt, weil.. es war für sie erkennbar Kriegsende.. ich nehme an, Wissen hat sie gehabt, weil sie hat sich ein bisschen dafür auch interessiert.. Und jetzt aktiv irgendwie drin zu sein.. für sie war das ein Problem wegen Winteruniform für Jungvolk zu beschaffen.“ (8, 12)

Also Mutter war also doch nicht ganz politisch uninteressiert. Auch scheint sie nicht aus ideologischen Gründen nicht gewollt zu haben, dass er dort mitmacht, sondern eher aus Angst, ihm stoße etwas zu und aus wirtschaftlichen Gründen.

Er selbst konnte mit seinen Eltern nicht sprechen und klagt sie dafür an, dass sie ihn nicht über die politischen Verhältnisse aufgeklärt hätten, keine NS-Gegner waren, ihn nicht davor geschützt hätten, dass er so begeistert war vom NS.

„Und meine Mutter, war ja meistens nur meine Mutter, mein Vater war ja mehr oder weniger kaum da, hat da die hat das zwar eh auch ne bestimmte Haltung zu gehabt, von der ich nicht weiß, wie sie ist. Eher würd' ich mal sagen, sie war eh einfach indifferent, war „Es ist so wie es ist und dann leben wir damit.“ Und die hat war nicht in der Lage, mir zu sagen: „Pass mal auf, also, es gibt noch andere Sachen. Es gäbe dieses und jenes.“ Wahrscheinlich hätte sie das auch aus Angst aus Angst gar nicht tun können, von ganz zu schweigen davon, ich hatte auch keine (-) es gibt ja andere Familien, da sind die Väter schon lange Sozialdemokraten gewesen schon Kommunisten gewesen und haben gekämpft im Dritten Reich und haben da versucht, ihren Kindern noch das eine oder andere mitzugeben, war nich', nix, und das war bei mir nicht vorhanden, so dass ich auf Hitler eingestellt war und ich bin voll in die nationalsozialistische Falle reingetappt.“ (3, 16)

Was er damit meint, dass sie es Angst auch nicht hätten tun können, wird nicht klar, scheint aber eine rechtfertigende Aussage zu sein. Es ist genauso möglich, dass sie nicht mit ihm gesprochen haben, weil sie selbst davon überzeugt waren. Er macht seine Eltern für seine damalige Einstellung verantwortlich.

### **VI.II.3.f) Dazu-Gehören-Wollen**

Ein Thema, welches im Interview immer wieder auftaucht, ist Herr Fischers großer Wunsch, zu den Größeren gehören, dazu zu gehören. Dies findet sich in unterschiedlichen Szenen mit unterschiedlichen Konstellationen wieder. Als erstes schon gleich in der ersten Szene, wie er mit Stolz beschreibt, dass er von den Soldaten eine Uniform bekommen sollte, dass er dazu gehören sollte, was leider durch den Krieg verhindert wurde.

Später ist dies Thema in Bezug auf andere Kinder, mit denen er spielte:

„...die meisten wohnten in einer anderen Ecke...und dann sind wir mit meiner Mutter mit mir und uns Kindern durch die ganze Stadt marschiert.. war ziemliche Weg.. aber da haben wir uns wohl gefühlt.. da habe ich das Gefühl, ich gehöre mit zu der.. zu den.. zu diesen Kinder, die da auch immer zusammen spielten.. und so.. Wobei ich da noch eine Erinnerung habe, ich war der kleinste eigentlich, der jüngste, meine Mutter war die jüngste von allen Geschwistern....und.. da habe ich auch miterlebt, dass sie mich nicht immer mitnehmen wollten.. und ich stand da und sagte – „Ich will mit, ich will mit!“.. da sind sie los gezogen und dann etwas älteren Cousin von mir, der mich nicht dabei haben wollte.. und die anderen auch...hatte so Feldpläne gehabt.. oder ein Zeltplan.. so.. so mit Ringen hintendran.. so man das so fest.. zum Zeltaufbau.. so wo man die

Ringe durchschlägt.. und dann hat er das so geschleudert und mich am Kopf getroffen... und dann bin ich blutend wie ich mit der Wunde rein in den Hof, da war gerade Großwaschtag.. und zwar nach den damaligen Sitten noch – großes.. große Waschbottiche, wo es gerührt drinnen, am Waschbrett gerubbelt und so...und dann war die Tante da, die Mutter von dem, der da geschleudert hat – „Was hast du?“ ...die war noch am Waschen, meine Mutter war gar nicht da.. ja, sage ich, der Bubi(?) hat mir die da (zeigt auf den Kopf).. oo! Hat sie den Knüppel aus der Wanne genommen und mit dem hinterher ihren Sohn hat versucht zu erreichen. Ich weiß nicht, ob sie ihn erreicht hat.. die haben mich dann versorgt.“ (4, 17)

Der kleine Junge möchte bei den größeren mitmachen, er möchte dazu gehören und die spannenden Abenteuer der Großen erleben. Aber auch hier scheitert er wieder, darf nicht mitmachen, wird sogar verletzt. Man erfährt hier nicht, ob der Junge ihn absichtlich verletzt hat. Er rettet sich schließlich zu den Frauen. Wie bei ihm zu Hause darf er bei den großen Jungen/ Männern nicht mitmachen. Die hauen immer ab. Es bleibt ihm nichts anderes übrig als sich in die Obhut der Frauen zu geben, was er einerseits auch genießt, aber andererseits dies nicht seinem ursprünglichen Wunsch entspricht.

Außerdem wird hier die Brutalität der Erwachsenen deutlich. Es wird nicht geredet oder geschimpft, es wird gleich mit dem Knüppel auf den Sohn losgegangen.

Marschieren ist ein Wort, was Herr Fischer häufiger benutzt. Es wird nicht gelaufen oder spaziert, sondern immer wieder marschiert wie die Soldaten.

### **VI.II.3.g) Erinnerung an/ Identifizierung mit NS**

In der nächsten Szene nach den Erzählungen über die Soldaten am Anfang schildert er zum einen den im NS eingeführten „Eintopfsonntag“ und von kleinen Sammelobjekten, die er selbst gerne gehabt hätte und an die er sich noch sehr gut erinnern kann:

„Ja, es war dann auch Krieg losging. Ganz am Anfang gab's da was für mich in Erinnerung, was ich dann ganz gern gehabt hätte...es gab während des Krieges Winterhilfswerk. Nazireich hat das so erschaffen und die haben ihr Geld gesammelt und die haben diesen Eintopfsonntag eingeführt. Ich weiß nicht, ob das Ihnen ein Begriff ist? Hitler hat gesagt, einmal im Monat muss also wenig gegessen werden und wir sparen so. Also an einem Sonntag wo es reichlich Mal mit Fleisch gab, gab's dann einen Eintopf. Staatlich verordnet, und da haben natürlich alle versucht, aber was anderes gegessen habt. Wenn alle geguckt haben, dann konnte man nicht.. oder so.. da war äußeres Druck, aber.. an diesem Eintopfsonntag sollten dann die Leute das Geld was sparen für's Essen für das Winterhilfswerk sammeln. Dann zogen so Leute durch die Gegend, verkauften solche kleine verschiedene Dinge, manchmal waren es Stehbilder, manchmal waren es Zinnfiguren.. unterschiedliche Sammelobjekte.. Und das war immer halt so eine Serie, die die brachten. Da musste man so nach Möglichkeit so acht Stück dann haben..und in der Nachbarschaft war eine Frau, sie hat das.. war wahrscheinlich auch eine Anhängerin des Nationalsozialismus, die das alles so betrieben hat, und das alles gesammelt hat.. Sie hatte dann so einen großen Stecklist (?) an der Wand, wo alles Jahr für Jahr aufgehängt, oder Sonntag für

Sonntag.. ich glaube, das war einmal im Monat.. Sonntag für Sonntag aufgehängt...da habe ich begeistert vorgestellt, das hättest du auch ganz gerne. Meine Eltern haben so viel Geld dafür nicht aufgewandt, um das zusammen zu mal..“ (5, 12)

Er bereut es, dass seine Eltern dafür kein Geld ausgeben wollten oder konnten. Er hätte gerne auch diese Sammelobjekte gehabt. Es waren also keine negativen ersten Erinnerungen, die mit der Kriegszeit/ dem NS im Zusammenhang stehen. Was er hier auch zum Ausdruck bringt ist die starke gegenseitige Kontrolle der Bevölkerung vor einer möglichen Abweichung, die er schon als Kind mitbekam.

Nachdem er berichtet, dass er von der Mutter als Partnerersatz eingesetzt wurde, kommt er auf sich selbst und seine Sozialisation im NS zu sprechen:

„Ich habe dann dort die Schule fortgesetzt, auf der Volksschule, hieß die, die Volksschule.. Ich habe bei diesem Seminar noch mal mein altes Zeugnisheft rausgesucht. Das war Hammer von der Zeit. Da ist immer noch der Adler drauf und Hakenkreuz im Kreis. Das ist auch kommentarlos in der Nachkriegszeit übernommen wurde. ..ich habe auch die weiteren Zeugnisse.. ein Zeugnis war's auch noch, oder zwei habe ich in diesem Heft bekommen.. wo der Krieg schon zu Ende war, weil ich bin dann '46 im Frühjahr auf das Gymnasium gegangen.. aber das ist noch eine andere Geschichte..Kriegszeit.. also.. und dann Erziehung im dritten Reich ..aber.. Leben im dritten Reich..das war nun ja.. e-e... wo.. in welchem Staat ich lebte.. ich war begeistert, also.. vom dritten Reich.. habe dann auch die Kriegszeit miterlebt, habe natürlich mich mit den Flugzeugen beschäftigt, die flogen.. mit unserem Waffen beschäftigt.. der Propaganda voll.. voll nachvollzogen“ (7, 18)

Seine Fassungslosigkeit darüber, dass die Hefte später auch noch verwendet wurden geht in die damalige Begeisterung über. Auch der Begriff „Hammer“ drückt sowohl Schrecken als auch Begeisterung aus. Seine Sprache wird hektisch, abgehackt und verworren. Ob dies aus Scham oder Erregung geschieht, kann hier nicht geklärt werden. Es zeigt aber, dass es emotional aufwühlend für ihn ist, darüber zu sprechen und dass einerseits eine Reflexion stattgefunden hat, andererseits aber ebenso immer noch eine emotionale Besetzung der damaligen Erlebnisse zu spüren ist.

Er berichtet weiter von seinem Eintritt in die Hitlerjugend. Auch hier war er wieder der Jüngste, aber hier durfte er mitmachen.

„Und ich habe dann.. ich bin dann in den völkisch.. war natürlich auch begeistert vom Jungvolk, was da gab's.. diese erste Gruppierung, danach die Hitlerjugend. Es gibt da zwei unterschiedliche – unterhalb der 10 Jahre da waren die, der Jungvolk gebildet, ab 14 – war es dann Hitlerjugend. und ich habe dann als ich .. das war jetzt '44 im Herbst wurde ich 10 Jahre, ich wurde im November 10 Jahre, '44, und hab mich noch im Herbst '44 bevor ich 10 wurde, noch im September oder so, freiwillig bei denen angemeldet. Ich wäre erst fällig gewesen im Frühjahr, um dort mitzumachen bei dem Jungvolk. Und bin also '44 vor dem irgendwelchen A., von dem ich wusste, dass er da also Jungvolkfürher ist, hab gesagt – hier, ich will mitmachen.. Dann sagte

er – „Prima!“ . Dann hatte er mich aufgenommen. das habe ich also ohne meinen Eltern gemacht, meiner Mutter, Vater war nicht da. Und hab dahinter meiner Mutter berichtet.. ich bin eben da oben.. in das Jungvolk eingetreten. (...) Aber ich bin dabei gewesen und habe dann mit marschiert, dann mit dem Jungvolk. Ich war zwar ziemlich klein damals, bin erst später bisschen größer geworden, hinten dem letzten Glied, aber ich habe auch wöchentlichen Treffen mitgemacht. Und ich kann mich noch entsinnen, dass wir im Frühjahr '45 irgendwann.. Führergeburtstag war am 20.April.. wenn Sie es nicht wissen, aber wir wissen das noch, weil da auch ein Feiertag war damals.. großer Feiertag...und wir haben wahrscheinlich im Februar-März noch Probe.. also marschiert. Da war am Führergeburtstag immer eine große Parade abgehalten. Ich kann mich noch entsinnen, dass wir noch da auf der entsprechenden Straße.. war die Straße gesperrt.. entlang mal die Probemarsch gemacht haben, und die Generalprobe geführt.. für das, was die da immer am 20.April gemacht hätten. Aber es kam nicht mehr. da waren die Amerikaner schon da.“ (8, 1)

Seine Sprache ist auch hier hektisch und erregt. Wie ein kleiner Junge, der gerade von einem aufregenden Erlebnis erzählt, außer Atem mit sich überschlagender Stimme.

Es war sein Wille, in die HJ einzutreten und das setze er auch durch, gegen den Willen seiner Mutter und gegen die eigentliche Alters-Regelung in der HJ, was er nicht ganz ohne Stolz berichtet. Hier wird auch marschiert, z .B. zu Ehren des „Führers“ wie er hier Hitler undistanziert nennt. Ebenfalls einerseits mit Stolz, dass er bis zum Ende hin noch marschiert ist, andererseits mit Erschrecken darüber, dass sie so naiv und überzeugt waren und von den Erwachsenen noch dazu angetrieben wurden erzählt er von diesem Ereignis.

Aber wie auch in den anderen Erlebnissen kommt es nicht zur Erfüllung seines Wunsches. Nun ist es das Ende des Krieges, was das große Ereignis verhindert für ihn. Ein immer wieder fallender Held, der erst einmal erstaunlich weit kommt, dann aber immer wieder kurz vorm Ziel scheitert.

Im zweiten Interview drückt er sehr eindrücklich aus, wie begeistert er damals gewesen ist, wie er alles, was er hörte, verinnerlichte und von den Angeboten begeistert war und wie sehr ihn dies im Nachhinein erschreckt:

„Hinterher kann ich ja nur froh sein, Gott sei Dank, dass die Amerikaner gekommen sind und Deutschland besetzt haben und also uns befreit haben auch. Für mich war's ne Befreiung, im Nachhinein betrachtet eh weil ich st ich stell mir schrecklich vor, ich wär' ein Nazi geworden, wenn das weiter gegangen wäre, wenn die nicht gekommen wären. | *mit Nachdruck* | Ich wär' ein Nazi geworden. Ich hätte (-) wahrscheinlich die Kurve nicht gekriegt, weil ich auch überhaupt keinen ja keinen Hintergrund hatte. Ich hatte keine Eltern und hatte keine anderen um mich herum, die eventuell mal mit mir hätten über so ein System diskutieren können. Nich', da war ich völlig auf mich allein gestellt und da hab ich natürlich dem alles immer bin ich gefolgt, was ich gehört habe in der Zeit. (...) Ich fand das toll, ich fand. So begeistert war ich davon. [Ja]“

(3, 7)

Wie an mehreren Stellen im Interview verwendet er kurz hintereinander die distanzierte und die identifizierte Form, um über Nazi-Deutschland zu sprechen. Dies zeigt ebenfalls seine beiden Zugänge zu diesem Thema: Die aus der Auseinandersetzung resultierende und die immer noch emotional verhaftete.

Er berichtet weiter über die Angebote, die ihn so begeisterten und über die Grundsätze der NS-Erziehung:

„Ich hab die Literatur, die da angedient wurde, gelesen, soweit ich das konnte mit meinen vier Jahren, also die die Jugendbücher, die das Dritte Reich herausgegeben hat. Kämpfen und Heldenverehrung bishin die alten Geschichten aus Ödiophanes, ‚Mehr als der Tod‘ so ne, Heroisierung des heldenhaften Menschen, ne damit ich so werde wie sie das Jungvolk haben wollen, nämlich ‚hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder und flink wie ein Wiesel‘, ‚flink wie ein Wiesel, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl‘, das waren so die drei –das waren so Begriffe für das Jungvolk. So wollten wir werden. Dann natürlich diese Uniformverehrung, also wenn einer auftauchte mit den Ehrenabzeichen, Wehrzeichen, hier diese Affenschaukel, die da dranhing. Ich kannte alle Ränge rauf und runter mit meinen zehn Jahren. Von Bannführer über – Ich war ich wär’ ein Nazi geworden. Ich weiß nicht, ob ich mir irgendwann je noch einmal hätte klar machen können, dass das, was ich da lerne, falsch ist. Das hab ich erst im Nachhinein gemerkt. [Ja] Ja, das war so also meine auch Führeraufmärsche also Paraden. Dann diese Geländespiele. Das war ja für uns alle begeisternd und dann diese zwei für mich so prägenden zwei Musikfahnleinzüge, das heißt, die haben ja doch auch nicht nur ganz normale Truppen gehabt, die marschiert sind, sondern haben zwei Musikzüge gehabt und wenn die aufgetaucht sind, mit Fanfaren, Landsknechtsttrommeln oder Flöten und denn eh ne flache Trommel, der eine hatte die Sor, der andere hatte die Sorte und wenn die dann aufmarschierten bei ner Parade, vorweg die eine, dann erste Fahnlein, noch ein Fahnlein, kommt die zwote, dann noch mal hinten dran, sind da durch die Stadt marschiert. Das das war doch was. [Hm] Also, nicht nur die auch die Uniformen, die wir dann alle an hatten und auch die Musik, die die da gemacht haben. [Ja] Ja. (Nickt)“ (3, 7)

Am Ende ist seine große damalige Faszination/ Begeisterung wieder sehr stark zu spüren.

Über seine Empfindungen und Gedanken beim Hitler-Attentat, was er über seine Tante, die sehr mit dem NS identifiziert war und länger bei der Familie wohnte mitbekam berichtet er

„die Tante L. und die hat dann immer so Sachen erzählt. [Hm] Ist dann auch immer der Volksempfänger (-) Führer, Rede, die hat sich da hingesezt. Ich hab das die Reden ich hab da nix von verstanden, was sie erzählt hat, aber die hat aufgepasst und da kriegte man so ein paar Schlagworte mit, aber auch nur: ‚Achtung, da hat jemand ein Attentat auf Hitler. Aber der Führer lebt.‘ So. Das war’s dann. [Hm] das war zu abstrakt. Ich kann mich da keines Gefühls erinnern. Das war das äh äh das war kann ich nicht sagen, dass ich vielleicht dreh ich’s hinterher anders auf, aber dass ich da jetzt gesagt hätte: ‚Okay, der arme Führer ist Angriff auf ihn.‘ Also ich persönlich jetzt, meine Erleichterung (?) (-) Hm. (--) Vielleicht ein bisschen so nach, ‚Oh, was sind das für Kerle?‘ oder sowas, ja? Das wurde ja auch damals transportiert, ‚verbrecherische

Elemente“, wie Hitler gesagt hat. Das hab ich vielleicht so ein bisschen dabei, „Oh, wie kann man das machen mit dem Führer?“ (-- Ja (--“ (9, 11)

Zum einen wird hier deutlich, dass er Erwachsene um sich hatte, mit denen er sich über die politische Situation unterhalten konnte. Allerdings waren diese ebenfalls davon überzeugt und konnten ihm so keine andere Perspektive darstellen. Es wäre sowieso fraglich gewesen, ob er sich überhaupt von etwas anderem hätte überzeugen lassen. Er konnte sich hier nicht direkt an Gefühle erinnern, aber doch noch an seine Gedanken.

### **VI.II.3.h) Kriegserlebnisse**

Nachdem Herr Fischer über eine Begegnung mit amerikanischen Soldaten berichtete und die Frage verneint, ob er Angst gehabt hatte, berichtet er von folgendem Bombenangriff:

„Ich habe einen einzigen Fliegerangriff erlebt, bei uns in der Stadt. das war auch schon ziemlich spät. Und zwar war das auch so, ... dann war Alarm.. und ich hörte auch ein Geräusch.. ich ging dann auf.. machte die Hoftür auf.. draus...und dann sah ich auf ein Mal Flieger ... die ganze Staffel.. Und wir waren an der Seite von der Stadt, wo die herkamen, die Flieger, und den Bahnhof, der war ihren Ziel lag ganze Ecke weg.. und ich sah sie nur am Vorbeifliegen..Und dann waren wir im Keller.. und im Keller gefragt wurde, wo ist denn der P.? Das ist mein jüngeren Bruder.. und er lag da oben noch im Bett.. in seinem Kinderbettchen.. So bin ich hoch gerast, hab ihn dann aus dem Bett genommen. Meine Mutter hatte ihn gar nicht mitgenommen. Ich weiß nicht warum. Vielleicht aus Angst..Ich habe ihn dann genommen, die Treppe runter in den Keller und als ich mit dem in dem Keller ankam, fielen dann die Bomben auf.. auf.. in der Nähe vom Bahnhof.“ (9, 25)

Er beginnt diese Erzählung mit dem Angriff, um dann von seinem vergessenen Bruder zu berichten. Die Mutter habe womöglich Angst gehabt, wie er erzählt. Nicht er, sondern die Mutter habe Angst gehabt. Man könnte darin eine indirekte Rechtfertigung der Mutter sehen, die in einer sehr bedrohlichen Situation ihr Baby im Bett vergisst, was nur schwer nachzuvollziehen ist, da man vermuten würde, dass die eigenen Kinder das erste wären, woran ein Erwachsener in solch einer Situation denkt. Hat die Mutter das Kind, welches ja schon unter ungünstigen Umständen gezeugt und zur Welt kam, nicht gewollt und es zumindest aus unbewusster Motivation vergessen?

Man könnte vermuten, dass dies Herrn Fischer einen Schreck eingejagt hat, ihm selbst Angst gemacht hat, wenn seine Mutter zu so etwas in der Lage ist, sich so wenig um ihr Kind und damit potentiell auch ihn sorgt.

Er erzählt weiter von dem Angriff und wie er daraufhin „zum Einsatz“ kam:

„...bei uns in der Nähe vom E.. sie haben.. waren nicht viele da.. nicht so diese großen Bombenmanöver wie nach Frankfurt oder nach Berlin.. Hamburg..das war eine kleine Stadt von

120 000 Einwohnern und ich hatte an nächsten Tag noch damit zu tun gehabt, denn die haben.. doch, ich glaube das war am selben Tag, die haben dann das Jungvolkleute haben sie geholt und haben die bei Aufräumungsarbeiten eingesetzt. Ich war zwar noch kleinen Dötz, von noch nicht ganzen 10 Jahren, oder vielleicht 10 Jahre.. dann haben sie mich als Meldegänger eingesetzt. Das heißt, ich habe kein einziger Meldegang gesandt. Ich war nur in dem Raum gesessen, den die eingerichtet haben, als Leitzentrale und habe darauf gewartet, dass mich irgendeiner irgendwohin mit irgendeiner Meldung hinschickt. Aber ich war ziemlich nah dran an dem.. an den zerbombten Häuser...Aber das war mein einziger... mit den Bomben... Angriff.. Was sie gemacht haben? Die haben.. die kamen jede Nacht.. flogen immer drüber.. Über die Richtung Berlin, oder Richtung Leipzig, Richtung anderer Ecken..die Flugzeuge.. wir haben das immer dann.. war da immer Alarm zwischendurch.. Wir wussten – OK, auf uns werfen sie nichts ab, weil sie hoch drüber wegfliegen.. und da gab's auch so ein Plan, wo man die verfolgen konnte, wenn man bestimmte Sendermelder - „Belladonna, jetzt sind sie Plan A Quadrat B“.. Das alles konnten wir verfolgen. Und mein Vater hat irgendwann so ein Plan besorgt, auf dem wir sehen konnten, wenn die gesagt haben – Plan C, D, C5 oder so – wussten wir, ist OK jetzt sind sie da. Das war eine aufregende Geschichte. Angst habe ich nicht gehabt.. ne. Aber Sie hatten jetzt gefragt, nach der.. das ist mir so eine Geschichte mehr nach der Kriegszeit bei mir.“ (10, 25)

Der Angriff klingt an vielen Stellen wie ein Abenteuer, was er erlebte. Seine damalige Begeisterung für seine Tätigkeit in der Leitzentrale ist hier zu erkennen. Ebenso scheint er fast enttäuscht gewesen zu sein, dass die Flieger immer nur die größeren Städte richtig angriffen. Er war hier wieder zu unwichtig, zu klein. Nebenbei taucht sein Vater in einer einzigen positiven Erzählung auf. Er beteuert selbst, keine Angst gehabt zu haben. Möglicherweise stellte das Abenteuer eine Bewältigungsstrategie seiner Angst dar, denn so wird die eigenen Verletzbarkeit zum in Kauf genommener Konsequenz aus einer nicht ohnmächtig, sondern aktiv erlebten Situation. Der kleine Junge ist sich nicht wirklich über die Konsequenzen der Bedrohung bewusst, bzw. von der Ideologie so indoktriniert, dass er zum Kampf bereit ist, aus welchem er in seiner Fantasie als Held hinaus gehen wird, tot oder lebendig.

Er fügt an, dass er jetzt „immer noch politischer Mensch“ sei und das dies „irgendwann gekommen.. damals..“ sei. (10, 26)

In der Kriegszeit habe er wenig Not erleiden müssen, dies sei aber in der Nachkriegszeit der Fall gewesen.

Sein Fazit bezüglich des Krieges lautet:

„...also, ich bin durch den Krieg sehr gut durchgekommen. Von Vergewaltigungen durch amerikanische Soldaten – wurde gesagt, ja, wenn die Neger kommen! und so – habe ich nur dem Hörensagen nachgehört. Die soll's auch gegeben haben, aber wahrscheinlich nicht so relevant wie das, was die russischen Soldaten an der Ostfront gemacht haben.“

### **VI.II.3.i) Kriegsende**

Auch das Kriegsende beschreibt er als Abenteuer:

„Ich habe das ja in der Nachkriegszeit.. das kommt ja.. in dem Moment war ich noch.. auch für mich war das Kriegsende mehr oder weniger als die Amerikaner kamen eher spannend war.. wie eine Art von Abenteuer.. Ich kann mich entsinnen, wie ich die ersten amerikanischen Panzer gesehen habe.. ich hab das zusammen.. der Hausbesitzer hat in dem ersten Stock gewohnt, wir haben in dem Erdgeschoss gewohnt.. und da war noch kleiner Vorgarten mit Zaun.. und wir beide sind aus dem Haus rausgegangen und wir haben, auch der Hausbesitzer, der war korpulenter Mann.. hat auf den Knien um den Zaun gelegen und um die Ecke geguckt..und ich habe auch auf den Knien gelegen und um die Ecke geguckt.. und habe in den etwa 300 Meter Entfernung gesehen, wie die Panzer vorbei donnerten so Richtung einem nächsten Dorf. Sie kamen dann alle wieder zurück, weil da war eine Sackgasse dahinten, das brachte ihnen nichts.. Das waren die ersten Amerikaner, die ich also den Panzer gesehen habe..das war also für mich spannend auch noch. Oder die letzten Kriegstage, die wir erlebt haben, wo die ganze Nachbarschaft in der Straße, und das war die ganze Nachbarschaft.. das war.. in der Endphase, wo alles zusammenbrach.. gucken mussten, wo kriegen wir das Essen her.. da war sehr viel Solidarität unter den Menschen..Wir hatten dann einen Keller.. hatten sie ausgebaut, in dem dann die ganze Nachbarschaft sammelte.. ein Keller mit mehreren Leuten zwar.. aber da waren alle drin. Und wie wir dann da unten saßen im Keller und ein Amerikaner.. die haben Haus für Haus alles durchgesucht.. der amerikanische Soldat kam rein mit dem MPI in Vorhaltung..Und meine Mutter saß da mit meinem kleinen Bruder, der war da noch kein Jahr alt.. grade so.. Dann kam er rein, hat geguckt, ob Männer da sind, hat meinen Bruder den Kopf gestreichelt.. dann war er wieder weg. Das waren die erste Amerikaner, die ich gesehen habe.“ (8, 30)

Endlich konnte er Panzer sehen, aus der geduckten Haltung heraus aus Angst, entdeckt zu werden, noch aus der Perspektive des deutsche Hitlerjungen, der sich darüber amüsiert, dass sie in die Sackgasse fahren.

Auch er spricht von der großen Solidarität unter den Menschen, ohne Verweis, dass dies nur für eine bestimmte Gruppe von Menschen bedeutete. Die vom NS-Verfolgten sind auch in seiner Erinnerung schon nicht mehr existent, kommen nicht mehr vor.

Die Menschen versteckten sich im Keller aus Angst vor den Soldaten. Diese aber kommen bewaffnet, verteilen aber unerwartet lediglich dem zerbrechlichsten Wesen im Raum Zärtlichkeiten. Das muss Erstaunen in ihm ausgelöst haben. Er beteuert mehrmals:

„Ich hatte eigentlich keine Angst.. ich hatte irgendwie.. jetzt nicht.. ich hatte sie nicht als Bedrohung empfunden, als er da rein kam. Obwohl er mit der Waffe war.. die Waffe in der Hand hielt.. und auch schussbereit in der Hand anhielt.. Ich hatte da keine Angst.“ (9, 22)

Ob dies stimmt oder nur eine nachträgliche Verzerrung ist, kann hier nicht geklärt werden. Vielleicht hatte er direkt nach der ersten Begegnung keine Angst mehr und war so erleichtert, dass er seine anfängliche Angst vergessen hatte.

Und noch eine Szene verdeutlicht, dass er neugierig und angetan war von dem

## Kriegstreiben:

„ – als die Amerikaner schon da waren, und wie gesagt, wir wohnten ziemlich am Ende des Ortes, neben uns ging so ein Weg, und da kam eine Wiese, dort haben die Amerikaner einen Weggeschütz aufgebaut, oder Flak, oder Vierling, oder so, und haben von etwa über Drei-Kilometer-Entfernung auf die gegenüber liegenden Berge geschossen, dazwischen war auch noch die Wehr (über die Wehr haben die deswegen dazwischen gestolpert, da die Deutschen die Brücken gesprengt haben, aber das hat nicht viel gedauert, die hatten innerhalb von einer Woche eine Notbrücke gebaut), und die haben von da aus über die Berge drüben geschossen, und haben noch dort versucht, noch deutsche Truppen zu treffen. Da habe ich die Amerikaner dort gesehen. Und als da ein Kind kommen wollte – wir wollten mal gucken, was machen die denn da? - haben die mich natürlich verscheucht als neugieriges Kind - Weg! - während die geschossen haben.“

Im Nachhinein ist er den Amerikanern dankbar:

„Ja, aber was mir wichtig war, war eigentlich, dass ich, wie gesagt, im Dritten Reich voll auf der Linie gefahren bin, und hinterher froh war, dass es.. also dieses Reich zusammengebrochen ist, zerstört worden ist. Und eigentlich ich selber hab‘ dann auch ein Part gehabt.. und zu derselben Zeit.. als Zusammenbruch erlebt. Das war jetzt aber mal anders. Die Deutschen waren weg, es kamen die Amerikaner, da musste man ein bisschen gucken, man musste sich ums Essen kümmern, gucken, dass man versorgt ist.“ (17, 3)

Trotzdem hat er das Kriegsende als Zusammenbruch erlebt, als Zusammenbruch des Systems und als persönlichen. Für ihn

„war der Krieg nicht verloren, der war zu Ende. Erst war der erstmal zu Ende. Also ich hatte ja noch ... also obwohl so ganz war’s auch nicht, wir hatten schon auf ner Karte verfolgt, wo immer die Front ist. [Hm] Aber mit zehn Jahren ist man da noch nicht so sensibilisiert, dass man A weiß, wo sind die einzelnen Orte und wo geht die Hauptkampflinie lang.“ (4, 28)

Er verfällt in seinen Erinnerungen ganz in die Perspektive des damaligen Jungen, der gespannt den Kriegsverlauf verfolgte.

Wieder kommt er auf seinen Bruder zu sprechen, von dem er enttäuscht war:

„Äh ich muss sagen, ich hab einen älteren Bruder von vier Jahren gehabt, der mittlerweile schon verstorben ist und der hatte überhaupt kein Interesse. Der hatte nicht nur kein Interesse, der musste sogar aufgefordert werden, da zu Jungvolk-Treffen zu kommen. Der ist da gar nicht freiwillig hingegangen. Kam immer einer bei meiner Mutter vorbei und sagte: „Der Karl-Heinz hat wieder gefehlt!“ dededede und so, da war ne etwas andere Tour. Von dem konnt’ ich auch nicht der hat sich auch nicht interessiert für die für die für die Hauptkampflinie und so, der hat sich schon wieder für Mädchen interessiert. Der war ja schon vier Jahre älter als ich und insofern hatte er auch eh ok also, von dem war auch nichts zu holen. [Hm] Und eh ja wie war’s eigentlich? (---)“ (4, 23)

Der Bruder hat ihm nichts gebracht, konnte kein Vorbild für ihn sein, ist nicht mitgezogen.

Er erzählt weiter, wie die Amerikaner kamen, wie die Brücken gesprengt wurde, dass die Amerikaner nicht darüber konnten und wie sie es dann trotzdem über einen Umweg

schafften. Dies erzählt er ebenso detailliert und ohne Stocken. (5, 20)

Weiterhin berichtet er von dem Nachbarn, der auch der Hausbesitzer ist, mit dem er schon die amerikanischen Panzer beobachtete und der ihnen bei der Nahrungsbeschaffung durch seine Beziehungen helfen konnte:

„Nun hatten wir insofern noch etwas Glück, weil uns oder das Haus, bei dem wir zur Miete wohnten, gehörte einem Herr S. (...) Und (-) der war schon etwas älter aber er wurde in den letzten Kriegstagen zu einem Volkssturmkommandanten ernannt, das heißt, er hatte ne Übernahmefunktion in dieser ‚Letzte-Reste-Truppe‘, auch in seinem Alter. Und die Rolle, die ihm noch zugewiesen war, er hatte er kriegte Proviant zugeteilt für den Volkssturm. Der hat in seiner Fabrik dann ein Lager angelegt dann und da haben wir hinterher von gelebt, auch in der Zeit schon, also der hat das immer verteilt. Da gab’s Kekse, da gab’s Bonbons, da gab’s Zigaretten. ... Das heißt, wir hatten auch da noch und der hat dann auch gerecht aufgeteilt in der Nachbarschaft. Wir waren in der Straße so etwas fünf, sechs Häuser, die da drum herum wohnten, die sich auch gemeinsamen Keller zurecht gemacht hatten, in den sie unterkrochen. Und da haben wir jetzt auch also auch von diesen Volkssturmverräten eh noch etwas abbekommen und das hat ja auch weitergeholfen. .. Aber wenn man was da war immer was, wo man was gekriegt hat.“ (5, 29)

Zum Schutz richtete sich die Familie einen Keller ein, falls die Amerikaner kommen und sie für länger dort bleiben mussten und schafften Proviant dorthin.

„Wir haben dann gesagt: „Oh, wenn die jetzt kommen, was machen wir nu“? Wie kann das gehen?“ Da haben wir im Keller einen Raum eingerichtet. Wir sind nicht oben geblieben, weil oben konnte ja Beschuss oder Bomben oder irgendwas. Im Keller hatten wir einen Raum eingerichtet, in der die, oder zwei Räume, in der die ganze Nachbarschaft sich aufhielt, kam dann aus den anderen Häusern ausm Wohnzimmer raus kamen die all zusammen in den Keller. Und eh dann haben wir uns aber doch wieder in den Keller verkrochen, denn wir wussten ja nicht, was passiert, ne. Und dann kamen dann erste Amerikaner kamen dann in den Keller hinunter. Eh die haben ja alle quasi durchsucht, das gehörte ja zu deren Aufgaben. Und dann kam der runter und wir beide wie im Anschlag und sah uns Mütter und Kinder da im Keller sitzen. Ich glaube ein Mann war überhaupt keiner dabei. Der Herr S. hat woanders sich aufgehalten, nehm’ ich mal an, der war da nich’ dabei. [Hm] Der war ein bisschen vornehmer geworden. Der hatte da einen extra Keller gehabt. Der war bei dieser Nachbarschaftskirche – fällt mir jetzt erstmal auf, dass der bei dieser Nachbarschaftskirche nicht dabei war. Da war er wahrscheinlich zu vornehm.“ (6, 9)

Der Herr S., der vorher noch so solidarische gewesen ist, versteckte sich in einem sichereren Versteck, weil er wohl wusste, was auf ihn zukommen wird. Die Frauen und Kinder überließ er aber den Amerikanern.

Er berichtet weiter, wie die Amerikaner dann für kurze Zeit sich in den Wohnungen aufhielten und er als sie wieder weg waren, eine Pistole fand. Zusammenfassend äußert er:

„Das war einfach so ne spannende Zeit [Hm, ja.] Es war ne spannende – man man ging ja nicht mehr zur Schule. [Hm] Früher war ja auch so aus es war ja so (-) ein halbes Jahr, wo wir überhaupt da vagabundiert sind, eh' wir wieder mal eh nen Klassenraum von innen sahen. Das war eh (-) also ganz was anderes.“ (8, 20)

Was das alles letztendlich zu bedeuten hatte, verstand er erst im Nachhinein:

„Die ganz großen Zusammenhänge, da haben ich ja immer so in den Nachrichten so mitbekommen, so Begriffe wie (-) eh ‚Konferenz von Potsdam‘, die oder Rialta war die erste, Rialta war erst nochmal eine, wo se dann anfangen, nachdem se merkten ‚wir siegen‘, wie sie dann Deutschland hinterher verwalten, die vier ö- das war, erst waren's ja nur drei, erst hat ja nur der eh der Engländer, der Russe und eh der Amerikaner getagt. Und dann hat aber der de Gaulle gesagt, ‚Ich will aber auch! Ich will aber auch!‘ und dann ham se den mit reingenommen. [Hm] Aber, das war auch spannend. Nichts von dem eh hat der Russe abgegeben. Eh, alles was die Franzosen gekriegt haben so an (-) gibt an Gebietsansprüchen, ham se alle, haben alles die Engländer und die Amerikaner abgetreten. Und eh die Russen haben da nichts mehr hergegeben. Die haben ihren Bereich, so wie vereinbart in Rialta, behalten, ne. Und dann, man kennt so Begriffen, ok ‚Rialta‘, dann kamen so Begriffe wie ‚Potsdam‘, die Konferenz. Dann kam, kriegte ich, das kriegt ich auch mit: Roosevelt ist gestorben. Ich glaube, das war auch vor der Besetzung, bevor die bei uns waren. Ich bin in der Hoffnung, ‚Achtung, jetzt. Da müsste doch eigentlich was passieren.‘ Wenn bei uns der Führer gestorben wäre, tot gewesen wäre, so eh bei Roosevelt. Und dass die einfach neuen Präsidenten wählen, weiter machen.“ (8, 20)

Interessant ist hier, wie er wieder in die damalige Sprache verfällt: DER Russe. Der Russe ist in seiner Erzählung eindeutig der Böse und Kompromisslose. Auch drückt er hier seine Hoffnung aus, es möge doch einfach ein neuer Hitler kommen und einfach weiter machen.

Schnell begriff er dann aber, dass das alte System nicht weiter existieren werde und er sich umorientieren müsse, was hier allerdings vor allem strategisch gedacht war:

„Und eh danach wurde es ja mit den Amerikanern mehr und ich war ja relativ schnell war mir ja klar: Okay, das, was jetzt war, das kannst du mal vergessen. Das eh hier bricht irgendwas Neues an und jetzt guck mal, wie du da die Kurve kriegst als als Jugendlicher, was man sich da so denkt, ne.“ (10, 1)

### **VI.II.3.j) Nachkriegszeit**

Die schlechte wirtschaftliche Situation in der Nachkriegszeit fällt ebenfalls mit der Scheidung der Eltern zusammen, worunter er leidet:

„Wobei einzig zukam, wie.. die wirtschaftlichen Verhältnisse bei uns.. Aber ich weiß nicht, wie es war während des Krieges.. wie viel Geld mein Vater meiner Mutter gegeben hat.. wie wir überleben konnten und so.. Aber nach der Zeit und nach der Scheidung, auch während der Scheidungszeit, da merkte ich sehr wohl, unter welchen prekären Verhältnissen wir lebten.. Mein Vater, als sie geschieden waren, nie freiwillig gezahlt hat.. Unterhalt.. Verklagt werden musste. Immer wenn er verklagt war, bis zum Pfändung des Lohnes, so weit er das durchziehen lassen, dann hatte er Stelle gewechselt. War er wieder weg. Das war für mich auch böse Zeit, so bis

Mitte der 50. Jahre.. ja.. wo ich dann selber anfang, berufstätig zu werden, mein eigenes Geld zu verdienen. Das war für mich die böse Zeit, weil ich das auch wirklich.. das auch spürte im Kreis meiner Klassenkameraden...so sozial etwas unterprivilegiert zu sein.. das hat mir schon zu schaffen gemacht.. ja..“ (13, 31)

Dies war für ihn persönlich die „böse Zeit“. Er gehörte wieder nicht dazu.

Er beschreibt die Leiden der Nachkriegszeit:

„Die ersten waren die hungeren Jahre, kurz nach dem Kriege. Da gab’s diesen berühmten Winter ’47, mit der großen Kälte. Da kann ich mich daran erinnern, weil wir da in Betten in Kälte gelegen haben, dick eingerollt, wir konnten nicht heizen – es war nichts da. Wir haben in Betten gelegen, in der Kälte. Und dann - Schulweg. Raus, angezogen, etwa ein halber Kilometer Schulweg hatte ich bis zu der Schule, wo ich damals hinmusste. Aufgaben geholt, wir waren da aber alle in den Klamotten gesessen in den Klassenzimmern. Wir hatten die Aufgaben genommen.. nach Hause, und dann zu Hause in der Zeit – da gab es auch Stromsperrern und so weiter - in der Zeit, wo man bisschen was machen konnte, dann die Aufgaben gelöst. Und dann am nächsten Morgen wieder mit der fertigen Aufgaben hingegangen und die neuen geholt. Es war damals so eine seltsame schulische Praxis. Aber es war, wie gesagt – ich weiß nicht, wie lange der Winter gedauert hat, ich schätze mal so 14 Tage, wo es so ganz-ganz-ganz kalt war. Da habe ich auch noch Erinnerung dran. Wie wir da zur Schule gegangen sind, und haben dahin in unseren dicken Mänteln in der Klasse gesessen, und.. Tja.. Aber es war in der Nachkriegszeit – das war auch Hungerzeit, damals war auch Hungerzeit.“

Kälte und Hunger erlebte er erst nach dem Krieg oder ist dies so in seiner Erinnerung, weil da die „Erhitzung“ für den NS, für den Krieg, die HJ wegfiel?

Später erzählt er noch, dass sie bei den amerikanischen Kasernen sogar sich Dinge holen durften, die diese nicht mehr brauchten und auch teilweise Nahrung bereitgestellt wurde. Seine Mutter konnte für die Soldaten einige Arbeiten erledigen und sich so etwas dazu verdienen.

„Da haben wir danach geguckt, ob da was Verwertbares dabei ist. Ich kann mich entsinnen, da bin ich noch – weil ich da näher dran war - kam amerikanischer LKW, dann sind wir so draufgesprungen (damals war auch mein älterer Bruder mit dabei) und sind mit dem LKW oben in die Kaserne gefahren – muss kurz nach ’47 gewesen sein, oder kurz nachdem die gekommen sind, die Amerikaner, – sind in die Kaserne gefahren und dürften da oben noch rumlaufen in der Kaserne, und guckten, ob man was kriegt. Ich habe da Stapel Notizpapier, so den A3 Format, von da oben runter genommen, und mein Bruder hat ein Paar Skier mitgenommen, die war noch so mit weißer Tarnfarbe, mit den grünen Streifen – es waren also Wehrmacht-Skier – die hat er mit runter genommen, und die hatten wir nach Hause geschafft. (...) Und als meine Mutter angefangen hat für amerikanische Soldaten die Hemden zu bügeln, und ich dann immer in die Kaserne gegangen bin und hab‘ da oben die Wäsche eingesammelt, sie hat gewaschen und dann gebügelt, und dann kriegt man sein Geld dafür bekommen.“

### **VI.II.3.k) Schulzeit/Ausbildung**

Seine Schulzeit war durch den Krieg unterbrochen:

„Ja. Auch so.. das Leben in der Zeit nach dem Krieg. Da gab es noch keine Schule. Das war noch in der Zeit zwischen Zusammenbruch, also zwischen Niederlage, und dem Neuanfang. Das ging ja im Herbst wieder erst an mit Schulen. Das heißt, wir hatten etwa über ein halbes Jahr... Keine Schule. Noch keine mehr nach der alten, und die neu noch nicht richtig eingerichtet. Doch so lange hat es – ich glaube 4 oder 5 Monate – aber da ging es wieder los im Herbst. Im Herbst bin ich dann in die 4. Klasse gegangen und dann eben Frühjahr '46 aufs Gymnasium.“ (17, 3)

Besonders Stolz ist er, dass er noch bevor sie es in der Schule lernten, er einen Englisch-Kurs besuchte und somit lesen konnte:

„Und irgendjemand hatte die abonniert und die hatten dann einen Englisch-Kurs da drin. [Hm] Immer so so ne Abteilung, wo man Englisch lernen konnte. Und das hab ich dann auch immer gelesen. Das war so mein erste das Englisch gelesen, versucht auch schon, etwas Englisch zu lernen, bevor ich noch, bevor ich noch in die ins Gymnasium kam. Das dauerte dann ja noch 'n bisschen. (-) Denn als ich als der Krieg zu Ende war, war ich in der vierten Klasse (-- ) und da wäre ich '45 im Sommer eigentlich in die fünfte gekommen. [Hm] (-) Aber da war ja nix mehr.“ (15, 34)

Seine Schullaufbahn konnte er nicht zu Ende bringen:

„Es war ja auch in der Zeit der Nachkriegszeit. Es war diese schwierige... Ich habe dann meine Schule mit der mittleren Reife abgebrochen, weil es aus finanziellen Gründen nicht mehr darstellbar war. Ich habe Abschluss gemacht der mittleren Reife auf dem Gymnasium und bin dann ins Berufsleben eingestiegen. Das war 1952.“ (15, 27)

Auch sein weiterer Werdegang gestaltete sich schwierig. Die Firma, bei der er eine Lehre beginnt, geht bald pleite. Dann tauchte der Herr S. wieder auf, woher und warum, wird hier nicht thematisiert:

„Der der hat mir mal gesagt: „Ja, Junge, jetzt musst du aber mal gucken, du kannst doch nicht da so rum. Guck, dass du jetzt was tust!“ Und das war (-) muss gucken, also ich hab' angefangen '52 mit der Lehre, dann war ich 18, 17, 17, wo ich die erste Lehre machte. Und ich hab' mit mittlerer Reife aufgehört im im im im Gymnasium, habe dann dieses Dreivierteljahr gemacht und hinterher war wieder Luft und ich marschierte ja auch 18 zu und der hat gesagt: „Musst du mal gucken, was an...“ Der hat dann mir so ein bisschen mal, weil ich bei dem ab und zu auch mal mitgeholfen habe in der Fabrik und mir ein paar Mark verdient habe bei ihm, ne, so. [Hm] Und da hat der kannst ( ) musst doch und so. Und dann hat der bei meiner Mutter und dann kam er auf die ah, dass wir was neues machen und dann sind wir zum Arbeitsamt und die haben gesagt: „Ok, wir bekommen hier Werbe ausm ausm Kohleberg, die brauchen Leute zum Arbeiten“ und dann haben die angeworben, Bergleute, und bei mir als da war ich ja schon ich war ja schon 18, als ich da anfang vierund-, dreiundfünfzig, da war ich schon 18.“ (18, 20)

Herr S. bot ihm eine Vaterfigur, die ihm half, mit wem er Dinge erleben konnte. Er problematisiert hier nicht dessen politische Haltung sondern bleibt durchweg loyal mit ihm.

Aber auch seine Mutter stellt er diesbezüglich auch einmal positiv dar:

„Die wollten mich gleich als normalen Minenarbeiter haben, da hat meine Mutter, das muss ich meiner Mu das muss ich meiner Mutter hoch anrechnen, da hat sie gesagt „Nein, der macht erst ‘ne Lehre, (-) damit er nen ausgewählten Beruf hat. Der macht nämlich...“, ich hab nämlich im Bergbau ne ganz normale Lehre gemacht. Ich brauchte auch wegen meiner mittleren Reife nur zwei Jahre. Aber die hab ich gemacht, auch wenn ich schon unter den vielen Lehrlingen der Älteste war.“ (22, 14)

Er erzählt von seinem eigentlichen Plan:

„Wir hatten hohen Verdienst damals. Und ich war natürlich gleich angetreten mit dem Ziel, also jetzt nicht als Bergarbeiter dort Kohle zu machen, sondern äh als Steiger in die Führungsschichten einzu- [Hm], was mir dann mit anderen Umwegen dann wieder dann auch zum Schluss auch gelungen ist. (-) Ja, das war, aber die andere Geschichte.“ (18, 20)

Auch hier wieder geht es ihm um Aufstieg und das Erlangen einer Machtposition und schließlich schafft er es hier auch. Aber damit nicht genug:

„jetzt geht’s los, Achtung. Erstens, dort Bergbau, dann, ja, meine Mutter und so, also hab‘ ich gesagt: „Ich hol‘ her, ich hab‘ mir ‘ne Wohnung ge( ) im Bergbau, die hatten damals, das war Anfang der 50er oder Mitter der 50er, die hatten da noch Wohnungen zur Verfügung und dann hab‘ ich also ‘54 mit meiner Mutter, die wohnte wohl mitsamt meinem jüngeren Bruder, und dann haben wir da zu dritt da gelebt. Und dann kam ich auf die Idee (-) also erstmal hab‘ ich angefangen, die Schulausbildung zu machen, also die die Bergvorschule besucht, damit ich mal ‘ne Steigerausbildung machen konnte und kurz vorher hab‘ ich gedacht: „Wie wär’s denn, du machst mal Abitur nach?“ Da hab‘ ich mich erkundigt, wo kann man Abitur nachmachen. Da gab’s ein äh Institut zur E. der Hochschulreife in [Ort]. Damals ‘ne Einrichtung, an der man das machen konnte, da also Abitur nachmachen in zwei Jahren mit entsprechender Vorbildung, Aufnahmeprüfung, alles Mögliche war das nicht verbunden, dann bin ich da hab‘ ich mich da gemeldet, bin aufgenommen worden, habe meine Ausbildung abgebrochen, meine Familie verlassen und bin da hingezogen... [Hm] Habe Gott sei Dank, also so viel Unterstützung über wie heißt das nochmal, diese für Studenten äh Bafög [Bafög] (nickt) für Bafög bekommen, sodass ich das auch finanziell überleben konnte, damit ich zurecht kam.“ (22, 34)

Er setzt seine Karriere durch. Er sorgt für die Familie, nutzt dann aber auch die Gelegenheit wieder zu flüchten.

### **VI.II.3.I) Auseinandersetzung mit NS**

Bei Herr Fischer gab es eine intensive Auseinandersetzung mit dem NS und auch eine intensive Reflexion darüber, wie sehr er damit identifiziert gewesen ist, wie schon obiges Zitat zeigte, dass er den Amerikanern dankbar war.

„Neulich war ich in einer Ausstellung in Hanau über 50 Jahre Amerikaner in Hessen. Hinterher waren die auch weg.. Die habe ich auch besucht, ich habe den Amerikaner dort in ihrem Ausstellungsbuch reingeschrieben – ich bin amerikanischen Soldaten dankbar, dass sie mit ihren Einsatz ihres Lebens dafür gesorgt haben, dass ich kein Nazi geworden bin. Ich wäre Nazi geworden, wenn es nicht gewechselt wäre. Wenn.. wenn wir nicht besiegt worden wären.“ (10,

28)

Er ist davon überzeugt, dass er ein Nazi geworden wäre, dass er sehr mit allem, was er damals erlebte und verstehen konnte, identifiziert gewesen ist. Interessant ist hierbei, dass er anschließend von „wir“ spricht, also aus der Identifizierung mit Nazi-Deutschland.

Er erzählt weiter von der Jugendarbeit der amerikanischen Reeducation.

„Und das habe ich natürlich in der Nachkriegszeit kam ja.. was ich als mit als positiv bewerte, was die Amerikaner da gemacht haben, als sie da die deutsche Jugend, so, wie mich.. da gab's die Armee in der Größenordnung, was weiß ich, 8 bis 18 Jahre, die waren zum Teil schon im Einsatz als Soldat.. als sie uns dann versucht haben in einem bestimmten Programm.. ja.. mal zu zeigen, dass es auch eine andere Welt gibt. Das hatte schönen Namen „GYA“, ich weiß nicht, ob Sie schon was davon gehört haben? „German Youth Activities“. (...) Die haben dann mit uns Jugendarbeit gemacht. Die haben mit uns Sport getrieben, die haben mit uns Spiele gemacht, die haben mit uns Ausflüge gemacht.. und so was. Die haben ein bisschen versucht, unseres.. das, was wir hatten, zu ersetzen. Also wir hatten auch spannend.. Geländespiele früher, beim Jungvolk. Das war auch etwas, wo man begeistert dabei war, und draußen in Wald ging. Und machten bestimmte Dinge.. das hat viel Spaß gemacht. Und jetzt haben auch die Amerikaner dann versucht.. und die haben ein.. Dieses DYA habe ich sehr positiv in Erinnerung, das ist der erste Teil.“ (10, 28)

Das hat ihm Spaß gemacht, was die Amerikaner anboten. Er bezeichnet es als „Ersatz“ für das, was die HJ geboten hatte. Beides war spannend, beides war aufregend.

Und noch etwas anderes entdeckte er:

„Und der zweite Teil war, dass die in E. auch ein Amerika-Haus eingerichtet hatten. Ein Haus.. (...). eingerichtet mit Bibliotheken, mit Theateraufführung, Lesungen und mit anderen Dingen.. und das.. da bin ich auch hin.. Und da habe ich dann erstmal auch andere Bücher in die Hand bekommen. Und da habe ich dann erstmal auch andere Bücher in die Hand bekommen. Da war ich dann auch schon ein bisschen älter, ich war schon auf dem Gymnasium und habe dann dort sehr bald gemerkt, dass... Also mein erstes Buch, was ich auch selber noch gekauft habe, damals war „Who wants SS-Staat?“. Ich wollte wissen. Ich wollte.. das habe ich damals auch gelesen.. Ich glaube, das habe ich noch.. habe noch in meinem Besitz. Wo ich dann in aller ersten Phase, es war noch nicht über Vernichtungslager das Buch.. weil der Kogon beschreibt in dem SS-Staat von einigen Seiten, Haft im Buchenwald und die Bedingungen und auch die Arbeit der SS. Mit dem Vernichtungslager war da gar nicht so.. so..“

Nicht nur Kulturelles erlebt er hier, sondern auch den Zugang zu Büchern über die Verbrechen der Nazis.

Im zweiten Interview betont er:

„Eh, für mich ein wichtiges Buch, was ich auch gelesen habe damals, ich hab's noch zuhause jetzt noch stehen, das war das Buch: ‚Der SS-Staat‘ von Eugen Kogon. Ja ich hab's, ja, wer liest schon so 'n Buch, ne? [Hm] Als Jugendlicher von 12, 13 Jahren, wer macht das schon? [Hm] Ich hab's gemacht. Ich wollt' es wissen, ja. (-) Ich wollt' es wissen. (--). Da da hab ich erstmal so mitgekriegt, was (-) jetzt äh 'n bisschen mehr von dem, was eigentlich wie verbrecherisch der ihr

Staat war. [Hm] (-) Ich kann mich ja immer entsetzlich aufregen, wenn die Leute heute sagen: „Bei Hitler hat’s das nicht gegeben.“ ( )“ (19, 29)

Er ist stolz darauf, dass er sich so intensiv damit auseinandergesetzt hat in seinem jungen Alter, dass er da eine besondere Rolle einnahm im Gegensatz zu den anderen.

Von der Interviewerin wird er gefragt, ob er denn nicht schon von Konzentrationslagern gewusst hatte und er antwortet:

„Doch. Das habe ich auch schon erfahren dann. Aber es war noch nicht so deutlich beschrieben da, in der Lektüre.. also die Bücher über das, was in Vernichtungslager passierte, die kamen erst später. Aber ich habe da.. ich habe.. ich bin dann in die Stadt gegangen. Es gab dann endlich wieder mal.. es gab eine Tageszeitung, die es heute noch gibt, „Die ... Rundschau“. Ich bin dann immer hingegangen, auf den Marktplatz, weil da hatten die die Fenster ausgehängt. Und da habe ich mir da.. die ersten politischen.. ja.. Gedanken angeeignet.. mir verinnerlicht hab, was dagegen kam.. Und da kam natürlich ab und zu auch mal.. und wurde dann berichtet über.. über die Lage in der Geschichte. Mit meiner Mutter in diese Richtung gesprochen? Mein Vater war wieder nicht da. Er war auch.. er war bei dem Kriegsende nicht da, kam dann kurz danach für eine gewisse Zeit.. und das Ende den '48 dann die Ehescheidung meiner Eltern... dann waren sie ganz auseinander.. da war er ganz weg.. Und da gab's in dieser Richtung gab's nichts.. ich hatte sonst niemanden dort, mit dem ich darüber hätte diskutieren können. Ich hab das versucht.. Also, wie gesagt, auf diesem.. diesem Weg über Bücher.. über Zeitung und hab dann so mein politisches Bewusstsein so nach und nach .. entwickelt. Ich war sehr stark auch dann interessiert, als bei uns so die ersten Wahlen waren. Wie geht es überhaupt? Wer wird gewählt? Was sind das für Parteien? Warum gibt's die einen und die anderen nicht? Ich habe dann gerochen (?) in der Klasse einen, der war Sohn eines Fabrikbesitzers in der Klasse.. und der wählte.. der war Vertreter der FDP damals im Stadtparlament.. der Vater.. Und ich stand erstmal und nachgeguckt, was.. was sind das überhaupt für Unter.. (?).. was.. was bedeutet das? Ja..“

Er geht nur kurz auf die Frage der Interviewerin ein und erzählt dann vor allem, wie er anfang, sich auseinanderzusetzen, wie er sich Zugang zu Wissen verschaffte, dass ihm da niemand bei geholfen hat aus seinem Umfeld und was ihn an der damaligen aktuellen Parteien-Politik interessierte. Es scheint ihm also unangenehm, auf diese Frage zu antworten und er möchte lieber davon erzählen, wie intensiv er von sich aus anfang, politisch zu interessieren und sich auseinanderzusetzen.

Die Interviewerin greift die vorherige Frage noch einmal auf und dieses Mal antwortet er:

„Also.. dass es KZs gab, war ja bekannt. Als Kind. Das war mit Sicherheit auch während des Krieges. Ich wusste, OK, die machen Konzentrationslager. Ich habe auch die Juden mit Stern, die bei uns in der Stadt wohnten, rumlaufen sehen. Mit Judenstern, ich wusste das und ich wusste, dass die KZs waren, wo die also Leute hinschaffen. Ich habe übrigens auch gewusst, dass die Euthanasie machten. Es war zwar bei uns in der Nachbarschaft ein behinderter.. geistig behinderter junger.. Junge. Wir haben ihn immer gefoppt. Und er war eines schönes Tages nicht mehr da. Und da haben wir dann durch Gespräche rückkoppelt.. mit den Eltern, ja-ja, er ist es.. in den.. der ist es.. in's Heim gekommen.. den haben die getötet. Das heißt, dass der.. Euthanasie

gemacht hat, der Staat, das war zwar nicht offenes Geheimnis, aber das war bekannt unter den Leuten. Und es musste, ich glaube, das habe ich irgendwo gelesen, wurden auch die wegen der.. der Einsprüche irgendwann gestoppt.. Die Euthanasie wurde nicht bis zum Ende durchgezogen ...irgendwann gestoppt.. Und da wusste ich von dem.. der war nicht mehr da und wurde gesagt, der ist.. umgebracht worden.. „Umgebracht“ haben die nicht gesagt.. die haben was anderes gesagt.. getötet worden.. Wobei ein Teil der Bevölkerung hat gesagt, na-ja, die damit einverstanden waren, dass Euthanasie gemacht wurde.“

Hier wird er eindeutiger, wenn auch mit der seltsamen Formulierung „machten“, die er fast in jedem Satz verwendet. Dadurch bekommt seine Ausdrucksweise fast etwas kindliches. Er kommt auf die Euthanasie zu sprechen und darauf, dass diese wegen der fehlenden Unterstützung in der Bevölkerung aufgegeben wurde, muss aber zum Schluss zum Ergebnis kommen, dass sie eben auch ein Teil damit einverstanden war.

Im zweiten Interview wird er konkreter:

„Das andere war, Konzentrationslager ja, das wusste man. Also es gab ja die ersten Konzentrationslager wie Buchenwald oder Dachau, die wo die politischen die ganzen erstmal reinkamen, die Homosexuellen, ja, Zigeuner [unverst.] und äh (-) man wusste, es gibt gab KZs, der Begriff KZ war mir geläufig. [Hm] (--)) Wobei ich mich jetzt, wenn ich jetzt versuche, mich zu erinnern, wie ich das erfahren habe, weiß ich's gar nicht mehr. Ob ich erst paar Bilder gesehen habe, ob meine also meine Mutter wird's mir sicherlich nicht erzählt haben, (-) ob's n anderer erzählt hat, ob's heir das hier gab, also auf jeden Fall, irgendwann war mir bewusst: „Ach du, wir haben Menschen umgebracht und zwar in großer Zahl [Hm] und zwar fabrikmäßig, also richtig.“ Äh (-) das das war (--)) das war für mich auch so der erste, wo ich anfang, politisch zu denken, das war ich, vielleicht war ich zwölf, ne, ja also zwölf, '34, '46, nehmen wir mal an im Jahr '46, im Lauf des Jahres '46 [unverst.] [Hm] was war denn ja wo dann, dann wurde auch (-) auch für mich zugänglich erkannt wurde: Da war was.“ (14, 32)

Interessant ist bei diesem Zitat, dass er wörtliche Rede benutzt um auszudrücken, dass er damals davon wusste und dass er von „wir“ spricht. Er identifiziert sich hier also mit den Tätern. Seine Sprache wird insgesamt sehr undeutlich. Es fällt ihm offensichtlich schwer, über dieses Thema zu sprechen.

Weiter wird er gefragt, ob er denn jüdische Menschen kannte.

„Ja, ich.. Also.. Das waren nicht so viele, die ich gesehen habe mit dem Stern. Ich habe auch nicht.. also.. erstmal für mich selbst, das war also.. der Staat.. die mussten sich kennzeichnen. Das war so verordnet. Also.. Ich hatte jetzt selbst überhaupt kein Unrechtsbewusstsein damals. Hab da gar nicht hinterfragt in meinen 10 Jahren, was der Staat da machte. Ich war da, wie gesagt, Anhänger dieses Regimes oder war begeistert von diesem Regime und hätte mich voll mit rein gebracht, wenn es weiter gegangen wäre. Nein, da gab's bei mir keine Frage, dass es irgendwo..Nein, das war.. nein, kann mich nicht daran erinnern.. nein, das war kein Thema.. dass die Juden da waren.. nein.. ich.. wie gesagt, außer diesen 3-4 Mal, wo ich die auf der Straße mit dem Stern gesehen habe..Das war in E., das muss schon nach '40 gewesen.. nach '42.. um die Zeit rum.. Aber das war auch die Zeit, wo sie dann die Warnzeichen (?) vorerst bekamen.. und

dann kam die Endlösung, wo gesagt wurde, jetzt müssen die alle weg. Das habe ich erst später erfahren.“ (11, 14)

Er selbst fand das als Kind richtig. Der Staat hatte es so verordnet also musste es richtig sein. Es wurde nicht darüber gesprochen. Immerhin kann er sich daran erinnern, was womöglich mit seiner individuellen Auseinandersetzung zu tun hat. Die Abfolge der einzelnen Aussagen ist auch hier interessant: Auf die Frage, ob er jüdische Menschen kannte, gibt er an, dass er nicht viele gesehen habe. Dann bringt er den Staat als Akteur ein, der das Tragen des Sterns zu verantworten hatte, der dies verordnete. Die Frage, ob er Juden gekannt hat wird somit verschoben auf die Schuld des Staates und sein damaliges Unrechtsbewusstsein als 10jähriger. Er war einfach nur begeistert damals und er erschrickt wieder darüber. Hier gibt es ständig widersprechende Formulierungen: Nein, Ja, nicht erinnern, waren da, war kein Thema. Die Juden bekamen „Warnzeichen“?

Die Fragen scheinen ihm unangenehm zu sein, so dass er einerseits sofort deutlich macht, dass er auch keine Verantwortung hatte, dass er aber begeistert war. Er empfindet Schuldgefühle und Scham, die er sofort loswerden muss. Er hat sich nicht schuldig gemacht, er wurde durch das System so beeinflusst, wie es gewollt war. Er war unschuldig und nicht verantwortlich. Aber dies scheint ihm selbst nicht so klar zu sein. Es hätte hier auch eine Erzählung folgen können über Jüdinnen und Juden in seinem Umfeld oder genauer über das Verschwinden. Er bietet zwar eine plausible Erklärung, warum er nicht mehr Jüdinnen und Juden gesehen hatte, aber er bringt es als Rechtfertigung vor, was verdeutlicht, wie wenig Klarheit und Abstand er zu den damaligen Erlebnissen hat.

Herr Fischer erzählt, dass er viel gelesen habe und dann

„am Anfang tatsächlich dann irgendwie auch die Kurve nach links gekriegt, ne. Also, weil da äh man lies da, was da so stand und äh man kannte ja die Leute auch und die waren mir einfach auch sympathischer da die. In E. die da von der CDU, das waren so Bank- äh, nicht Bank, das waren so BWL äh Fabrikdirektoren, Besitzer, die das da gemacht. Nee, das waren von der FDP einer, ja. Ein Klassenkamerad von mir, der hatte da [unverst.] „Dein Vater vertritt jetzt die FDP.“ Ich weiß gar nicht, wie war das mit der Schule? Gab's da Diskussionen drüber? Ich glaube, eher nicht. [Hm] (-) Eher nicht. Also dass ich jetzt mit 'nem Klassenkameraden darüber gesprochen hätte. [Hm] (-) Eher nicht.“ (17, 10)

Er erklärt seine Parteizugehörigkeit emotional. Verwunderlich ist hierbei, dass er von den Fabrikbesitzern stand, die für ihn die andere Seite repräsentieren und Herr S. Ebenfalls Fabrikbesitzer war.

Er kommt hier auf die Schule zu sprechen und was dort nicht und was besprochen wurde,

so zum Beispiel als einer seiner Klassenkameraden nicht mehr zur Schule kam:

„Wir hatten dann einen Klassenkameraden dabei, der dessen Vater belastet war –Ja, der muss ja irgendwie in der Partei muss der auch irgendwie ne große Funktion gehabt haben, innerhalb des Ortes oder so. Und der ist mit der Familie dann ruckzuck nach Südamerika [Hm] ausgebücht. Und der Junge musste mit und eh ich war ein bisschen auch mit ihm befreundet, mit dem [Name]. Und dann kamen immer Briefe aus Südamerika, die der Vater dann geschrieben hat (--)  
eh (-) und wir kriegten die auch, weil der [Name] auch die uns schickte. Wir hatten die Information. Dann kam eines schönen Tages unser Geschichtslehrer. Einer der äh also noch übrig geblieben war vom Dritten Reich, der nicht ganz äh so auffällig war, dass man ihn nicht weiter hätte beschäftigen dürfen und dann hatte der auch den Brief dabei und wollte den uns vorlesen. Haben wir gesagt: „Kennen wir schon.“ Hat er sich gewundert. Haben wir gesagt: „Ja, der war ja bei uns in der Klasse.“ Das heißt, das war auch ein Geschichtslehrer, der ja (--)  
wie soll ich das sagen also ab und zu sein altes Geschichtsbild in den Unterricht hat einfließen lassen.“ (17, 32)

Er berichtet weiter von dem Lehrer und dass viele Lehrer weiterhin unterrichten konnten:

„Ich habe mich mit diesen.. oder.. ja.. in der Schule gab's auch gar nicht so sehr.. in der Schule kam auch nicht so sehr darauf an, weil diese Schule auch mit den Lehrern zu tun hatte, die so ein bisschen noch wieder hinüber genommen worden.. Das heißt, sie haben nicht alle.. auch eine spannende Geschichte, nach dem Krieg, wer dort alles als Lehrer war.. mit wem man zu tun hatte...Ja.. ja.. wir haben dann einen Geschichtslehrer, der ich erinnern könnte. Der.. die Sozialisten, als wir mit denen anfangen dann über die Weimarer Republik zu sprechen, dann sagte, ja, die hatten alle den gleichen Vater, den Marx.. Er hat sich auch abfällig geäußert über die kommunistische Entwicklung und auch über die sozial-demokratische Entwicklung... Ich hoffe, er hat mir nicht zu sehr geschadet.“ (13, 16)

Wieder beschäftigt ihn der Gedanke, inwiefern in dieser Lehrer mit seinen Gedanken beeinflusst hat.

Zum Schluss des Interviews wird Herr Fischer gefragt, inwiefern ihn die Vergangenheit geprägt hat und was sein politisches Interesse mit der Vergangenheit zu tun habe und er beschreibt seine spätere Parteizugehörigkeit.

„Ja-ja, ich habe auch von sich heraus die politischen Funktionen wahrgenommen. Ich bin Parteimitglied gewesen, alles dieses losgeht...SPD natürlich! Ich war im Bergbau! Und eingetreten in die Partei bin ich in '57. Ausgetreten bin ich aber auch schon wieder. Nach über 40 Jahren Mitgliedschaft...ich habe noch die Urkunde über 40 Jahre. Und ich habe Funktion wahrgenommen, Gemeindevertreter. Das hat damals so angefangen. Auch bei.. Mich hat keiner beworben. Ich bin hingegangen und hab gesagt, hör mal, zu dem Herren, der da wohnt, von dem.. in dem Stadtbereich.. in dem Stadtparlament sitzt.. wie kann man.. wie kann ich hier SPD eintreten? Da sagte er, natürlich, sofort.. Und da war ich drin. Ich bin hingegangen und hab gesagt, ich will eintreten.“ (18, 34)

Genau wie in den anderen Situationen ist er hier wieder selbst aktiv geworden und wollte dazu gehören. Und hier ist er aus eigener Entscheidung ausgetreten. Hier konnte er endlich Funktionen übernehmen, sich beweisen.

Interessant ist im zweiten Interview, wie er über den Kriegskinder-Workshop und die dort findende Auseinandersetzung mit dieser Thematik erzählt, die er gänzlich unbefriedigend fand und mit der er das zweite Interview einleitet:

„Nee, das war w( ) was ganz anderes. Wir waren zum Schluss ne Gruppe von vielleicht sechs Personen... und dann haben sie jetzt am Ende so ne letzte Runde gemacht so nen Rück. Und die haben dann ich mit denen dann besprochen wie's so ist. Sollen wir weitermachen, wie sollen wir was sollen wir, so. ( ) Eh und ich hab meine Feststellung in einem etwas härt aber äh eindeutig formuliert. „Ich wird nicht mehr mitmachen.“ Und zwar (-) zuviel Meditation, zu wenig Inhalt. Punkt Eins. (-) Und beim Inhalt hab ich gesagt: „Zuviel –“ eh ne ( ) andersrum, hab ich gesagt: „Zu wenig Krieg und zuviel Familienaufstellungen.“ Das war so mein Eindruck. [Ja] „Zuviel von dem und eh ( ) hat mir gefehlt.“ Und dann fingen sie fast alle anderen fielen fast über mich her so. Jeder konnte seine Meinung sagen. Ich hab ihre nicht kommentiert (-) und da hab ich gehofft, dass sie meine auch nicht also ich hätt' mich auch noch verteidigen können. Wobei ich noch an noch was angefügt hab ich hab ich hatte zweimal einen Vorschlag gemacht über ein Thema, was wir behandeln könnten, was mit dem Inhalt des Krieges zu tun hätten und die haben beide nicht aufgegriffen. Da war ich dann auch ein bisschen sauer. Eh einmal wollte ich über die eh über den Nationalsozialismus und dessen Auswirkung auf uns als Kinder damals. Ich hab ja noch ich war ja noch ein Jahr im Jungvolk und ich wollte eigentlich mal wissen: Welche Auswirkungen hat das gehabt und wie sehen das die anderen? Also Hitlerjugend, Jungvolk, später die die die militärische Vor also die Gruppen die es vorweg gab, also alles das, was nationalsozialistisch auf uns eingewirkt hat. Diese Ideologie. Wollten se nicht aufgreifen. Und der zweite Vorschlag war: Wie haben wir eigentlich als Kinder von den Verbrechen der Nazis erfahren, von der Vernichtung der Juden oder von der Euthanasie und wie sind wir damit umgegangen? Wir haben wir das erfahren. Sind wir nicht drauf eingegangen.“ (1, 31)

Er tritt in der Gruppe bestimmt auf, lässt seiner Wut freien Lauf und wird daraufhin angegriffen von den anderen. Man kann gut nachvollziehen, dass es unbefriedigend für ihn gewesen sein muss, auf die Abwehr der anderen gegenüber dieser Themen zu stoßen und es wird ebenso gut klar, warum die restliche Gruppe über ihn „herfallen musste“. Trotzdem zeigt sich hier ein paradigmatisches Problem beim Sprechen über die eigene Involviertheit/ Betroffenheit: Angriff und Gegenangriff. Herr Fischer greift mit einer Härte an ohne Verständnis dafür zu haben, wie schwierig es ist, sich mit dem Thema auseinander zu setzen. Er behandelt sie mit der Härte, mit welcher er sich selbst behandelt.

Er erzählt weiter, dass ihm der Leiter der Gruppe auch den Grund nannte, warum er dieses Thema nicht behandelt und was stattdessen statt gefunden hat:

„Naja, also der hat dann gesagt: „Naja, irgendwie ( ) das ist ein Thema, das die eigentlich nicht –.“ Der wollte es irgendwie, der hat es zwar ja wie das wäre eigentlich gar nicht, „Die Leute wollten nicht drüber reden.“ oder so ähnlich. [Hm] Ich wollte drüber reden [+Jaja], aber in der Gruppe drüber reden [+Jaja] das wäre, das wär' es nicht. Und die haben, ich hab sie ja mal „Was sollen, was sollen die ganzen Familiengeschichten?“ da von seiner Schwester, von seiner Tante, von seinem Onkel. „Naja, das war alles“, durch kriegsbedingte Ereignisse wäre er da

hingekommen. Die haben die haben richtig Familienaufstellung gemacht, ja. (-) [Hm] Hm, ja, war nicht mein Ding. Aber ich hab erstmal durchgehalten. Hab‘ auch nicht versucht rumzumotzen, sondern hab‘ versucht, konstruktiv mitzu( ). Wenn sie dann immer sind, also solche macht sie immer so Fantasie-Reisen. Hat sie uns erstmal versenkt, dann hat sie alle sieben Shakra-( ) mit uns abgearbeitet, anschließend Erfahrung [Eieieieie] (lacht) und dann, nachdem sie allen Shakren abgearbeitet hatte, hat sie zwar in jeder Sitzung mindestens einmal gemacht, mit diesem Shakra-Geschichten, vom Wurzel-Shakra bis zum Scheitel-Shakra, und dann sagt sie: „Jetzt sind wir auf einem Friedhof, an einem Grabstein und [lacht] ja und dann hab‘ ich natürlich auch versucht, mir einen Grabstein irgendeinen auszusuchen. Hab ich gefragt: „Ja, wie viele Grabsteine hast du eigentlich?“ und so, aber das hatte jetzt nichts mehr mit dem Krieg zu tun. An meine Schwiegermutter Nr. 2. [Hm] An die Mutter von Frau (Name). [Hm] Weil mit der, das war für mich ne spannende (lacht) mit der wir nochmal eine sehr intensive Zeit kurz vor ihrem Tode erlebt haben. [Hm] Wo wir viel zusammen auch gemacht haben. Die wohnte dann zuletzt auch ( ) ihr Vater war gestorben, von meiner Frau, und sie, wir haben sie dann nach hier geholt. Die war ja beinamputiert an einem Bein, wurde dann hier am zwoten Bein amputiert. Das war beidseitig und da hab ich noch viel ich hab‘ mit der im Rollstuhl getanzt [lacht leicht] sehr sehr gute Erinnerung an T., schöner Name auch, T...T. ist ein schöner Name. Und die ist dann hat unsere Hochzeit noch miterlebt, hat auch erlebt, dass ich ihre Tochter geheiratet habe [Hm] und äh im Jahr darauf ist sie gestorben.“ (20, 4)

Er hat eine nachvollziehbare Abwehr gegen die esoterisch angehauchten Methoden der Gruppenleiter, übersieht hier aber zwei entscheidende Punkte: Zum sind es eben häufig um die problematischen Familienverhältnisse unter denen die Teilnehmenden gelitten haben und noch leiden und viele in der Gruppe empfanden diese körperlichen Übungen als sehr angenehm und hilfreich um einen Zugang zu ihren Emotionen zu bekommen. Auch er selbst sprach viel darüber und es schien äußerst wichtig für ihn. Zum zweiten erinnert er sich durch die Fantasie-Reise an eine für ihn wichtige Frau, die ihn mit ihre Stärke und Lebendigkeit beeindruckt hat: Die tanzende beinlose Frau mit dem schönen Namen.

### **VI.II.3.m) Ehen/ eigene Familie**

Herr Fischer berichtet, wie er im Bombenschutzkeller seine erste Liebschaft anfang, die dann aber nicht gut für ihn ausging:

„Ich könnt‘ den Namen auch heut‘ noch sagen. ...Und eh später hat sie mich gegen einen Ungarn eingetauscht. Das war nicht so. (lacht) Zehn, ja, elf. Also hinterher, das ging ja weiter. [Ja] Das ging ja über die Kriegszeit hinaus. Elf, zwölf. [Ja, ja] Also, dann war das, die Geschichte zu Ende wie gesagt. Da hatte er Hunger [?]. Der Vater war Schwarzhändler und der hatte mehr zu bieten als ich. (Lacht)“ (6, 26)

Auch hier wurde er enttäuscht und von jemand anderem verdrängt.

Erst gegen Ende des zweiten Interviews fängt er an, von seinen Ehen zu berichten:

„Nicht drei, viere hab‘ ich nicht, das wär‘ ein bisschen (lacht) – Ach, hab‘ ich von meiner ersten

Ehe noch nix gesagt? Ach, du lieber Gott...Die erste Ehe, die hat 41 Jahre gedauert.“ (21, 7)

Er hat drei Ehen gehabt und ist Stolz darauf, dass seine erste Ehe 41 Jahre gedauert hat.

Diese Ehe war keinen romantische Liebesehe, wie man später erfährt. Er wurde mit ihr von der damaligen Heimleiterin aus dem Berglehrlingsheim mit ihr verkuppelt und fingen sich an, Briefe zu schreiben. Seine erste Frau war

„DDR-Flüchtling. Sie war also geflohen aus der DDR, hatte dort auf der Arbeiter- und Bauer-Fakultät ge- hat sie war sie. Das ist eine Kaderschmiede der Roten. [Hm] Da wurden die roten Socken wurden da ausgebildet. [Hm] Und sie ist aber '56, nach '56, '56 war der Ungarn-Aufstand, ja, Ungarn-Aufstand, danach hat sie also dort kritische Äußerungen zum Ungarn-Aufstand gemacht und dann musste sie wurde sie also religiert [Hm] ne, so vor versammelter Mannschaft die Str- Apelle(?) antreten. „(Name), tritt mal vor! Wir haben gehört, du hast –“ ehm musst man sich dann da so verteidigen. Und da hat sie gesagt, ok, das macht sie auch nicht länger mit und dann verschwand sie, ging zu zu ihrer Schwester,...Und dann habe ich mit ihr die wie gesagt Kont( ) aufgenommen, habe mich mit ihr getroffen und dann haben wir uns dann an so aneinander gewöhnt [lacht leicht], dass äh sagen wir mal im Anfang neunundf- also ich war da noch auf der Schule, '59 hat sie dann zu mir gesagt: „Ok, ich bin schwanger.“ Und eh das gehört so zu meinem grundsätzlichen äh Kinder in die Welt setzen heißt auch Familie gründen und dann dafür sorgen. [Hm]“ (22, 30)

Interessant ist hier, dass er von seiner ersten Liebschaft wegen eines Ungarn verlassen wurde und dass er dann erwähnt, dass seine erste Frau wegen Kritik am Ungarn-Aufstand aus der DDR geflohen ist.

Sie haben sich aneinander gewöhnt und Familie gründen gehörte für ihn eben dazu. Dies hatte für ihn aber berufliche Konsequenzen, da er seine Ausbildung abbrechen musste und zurück in den Bergbau ging.

„Da war ich dann konsequent. [Ja] Abgebrochen, zurück in den Bergbau und hab' da wieder angefangen zu arbeiten, geguckt, dass ich da wieder 'ne Wohnung kriegte, war am Anfang noch mit meiner Mutter zusammen und meine Frau, das war also [Oje] okay eh wir haben dann geheiratet äh 1959, im Februar 1959 haben wir geheiratet, sodass mein Sohn eben dann als 7-monats-Kind zur Welt kam [lacht] der Älteste [Hm] und äh dann hab' ich die Ausbildung eben dort fortgesetzt. Ich musste ja nochmal erstmal 'n bisschen arbeiten, eh' die mich wieder rangenommen haben, zugelassen haben, und dann bin ich aber hab' ich die zwei Jahre Ausbildung von '59 im Herbst bis '61 im Herbst gemacht und dann war ich Grubensteiger anschließend, also hat's eigentlich sich dann darauf da ( ) im Bergbau beschäftigt. [Hm] Und da hab' ich, wie gesagt, '61 kam das zwote Kind (-) und da hab' ich da mich also nicht mehr für die alte Geschichte also das das Jahr in (Ort), das was ich da so zugebracht habe, wo ich abgebrochen habe, das war eins meiner schönsten Jahre. [Hm] Aber aber hallo. Aber hallo. Ja. (-) Ja. (Nickt) (-) Gut und dann Familie gegründet und (-) bevor achso noch vor Familie gründen, '57, da war ich noch nicht in (Ort), da bin ich ich bin '58 im Frühjahr hin ja, '58 im Frühjahr hin, '57 bin ich bei mir in dem Ort da, in dem Bergbauort, wo wir wohnten, meine Mutter war schon

da und ich mit denen zusammen gelebt.“ (23, 30)

Er erzählt ansonsten nichts von seiner Familie, sondern berichtet über seinen beruflichen Werdegang.

### **VI.II.3.n) Zusammenfassung**

Herr Fischer sticht aus dem restlichen Sample vor allem aufgrund seiner intensiven Auseinandersetzung mit dem NS, den Verbrechen und der eigenen Identifizierung auf.

Schnell wird deutlich, dass er unter der Frage leidet, was er bis heute denn von der damaligen Sozialisation und Identifizierung noch in sich trägt. Der Gedanke, eine Nazi geworden zu sein, wären die Amerikaner nicht gekommen quält ihn sehr und lässt ihn verzweifeln.

Trotzdem klingt hier auch immer wieder Stolz durch, dass er sich so früh und intensiv damit auseinandergesetzt hat und das ganz selbstständig ohne jeglichen Einfluss.

Immer wieder verfällt er in den Erzählungen über die damalige Zeit in lebhaftere Erinnerungen, die verdeutlichen, dass er trotz seiner Auseinandersetzung nur wenig emotionale Distanz zu den Erlebnissen hat, die ihn damals begeisterten. Vor allem in Bezug auf Kriegsgeschehen wird dies deutlich. Er beschreibt immer noch mit Begeisterung, wie er damals alles mitverfolgte und wie aufregend er es fand. Sein Erschrecken und seine Wut darüber und seine Begeisterung wechseln sich ab und gehen ineinander über, sind manchmal nicht klar voneinander zu trennen.

Es zeigt sich hier, wie schwer und schmerzhaft eine solche Auseinandersetzung fällt und dass diese auch nur teilweise zu bewältigen ist. Dies drückt sich auch in der Wut den anderen Workshopteilnehmenden gegenüber aus. Er ist ungeduldig und findet keine Möglichkeit, ihnen einen Zugang zu verschaffen zu der Überzeugung, dass die Reflexion über dieses Thema wichtig und hilfreich ist. Er wertet sie letztendlich ab.

Ein weiteres Thema, welches damit in Verbindung steht, durchzieht beide Interviews: Der Wille, zu etwas Großem zu gehören und weit nach oben zu kommen. Bei seinen ersten Versuchen scheitert er aus unterschiedlichen Gründen: Kriegsbeginn, Kriegsende, ein anderer Mann, usw. Schließlich schafft er seinen Aufstieg in der Partei und in seinem Beruf. Dort kann er schließlich führende Positionen erlangen, was ihn mit Stolz erfüllt.

Unterstützung bekam er, laut seinen Aussagen, kaum. Seine Mutter war nicht wirklich für ihn da und sein Vater war für ihn eine einzige Enttäuschung. Auch seine Brüder waren „zu

nichts zu gebrauchen“. Nur bei Herrn S., dem Nazi, fand er Unterstützung und in ihm zumindest zum Teil eine Vaterfigur.

Von seiner Mutter fühlte er sich erst verlassen, in extremen Situationen, in denen sie seinen Bruder vergisst und sie sich schließlich versucht umzubringen. Dies hat für ihn zur Folge, dass er ein Leben lang gefangen bleibt zwischen der Sorge um sie und der daraus resultierenden Wut und Flucht und dem darauf folgendem Schlechten Gewissen.

So ist auch die Eingangsszene des ersten Interviews besonders bedeutsam, in dem sich genau davon etwas zwischen ihm und der Interviewerin wiederholt: Sie scheint für ihn verschwunden, worauf er erst mit Wut, dann aber mit Verunsicherung reagiert und ihr dann berichtet, er hätte sich schon anderen Personen zugewandt.

Herr Fischer fühlte sich von allem Personen verlassen und wurde enttäuscht. Er suchte in verschiedenen Zusammenhängen nach einem Vaterersatz, bei den Soldaten, bei Herrn S., bei den Älteren Größeren, die er aber nur teilweise fand. In seinem Wunsch nach Fürsorge und vor allem auch Anerkennung will er überall mitmachen und dabei sein und aufsteigen. Die übergriffige Mutter bremst ihn in seinem Wunsch und auch seine erste Frau wirft ihn in seiner Karriere zurück. Bemerkenswert ist, dass er so wenig von seinen Kindern und seinen anderen Frauen berichtet. Nur selten drückt er aus, dass eine Person ihm wichtig war. Dies kann mehrere Gründe haben: Vielleicht ist es einfach kein Thema, was für ihn zur Zeit der Interviews besonders relevant war. Vielleicht fühlte er sich als „Kriegskind“ angesprochen und sein Ziel war es, etwas anderes mit in dieses Thema zu bringen. Vielleicht wollte er aber auch hier besonders „gut“ sein und eben genau auch nur darüber berichten. Franz et al. (2007) zeigten, dass in vaterlosen Familien die Söhne häufig deren Rolle annahmen und dadurch überfordert waren (Parentifizierung).

Auch Herr Fischer identifiziert sich als „Kriegskind“, erzählt aber von gänzlich anderen Erinnerungen als die meisten der anderen Interviewten. Er weiß viel von dem zu erzählen, was er damals, in einer kleinen Stadt gewusst hat. Dies lässt es noch fragwürdiger erscheinen, warum in den anderen Interviews davon so wenig erzählt wird, bzw. häufig auch gar nichts. Er spricht von sich selbst aus von den Verbrechen der Nazis, von Jüdinnen und Juden, an die er sich erinnern kann und von dem Wissen über Konzentrationslager schon während dem Krieg.

## VII. Diskussion der Fälle

Im Folgenden werde ich nun die im Material vorgefundenen zentralen Kategorien den drei Dimensionen „Kriegserlebnisse“, „Erziehung/ Beziehungen“ und „NS-Thematik“ zuordnen, wobei diese, wie sich zeigen wird, nicht klar voneinander zu trennen sind.

Hierbei ziehe ich die Literatur aus dem Forschungsüberblick heran, um meine Ergebnisse darin sukzessive zu verorten. Dabei kommt es zu Wiederholungen, die ich aber bewusst so beibehalte, da ich die obigen Kapitel zur NS-Erziehung und Täter:innen-Familien als ausführlichen Text mit allen Details und Ergänzungen erhalten möchte. Zum besseren Verständnis der komplexen Thematik scheint mir dies sinnvoll. Des Weiteren soll dies Interessierten als Überblick der jeweiligen Thematik dienen.

Das generelle Problem hierbei ist, dass in der Forschung zu Täter:innen-Familien meist Wissen über tatsächliche Täter:innenschaft der Eltern bekannt war und das mit den vorgefundenen Phänomenen und Symptomen in Verbindung gebracht werden konnte, was hier nicht der Fall ist. Trotzdem finden wir einige Phänomene aus der Literatur in den Interviews wieder, so dass diese hier mit einbezogen werden und als Interpretationsmöglichkeit dienen. Sie sollen damit nicht als das alleinige Deutungsangebot fungieren, aber zumindest die Möglichkeit in Betracht gezogen werden, dass hier ein Zusammenhang bestehen könnte. Aufgrund des fehlendes Wissens und der fehlenden Auseinandersetzung müssen alle Deutungen und Interpretationen genauso unkonkret bleiben. Es setzt sich damit etwas fort, was in den Familien stattgefunden hat. Trotzdem eröffnet es einen Blick, der zur tieferen Auseinandersetzung führt, da hier erst wieder Fragen aufgeworfen werden, die vorher überhaupt nicht mehr gestellt wurden. Die Weigerung der Eltern, sich mit bestimmten Dingen auseinander zu setzen führte auch bei den Kindern dazu.

Vor allem für die sozialen Arbeit/Pflege stellt dies eine wichtige Erweiterung der Perspektive dar. Damit wird den Familienmitgliedern keine Täter:-innen oder NS-Anhänger:innenschaft unterstellt, sondern als Möglichkeit in Betracht gezogen.

Des Weiteren ist der Vergleich mit den Ergebnissen der Kriegskinder-Forschung ebenfalls nur bedingt möglich, handelt es sich hierbei meist um qualitative Studien, die mithilfe von psychologischen und medizinischen Tests durchgeführt wurden. Trotzdem soll versucht werden, auf diese Ergebnisse Bezug zu nehmen.

Auch in Bezug auf die NS-Erziehung kann kritisiert werden, dass es nirgendwo in den hier dargestellten Fällen einen absolut konkreten Hinweis gibt, dass hier diese Erziehung von den Eltern verfolgt wurde. Gerade daher erachte ich diese Fälle allerdings als besonders interessant, da dieses Fehlen von konkreten Hinweisen immer wieder dazu dient, diese Form der Erziehung in Forschung und anderen Zusammenhängen außen vor zu lassen. Bei genauerer Betrachtung finden sich nämlich auch in solchen Fällen vielfältige Hinweise, die auf eine solche Erziehung schließen lassen.

Hier sei nochmals wiederholt, dass diese Arbeit keinen Allgemeingültigkeitsanspruch stellt, sondern anhand der Fälle exemplarisch zeigen möchte, inwiefern die verschiedenen Faktoren zusammen wirken können und wie dies in der sozialen Arbeit/Pflege mit dieser Personengruppe von Bedeutung ist.

### ***VII.1. Kriegserlebnisse und Folgen***

Als potentiell schädigende bis traumatisierende Kriegs-Einflüsse wurden von Brähler, Decker und Radebold insbesondere folgende Erfahrungen benannt (Brähler, Decker, Radebold 2004): Erleben ständiger Bombenangriffe (Verlust von Wohnung bzw. Haus), Evakuierung/ Kinderlandverschickung mit häufig lang anhaltender Trennung von der Mutter und den vorhandenen Geschwistern, Lang anhaltender (Krieg, Gefangenschaft) oder dauernder (gefallen, vermisst, später aufgrund von Verletzungen/Erkrankungen verstorben) Verlust des Vaters, lang anhaltende ungünstige Lebensumstände (Hunger und Unterernährung, Verarmung/Armut, nicht behandelbare Erkrankungen etc.), Vertreibung (Flucht, Verlust der Lebensgrundlage und Existenz mit nachfolgendem Flüchtlingsstatus).

Die drei ausgewählten Fälle haben alle je mehrere dieser Erlebnisse gehabt: Evakuierung, Trennung vom Vater, Hunger, Armut, lang anhaltende ungünstige Lebensumstände. Somit bestünde bei allen die Möglichkeit einer vorliegenden Traumatisierung.

Von allen drei Personen ist Frau Kirchner die einzige Person, die von direkten Folgen von Kriegserlebnissen auf ihr späteres Leben berichtet. Als sie vor ein paar Jahren in einer Oper war und die Kuppel des Gebäudes als Teil der Inszenierung rot erleuchtete, fühlte sie sich an die Flammen über der nahe gelegenen bombardierten Stadt von damals im Krieg erinnert. Im Alltag scheint sie hiermit aber Probleme zu haben, nur bei besonderen Ereignissen erinnert sich an dieses Kriegserlebnis. Die erleuchtete Kuppel der Oper kann somit als Trigger verstanden werden, der ihre Erinnerung und den Impuls, schnell das

Gebäude zu verlassen, auslöst. Sie zeigt damit Symptome einer Traumatisierung.

Diese Erinnerung erzählt sie verknüpft mit einem vor kurzem erst erlebten Handtaschenraub vor der Oper ihres Wohnortes, bei dem sie sich verletzte. Diese Erlebnisse scheinen sich in der Erinnerung verdichtet zu haben, sind miteinander verbunden. Ob dies im Sinne einer kumulativen Traumatisierung verstanden werden kann, könnte nur in einer intensiven psychologischen Untersuchung diagnostiziert werden.

Frau Wetzel und Herr Fischer berichten von Kriegserlebnissen, aber von keinen Spätfolgen aufgrund des Krieges. Das teilweise Aufwachsen ohne den Vater hat im Falle von Herrn Fischer, soweit wir wissen, nichts mit dem Krieg zu tun und war doch für ihn sehr belastend. Somit kann festgestellt werden, dass Parentifizierung durch Vaterverlust in dieser Zeit auch andere Ursachen haben kann als Krieg und damit Vaterverlust in jeden Fall auf die Ursache hin untersucht werden muss, bevor es als „Kriegserfahrung“ definiert wird.

Aber alle drei Personen berichten, wie sich die Angst der Erwachsenen auf die übertragen hat und bestätigen damit die Studie von Freud/ Burlingham 1943, Bryce et al. 1989, Almquist & Broberg 1999 und Laor et al. 2001.

Alle drei Personen können von den Kriegserfahrungen ohne große Probleme sprechen. Dies spricht für eine hohe Diskurskohärenz, bei welcher Personen von Erlebnissen frei sprechen können, sowohl über negative als auch positive Aspekte mit den dazu gehörigen Affekten und was als Ausdruck für eine gute Verarbeitung gesehen werden kann (Müller 2012). Dies kann auch darauf zurückzuführen sein, dass sie sich mit diesen Erlebnissen schon seit längerem beschäftigt und somit bearbeitet haben.

## ***VII.2. Krieg als Abenteuer – geschlechtsspezifische Erfahrungen und Verarbeitung***

Herr Fischer berichtet vom Krieg teilweise als ein großes Abenteuer und dass er es sogar bereut, dass sie als Ziel nicht so Kriegsrelevant waren und er nur einmal am Ende „zum Einsatz“ kam.

Dies entspricht den Beobachtungen Müllers (2012) und Marks (2002), dass vor allem die Männer den Krieg als Abenteuer beschrieben. Dies kann einerseits als Bewältigungsstrategie interpretiert werden, um die Bedrohung nachträglich scheinbar kontrollierbar zu machen und sogar positiv zu besetzen.

Tatsächlich aber wurden die Jungen im NS auf ihre Rolle als Soldaten und potentielle Helden vorbereitet und gerade die jüngeren, die nicht mehr zum Einsatz kamen und wie Herr Fischer nur kleine Aufgaben übernehmen konnten, erlebten nicht die Desillusionierung wie die Soldaten, die längere Zeit unmittelbare Kriegserfahrungen machten, wie dies Rosenthal (2008) beschreibt. Für sie war der Krieg immer noch ein Abenteuer, bei dem sie sich heldenhaft beweisen wollten.

Rosenthal (1987) berichtet von einem Fall, dessen NS-Sozialisation dazu geführt hatte, dass er keine Angst vor dem Tod hatte. Er fühlte sich umso wichtiger, je bedrohlicher es wurde. Er nennt es einen „ideologischen Orgasmus“ als das Haus der Familie ausbrannte. Rosenthal erklärt dies mit einer ideologischen Verklärung des Todes, welche einen Zukunftshorizont nach dem Tode aufweise, „da mit ihm die angestrebte kollektive und weltliche Zukunft „erkämpft“ werden kann“ (Rosenthal 1987 b: 394). Sie nennt dies eine sinn „sinnverleihenden Bewältigungsstrategie“, da dem Tod hier ein höherer Sinn zugeschrieben werde. Mit Krisen werde somit unterschiedlich umgegangen, je nach Einstellung zu dem krisenhaften Ereignis. Ob jemand in der Gegenwart eines faschistischen Deutschlands oder in Gedanken an sein Leben in der Vergangenheit der deutschen militärischen Erfolge verweilte oder sich auf die Hoffnung einer anderen Zukunft konzentrierte, war abhängig von seiner Haltung zum und zum NS-System (vgl. Rosenthal 2008)

Die Mädchen wurden auf die Rolle als Mutter und Hausfrau vorbereitet. Trotzdem fand dies nie in einem unpolitischen Raum statt, wie Dill aufzeigte. Dies führte allerdings später in der Forschung dazu, dass Frauen als Täter:innen vorerst nicht untersucht wurden (vgl. Dill 1999). Wie oben beleuchtet, war allerdings die Rolle als Hausfrau und Mutter auch mit überhöhten Idealen besetzt und die Gefahr daran zu scheitern war unumgänglich.

Rosenthal nennt die „Entpolitisierung“ der Frauen eine Reparaturstrategie, welche sich eben aufgrund des Geschlechtsrollenverständnisses eher Frauen als Männern anbot, indem man sich die Stereotypen der unwissenden, naiven Frau ohne gesellschaftspolitischen Horizont berief. Dies bot Schutz gegen weitere Fragen und entlastete von einer Reflexion der Vergangenheit (vgl. Rosenthal 2008).

### ***VII.3. Kriegsende – Bruch, Umorientierung und der Zugewinn an Freiheit***

Das Kriegsende erlebten alle drei auf sehr unterschiedliche Weise.

Frau Wetzelschreibt die eindrückliche Szene von ihrem Vater wie sie auf die amerikanischen Panzer warten. Endlich konnte der Vater ohne Bedenken das sagen und zeigen, was er dachte und sich über die anderen lustig machen, die sich die ganze Zeit über ihn lustig gemacht hatten. Das Blatt hatte sich endlich gewendet. Sie erlebte das Kriegsende als einen Zugewinn an Freiheit, ist sich aber scheinbar über das Ausmaß dieser Bedeutung gar nicht bewusst. Für sie wird ihr Weltverständnis durch das Ende des Krieges zurecht gerückt und mit jenem der Eltern in Einklang gebracht. Wenn sie bis dahin noch an der Richtigkeit der Überzeugung des Vaters zweifelte oder sich sogar darüber ärgerte, muss sie doch an diesem Punkt eine gewisse Anerkennung für ihn gespürt haben, was sich auch in ihrer späteren Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit zeigt.

Herr Fischer beschreibt das Ende des Krieges ebenfalls wie seine Kriegserlebnisse als Abenteuer. Er berichtet sehr viel und genau vom Kriegsende, was wohl darin begründet liegt, dass der Krieg und NS für ihn eine persönlich viel größere bewusste Bedeutung hatten als für die beiden damaligen Mädchen.

Das Kampfgeschehen des unmittelbaren Endes, die Einfahrt der Panzer erzählt er ebenso als Abenteuergeschichte. Er erlebt dies als Bruch und als Enttäuschung. Die erste Begegnung mit den Amerikanern war für ihn sehr bedeutungsvoll, denn wo er wohl mit Aggression und möglicherweise Rache rechnete, erlebt er Güte und Fairness, erlebt er das „Fremde“ als das positive, zu dem er sich dann auch schnell hinwendet als er merkt, dass er mit seiner vorherigen Überzeugung „nicht weit kommt“. Einerseits also aus strategischen Gründen, andererseits aber auch aus tatsächlichem Interesse nimmt er das gesamte Angebot der Reeducation war und dankt den Amerikanern bis heute. Er identifizierte sich mit den Alliierten, was Marks ebenfalls in seiner Studie als eine „Lösung“ beschreibt, wie die damaligen Anhänger des NS nach dem Krieg handelten.

Frau Kirchner berichtet nicht direkt vom Kriegsende, nur dass es dann alles wieder besser und schöner wurde, sie wieder in ihr Haus durften und vor allem, dass der Vater zurück kam und dass dann alles schnell wieder besser wurde. Dies entspricht ihre auch sonst wenigen Thematisierung von Politischem und Historischem. Wie auch bei anderen Themen, geht sie auf diese Frage nicht wirklich ein, sondern erzählt ganz schnell wieder von Geschehnissen in der Familie.

#### **VII.4. Krieg und Familie: Die äußere und die innerer Bedrohung**

In fast allen Erzählungen über mehr oder weniger bedrohliche Kriegserlebnisse tauchen gleichzeitig Konflikte mit Familienmitgliedern, meistens der Mutter, da die Väter ja im Krieg waren, auf. Häufig werden Erzählungen über den Krieg begonnen, gehen aber unmittelbar in die andere Problematik über.

Dies kann einerseits an Burlington und Freud angelehnt dahingehend gedeutet werden, dass besonders die Kriegserlebnisse in Erinnerung und schwer zu verarbeiten bleiben, die mit familiären Konflikten in Verbindung stehen, bzw. dass sich beides in der Erinnerung verdichtet hat: Die schrecklichen Gefühle in der Familie mit der äußeren Bedrohung des Krieges. Eine weiter darüber hinaus gehende Deutung dieses Phänomens ist, dass Kriegserinnerungen sich als Deckerinnerungen über die Erinnerungen an die schmerzhaften Erfahrungen in der Familie gelegt haben.

Vor allem in Frau Kirchners Erzählung über den angedrohten erweiterten Selbstmord der Mutter wird dies deutlich:

„**Sie war ja ganz schwierig.** Wenn ich Ihnen **das** erzähle, ich weiß gar nicht, ob das geht. Also ich erzähle Ihnen jetzt wirklich- ja- ich muss ja weiter vom Krieg erzählen- Jedenfalls gegen Kriegsende wir wussten ja nicht in welche Zone wir kommen würden, und meine Mutter hatte eine panische Angst vor den Russen, obwohl ihr Mann gegen die Russen so zu sagen kämpfen musste, wenn auch in Versorgungsschub. Und wir hatten über diesen Fluss 'ne Brücke und meine Mutter und ich (...) haben wir einen wunderschönen Spaziergang gemacht, daran erinnere ich mich immer noch, dann hatte sie einfach Zeit und das war sehr schön, und den einen Sonntag ist sie mit mir auf die Brücke gegangen und hat gesagt: „Und da springen wir jetzt rein. Weil wenn die Russen kommen, ich will nicht von den Russen überfallen werden“ (...) und dann habe ich ihr Hand geholt und habe gesagt: „Ja Mutti, und was sagt dann der Vati?“ (2)

Marks berichtet von den erstaunten Reaktionen der Interviewer:innen auf Berichte von leidvollen Erzählungen in den Interviews ohne jeglichem Ausdruck von Leid. Er erklärt dies mit dem Aufeinandertreffen zweier unterschiedlicher „Welten“: die „Welt der Empfindsamkeit“ und die „heroische Welt“ (a.a.O.: 143). In dieser Szene scheinen mi Marks Worten gesprochen auch zwei unterschiedliche „Empfindungs-Welten“ aufeinander zu treffen, wobei es sich Frau Kirchners Welt nicht um eine heroische Welt handelt, sondern um eine Welt der „Schein-Normalität“. Da die Mutter die einzige schöne Zeit mit ihr, den Sonntagsspaziergang, einfach so zu einem Grauen werden ließ und auch danach nicht auf die verängstigte Reaktion der Tochter eingeht, muss es es ich für diese als Normalität angefühlt haben. Erst die Begegnung mit der Interviewerin konfrontiert sie mit der komplett konträren Sichtweise auf diese Erlebnis.

In der Literatur zu den Täter:innen-Kindern taucht das Phänomen des erweiterten Selbstmordes bei Kriegsende an einigen Stellen auf. Müller-Hohagen berichtet von einem Fall und dessen „Furcht, von der eigenen Mutter umgebracht zu werden, wenn 'die Russen' kommen“ (Müller-Hohagen 1994: 171). Auch Bar-On interviewte einen Fall, bei welchem der Junge mithören konnte, wie sein Vater der Mutter erzählte, sich und ihn möglicherweise umzubringen, wenn der Krieg verloren wäre. Am Ende überzeugte ihn seine Frau, die Kinder leben zu lassen. Der Sohn wurde daraufhin Jahre von der Angst geplagt, die Mutter wolle ihn vergiften und verweigerte das Essen zu Hause. Auch im Internat wurde er diese Angst nicht los (Bar-On 2010: 298). Aus Familien hochrangiger Nazis ist wohl der Fall Goebbels der Bekannteste. Gründe für diese erweiterten Selbstmorde waren die Angst vor der Rache der Kriegsgegner und Opfer und dass man nicht in einem anderen System als dem NS leben und seine Kinder großziehen wollte. Dies zeigt nurmehr, inwiefern Kinder nicht als selbstständige unabhängige Individuen von den Eltern gesehen wurden. Die Kinder wurden nicht, wie von vielen der Opfer des NS von ihren Eltern zum Schutz in andere Länder gebracht, bei beispielsweise christlichen Familien untergebracht oder ähnlich geschützt.

Es spielt hier nun weniger eine Rolle, aus welchen Gründen die Mutter sich und das Kind umbringen wollte, jedoch mehr, was dies in der Wahrnehmung des Kindes macht. Wie aus der Forschung zur Traumatisierungen bei Kindern bekannt, sind die Folgen besonders dramatisch, wenn die Bedrohung von einer nahen Bezugsperson ausgeht, auf deren Schutz und Fürsorge das Kind angewiesen ist (Beckrath-Wilking et al.: 2013 40) Noch dramatischer muss sich dies auswirken, wenn diese Bedrohung dann noch als Schutz ausgewiesen wird und der Schock und die Verunsicherung keinen Ausdruck finden kann. Dies führt dann bei den Kindern zu Schuldgefühlen und der Fantasie, nur bravere Kinder sein zu müssen, um die Bindung zu den Eltern aufrechterhalten zu können (Riedesser et al. 2003: 19f). Riedesser et al. (2003) beschreiben, wie bei misshandelten Kindern, die den benötigten Schutz nicht bei ihren Eltern finden, sondern im Gegenteil dort auf Aggressionen treffen, dadurch elementare Verlassenheits- und Vernichtungsängste aktiviert werden.

Im Unterschied zu nichtfamiliäre Traumata erschüttern innerfamiliäre das kindliche Verständnis von der Sicherheit einer Welt, in der es selbst als von mächtigen Elternfiguren beschütztes Wesen wohl behütet aufwachsen kann, fundamental. Hier versagt die

Schutzfunktion der Eltern nicht nur vorübergehend, sondern das innerfamiliäre Sicherheitssystem wird gestört. Das traumakompensatorische Schema besagt dann: Diese Außenwelt ist gefährlich und bedrohlich, und ebenso innerhalb der Familie gibt es keine Sicherheit und zuverlässige Unterstützung (vgl. Fischer & Riedesser 2003: 278). Bei familiärer Gewalt kann das Kind nicht mehr zwischen freundlichen und bedrohlichen Bindungsfiguren unterscheiden. Häufig geben sich hier Kinder selbst die Schuld für die Übergriffe, um die idealisierte Elternfigur und die Bindung zu erhalten. Wenn Kinder keine genügende Unterstützung erhalten, können traumabezogene Angst-Scham- und Schuldgefühle zum Selbst- und Weltbild eines Kindes werden, an dem sich dessen zukünftige Handlungen und Erwartungen orientieren. Noch dramatischere Auswirkungen hat dies, wenn das Umfeld danach nicht die nötige Anerkennung der Verletzung und eine adäquate Unterstützung zur Verarbeitung bietet (Van der Kolk 1999).

Frau Kirchner reagiert im Interview permanent mit Schuldgefühlen und Schuldzuschreibungen an sich selbst, wenn sie ihre Mutter kritisiert, beziehungsweise alleine schon dann, wenn sie Wut empfindet. Immer dann bezeichnet sie sich selbst als „eigenwillig“, „dickköpfig“ oder ähnliches, dass sie es ihrer Mutter ja auch schwer gemacht habe.

Auch im Interview mit Frau Wetzel taucht eine solche Verknüpfung, wenn auch insgesamt mit einer gänzlich anderen Qualität auf:

„Und die Erlebnisse bevor wir in die Bunker gegangen sind, das sind das sind die Erlebnisse, wenn meine Mutter nachts mich aus dem Schlaf geholt hat und schnell-schnell angezogen, und wir im Haus in den Keller gehen mussten - das ist auch immer wiederholende Erinnerung. Und Da muss ich drei-vier Jahre gewesen sein, ja. Und Da hat sie mich immer so nachlässig schnell angezogen und hat mir mein Rucksack und meine Puppe schnell in die Hand gegeben und ich soll dann schnell in den Keller gehen. Sie kommt nach. Dann habe ich mich immer auf die Treppe gesetzt (lacht), im Treppenhaus und habe immer die von ihr nachlässig geschnürten Stiefel angefangen, aufzumachen und meine Stiefelchen ordentlich zuzumachen. Dann gab's immer Streit. Wir haben in einem Drei-Familien-Haus gewohnt und die anderen Frauen haben mich dann einfach mitgenommen, und ich habe geheult und geschrien. Das war immer so was dieses „bring mich nicht von meiner Mutter weg“, und das war so prägend. Nicht diese Szene, wie sie mich aus dem Schlaf geholt hat und nicht dass sie mich aus dem Bett geholt hat, sondern die Tatsache, dass sie mich alleine wegschicken wollte, ich sollte schon in den Keller gehen, da habe ich mich trotzig auf die Treppe gesetzt und bin nicht weiter gegangen.“ (Z 17/28)

Und auch Herr Fischer berichtet auf diese Weise von einem Kriegserlebnis:

„Ich habe einen einzigen Fliegerangriff erlebt, bei uns in der Stadt. das war auch schon ziemlich spät. Und zwar war das auch so, ... dann war Alarm.. und ich hörte auch ein Geräusch.. ich ging dann auf.. machte die Hoftür auf.. draus..und dann sah ich auf ein Mal Flieger ... die ganze Staffel.. Und wir waren an der Seite von der Stadt, wo die herkamen, die Flieger, und den Bahnhof, der war ihren Ziel lag ganze Ecke weg.. und ich sah sie nur am Vorbeifliegen..Und

dann waren wir im Keller.. und im Keller gefragt wurde, wo ist denn der P.? Das ist mein jüngerer Bruder.. und er lag da oben noch im Bett.. in seinem Kinderbettchen.. So bin ich hoch gerast, hab ihn dann aus dem Bett genommen. Meine Mutter hatte ihn gar nicht mitgenommen. Ich weiß nicht warum. Vielleicht aus Angst..Ich habe ihn dann genommen, die Treppe runter in den Keller und als ich mit dem in dem Keller ankam, fielen dann die Bomben auf.. auf.. in der Nähe vom Bahnhof.“ (9, 25)

Frau Wetzel möchte nicht von ihrer Mutter getrennt sein in einem solchen bedrohlichen Moment und trotz dagegen. Herr Fischer ist geschockt darüber, dass seine Mutter ein Kind vergessen kann und muss schon hier der starke Junge sein, der für das Leben seines kleinen Bruders die Verantwortung übernehmen muss. Es ist für ihn im doppelten Sinne bedrohlich: Einerseits weil er tatsächlich noch einmal aus dem Keller heraus muss und sich damit einem Angriff aussetzt und sein Leben riskiert und außerdem, weil seine Mutter keinen Schutz bieten kann, im Gegenteil. Frau Kirchner wird von ihrer Mutter noch unmittelbarer und aktiver bedroht. Hier ist es nicht eine wie auch immer fahrlässige Unterlassung der Mutter, sondern eine aktive Androhung.

In diesen Erzählungen zeigt sich bei Frau Kirchner, wie bei ihr auch fast im gesamten Interview eine eingeschränkte Diskurskohärenz als Zeichen für eine nicht genügende Verarbeitung von Erlebnissen. Dies zeigt sich durch Einschränkung eines gefühlsmäßigen Zugangs, geringe Integration diesbezüglich positiver und negativer Gefühle, Idealisierung und Entwertung zugehöriger Beziehungen und Personen, geringe Neubewertung aus heutiger Sicht. Zentrierung der Aufmerksamkeit auf Details, punktuelle Äußerungen von Ärger, schwankende, zum Teil widersprüchliche Einstellungen zu Bezugspersonen (Müller 2012).

### ***VII.5. Erleben von Schutz(losigkeit), Bedrohung und Ohnmacht***

Alle drei Personen erlebten Schutzlosigkeit. Allerdings auf eine jeweils andere Art.

Frau Kirchner erlebte dies auf eine extreme Weise bei durch ihre Mutter, was sie sogar benennen kann. Ihre Mutter verlor sie, kümmerte sich erst um die Betten beim Alarm und stellte ihr schließlich den erweiterten Selbstmord in Aussicht, der als Schutz getarnt war. Schutz erlebte sie vor allem bei ihren Großeltern und ebenfalls bei ihrem Vater, was ihr aber die Bedrohung durch die Mutter (ob durch Stress, Überforderung, Fahrlässigkeit oder anderen Gründen) nicht ausgleichen, beziehungsweise sie nicht schützen konnte.

Herr Fischer fühlt sich von seinen Eltern ebenfalls auf unterschiedlichen Ebenen nicht geschützt: Zum einen, weil der Vater ihm genau das Gegenteil von Schutz bot, indem er

vor der Familie floh. Die Mutter bedrohte ihn durch ihre Übergriffigkeit, durch den versuchten Suizid und durch das Vergessen seines kleinen Bruders. Ebenfalls ungeschützt fühlte er sich von seinen Eltern gegenüber der NS-Ideologie. Er hat die Phantasie, dass sie ihn hätten schützen können, hätten sie mit ihm geredet. Letztendlich schützt sich auch der Nachbar, den er so mochte, nur selbst.

Frau Wetzel fühlte sich von ihrem Vater weniger geschützt und durch seine Krankheit bedroht, wie sie selbst angibt. Schutz erfährt sie von ihrer Mutter und vor allem auch von ihrer Mutter ihrem Vater gegenüber. Man könnte sich vorstellen, dass auch die Mutter sehr enttäuscht gewesen ist von ihrem Ehemann, der ihr keine Hilfe, sondern ein weiterer Ballast war. Aber sie schützte ihn vor den Nachbarn und davor, seinen kranken Körper zu sehr zu belasten.

Während sich Frau Kirchner in vielen Situationen mit der Mutter ohnmächtig fühlte, konnte Frau Wetzel in Situationen, die ihr nicht passten, ihrem Unmut freien Lauf lassen und sich beschweren ohne mit drastischen Konsequenzen rechnen zu müssen. Ohnmacht erlebte sie durch die Ausgrenzung durch das Umfeld und in Bezug auf die Krankheit des Vaters, aber nicht unmittelbar in den Beziehungen zu ihren Bezugspersonen.

Herr Fischer erlebte beides: Ohnmacht in Anbetracht der Übergriffigkeit und vor allem auch dem versuchten Suizid der Mutter gegenüber. Auch dem Vater gegenüber fühlte er sich ohnmächtig. Trotzdem konnte er sich dem Willen der Mutter teilweise widersetzen und demonstrierte Macht. In seinen Darstellungen gibt es jedoch zu seinen Bezugspersonen keine Beziehung mit gleichwertigen Beteiligten, sondern nur mit Ohnmacht, Macht, Flucht und Verfolgung.

Frau Kirchner und Herr Fischer erlebten Bedrohung direkt in den Beziehungen zu ihren wichtigsten Bezugspersonen und sind noch bis nach dem Tod ihrer jeweiligen Mütter ohnmächtig, da sie die Beziehungen nicht autonom kontrollieren können, sondern von Affekten hin und her gerissen werden. Auch die „Negativ-Bindung“ von Herrn Fischer gegenüber seinem Vater lässt ihn genau diese nicht verarbeiten, wie Hardtmann in ihren Studien zeigten.

### ***VII.6. Der Vater geht, der Krieg fängt an. Schutz, Idealisierung, Abwertung***

Sowohl für Frau Kirchner als auch für Herrn Fischer verändert sich alles zum Negativen

als der Vater die Familie verlassen und in den Krieg ziehen muss. Für beide ist dies ein einschneidendes Erlebnis, für beide bricht ein wichtiger Teil der Familie weg. Frau Kirchner betont, dass es dann für sie „gefährlicher“ wurde. Für beide hat es jedoch sehr unterschiedliche Auswirkungen.

Während Frau Kirchner in ihren starken ambivalenten Gefühlen ihrem Vater gegenüber hin und her schwankt, zeigt er Fischer ganz klare Ablehnung ihm gegenüber.

Frau Kirchner bezeichnet sich als „Vaterkind“ und zeigt sich dann aber als enttäuscht über den Beruf ihres Vaters und dass sie gerne stolz auf ihn gewesen wäre. Trotzdem identifiziert sie sich immer wieder mit dem Vater, vor allem, wenn es der Abgrenzung zur Mutter dient. Genau so schnell, wie es nach dem Verlassen des Vaters schlechter wurde, wurde es als er wieder kam auch wieder gut.

Der Vater habe nicht in den Krieg ziehen wollen und dort auch nie in Kampfhandlungen verstrickt gewesen und von nichts gewusst, aber ganz viel Schlimmes erlebt, worüber er aber nicht gesprochen habe. Überhaupt ist von dem Vater nach seiner Rückkehr kaum mehr die Rede, obwohl „die Freude sehr groß“ gewesen sein soll.

Einerseits kann Frau Kirchner ein realistisches Bild ihres Vaters vermitteln mit seinen positiven als auch negativen Seiten, was allerdings nicht auf bewussten Ebene zu geschehen scheint: Er bot ihr Schutz, kümmerte sich darum, dass die Familie zu Essen und später auch wieder einen gewissen Wohlstand hatte. Andererseits hatte er gar nicht einen so besonderen Beruf, war nicht besonders liebevoll und auch später noch ein Macho. Trotzdem verwendet sie immer wieder Formulierungen, in denen sie ihren Vater idealisiert. Es muss in ihr immer noch der Wunsch vorhanden sein, der Vater sei doch so toll gewesen, wie er es für sie als kleines Kind wohl auch war mit dem großen Motorrad und all den tollen Sachen, die sie von ihm bekam. So schwankt sie zwischen realistischem Bild ihres Vaters, was sie beschreibt und dem idealisierten, was sie benennt. Sie kann beide Seiten des Vaters nicht gleichzeitig benennen und akzeptieren.

Müller-Hohagen fand in den von ihm untersuchten Familien mit einer Täter:innenschaft in der Familie häufig eine starke Idealisierung der Töchter von ihren Vätern die teilweise bis zu einer „Vergötterung“ ging. Die Väter wurden stark idealisiert, sich mit ihnen identifiziert und negative Seiten verleugnet, so Müller-Hohagen. (Müller-Hohagen 1994, 208) Eine häufige Dynamik fand er in diesen Familien: Die Töchter zeigten eine enge emotionale

Bindung an diese, während die Mütter eher „in kalter Distanz“ blieben. Nach Müller-Hohagens Einschätzung ging dies über eine ödipale Konstellation in seiner Ausprägung weit hinaus. (Müller-Hohagen 2005: 94) Wir können dies ebenfalls nicht auf Frau Kirchners Fall übertragen, jedoch stellt diese weitere Parallele zur „Täter:innen-Kinder“-Forschung ebenfalls einen Hinweis dar, der einen familiären NS-Hintergrund zumindest mit in Betracht ziehen sollte.

Herr Fischer kann kein gutes Wort über seinen Vater sagen. Er verließ die Familie immer wieder, zog weg, flüchtete, hatte andere Frauen. Er bereicherte sich mit den Dingen seiner Kinder und tauchte erst wieder auf als Herr Fischer finanziell unabhängig war. Letztendlich trieb genau diese Flucht des Vaters ihn selbst auf die Flucht vor seiner übergriffigen Mutter, was er selbst jedoch nicht reflektiert. Herr Fischer geht in die absolute Ablehnung gegenüber seinem Vater obwohl man sich vorstellen kann, dass der kleine Junge möglicherweise toll fand, dass sein Vater Flugzeuge, von denen er ja begeistert war, reparierte. Er kann keine Ambivalenzen zulassen, sondern nur Wut. Es hat innerlich keine wirkliche Bearbeitung der Beziehung und eine mögliche Versöhnung mit dem Vater stattgefunden. Er hat auch nicht versucht, nachzuvollziehen, warum der Vater vor der Familie flüchtete. Er selbst hat ebenfalls drei Ehefrauen gehabt, wobei er die erste nicht geliebt hat, aber stolz ist, bei ihr geblieben zu sein.

Frau Wetzel stellt diese Verbindung von Schutz und Vater nicht her, bzw. äußert sie diese zumindest nicht. Ihr Vater war nur kurz im Krieg und kam verletzt zurück. Auch sie ist enttäuscht vom Vater, dass er weder ein Held war, noch der Mutter viel half und sich auch nicht besonders intensiv mit ihr beschäftigte. Sie macht ihren Vater dafür verantwortlich, dass sie in der Nachbarschaft nicht besonders integriert waren, da er eine andere politische Einstellung als diese hatten. An einer Stelle, der möglichen Vergewaltigung der Mutter, wirft sie ihm indirekt vor, nicht genug Schutz geboten zu haben.

Dass der Vater durch seine Grundhaltung ihr Leben sehr positiv beeinflusst und sie damit geschützt hat, stellt sie nicht als besonders heraus, das es für sie so selbstverständlich war/ist.

Frau Kirchner versucht immer noch ihren Vater zu idealisieren, aber es mag ihr aufgrund der Enttäuschung nicht wirklich gelingen und so schwankt sie zwischen Idealisierung und Abwertung. Herr Fischer wertet seinen Vater ausschließlich ab und ist immer noch sehr

wütend auf ihn und bleibt in seiner Wut gefangen.

Frau Wetzel hätte ebenfalls gerne einen Helden-Vater gehabt, den sie bewundern kann, aber er war so weit davon entfernt, dass sie nicht wie Frau Kirchner im Nachhinein versucht, ihn zu etwas zu machen, was er nicht war. Auch muss sie ihn nicht abwerten wie Herr Fischer, da er dann doch auch positives hatte, was er ihr gegeben hat. Sie kann sich selbst von dem damaligen Kind distanzieren. Sie könnte ihren Vater als Helden dastehen lassen, aber sie tut es nicht. Man würde ihr fast wünschen, dass sie diese positiven Aspekte ihres Vaters und der Beziehung zu ihm mehr sehen und schätzen könnte.

Sowohl Herr Fischer als auch Frau Kirchner waren ihren Müttern nach dem Einzug des Vaters ausgeliefert. Bei Frau Kirchner die kalte, pflichtbewusste, bedrohliche Mutter, bei Herrn Fischer die übergriffige, labile, verfolgende Mutter. Frau Wetzels Beziehung zur Mutter scheint genügend gut gewesen zu sein, wodurch der Weggang des Vaters möglicherweise auch nicht solch ein Verlust von Schutz darstellte wie bei den beiden anderen.

### ***VII.7. Die nicht genügend zur Verfügung stehende Mutter – Überforderung oder Überzeugung***

Bis auf zwei Ausnahmen erzählten alle Interviewten von einer nur unzureichend zur Verfügung stehenden Mutter. Sie habe nicht genug Schutz geboten wie bei Frau Kirchner und Herrn Fischer, hier sogar der Missbrauch als Partnerersatz, habe nicht genügend zur emotionalen Verfügung gestanden, nicht genügend Zeit gehabt, körperlich zwar so gut es ging versorgt, aber auch hart bestraft. Man kann dies nun dies nun darauf zurück führen, dass die Mütter selbst überfordert, möglicherweise traumatisiert waren, wie dies in den Kriegskinder-Studien getan wird. Es kann aber ebenso in Betracht gezogen werden, dass diese nach den NS-Normen erzogen haben, ob aus Überzeugung oder aus zeitgeistlicher Norm und sie vor und nach dem Krieg nicht wirklich anders zu ihren Kindern waren. Tatsächlich gibt es in den Interview darüber keine Berichte, dass sich das Verhältnis später wieder gebessert hat, die Mütter sensibel auf die Kinder eingegangen und emotional zugänglich gewesen wären. Es gibt in den Interviews entsprechend dem damaligen Frauenbild nur selten konkrete Anhaltspunkte, dass die Mütter überzeugte Anhängerinnen des NS waren, aber ebenso genauso wenige, die dagegen sprechen, weil die Kinder

nichts darüber wissen und sich dann auf die Angabe „unpolitisch“ zurück ziehen. Nur die wenigsten Eltern, wie die von Frau Wetzel, scheinen tatsächlich explizit gegen den NS gewesen zu sein, sondern eher unentschieden bis zustimmend.

Hardtmann (a.a.O. 245) beschreibt, wie emotional vernachlässigte Kinder sich in Illusionen über eine gute Mutter, die Schutz und Sicherheit bot, flüchten, um den Schmerz nicht wahrzunehmen. Damit könne sogar eine gewisse Form von Sicherheit empfunden werden, solange diese Illusion von anderen bestätigt wird. Über einen solchen Fall schreibt sie:

„Sie hatte sich verhalten wie ein Gratwanderer, der sich im Nebel sicher fühlt, weil er die Abgründe nicht sieht, die seinen Weg säumen, und erschrickt, wenn sich der Nebel plötzlich lichtet.“ (ebd., 246)

Fischer und Riedesser nennen einen übermäßig strengen, rigiden und einengenden Erziehungsstil, bei dem die Vitalität der Persönlichkeit unterdrückt wird, als eine Einflussgröße für psychische Störungen. An sich alleine habe dieser generell keine traumatische Wirkung, kombiniert aber mit körperlichen Strafen wirke dies kumulativ traumatisch (Fischer & Riedesser 2003: 20).

Frau Kirchner versucht im Interview ihre Illusion, eine gute Mutter gehabt zu haben, aufrecht zu erhalten, was ihr jedoch nicht wirklich gelingt. Immer wieder erzählt sie von strengen Strafen, die dazu führten, dass sie sich als Kind nicht geliebt und geschützt fühlte. Der Nebel fängt sich an zu lichten, aber sie strengt sich immer wieder an, nicht genau in die Abgründe zu schauen. Je mehr sie ihnen nahe kommt, desto mehr muss sie die Interviewerin überzeugen, dass ihre Mutter „fantastisch“ war.

### ***VII.8. Loyalität und die problematische Loslösung von den Eltern***

Vor allem Frau Kirchner ist, wie oben aufgezeigt, in ihrer Loyalität zu ihren Eltern gefangen, was es ihr so schwer macht, ihrer Wut und Trauer über die Verletzungen und Schutzlosigkeit freien Raum zu lassen. Aber auch Herr Fischer belastete die Loyalität zu seiner Mutter sehr, von der er sich immer wieder versuchte, loszureißen und damit, ohne es zu merken, in die Fußstapfen seines Vaters trat, von dem er sich radikal abgrenzte und nichts gutes von ihm berichtet.

Müller-Hohagen beschreibt, dass das Thema der Loyalität für Nachkommen von Nazi-Täter:innen aufgrund der besonderen Beziehungsdynamiken eine stärkere Bedeutung als in Familien ohne diesen Hintergrund habe. Er erörtert, wie für viele seiner Klient:innen die

größte Schwierigkeit in der „tief reichende(n) und kaum auflösbare(n) inneren Verknüpfung mit den elterlichen NS-Tätern“ läge, deren mit starken Schuldgefühlen behaftete Auflösung er als außerordentlich schwierig beschreibt (ebd.: 45).

Wurmser folgend betont er Loyalitätskonflikte als Quellen schwerer neurotischer Störungen und Spaltungsvorgänge (Müller-Hohagen 1994: 45). Die Funktion des Über-Ichs als Treue und Gehorsam schaffende Instanz müsse in diesem Zusammenhang ebenso in Betracht gezogen werden wie die der Strafenden (ebd.: 46). Durch die Verinnerlichung der frühen Beziehung komme es ebenso zur Treue mit den elterlichen verinnerlichten Werten. Die Verletzung dieser Treue erzeuge Schamgefühle. (ebd.: 45) Loyalität sei somit etwas zwischen den Familienmitgliedern "Hergestelltes", was eine aktive Beteiligung der Kinder beinhalte. (ebd.: 54) Das Über-Ich des Kindes mobilisiere Aggressionen gegen das Ich, wenn die Loyalität gebrochen wird und dies werde dann als Schuldgefühl wahrgenommen (Müller-Hohagen 2001, 89)

Ebenso wie „Täter-Anteile“ übernehmen die Kinder auch die „Vernebelungsstrategien“ der Eltern (ebd.: 168). Müller-Hohagen nennt dies den „Mechanismus der Stellvertretung“ (ebd.: 164). Die Schuld- und Verbrechensbeteiligung werde so mit vertuscht (ebd.: 165).

Die Kinder seien nicht direkt mit der realen Schuld der Eltern identifiziert, aber durch die Identifizierung stark an sie gebunden. So würden Kinder, wie schon von Müller-Hohagen beschrieben, zu Komplizen in Bezug auf die beschriebenen Abwehrmechanismen. Trotzdem sei dieser intergenerationelle Prozess, der von beiden Seiten beeinflusst werde von einer starken Asymmetrie geprägt, da die Eltern bei der Aushandlung eine ungleich größere Machtposition inne haben (Lohl 2010, 253).<sup>206</sup>

Durch die Verwebung mit der psychischen Abwehrdynamik der Eltern werden dies Tabus „gelernt“ (Lohl 2010: 153).

„Als inneres Gespür für die Tabus und die Erwartungshaltung der Eltern führen deren Abwehrmuster (...) in den Kindern eine Schattenexistenz. Orientiert sich das Ich eines Angehörigen der zweiten Generation in der Ausübung seiner Funktionen an diesem Gespür, dann orientiert es sich an der intergenerationell prozessierten narzisstischen Logik der Elterngeneration, sprich: an dem narzisstischen Berührungstabu. Dieses ist als Blick der Eltern in die Selbstbeobachtung der Nachgeborenen eingelassen, der Gedanken, Gefühle, Wünsche,

<sup>206</sup>Mit dem Konzept der "Delegation" wird auf den Anteil der Eltern an der Loyalitätsherstellung fokussiert. Ein delegiertes Kind könne sich nur bis zu einer gewissen Grenze von den Eltern entfernen. Der oder die Delegierte habe Aufgaben für die Eltern zu erfüllen, wie z.B. die Abwehrorganisation aufrechtzuerhalten, das Ich schützen und Konflikte und Ambivalenzen von den Eltern fern halten solle. Für die Eltern Unerfülltes, Unerledigtes soll von den Kindern ausgeführt werden (ebd.: 55).

Phantasien etc. ausweist und sanktioniert, die sich wider das narzisstische Berührungstabu richten.“ (ebd., 250)

Kinder der Täter:innen tendierten zu zu starken Bindungen an ihre Eltern und ein damit einhergehenden Verleugnung der Nazi-Vergangenheit oder aber zum völligen Kontaktabbruch aufgrund massiver Ablehnung der Eltern (Rosenthal 1997: 22). Die Abwehr der Aufdeckung der Geschichte hielt die Nachkommen an die problematischen Anteile der Familie gebunden und behinderte so die Ablösung (Rosenthal, 1997: 353). Aber auch die radikale Abgrenzung gegenüber den Eltern stellte eine enge Bindung und eine nicht gelungene Autonomieentwicklung dar, so Rosenthal.<sup>207</sup> Diese Abgrenzung ging häufig einher mit dem Versuch, ganz anders als die Eltern zu sein, mit dem Verleugnen von Ähnlichkeiten und der Unterdrückung der Wünsche nach Kontakt.

Einen Grund für die in den Interviews vorgefundenen Einfühlungsverweigerung der Eltern gegenüber der Kinder sieht Rottgardt in der Angst der Eltern, die Kinder könnten anfangen Fragen nach der Vergangenheit zu stellen. Halte man jemanden auf Distanz, verhindere man auch intimeres Nachfragen oder könne dieses leicht umgehen (Rottgardt: 329).

„Die mangelnde Loslösung hat zu einer nicht eigenständigen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus geführt. Bei allen Kindern ist ihre Form der Auseinandersetzung eine Widerspiegelung von „Umgang mit dem NS-Thema in der Familie“. Das stabilisiert die mangelnde Loslösung. Die Rückwirkung auf den Eltern-Kind-Kontakt ist darin zu vermuten, dass das Verharren in den Auseinandersetzungsformen der Eltern die Suche nach Kontakt verhindert. Es fällt den Kindern nicht auf, dass man sich auch anders mit dem Thema auseinandersetzen kann.“ (ebd.: 327)

Einerseits wissen wir in den aufgeführten Fällen nicht genau, von was die Eltern überzeugt waren. Trotzdem sind die fehlende Loslösung, die starke Loyalität, die Schuldgefühle bei Autonomie-Bestrebungen und die fehlende oder nur oberflächliche Auseinandersetzung mit dem NS Phänomene, welche in vielen Interviews zu finden waren, wie auch in jenem von Frau Kirchner. Ob diese nun als Folge einer autoritären Erziehung oder der ideologischen Überzeugung der Eltern zu interpretieren ist, kann in diesem Fall nicht eindeutig geklärt werden. Es scheint aber doch naheliegend, dass bei einer Frau derselben Generation die gleichen vorfindbaren Phänomene auf einen ähnlichen Hintergrund verweisen.

Ebenso überdeckten Täter:innen-Eltern häufig ihre Taten/ Involviertheit mit Leid und die Kinder versuchten dann aus Angst, an dem Leid zu rühren den Delegationen der Eltern zu

<sup>207</sup>Bohleber erörtert, dass „nur die bewusste seelische Durcharbeitung dieser Identifizierung mit den Eltern (...) ein wirkliche Trennung möglich gemacht.“ hätte. (Bohleber 1998: 261)

folgen. Dies würde bedeuten, dass diese Kinder tatsächlich die Ursache ihrer Loyalität im Leid der Eltern sahen und dies in den Studien auch so angaben, aber tatsächlich eine ganz andere Dynamik dahinter lag. Dies Schuldgefühle, die bei einer Wegbewegung von den Eltern nennt aufkommen, nennt Eickhoff (1986) sich auf Freud beziehend „entlehnte unbewusste Schuldgefühle“, handele es sich doch nicht um die ursprünglich eigenen. So beschreibt Alexandra Senfft ihre Schuldgefühle, wenn sie versuchte die alkoholabhängige Mutter nach ihrem Großvater, Hans Ludin, zu fragen: „Zwangsläufig musste ich mich schuldig fühlen, wenn ich ihre seelischen Wunden berührte (...). Sie hatte das Tabu mit Leiden geschützt.“ (Senfft 2012: 139) Bei einer Konfrontation des Vaters mit der NS-Vergangenheit reagiert dieser mit Nicht-Wissen und dass sie auch so gehandelt hätte, worauf sie sich vorwirft, sich nicht genug in das System eingefühlt zu haben. Noch heute quält sie die Frage, ob sie nicht selbst für nationalsozialistische Werte anfällig sein könnte und vermeidet Kritik an den Eltern.

In der Kriegskinder-Forschung wird diese mangelnde Loslösung meist als Folge der Belastungen und Traumatisierungen der Eltern interpretiert und ähnelt demnach der gleichen Thematik wie in Überlebenden-Familien (Somit scheint es auch nicht abwegig Kriegskinder-Studien neben Untersuchungen über Child Survivor in einem Band zu veröffentlichen, ohne explizit auf die Unterschiede zu verweisen). Dass ähnliche Phänomene aber nicht die gleiche Ursache haben, wurde in mehreren vergleichenden Studien aufgezeigt.

Die Autonomieentwicklung ist bei den Kindern beider Gruppen beeinträchtigt. Trennungsängste von Überlebenden bezogen sich immer auf tief empfundene Todesängste und eine Wiedererleben der Trennung von den ermordeten Familienangehörigen. In Täter:-innen-Familien bezogen sich diese auf die Angst, die Nachkommen könnten von außen angeregt, andere Perspektiven kennenlernen und sie damit konfrontieren. Kinder von Überlebenden nahmen häufig die Rolle von Beschützer:innen ein, leisteten Fürsorge, stellten eigene Bedürfnisse zurück und unterdrückten Aggressionen vor allem in Phasen der Ablösung (Hardtmann a.a.O.: 22). Überlebende leugneten ihre Geschichte nicht. Sie schwiegen aus Schutz ihrer Nachkommen gegenüber. Diese wiederum schützten sich selbst vor den Bildern ihrer Großeltern in schrecklichen Situationen, in denen diese hilflos und ohnmächtig waren. Die Kinder fühlten sich schuldig, ihren Eltern oder Großeltern das Leid nicht abnehmen zu

können (Rosenthal 1997: 18ff).

Ein Familiensystem sei umso geschlossener, desto mehr über die Vergangenheit geschwiegen wird, so Rosenthal. Nach außen grenzten sich Täter:innen-Familien ab, aber nach innen sei kaum Abgrenzung möglich, Konflikte würden vermieden, Tabus und Familienmythen errichtet, „d.h. zu von allen geteilten, unhinterfragten Rechtfertigungsstrategien, zu einem gemeinsam aufrechterhaltenen Glauben, der faktisch von der Wirklichkeit abweicht.“ (ebd.: 25)

### ***VII.9. Der Nebel des Unwissens und die Selbstverständlichkeit der kritischen Haltung***

Wie bei fast allen der Interviewpartner:innen gibt es tatsächlich keine konkreten Angaben über die politische Haltung der Eltern. Es wird den Eltern meist eine unpolitische Haltung zugeschrieben, die dann aber mit anderen Aussagen nicht haltbar ist.

Die Mutter von Herrn Fischer sei gänzlich unpolitisch und desinteressiert gewesen, habe aber dennoch genau gewusst, wie die Frontlinie im Krieg verlief. In den meisten Studien zu Täter:innen-Familien zeigte sich, dass die Kinder wenn, meist nur die männlichen Vorfahren unter den Verdacht einer möglichen Täter:innenschaft stellten und nur selten die weiblichen (vgl. Rosenthal 1997). Mittlerweile wurden viele Studien zur Rolle der Frauen an den Verbrechen der Nazis durchgeführt und gezeigt, dass diese ebenso involviert waren (Herkommer 2005, Lower 2014, Kompisch 2008). Wie oben aufgezeigt, wurde im NS Staat ein traditionelles Frauenbild der Mutter und Hausfrau propagiert und dies auch mit politischen Maßnahmen versucht, so weit wie möglich durch zu setzten, was aber, wie die genannten Studien zeigten, nicht gelang. Die Vorstellung, dass die Frauen/Mütter unpolitisch waren, kann also noch als Folge dieser Propaganda und Politik gesehen werden, muss aber im Einzelfall immer wieder hinterfragt werden.

Der Vater von Herrn Fischer nur ein rein „formelles“ Mitglied der SA gewesen. Er wirft seinen Eltern vor, dass sie ihm nicht die Augen über das NS-System und seine Ideologie geöffnet haben. Die Wut ist nachvollziehbar, setzt aber voraus, dass seine Eltern überhaupt selbst in der Lage waren, dies zu sehen, bzw. dass sie eben überhaupt eine andere Einstellung hatten. Auch hier wurde in der Familie nicht über dieses Thema gesprochen.

Auch Frau Kirchners Eltern seien politisch nicht interessiert gewesen. Im ganzen Interview kommt keine direkte Thematisierung dessen vor und es wird auch nicht danach gefragt, obwohl es an manchen Stellen nahe liegen würde. Man kann hier nur Vermutungen anstellen, inwiefern die einzelnen Familienmitglieder involviert waren oder bestimmte Dinge wussten. Es wurde aber in der Familie nicht darüber gesprochen und Frau Kirchner hat auch nicht nach gefragt. Sie selbst scheint sich mit dieser Thematik auch nicht wirklich auseinandergesetzt habe, was sich einerseits an ihrem Nicht-Wissen zeigt, andererseits auch an ihren seltsamen Formulierungen und mehrdeutigen Beschreibungen.

Völter und Dasberg konstatieren, dass die Generation der 68er zwar die Kontinuität des NS in der Nachkriegsgesellschaft und die Nazi-Generation kritisierte und anklagte, den antifaschistischen Diskurs etablierte und wichtige Faschismusanalysen erbrachte, sich in den Interviews jedoch zeigte, dass sie sehr wenig über die eigenen Familie wussten, dass die pauschale Anklage mit einer Abwehr von konkretem Wissen über die elterliche Nazi-Vergangenheit einherging (Völter/ Dasberg 1997: 28).<sup>208</sup> Dies habe zur erneuten Verhüllung der Vergangenheit beigetragen (Völter 1997: 331).

Bei Herrn Fischer kann man die Parallelität von generellem Wissen und Nicht-Wissen über die Familie beobachten, wie dies Welzer (2002) und Müller-Hohagen (2005) beschrieben.

Frau Wetzel weiß sehr genau darüber Bescheid, wo ihr Vater im Krieg war und was er gemacht hat. Auch die politische Einstellung der Eltern wird bei ihr sehr deutlich, bzw. zu einem der zentralen Themen, da sie dadurch begründet Ausgrenzung erlebt hat. Es wurde viel darüber gesprochen und es war für sie „normal“, selbstverständlich eben. Sie äußert, dass sie das als Kind gar nicht toll fand, da ihr Vater weder solch ein stattlicher Mann war wie der Nazi-Vater ihrer Freundin und es eben zu der Ausgrenzung führte. Sie ist sich immer noch nicht darüber im klaren, inwiefern sie sich glücklich schätzen kann, dass dies so war, denn die Eltern lebten ihre Überzeugung ebenfalls und erzogen ihre Tochter danach (keine Abwertung anderer Menschen, Verachtung von der Idee des „Herrenmenschentums“).

So scheint ihre Art von Leiden das kleinere Schicksal zu sein in Bezug auf die politische Einstellung der Eltern. Sie hat Ausgrenzung erlebt und war enttäuscht vom Vater, aber es

---

<sup>208</sup>Simenauer weist ebenfalls darauf hin, dass die Generation der 68 zwar gegen ihre Väter rebellierten, aber gleichzeitig in deren Ideologien gefangen gewesen seien. Er begründete dies mit der Aufgabe der Identifikationen, die im Ich lokalisiert waren, aber nicht eine Veränderung der ursprünglichen Idealbildung im Über-Ich stattgefunden habe. (Simenauer 1993: 500)

gab in der Familie keine Tabus, es wurde gesprochen, es herrschte Klarheit und vor allem wurde sie liebevoll erzogen und konnte ihre Bedürfnisse, Wünsche und auch Wut äußern, ohne dafür bestraft zu werden. Sie hat sich später ebenfalls sehr intensiv mit dem NS und den Verbrechen auseinandergesetzt, doch auf eine andere Art und Weise wie Herr Fischer.

Das Phänomen des (Ver-) Schweigens ist aus der Literatur der Täter:innen- und Mitläufer:innen- Familien bekannt. Es taucht wie oben gezeigt in allen Studien auf. Wir wissen nun nicht, ob in Frau Kirchners und Herr Fischers Familie etwas verschwiegen wurde und wenn, wissen wir nicht, was genau. Dies ist eines der zentralen Probleme bei dieser Personengruppe, denn sie würden, selbst wenn sie es wollten, vermutlich selbst niemals heraus bekommen, was ihre Eltern taten und wussten und welche Einstellungen sie hatten. Sie haben sich ein nebliges Bild geformt, an dem nicht gerührt wird, keine Fragen gestellt wurden und werden. Sie scheinen gar nicht auf die Idee zu kommen. Nur Frau Wetzels merkt an, dass sie ihren Vater gerne noch so vieles gefragt hätte.

Es muss also in diesen Familien tatsächlich auch eine Form von Tabu, über bestimmte Themen zu sprechen, gegeben haben. Anders lässt sich das Nicht-Wissen (Wollen) und nicht Thematisieren im Interview nicht erklären. Bei Frau Kirchner geht dies sogar so weit, dass es von der Interviewerin unmittelbar zu spüren ist und sie sich nicht traut, nachzufragen, was sie aber erst im Nachhinein bewusst wahrnimmt.

Die Derealisierung der NS-Vergangenheit hindere eine Person daran, „sich selbst nachträglich moralisch in die eigene Geschichte und das eigene Geschichtswissen zu integrieren und kritisch zu bestimmen, wo ihr höchstpersönlicher Anteil an Mitschuld und Mitverantwortung beginnt und wo er aufhört.“ (ebd.: 128) Müller-Hohagen spricht von einer „dritten Schuld“, das Verschweigen fortzuführen (Müller-Hohagen 2005: 197).

Wie Rosenthal in ihrer Studie über ehemalige HJ-Mitglieder zeigte, entpolitisierten diese in ihren Erzählungen den Krieg mithilfe unterschiedlicher biographischen Strategien und entlasteten sich damit von ihrer damaligen Begeisterung. Diese Strategien konstituieren die Erzählung der Lebensgeschichte und damit die Selektion der zu erinnernden und zu erzählenden Erlebnisse. Die HJ-Generation nutzte vor allem die Strategie der Entpolitisierung des eigenen Sozialisationsmilieus. Dies löste zumindest oberflächlich das Dilemma, sich der eigenen biographischen Vergangenheit mit einem kompletten

Verschweigen dieser zu berauben und der eben belasteten Vergangenheit. Mit der Entpolitisierung wurde die Vergangenheit und damit die eigene Verstrickung in das politische System des Nationalsozialismus aus dem politischen Zusammenhang gelöst (vgl. Rosenthal 2008).

### ***VII.10. Das Berührungstabu im Interview***

In den Interviews reproduziert sich der in den Studien zur transgenerativen Weitergabe von Täter:innenschaft beobachtete interpersonale Abwehr-Prozess. Trotz der kritischen Haltung der Interviewerin und dem Wissen um Verdrängungsmechanismen wird an bestimmten Stellen von dieser nicht nachgefragt, was im Nachhinein nur im Hinblick auf das sich reproduzierende (Berührungs-)Tabu nachvollziehbar wird. In der Interviewsituation stellt sich eine Loyalität zu den Personen her, von denen etwas gewollt wird, nämlich Vertrauen, aus ihrem Leben zu berichten. Es scheint, dass je stärker die De-Thematisierung der Interviewten selbst, desto größer die Hemmung, weitergehende Fragen zu stellen. Am stärksten war dies bei Frau Kirchner. In den ersten Auswertungen wurde deutlich, dass es gerade bei den Frauen einen Zusammenhang gibt zwischen der politischen Einstellung der Eltern und dem Sprechen über Jüdinnen und Juden und den NS Verbrechen. Nur diejenigen, der Eltern explizit gegen den NS waren, sprachen von sich aus im Interview über diese Themen. Die anderen verharrten im Interview in ihrem unpolitischen „Mikro-Kosmos“.

### ***VII.11. Auseinandersetzung mit NS/ (Nicht-)Thematisierung von Shoah***

Frau Kirchner scheint sich mit der ganzen Thematik sehr wenig auseinander gesetzt zu haben. Das Schweigen in der Familie setzt sich im Interview fort. Diese „explizite Entpolitisierung des eigenen Sozialisationsmilieus“ (Rosenthal 2008), die für die Frauen der HJ-Generation typisch. Damit tradieren sie die im NS propagierte Vorstellung der unpolitischen Erziehung der Mädchen im Unterschied zu der politischen der Jungen.

Frau Wetzel hat sich intensiv mit der Vergangenheit auseinander gesetzt. Und dies hat auch sehr stark mit ihrem Vater zu tun. Sie kann die damaligen Schamgefühle benennen, die sie als Deutsche empfand und zeigt sich auch sonst sehr differenziert in ihrer Auseinandersetzung ohne dafür besondere Anerkennung haben zu wollen. Über die biographische zeitweise Identifikation mit anderen Personen-Gruppen (Opfer, Widerständler:innen, andere Nationalität) kommt sie letztendlich dazu, sich und ihre Eltern

dort zu positionieren, wo sie stehen: deutsch, Täter:innen/Mitläufer:innen-Seite aber politisch und ideologisch dagegen (innerer Widerstand), aber auch nicht im aktiven Widerstand.

Herr Fischer hat sich auf eine andere Weise auseinander gesetzt, bzw. ist mit seiner Auseinandersetzung (notwendigerweise oder konsequenterweise) an einem anderem Punkt angelangt. Wie bei Frau Wetzel ging es ihm erst einmal darum, Wissen zu bekommen, sich selbst aufzuklären, was passiert war. Seine Auseinandersetzung begann außerdem unmittelbar nach dem Krieg über die Begegnung und schließlich auch Identifikation mit den Amerikanern. Er wollte zunächst alles wissen, sog Wissen in sich auf. Später wurde die Auseinandersetzung dann persönlicher und es beschäftigt und quält ihn bis heute, darüber nachzudenken, was er denn noch in sich trägt von dem Jungen, der vom NS begeistert war. Er schwankt hier zwischen Schamgefühlen, die sich vor allem da zeigen, wo er konkret danach gefragt wird, was er denn damals über Konzentrationslager wusste (hier wird seine sonst sehr eloquente Sprache ungenau, holprig und kindlich) zwischen Stolz, dass er sich so intensiv auseinander setzt und reflektiert im Gegensatz zu anderen und einer quälenden Angst, immer noch etwas davon in sich zu tragen, die fast unaushaltbar für ihn ist.<sup>209</sup>

Während bei Frau Kirchner quasi keine Auseinandersetzung stattgefunden hat, gab es die bei Frau Wetzel schon familiär, später auf dem Interesse an der Wahrheit basierend, ebenfalls aufgrund der eigenen Ausgrenzungs-Erfahrung und als Folge der Spiegel-Affäre. Trotz all dieser individuellen Gründe scheint es bei ihr eher wie ein „natürlicher“ Lauf der Dinge gewesen zu sein, etwas, was man mitbekommen hat, wenn man einigermaßen aufmerksam der aktuellen Presse und Politik gefolgt ist.

Herr Fischer möchte besonders gut sein in seiner Auseinandersetzung, wodurch seine Auseinandersetzung etwas zwanghaftes bekommt und er ungnädig und hart sich selbst und anderen gegenüber wird. Er kritisiert die „esoterischen“ Methoden des Workshops, übersieht dabei aber, dass er gerade dadurch Zugang bekommt zu einer für ihn sehr wichtigen Person.

---

<sup>209</sup>Auf die Frage, warum sie sich so intensiv mit der Vergangenheit auseinandersetze, antwortete von Westernhagen, dass es „um narzisstische Phantasien von Größe und Kampf, um meine Eitelkeit im Schreiben in der 'unerbittlichen' Auseinandersetzung, worin ich Vater und Mutter als Kämpfer und Durchhaltende fortführe. Mein Vater hat ihr (...) nichts hinterlassen als sein Kämpfer- und Heldentum; also wuchere ich mit diesem Pfund. Dieser Zug ist am wenigsten neutralisiert. Als wäre ich mit 'gepacktem Affen' auf einem nicht endenwollenden 'Reichsgepäckmarsch'.“ (von Westernhagen 1987: 179)

Frau Kirchner befindet sich in einem Zustand einer Art manischen Abwehr durch ihren Redefluss, der fast nicht zu unterbrechen oder zu stoppen ist. Das Gegenüber darf kein wirkliches sein, da sonst die Bedrohung zu groß würde, dass ihr „Paradies“ noch weiter zusammen bricht als es dies ohnehin schon während des Interviews tut.

Frau Wetzel verharmlost die politische Haltung des Umfelds und vor allem auch die sich daraus ergebenden Konsequenzen für ihre Familie und für sie damals. Bis heute trägt sie diese Unsicherheit mit sich und fühlt sich als feige. Es scheint, dass sie zum Interview kam, um genau dafür mehr Bestätigung zu bekommen.

Lohl beschreibt, wie in der Adoleszenz die Kinder die geschichtliche Realität der Eltern in einem intersubjektiven Prozess erfahren und mit ihren bisherigen Vorstellungen überprüfen (Lohl 2010: 238). Nun gebe es die Möglichkeit, die Familiengeschichte in einem größeren Kontext zu sehen, der kollektiven Geschichte, des erinnerungskulturelle Raumes und diese damit zu verknüpfen, zu verwerfen oder zu bestätigen. Die Eltern-Generation müsse die Loslösung der Kinder ermöglichen und das Infragestellen und Umbewerten der von ihnen geprägten Normen aushalten, damit ein Möglichkeitsraum für die Kinder entstehen könne.

„Fehlende oder verweigerte Generativität erschwert oder verunmöglicht adoleszente Individuation, sodass die adoleszenten Prozesse nicht in die Entstehung von Neuem, sondern in intergenerationale Wiederholung oder (selbst)destruktive Verläufe münden.“ (King 2002, 125)

Mithilfe von neuen Objekten und Interaktionsstilen könne sich mit der transgenerationellen Identifizierung auseinandergesetzt werden. Die Identifizierung an sich und die damit verbundenen eigene Affekte und Handlungsstile und ihre Ursache in den familiären Beziehungen müssen in den Blick genommen werden. Eine Durcharbeitung der transgenerationellen Identifizierung müsse eine Selbstreflexion der Beziehung der eigenen NS-„Gefühlserbschaft“ zu der Geschichte der Eltern(-Generation) implizieren, um Ähnlichkeiten des eigenen Fühlens, Handelns und Denkens mit dem der Vorfahren erkennbar zu machen (ebd.: 303).

Lohl schließt daraus, dass die Eltern-Generation es den Kindern nicht ermöglichte, den Möglichkeitsraum zu nutzen und diese sich dadurch nicht abgrenzen konnten und einen eigenen Umgang mit der NS-Vergangenheit entwickeln konnten. Lohl beschreibt das Phänomen, dass Adoleszente in ihren Peer-Groups auf ähnliche familiäre Dynamiken

treffen und dies dann als „Normalität“ anerkannt wird.<sup>210</sup>

„In der intergenerationellen Dimension von Adoleszenz entwickelt sich eine Normalisierung des familiär ausgehandelten Umgangs mit Vergangenheit durch eine wechselseitige Bestätigung des Gespürs für das narzisstische Berührungstabu in der Gleichaltrigengruppe. (...) Eigene Aggressivität und eignen narzisstische Anteile bleiben auch nach der Adoleszenz im psychischen Besitz der Eltern, werden als Teil von deren Leben empfunden und stehen nicht zur Entwicklung einer autonomen Identität zur Verfügung. Das Ich der Nachkommen ist auch im Erwachsenenalter stets der Gefahr ausgesetzt, im Umgang mit der Vergangenheit durch das korruptierte Über-Ich überwältigt und so zum loyalen Komplizen der elterlichen Abwehr einer verantwortungszentrierten Auseinandersetzung mit der Geschichte zu werden.“ (Lohl 2010, 307)

## **VII.12. Dialoglosigkeit und Sprache**

„Dialoglosigkeit“ und „Störung des Dialogs“ finden wir sowohl bei Chamberlain als auch bei Müller-Hohagen wieder. Tatsächlich zeigt sich im Interview mit Frau Kirchner eine gewissen Form der Dialoglosigkeit, da sie vor allem einen Monolog hält, auf Fragen nicht eingeht und häufig so verwirrt spricht, dass ihr nur schwer bis gar nicht mehr zu folgen ist. Die Interviewerin kommt kaum zur Sprache. Frau Kirchner „überschwemmt“ sie mit Sprache. Ständig wechseln die Akteure in den Erzählungen, sie springt zwischen den Themen hin und her, sogar in einzelnen Sätzen, die häufig nicht enden wollen. Wie eine „Wand“ aus Sprache, durch die kein Durchkommen ist. Marks beschreibt, wie es in den Interviews häufiger vorkam, dass die Probanden ihre Interviewer:innen häufig „seelisch besoffengeredet, wie hypnotisiert habe“ (ebd.: 46). (ebd.: 48). Es muss dieser These nicht unbedingt gefolgt werden und trotzdem sind die Parallelen in Bezug auf Frau Kirchners Sprechweise auffällig.

Der generationale Dialog ist Teil des Individuations- und Sozialisationsprozesses, zu dem abgrenzende und identifikatorische Verfahren zur Bildung einer eigenständigen Identität beitragen, so Stierlin. Für Kinder bedeutet der generationale Dialog die Klärung bestimmter Fragen zur Bestimmung und Vergewisserung der Identität nach Ursprung und Herkunft, was man ist, was einen prägte, welche Konflikte bestanden/bestehen. Dabei werden auch die Werte und Ziele der Familienmitglieder bestimmt und kritisiert.

„Welche wesentlichen Ziele, Erwartungen, Werte, Loyalitäten und Aufträge bestimmen mein

---

<sup>210</sup>Dies scheint auch zu erklären, warum auf öffentlichen Vorträgen und Workshops immer das Verhalten der Mutter rechtfertigt wurde, nie aber festgestellt, wie bedrohlich und schrecklich dies für ein kleines Kind war, welches Grauen es in ihm auslösen muss, welche Verlassenheits- und Ohnmachtsgefühle. Somit wird die damalige „Normalität“ immer wieder aufs neue reproduziert. Die wenigen, die die Dramatik der Szene für das Kind bemerken, fühlen sich dann meist nahezu verrückt. So muss sich damals auch Frau Kirchner gefühlt haben, da ihre Emotionen so gar nicht zum Umgang der Mutter mit der Situation gepasst haben. Eine von beiden muss „verrückt“ gewesen sein.

Leben? Wo liegen ihre Ursprünge; wie wurden sie überliefert? Welche Quellen von Kraft und Integrität finde ich in meinen Eltern, Verwandten, meinen Vorfahren?“ (Stierlin 1989: 159)

Die persönliche als auch kollektive Identität werden in Relation zur historische Perspektive gesetzt.

„Was habt ihr Eltern zu der Vergangenheit beigetragen, die jetzt unsere, der Kinder, Gegenwart und Zukunft strukturiert?“ (Stierlin 1989: 160)

Der generationale Dialog stellt eine Möglichkeit der Identitätsbestimmung und Vergewisserung dar, indem ein Individuum das Handeln und Verhalten, die Werte und Positionen der vorherigen Generation in verschiedenen historischen Situationen analysiert, bewertet und mit der eigenen Situation, den eigenen Werten und Zielsetzungen in Beziehung setzt. Der/die Einzelne verortet sich in diesem Prozess in einer Generationenkette und bestimmt für sich Kontinuitäten und Diskontinuitäten. Stierlin bezeichnet einen solchen gelungenen als demokratischer Dialog. Die Beziehungsrealität in der Familie wird nicht gesetzt, sondern zwischen den Personen ausgehandelt. Es kommt zu einem „partnerschaftlichen Ringen“ zwischen Selbstbehauptung und Anerkennung des anderen, was Kompromissbereitschaft nötig macht. Der demokratische Dialog erfordert, dass Möglichkeiten des Gegenübers berücksichtigt werden und Leistungen wertgeschätzt. Durch die dabei demonstrierte Gerechtigkeit und Fairness entsteht, eine Vertrauensbereitschaft, die für weitere Individuation von entscheidender Bedeutung ist. Einen solchen Dialog scheint es in der Familie von Frau Kirchner nicht gegeben haben und einen solchen Dialog gibt es auch im Interview nicht.

Insgesamt findet man bei ihr die größten Auffälligkeiten bezüglich der Sprache. Es kann hier nicht davon ausgegangen werden, dass diese Auffälligkeiten die gleichen Ursachen haben, die Marks in seiner Studie beschreibt, aber es kann zumindest ein möglicher Zusammenhang in Betracht gezogen werden.

Unklarheiten in der Sprache, beispielsweise Begriffe wie „man“, „es“, „die Sache“, starker Redefluss, Beschönigungen, Auslassungen, viele Fremdworte, Metaphern und häufige lange (Denk-)Pausen, wie sie in den Interviews häufig auftauchten, wiesen auf das Vorhandensein eines Tabus hin, über bestimmte Dinge zu sprechen (Marks 2011: 29).

Im Interview reproduziere sich die damalige Sprache, die auf einen bestimmten damaligen „Bewusstseinszustand“ verweise: kindliche Sprache, viele Schachtelsätze und verworrenes Sprechen, insgesamt viel Reden ohne Dialog, Gedankensprünge ohne

jegliche Logik, Widersprüche in Aussagen, Abwesenheit von Zweifeln, Sprechen in vagen Verallgemeinerungen, abstrakte Begriffen, Ausblendung von Gefühlen wie Angst und Trauer, verwirrende Begriffe, Unklarheiten, unlogische, mehrschichtige Äußerungen, ungrammatische Sätze, unbeendete Redewendungen (ebd.: 46ff). .

Es entstand dort eine Kluft des Verstehens zwischen Interviewten und Interviewern. Die interviewten äußerten sich oft mit Aussagen wie „Es klingt verrückt...“, „ist schwierig, nachzuvollziehen...“, das klingt für Sie vielleicht verworren.“ und „Wer das nicht mitgemacht hat, der kann da gar nicht mitreden.“ (ebd.: 53f).

Häufig verwendet sie auch Formulierungen, die markieren sollen, dass es damals eine ganz andere Zeit war, in die sich nur schwer hineinzusetzen lasse.

„das kann man sich gar nicht vorstellen“ (6,10)

„da gab’s auch Preiskegeln- es war eine andere **Welt**- das kann man mit heute gar nicht vergleichen-“ (6,13)

„damals gab es auch- es war **ganz andere Zeit**- es könnten Sie sich gar nicht mehr vorstellen-“ (13,21)

„und zwar dachte sie - leben meine Eltern noch, steht das Haus noch, wie finde ich alles vor- jeden Tag- **j-e-d-e-n Tag**- sie können Sie sich gar nicht vorstellen, was das für Spannung gemacht hat-“ (15,32)

Dadurch schafft sie eine gewisse Distanz zur Interviewerin und bringt damit ebenfalls als Nebenprodukt zum Ausdruck, dass eine Person, die dies nicht erlebt habe, auch nicht urteilen dürfe über diese Zeit, da sie es sich ja gar nicht vorstellen könne. Damit wird sie zu einer unhinterfragbaren Zeitzeugin, deren Aussagen nicht überprüfbar werden.

Andererseits drückt sich darin aber auch wieder der Wunsch aus, gesehen zu werden mit all dem, was man erlebt hat. Ein Wunsch an das Gegenüber, sich wirklich versuchen, in diese Zeit hineinzusetzen.

Auch Herr Fischer zeigt Auffälligkeiten in der Sprache, vor allem wenn er gefragt wurde, was er von den Konzentrationslagern wusste.

Ihre Sprache erinnert an die Beobachtungen Marks in seiner Studie. Man muss ihm in seiner These nicht folgen, dass sich in den Interviews ein bestimmter „Bewusstseinszustand“ des NS reproduziert, aber man kann doch die Aussage treffen, dass sich darin die eigene starke Verwirrung und Unklarheit von Frau Kirchner ausdrückt. Das einzige, was klar zu sein scheint, sind die Kriegserlebnisse. Die waren schlimm,

davon kann man erzählen und das hat Spätfolgen. Von hier aus kann etwas erzählt werden. Wenn der Krieg die einzige eindeutige Variable im Leben ist, dann scheint die Identität als Kriegskind auch die einzige Möglichkeit.

### ***VII.13. Nicht-Thematisierung von Jüdinnen und Juden/ Täter-Opfer-Umkehr***

Die Thematisierung der Verbrechen der Nazis und der Verfolgung und Ermordung der Jüdinnen und Juden findet in den drei Interviews auf unterschiedliche Weise statt. Frau Kirchner kommt gar nicht darauf zu sprechen und sie wird auch nicht danach gefragt.

Herr Fischer spricht zwar sehr viel über die Schuld-Thematik und dass er ein Nazi geworden wäre, aber auch er kommt von sich aus nicht konkreter auf Jüdinnen und Juden und Shoah zu sprechen. Danach gefragt, fängt er an zu stottern, weicht aus und seine Sprache ändert sich und wird unkonkret.

Auch die Aussagen, dass die es damals eine so starke Solidarität unter den Menschen gegeben hätte, blendet völlig aus, dass dies aber nur für eine ganz bestimmte Gruppe von Menschen galt. Ethische Prinzipien wurde nicht universell auf alle Menschen angewendet, sondern nur „kollektiv-narzisstisch“ auf die eigene Gruppe. Gerechtigkeit, Gleichheit, Gegenseitigkeit, wovon in den Interviews häufig die Rede ist, betraf nur Mitglieder der eigenen Gruppe (Marks 2007: 122).

Das Verschwinden der Jüdinnen und Juden aus dem Dialog stand in den Studien im Zusammenhang mit der Selbststilisierung als Opfer und damit auch der der Täter-Opfer-Umkehr. Wenn überhaupt, werde nur noch von „ihnen“ in der dritten Person, „die plötzlich verschwunden waren“ gesprochen. Als Kollektiv seien sie Namens- und Identitätslos. In der nachfolgenden Generation werde aber meist gar nicht mehr über Jüdinnen und Juden und auch nicht über die Shoah gesprochen. Die „Soziale Ächtung“ von Jüdinnen und Juden ziehe sich damit bis heute durch, so Rosenthal (Rosenthal 1997: 347).

Wenn bei Herrn Fischer davon ausgegangen werden kann, dass er aus Scham nicht über Jüdinnen und Juden sprach, sie aber generell bei ihm präsent sind, scheint dies bei Frau Kirchner nicht der Fall zu sein. Bei ihr kommen sie tatsächlich überhaupt gar nicht vor.

In den Interviews ist eine direkte Täter-Opfer-Umkehr, wie diese unter anderem von Müller-Hohagen, Rosenthal, Lohl, Rommelspacher beschrieben wird, nicht zu finden,

jedoch Elemente dieser, wie das Verschwinden der Jüdinnen und Juden aus den Gesprächen, die Identifikation als Opfer und die fehlende Thematisierung der Verbrechen.

Müller-Hohagen nennt dies eine „außerordentlich wirksame Art der Mystifikation und Vernebelung“, welche bei den Nachkommen zu einer tiefen Verwirrung führe (Müller-Hohagen 2005: 147).

Lohl beschreibt, wie Eltern „kohärente Deckerzählungen“ über ihr Leben erzählten, in denen eine aktive Beteiligung geleugnet und Geschichten über das Leid im Krieg Raum gegeben werde (Lohl 2010, 263f). Durch diese „Dethematisierung“ der Täter:innen/Mitläufer:innen-Beteiligungen würden sie als solche gar nicht mehr vorstellbar und die Opfer-Perspektive werde für sich selbst eingenommen und an anderen auch so vermittelt. Über die Identifikation mit den Opfern werde so die Realität verkehrt, der Zweite Weltkrieg entpolitisiert und die eigene Leidens-Geschichten aus dem Zusammenhang gerissen. (Lohl 2010, 156)

„Nach der Vergangenheit gefragt, kommen Geschichten vom Krieg als Antwort. So wird er zur Chiffre für die NS-Vergangenheit. Er deckt zu, wo er aufzuklären vorgibt.“ (Rommelspacher 1995)

Täter:innen-Kinder phantasierten ihre Eltern als Opfer, die Kinder der Opfer mochten sich ihre Eltern nicht als Opfer vorstellen, auch wenn sie die Realität diesbezüglich nicht leugneten. Hier werde die Realität geleugnet, dort werde „zum eigenen Schutz die Visualisierung der Realität“ abgewehrt.

„Die Kinder und Enkel von Überlebenden benötigen nicht die Strategie, aus den Tätern Opfer zu machen, während die Kinder und Enkel von Tätern sich nicht vor dem Leiden, sondern vor dem aktiven Handeln ihrer Eltern und Großeltern fürchten müssen.“ (Rosenthal 1997: 417)

Überlebende bildeten Mythen, die sich auf Stärke und Widerstand konzentrieren (z. B. soll der Großvater einen SS-Mann im Internierungslager gehrfeigt haben), während in Täter:innen-Familien die „Opferrolle der Familienangehörigen strapaziert wird.“ (ebd.: 22f) Auf der einen Seite werden Ohnmachtsgefühle kompensiert, auf der anderen Seite soll das Bild des „sauberen Soldaten“, der „sauberen Wehrmacht“, die Verstrickung in Unrecht und Verbrechen abwehren (ebd., 22f).<sup>211</sup>

---

<sup>211</sup>Bei den Täter:innen-Nachkommen drehten sich diese Phantasien um die Verbrechen der Eltern und die Hoffnung, dass diese nicht wahr sein mögen. Dies führte bei ihnen bis zur Angst, an einer psychotischen Wahnvorstellung zu leiden. Kinder von Täter:innen-Familien mussten eine große Anstrengung aufbringen, um die Widersprüche in den Aussagen der Eltern nicht zu realisieren. Durch den geringen Zugang zur Vergangenheit gewannen ihre Phantasien an Macht.

Diese Phänomene sind vor allem bei Frau Kirchner zu finden. Es geht bei ihr nicht mehr um die Opfer, nicht um die Täter:innen, nicht um die Taten. All das wird damit de-thematisiert und führt bei ihr zu einer tiefen Verwirrung, welche wohl noch dadurch verstärkt wird, dass sie nicht mal mehr ungebrochen die Opfer-Rolle für sich und ihre Eltern/Großeltern besetzen kann, was ihr möglicherweise noch eine, wenn auch falsche, Orientierung geben würde.

Man könnte also sagen, dass sowohl Herr Fischer als auch Frau Kirchner tatsächlich zu einem Teil „Komplizen in Bezug auf die beschriebenen Abwehrmechanismen“ der Eltern darstellen (Müller-Hohagen 2007: 253). Durch die Auseinandersetzung Herrn Fischers mit seiner NS-„Vergangenheit“ und den jeweils schlechten Beziehungen beider zu ihren Eltern scheint aber das Ergebnis dieser Abwehrmechanismen (Täter-Opfer-Umkehr, kohärente Deckerzählung) nicht wie in den beschriebenen Studien ungebrochen zu existieren.

Herr Fischer flüchtete vor seiner Mutter und verachtete seinen Vater und distanzierte sich damit scheinbar innerlich so weit von ihnen. Er weiß nichts, aber kann dies durch die scheinbare Distanz rechtfertigen. Frau Kirchner hat diese Distanz nicht. Sie ist loyal mit allen Familienmitgliedern und diese Loyalität bricht erst im Interview ein Stück weit auf.

#### **VII.14. Neugierde/ Eigenwille**

Alle drei analysierten Fälle stellen sich als neugierig und eigensinnig dar. Wie oben dargestellt galten Neugierdeverhalten und Eigenwilligkeit beim Kleinkind als äußerst problematisch und sollten in der Erziehung mit aller Härte unterbunden werden. Das Kind sollte gehorchen und folgsam sein, der Eigenwille abgerichtet werden auf „Sinnvolles“ wie Hilfe im Haushalt, soldatisches Spielen und dem späteren Einsatz in der Volksgemeinschaft. Die Eigenwilligkeit wurde zurückgeführt auf die „tyrannische“ Natur des Kindes. In Täter:innenfamilien musste die Eigenwilligkeit und Neugierde des Kindes ebenfalls aufs Schärfste kontrolliert werden, was durch die oben beschriebene Dynamik bewerkstelligt wurde.

Frau Kirchner beschreibt sich dann als neugierig und eigenwillig, wenn sie die Strafen der Mutter indirekt rechtfertigen will. Demnach gab sie der Mutter ja auch genügend Grund für eine harte Bestrafung. Ihre Handlungen, die sie mit diesen Attributen beschreibt, können aus heutiger Perspektive allerdings als alltägliche Kinderspiele beschrieben werden. Manchmal klingt Stolz mit, wenn sie über ihre damaligen Eigenschaften berichtet, nämlich

dann, wenn sie sie in Verbindung bringt mit ihrer großbürgerlichen Großmutter und dem kreativen und lebendigen Großvater. Somit steht die Bewertung ihrer Neugierde je in Zusammenhang mit den jeweiligen Beziehungen. In der Rolle des immer noch auf die Liebe der Mutter hoffende Kind, muss sich sich selbst bestrafen, um dieser scheinbar etwas näher zu kommen und die gute Mutter zu erhalten. In der Rolle des Mädchens, die auf Anerkennung hoffte und diese in Form von narzisstischer Aufwertung von der Großmutter bekam und der Frau, die gerne ebenso großbürgerlich gelebt hätte, stellt sie dies als positiv dar. Für beides erhofft sie sich im Interview Anerkennung.

Herr Fischer tut es im Nachhinein leid, dass er es seiner Mutter so schwer gemacht hat. Sein Wille brachte ihn zur HJ und weg von der Mutter.

Frau Wetzel beschreibt sich ebenfalls als eigenwillig, dass sie dies aber ungestraft sein konnte. Immer wieder schmunzelt sie bei den Erzählungen über des Durchsetzen ihres Willens und tatsächlich löst dies ein heiteres Gefühl aus. Weder war ihr Wille für die Eltern bedrohlich noch wurde dieser besonders schlecht bewertet oder unterdrückt. Sie schafft es auch, trotz der schwierigen Situation, ihrem Willen zu folgen und von der Mutter weg zu gehen.

### ***VII.15. Faszination, Größenphantasien und die Angst vor sich selbst***

Ein in den Interviews häufig auftauchendes Phänomen war, dass die Interviewten sehr viel redeten. Die meisten sprachen schon am Telefon davon, eine ganz besondere Geschichte gehabt zu haben, die ganz wichtig sei, zu dokumentieren. Bei Frau Kirchner war dies besonders auffällig. Ich konnte fast keine Fragen stellen, fühlte mich auch sonst sehr wenig wahr genommen. Am Ende des Interviews fühlte ich mich wie erschlagen.

Auch Marks (2006) fand dieses Phänomen in seinen Interviews und deutete dies als starken Drang nach narzisstischer Bestätigung. Ebenfalls zeigten die Studien, dass die damalige Faszination in den Erzählungen immer wieder auftauchte.

Die NS-Erziehung zielte darauf ab, den Kinder eine große narzisstische Befriedigung durch Teilhabe an der Volksgemeinschaft in Aussicht zu stellen. Diese narzisstische Aufwertung entstand durch das Gefühl, zu einer Elite zu gehören, auserwählt worden zu sein, und wurde durch Ränge, Ehrungen, Uniform ständig aus neue erlebbar gemacht. Hiervon berichtet Herr Fischer mit leuchtenden Augen im Interview. Dies habe das frühkindliche Verlangen, gesehen zu werden, angesprochen, so Marks (ebd.: 114).

Allerdings führten dies auch zu einer permanenten Angst vor dem Scheitern am hohen NS-Ideal. Programmatisch gewünschte fehlende Anerkennung und Erniedrigungen in der Erziehung machte die Kinder empfänglich für die Ideologie des NS (Marks 2006: 108, Dill 1999).

Wenn man Marks und Dill darin folgt, dass der NS nicht auf intellektuelle Überzeugung zielte und eine Möglichkeit darstellte, Größenphantasien auszuleben, dann muss man sich fragen, was dies für Kinder und Jugendliche bedeutete. Noch dazu, wenn es in den Familien keine befriedigenden Beziehungen zu den Eltern gab, wie dies vor allem bei Frau Kirchner und Herr Fischer der Fall gewesen ist. Heimannsberg und Schmidt konstatieren, dass vor allem die noch nicht volljährigen „den Geist des Nationalsozialismus in sich aufgesogen und ihren jugendlichen Enthusiasmus den Werthaltungen jener Zeit verschrieben“ hätten und dadurch in wesentlichen Prägungen an die Zeit des NS gebunden sei. Dadurch wären gerade hier Identitätsproblematiken zu vermuten (Heimannsberg/Schmidt 1992: 12).

„Die Größen- und Allmachtsphantasien sind in der Identifikation mit Führer und Kollektiv, in der Rolle, die Jugendliche in dieser Gruppe spielen, und in der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kultur aufgehoben. Als solche sind diese Größen- und Allmachtsphantasien politisch besonders leicht verwertbar und auszunutzen. Nicht die einzelnen verfügen über soziale Macht und kulturelles Potential, sondern es sind das Land und die „Rasse“, denen sie zugehören, die sie groß und allen anderen überlegen erscheinen lassen.“ (Kannonier-Finster 2004: 79)

Einerseits 1. durch die emotionale Vernachlässigung durch die Eltern und der Phantasie, nur den Vorstellungen der Eltern zu genügen beziehungsweise perfekt zu sein, um ihre Liebe und Anerkennung zu bekommen und außerdem 2. durch die Teilhabe an den Größenphantasien des NS durch die Eltern oder die noch miterlebte Sozialisation im NS und das Weiterleben der Phantasie von Größe, Allmacht und Omnipotenz und ebenfalls 3. durch den späteren narzisstischen Missbrauch in den Familien bildeten die Kinder ein nicht erfüllbares Ich-Ideal aus.

Das durch die Dynamik aus fehlender Anerkennung durch die Eltern und NS-Sozialisation gebildete überhöhte Ich-Ideal soll (als Ersatz und Erbe der narzisstischen Vollkommenheit, des Größenwahns und der kindlichen magischen Allmachtsphantasien, aus der das Kind heraus gedrängt wurde) erfüllt werden. Alles, was dieses Ideal in Frage stellt, muss demnach abgewehrt werden. Im Vergleich wird das reale Selbst als minderwertig erlebt. Durch eine illusionäre Verbundenheit mit einem idealisierten Selbst könne die durch diese

Diskrepanz entstehende innere Spannung abgemildert werden aber:

„Gewöhnlich erzeugen jedoch die wahnhaften Größenvorstellungen quälende innere Spannungen und mobilisieren projektive und illusionäre Abwehrmechanismen, um das Unmögliche zu versuchen: eine Brücke über den Abgrund zu schlagen, der das Ichideal und das reale Selbst trennt.“ (Hardtmann 1995: 258)

Abgespaltene negative Anteile werden nicht wahrgenommen und beispielsweise mit Hilfe von Projektion anderen Personen zugeschrieben. Macht über andere führe zur Stabilisierung der notwendigen Kompensation einer narzisstischen Störung, da das Ich darin die Erfüllung alter Allmachtswünsche sehe. Die Fähigkeit zur Empathie und Selbstreflexion, zum Empfinden von Schuldgefühlen, Trauer und Verantwortungsbewusstsein seien eingeschränkt oder nicht vorhanden. Formen des Versuchs einer Lösung dieses Schmerzes bei narzisstischer Störung können das Suchen nach narzisstischen Zufuhren, Überkompensation in der Phantasie, Identifizierung mit idealisierten und omnipotenten Gestalten, pathologisch übertriebene Arten narzisstischer Objektwahl, verschiedene Arten der Selbstbestrafung sein. Wenn all dies scheitert, kann eine depressive Reaktion folgen (Relaeux a.a.O.: 238).

Wie die oben zitierten Studien gezeigt haben, wirkten die NS-Ideale nach der weiteren narzisstischen Kränkung für die Mitglieder der Volksgemeinschaft 1945 als „eingekapselte Introjekte“ weiter. Die Gefahr sahen die Mitscherlichs darin, dass eine Wiederholung der narzisstischen Befriedigung erhofft wurde und die aus dem Bewusstsein gehaltene unbewältigte, unverstandene Vergangenheit unter bestimmten Umständen wieder auftauchen und wirksam werden könnte (Mitscherlich 1967: 62). Die Faszination vom NS blieb durch das Tabu „lebendig“ und wurde außerdem an die nächste Generation weitergegeben (Marks 2007: 32) und es bestand die Gefahr, „dass der beschädigte kollektive Narzissmus darauf lauert, repariert zu werden, und nach allem greift, was zunächst im Bewusstsein die Vergangenheit in Übereinstimmung mit den narzisstischen Wünschen bringt.“ (ebd.: 564) Die Faszination an alten NS-Idealen und Inhalten fand Marks in seinen Interviews bei gleichzeitig bestehenden demokratischen, NS-kritischen Einstellungen (ebd. 59). Die begangenen Verbrechen und die Begeisterung für die Ideale des Nationalsozialismus wurden zwar intellektuell historisch wahrgenommen, aber gleichzeitig von den persönlichen Affekten gelöst und damit nicht als Teil der eigenen Biographie erlebt (ebd. 31). Erinnerungen, die Gefühle wie Schuld, Scham und Trauer ausgelöst hätten, mussten daher abgewehrt werden (ebd. 36).

Die Kinder wurden nach 1945 in Täter:innen-Familien zur narzisstischen Regulation der Eltern benutzt und durch die Projektion der ungewollten Anteile außerdem als bedrohlich erlebt. Als Individuen waren sie gefährlich, da sie die Illusion der Eltern in Frage stellten. Sie waren mit den Eltern untrennbar verbunden und entwickelten unrealistische und unerreichbare Ich-Ideale und destruktive, strafende Über-Ich-Strukturen, wenn sie den Ansprüchen des Ich-Ideals nicht genügten. Die Beziehung zwischen Eltern und Kind wurde durch diese narzisstische Dynamik reguliert und das Kind geliebt, wenn es sich daran anpasste und abgelehnt und bestraft, da es die von den Eltern ungewollten Anteile enthält und es gewollt oder ungewollt diese immer wieder damit konfrontiert. Als scheinbaren Gewinn konnten die Kinder teilhaben an den narzisstischen Größenphantasien der Eltern (Lohl 2010: 214) Die transgenerationale Identifizierung kann als „Notprogramm“ der Kinder verstanden werden, sich psychisch so zu positionieren, dass ihr Ich den Eltern zumindest narzisstisch liebenswert erscheint und nicht zum Inbegriff dessen wird, was die Eltern aufgrund der Regulation ihres narzisstischen Gleichgewichts abwehrten und hassen (Lohl 2010, 247). Die Eltern wurden zu wütenden Verfolgern, wenn sich die Kinder der allmächtigen Kontrolle zu entziehen versuchten oder diese in Frage stellten (Hardtmann 1992: 42). Die Kinder seien dazu „missbraucht“ worden, sich selbst als unschuldig sehen zu können, indem durch erzählte und geglaubte Geschichten gemeinsam eine Konstruktion der Vergangenheit ohne Schuld errichtet wurde. Dies habe bei den Nachkommen zu Symptomen wie diffuser Angst, überzogener 'Sachlichkeit' als Folge der Abwehr dieser Angst, unbewusstem Ausagieren der elterlichen Schuldaspekte, irrationalen Schuldgefühle, Parentifizierung als durchgängige Verfassung, also übermäßiges Sorgen für andere, gerade auch für „Höhergestellte“, was mit einer gleichzeitigen ungenügenden Sorge für die eigene Person einherging, geführt ebd.: 157).

Herr Fischer zeigt, wie dies Marks auch in seinen Interviews vorfand, eine gewisse Faszination, wenn er von den Begegnungen mit Soldaten, von Aufmärschen und von seiner „Beteiligung“ als HJ-Junge berichtet. Er ist sich seiner damaligen Faszination bewusst und erschrickt in dem Moment, wenn die retrospektive Betrachtung seiner Begeisterung umschwenkt in von ihm aktuell in der Interviewsituation erlebte Faszination.

Er hat die Teilhabe an der narzisstischen Aufwertung durch die NS-Ideologie unmittelbar miterlebt und kann sich daran erinnern. In seinen biographischen Erzählungen taucht der Wunsch nach Erfolg und nach Anerkennung immer wieder in verschiedenen

Konstellationen auf. Herr Fischer möchte letztendlich im Interview Anerkennung für seine tiefe Auseinandersetzung und Selbstreflexion. Er möchte dadurch einerseits erlöst werden von seiner Angst, mentale Spuren des NS in sich zu tragen. Andererseits möchte er darin auch seinen kindlichen Wunsch nach Großartigkeit (hier verwirklicht in der Reflexion seiner mentalen NS-Spuren) erfüllt bekommen. In seinem Wunsch nach der „totalen“ Selbstreflexion kommen seine beiden Bedürfnisse zusammen und kollidieren so stark miteinander, dass es für ihn zu einer fast unaushaltbaren Situation kommt: Er will großartig sein in seiner Auseinandersetzung mit den Folgen seiner Sozialisation im NS und geht mit aller Härte darin vor. Sein inhaltliches Anliegen (die Auseinandersetzung mit der Idee, die mentalen Spuren los zu werden) liegt gerade darin, sich gegen das zu wenden, was er im wahrsten Sinne des Wortes „verkörpert“: Seine Erscheinung, seine Körperhaltung, sein Stimme sind einschüchtern, unheimlich und mächtig. Herr Fischer ist in einer paradoxen Dynamik gefangen, in welchem er erst eine narzisstische Aufwertung durch die Anerkennung seiner tiefen Auseinandersetzung und dann einen Zusammenbruch erlebt, wenn er merkt, dass er nicht „bis zum Ende“ gehen kann, beziehungsweise tatsächlich dem begegnet, wovor er so Angst hat, dies zu entdecken: die mentalen Spuren einer Sozialisation und Erziehung im NS. Durch seinen Drang, großartig in seiner Auseinandersetzung zu sein, geht er weiter als die meisten Menschen, sich mit der eigenen destruktiven Seite zu konfrontieren, bzw. zu sehen, zu was man, also auch er möglicherweise in der Lage (gewesen) wäre. Bei ihm ist diese Destruktivität unmittelbar mit deren schlimmsten Ausformung, der Shoah, verknüpft. Er kann die Spaltung in "die Bösen" und "wir guten", welche in der Aufarbeitung der NS-Geschichte, wie mehrfach in dieser Arbeit gezeigt, einen häufig verwendeten Abwehr-Mechanismus darstellte, selbst nicht mehr aufrechterhalten. Dieses Erschrecken über und die Angst vor dem Entdecken von „Täter-Anteilen“ macht es ihm unmöglich, genau hinzuschauen und "das Böse" in ihm differenziert zu betrachten und gerade dies macht es wiederum dadurch so bedrohlich, da es nicht durch die genaue Betrachtung neutralisiert werden kann. Er kann so nicht erkennen, welche mentalen Spuren er tatsächlich in sich hat, sich dieser nicht bewusst werden und somit auch keinen anderen Umgang damit finden.

In seinem Ausspruch „Ich wäre ein Nazi geworden!“ liegt damit dann vor allem die Angst und das Erschrecken darüber, aber eben auch die Fantasie, was dann wohl passiert wäre: Er hätte möglicherweise einen schnellen Aufstieg erfahren und wäre ein großartiger Nazi

gewesen. Damit verdeutlicht sich in dieser Aussage genau die beiden Aspekte, die dem Berührungstabu unterliegen: Die Faszination, die Größenphantasien, das Erschrecken darüber und damit das Gefühl der Scham der eigenen „Beteiligung“.

Herr Fischer möchte, wie Hardtmann es beschreibt, „das Unmögliche“ versuchen und „eine Brücke über den Abgrund schlagen, der das Ichideal und das reale Selbst trennt.“ (Hardtmann 1995, 258) Als überzeugter Demokrat möchte er sich der Folgen einer Sozialisation entledigen, aber sein Bedürfnis nach Großartigkeit quält ihn.

Damit zeigt Herr Fischer, wie schwierig es ist, sich dieser Auseinandersetzung zu stellen, aber auch gleichzeitig, wie wichtig diese ist, wird dieser Zustand von ihm als äußerst quälend empfunden. Rosenthal, Müller-Hohagen, Bohleber, Kühner und Bar-On beschreiben alle die Angst der Kinder der Täter:innen, Anteile von Täter:innenschaft in sich zu entdecken, „etwas Unheimliches, Bedrohliches, eine Art Gift in sich zu tragen (...).“ (Kühner 2007: 151), sich dafür schämen und Tendenzen zur Selbstbestrafung entwickelten (Rosenthal 2001: 13). Genau diese Angst kann man bei Herrn Fischer finden.

Bei Frau Kirchner ist der Drang nach Bestätigung am stärksten zu spüren. Sie möchte vor allem eins: Bewunderung und Bestätigung. Sie versucht, von sich selbst das Bild einer weltoffenen Künstlerin darzustellen, die in die extravaganten und großbürgerlichen Fußstapfen wie ihre Großeltern tritt und teilweise auch ihrer Mutter, was allerdings von Ambivalenzen geprägt ist, musste sie doch als Kind häufiger unter dem Perfektionismus der Mutter leiden. Alles, was nicht in dieses Bild passt, wie der Beruf des Vaters, wird abgewertet, beziehungsweise versucht, großartiger darzustellen als es wirklich war (der Beruf der Mutter). Genauso wie es ihr schwerfällt, die negativen Seiten an ihren Eltern klar zu benennen, versucht sie, auch ihre eigenen zu verbergen. Frau Kirchner versucht, ihre (erweiterten) Größenphantasie wie auch die Illusion einer glücklichen Kindheit aufrecht zu erhalten, die jedoch nach und nach zerbröckeln. Unter den intensiven Bemühungen ihrer positiven Darstellungen kommt aber noch ein anderes Bedürfnis hervor: Die Anerkennung für die erlebten Ungerechtigkeiten, ihren Schmerz und ihre Wut. Durch die Reaktionen der Interviewerin fühlt sie sich zunehmend bestärkt, diesem Raum zu geben.

Man kann davon ausgehen, dass Frau Kirchner als Kind vor allem nur Bestätigung dafür bekam, was vor allem ihre Mutter und Großmutter gerne sehen wollten und das sie bis heute versucht, dieses Bild, diese Ideale, zu erfüllen. Da außer bei Frau Wetzels die

politische Einstellung der Eltern nicht klar ist, kann über die „narzisstische Teilhabe an alten NS-Idealen, Größe und Macht“ der Eltern (Lohl 2011) nicht viel gesagt werden, ebenso wenig über den narzisstischen Mißbrauch oder ihre eigene Teilhabe an den Größenphantasien.

Sowohl Herr Fischer als auch Frau Kirchner identifizierten sich mit Personen, die ihnen möglicherweise eine solche Teilhabe ermöglichten. Bei Frau Kirchner finden wir ziemlich alle Phänomene, die in der Literatur zur transgenerativen Weitergabe von Täter:innenschaft zu finden ist. Wie bei den meisten Fällen, erfahren wir aber nichts über die tatsächliche Überzeugung der Eltern/Großeltern, was ebenfalls den Ergebnissen der oben dargestellten Studien entspricht. Wir können nur Vermutungen anstellen. In Anbetracht der sich ähnelnden Phänomene scheint es aber angebracht, zumindest in Betracht zu ziehen, dass es bei ihr NS-Verstrickungen in der Familie gab und Frau Kirchner mentale Spuren dessen in sich trägt und ebenso Folgen der Dynamik in Täter:innen-Familien zu finden sind.

Bei Frau Wetzel gestaltet es sich etwas anders. Sie spricht zwar davon, wie enttäuscht sie von ihrem Vater und begeistert von dem der Freundin war, aber sie wurde von ihren Eltern emotional genügend versorgt, bekam genug Anerkennung, für die, die sie war, konnte ihre Selbstwirksamkeit erleben und musste so keine Kompensation in Größenphantasien ausleben und bildete kein unerreichbares Ich-Ideal aus. Auch ideologisch haben ihr dies die Eltern vermittelt.

Bei ihr ist im Interview kein Drang zu spüren, sie muss dieses nicht oder nur wenig für ihre narzisstischen Bedürfnisse gebrauchen, sie muss nichts vorspielen. Sie scheint etwas zu bescheiden zu sein in Bezug auf sich selbst. Frau Wetzel hätte gerne ungebrochen Teil gehabt an dem „Herrenmenschentum“, aber darin bestand für sie keine Chance sowohl äußerlich als auch innerlich. Als Kind litt sie darunter, aber als Erwachsene ist das eine Erleichterung. Und trotzdem identifizierte sie sich mit den Täter:innen, mit dem „Tätervolk“, womit sie die einzige ist, die dies so formuliert.

Daher möchte man ihr im Interview gerne diese Bestätigung geben, sie „aufbauen“ und ihr gut zureden. Bei Frau Kirchner hat man eher das Gefühl, dass man dazu gezwungen wird, permanent zu spiegeln und zu bestätigen, was auf Dauer sehr anstrengend ist und eine Abwehrhaltung auslöst. Bei Herrn Fischer ist es ambivalenter. Man bewundert und mag

ihn für seine Auseinandersetzung, aber er hat eben etwas Unheimliches an sich, was nur schwer zu greifen ist.

### **VII.16. Gruppenzugehörigkeit**

Das Bedürfnis, einer Gruppe anzugehören hat schon für Kinder eine große Bedeutung. Gerade bei Jugendlichen gewinnt die Peer-Group als Ablösungsinstanz von den Eltern eine große Rolle. Daher ist dieses Bedürfnis auch bei den Interviewpartner:innen in der Analyse nicht zu vernachlässigen. Im NS wurde die Gruppe über das Individuum gestellt. Jede:r einzelne sollte sich der Gruppe unterordnen und darin aufgehen als Volkskörper. Damit setze die NS-Ideologie genau an diesem Bedürfnis an, dem Wunsch nach Zugehörigkeit zu einer, heute würde man sagen, „In-Group“. Wie Dill beschreibt, sollte durch die NS-Erziehung enge Bindungen in der Familie vermieden werden, damit die Kinder diese später in den NS-Jugendorganisationen und der Teilhabe am Volkskörper (scheinbar) fanden und sie so früh wie möglich dort hin strebten.

Die Peer-Group bietet neue Formen von Anerkennung und Orientierung, die durch die Lösung der bisherigen geschwächt werden, so Lohl (2010). Neue Werte und Normen werden gesucht, alte in Frage gestellt. Neue Objektbeziehungen mit neuen Interaktionsstrukturen können gebildet werden, jedoch findet ein Verlust altvertrauter Anerkennungsmodalitäten statt, wodurch Leere, narzisstisches Defizit entstehe, die durch narzisstische Objektbeziehungen in Peer-Groups, Größenphantasien und Idealisierung ausgehalten würden. Es finde eine kritische Infragestellung der zugeteilten Rollen und Konventionen, Erwartungen statt. Allerdings könne es nie eine vollständige Loslösung geben, sondern nur eine Veränderung und Neubewertung, auch in der Ablehnung bestimmter Objektbeziehungen stecke noch die Verbindung zu ihnen. Eine neue, dritte Perspektive ist so möglich (vgl. Lohl 2010).

Der Wunsch der Gruppenzugehörigkeit zieht sich bei Herrn Fischer durch das ganze Interview und nimmt einen zentralen Stellenwert ein. Er wollte zu den Soldaten gehören, zur den größeren Jungs, zur HJ, zur Partei. Aber er wollte nicht nur dazu gehören, er wollte dort immer auch eine besondere Stellung einnehmen, was er letztendlich dann bei der Partei und in seiner Auseinandersetzung mit der Geschichte schaffte. Am Anfang setzte er sich immer zu hohe Ziele, die zum Scheitern verurteilt waren, da er immer der Jüngste gewesen war. So verkörperte er genau das, was der NS-Staat für die Jugend

vorgesehen hatte. Innerhalb der Gruppe ganz nach oben streben.

Frau Wetzel litt sehr darunter, dass sie nicht dazu gehörte, dass sie von den anderen Kindern häufig gemieden wurde und auch die Familie nicht richtig Anschluss fand. Sie gibt ihren Eltern und sich selbst die Schuld dafür und nicht dem Umfeld.

Frau Kirchner thematisiert dies nicht und doch zeigt sich deutlich, dass sie unbedingt zu einem anderen Milieu gehören wollte und noch will. So betont sie dies in ihrer Vergangenheit und Familie und bei sich selbst. Andere Kinder kommen so gut wie nicht vor. Sie berichtet, wie wichtig ihre ihre Freunde geworden sind und wie gute Freundschaften sie im Gegensatz zu ihrer Mutter habe. Diese Darstellung scheint allerdings davon bestimmt, dies glauben zu wollen und die Interviewerin davon zu überzeugen. Als Kind fühlte sie sich einsam. Sie scheint sich immer wieder um Freundschaften bemüht zu haben, spricht aber auch immer wieder nebenbei von Konflikten in diesen. Es scheint ihr nie richtig gelungen zu sein, enge Freundschaften zu schließen.

Alle finden schließlich in der Gruppe der „Kriegskinder“ eine Zugehörigkeit.

### ***VII.17. Die grauenvolle Normalität und das Unheimliche***

Sowohl in dem Interview mit Herrn Fischer als auch mit Frau Kirchner begegnete mir etwas „Unheimliches“, was nur schwer zu greifen war, da es wie von Müller-Hohagen beschrieben wurde. mit einer Normalität im Zusammenhang steht.

„Ich bin völlig normal. Denn selbst, als ich diese Vernichtungsaufgabe durchführte, war meine Familienleben durchaus normal.“ (Rudolf Höß, im Gespräch mit dem Gerichtspsychiater Prof. Gustave M. Gilbert zitiert nach Kaminer, 1997, 385)<sup>212</sup>

In der Literatur finden man häufig Umschreibungen, die diesen Begriff oder ähnliche verwenden. Kühner beschreibt, dass Kinder von NS-Täter:innen die „Tendenz zur Angst vor sich selbst“ hätten und das Gefühl, „etwas Unheimliches, Bedrohliches, eine Art Gift in sich zu tragen (...).“ (Kühner 2007, 151) So kann man auch die Aussage Ute Manks verstehen, die Interviews mit ehemaligen Wehrmachtssoldaten machte und das Gefühl hatte, einen Einblick in ein „unheimliche, gespenstische „Parallelwelt“ bekommen zu haben, die die ehemaligen Soldaten „in sich trugen“ und bei ihr „zu einem diffusen Gefühl

---

<sup>212</sup>Wie Isidor J. Kaminer in seinen Therapien mit Kindern von NS-Täter:innen feststellte, waren die „guten Familienväter“ ein Schein der auch sonst aufrechterhaltenen scheinbaren Normalität, und lebten ihre sadistischen Seiten auch an ihren eigenen Kindern aus. (Kaminer 1997, 391)

von Bedrohung“ führte (Mank 2011: 17). Auch Müller-Hohagen spricht vom „Abgrund“ in den man blickt, wenn man sich dieser Thematik stellt. „Höllenschlunde“, die sich auftun, wenn man genau hinschaut. Oder die Tochter, die beim Singen der Lieder mit dieser Welt in Berührung kam. Moser nennt es sogar „Dämonische Figuren“, welchen er in den Psychotherapien mit Täter:innen-Kindern begegnet (vgl. Moser 1997).

Tatsächlich stellt sich das Gefühl des Grauens ein, beschäftigt man sich intensiv mit diesem Themenkomplex, was die Arbeit immer wieder erschwert, da man sich jeden Tag aufs neue motivieren muss, in diesen Abgrund zu sehen und von dessen Anblick man sich teilweise auch am Abend nur schwer wieder erholen konnte. „Unheimlich“ und „gespenstisch“ kann man dem, was man dann begegnet nur nennen, wenn eine gewisse Distanz übrig bleibt. Das Lesen der gewaltvollen Sprache der Originaltexte, das Vergegenwärtigen der Erziehungsmethoden des NS<sup>213</sup>, das Abtauchen in die Psyche der Täter:innen und ihrer Verbrechen und die Folgen dieser Taten für die Opfer, die Gewalt und die Kälte in den Täter:innen-Familien und die Normalität dieser, all das löste ein permanentes Gefühl des Grauens aus, was sich nicht selten in einer körperlichen Übelkeit beim Lesen mancher Texte ausdrückte (und was nicht selten in einer starken Abwehr ausdrückte, die ein wiederum genauso starkes schlechtes Gewissen auslöste).

Und auch in den Interviews begegnete mir dieses Grauen, zwar meist in einer abgeschwächten Form des „Unbehagens“, des „Unheimlichen“, der „Parallelwelt“, was sich in der Begegnung oder in der Analyse der Interviews meist eher als diffuses Gefühl einstellte.

Tatsächlich wurde mir dies nur bewusst in der intensiven Auseinandersetzung mit und mit der Kontrastierung der drei ausgewählten Fälle.

Einer der wenigen Fälle, bei welchen mir dies nicht begegnete, war jener von Frau Wetzel. In dem Interview mit Frau Wetzel fehlt dieses Grauen gänzlich. Weder im konkreten Text als auch in der Übertragung stellte sich kein Gefühl des starken Unbehagens ein. Trotz „schwerer“ Themen herrschte immer ein Gefühl der Leichtigkeit und des beidseitigen

---

<sup>213</sup>Beim Lesen der Texte „entwickelte“ ich zwei Methoden, um voran zu kommen: Entweder ich unterbrach alle paar Sätze und machte kurz etwas anderes oder ich versetzte mich in Sprache und ging quasi für eine kurze Dauer mit, bis ich es nicht mehr aushielt, Freunde kontaktierte und ihnen daraus vorlas. Diese intensive Beschäftigung mit den Originaltexten, so qualvoll sie auch war, ließ mir das Ausmaß der Gewalt, die bis ins privateste Detail ging, allerdings überhaupt bewusst werden und ließ mich jedes Mal wieder erschrecken, wenn ich mir dann noch vor Augen hielt, oder eher versuchte vor Augen zu halten, dass sich dies nicht in einer weit zurück liegenden Vergangenheit in einem weit entfernten Land abspielte.

Vertrauens. In Situationen, in denen sie mit grauenvollen Dingen in Berührung kam, gab es immer eine schützende Person, die das Grauen unterbrach, es abschwächte, auffangen konnte und die es selbst nicht erzeugte. Sie hat ebenfalls Schmerzvolles erlebt, Bedrohliches, aber durch den Schutz hat es keine tiefen Spuren in ihrer Persönlichkeit hinterlassen, die im Interview in der Übertragung zu spüren wären. Sie wurde immer genügend gut geschützt. Die „Tür zum Grauen“ ist bei Frau Wetzel verschlossen.

Herr Fischer kam auf unterschiedliche Weise mit dem Grauen in Berührung. Zum einen in der eigenen Familie: Der Vater ließ die Familie im Stich, die Mutter war übergriffig, vergaß den kleinen Bruder beim Fliegerangriff und er fand sie beim Selbstmordversuch. Er selbst war begeistert vom NS und wollte ein großer Nazi werden und kam hier mit der destruktiven Nazi-Ideologie in Berührung, was für ihn heute eine starke Belastung darstellt. Obwohl sehr sympathisch, hat Herr Fischer in seiner Erscheinung etwas einschüchterndes, in seinem Umgang ist er teilweise sehr bestimmt bis dominant und Respekt einflößend. Man hat Angst, etwas „falsch“ zu machen, was sich dann auch in der Szene im zweiten Interview bestätigt als er davon berichtet, dass er die Telefonnummer schon weggeworfen hatte. Die für ihn unerwartet lange Dauer bis zum nächsten Termin löste vermutlich Unsicherheit aus und dann eine übermäßige Wut, für die er sich schließlich schämte. Er bekam nicht die Bestätigung, die er sich wünschte oder nicht in der Form, wie er sie sich wünschte und konnte dies nur durch das Wegwerfen der Nummer lösen. Die Diskrepanz zwischen seiner Unsicherheit und seinem selbstsicheren bestimmten Auftreten zeigt sich in dieser Szene. Er hat seine Unsicherheit, seiner Verletzbarkeit einer gewissen Härte nach außen geschützt.

Frau Kirchner erlebte ebenfalls das Grauen in der Familie und in Kriegsszenen. Sie wirkt ebenfalls einschüchternd und in ihrem Wunsch nach Anerkennung „gnadenlos“. Solange man ihr darin folgt, wird die Harmonie bestehen bleiben, aber dass diese sehr leicht zu stören wäre, zeigt sich im Verhalten der Interviewerin, die nicht fragt, nichts entgegnet und vor allem damit beschäftigt ist, sie zu bestätigen. Nur in der Anerkennung ihres Leids, was sie selbst nicht als solchen wahrnimmt, kann die Interviewerin etwas entgegenen, ihr eine andere Sicht aufzeigen, die Frau Kirchner aber auch direkt bereit ist, anzunehmen. So kommt es hier zu einer relativen Offenheit im Gespräch. Über die Anerkennung ihres Leids kommt es zu einer Begegnung zwischen ihr und der Interviewerin.

## VIII. Abschließende Betrachtung

„Ich habe mich in dieser Entscheidung nie als frei empfunden, insofern als man wirklich einen Riesenpacken mitbekommt, und man hat die Wahl, ihn aufzumachen und dem Anblick standzuhalten oder ihn als 'Nebel', Lügen und zerstörende Wiederholungsdynamik mitzuschleppen.“ (Zitat einer Klientin, Müller-Hohagen 1994: 184)

Die intensive Analyse der Fälle zeigt, dass als Ursache für die psychischen Belastungen der Generation 1930 – 1945 der NS als sozio-historischer Kontext unbedingt mit einbezogen werden muss.

Werden die Belastungen und möglichen Traumatisierungen ausschließlich als Folge der Kriegserfahrungen interpretiert, kommt es zu Verkürzungen und zur Entkontextualisierung/ Ent-Historisierung, welche auf unterschiedlichen Ebenen Auswirkungen nach sich zieht.

Die besonderen Belastungen dieser Generation können nur verstanden werden, wenn man die äußere Bedrohung durch den Krieg und die problematischen familiären Beziehungserfahrungen in ihrem Zusammenwirken, wenn die Erlebnisse also in ihrem spezifischen sozio-historischen Kontext betrachtet werden. So kann dem Prozess der beschriebenen Spaltung im Kriegskinder-Diskurs sowohl auf der individuellen als auch auf der forschungspraktischen Ebene entgegengewirkt werden.

### VIII.I. Krieg und Familie

In den drei analysierten Fällen zeigen sich mehrfach Hinweise auf mögliche Traumatisierungen durch Kriegserfahrungen, wie sie in der Kriegskinder-Forschung genannt wurden. Die Personen schildern ähnliche Erlebnisse, wie sie in den Kriegskinder-Studien als Trauma-Ursache aufgeführt wurden. Hier scheinen diese allerdings nur bei einer Person merkliche Spätfolgen hinterlassen zu haben.

In diesem Fall zeigt sich aber auch die Verbindung von schlechten Beziehungserfahrungen und Kriegserlebnissen. Die spürbare Dramatik, das „Grauen“ erscheint nicht dort, wo von den Kriegserlebnissen erzählt wird, sondern in den Schilderungen über Verlassenheitsgefühle, dem Erleben von Ohnmacht, dem Fehlen von Schutz und der Bedrohung durch die Mutter. Schutz wird mit dem Vater verbunden. Somit fing der Krieg im Erleben auch erst dann an, als der Vater die Familie verließ.

Nach dem Krieg gefragt, kommen schließlich Erzählungen über diese Beziehungserfahrungen. Auch bei den anderen Interviewten werden vor allem die

Kriegserlebnisse dargestellt, in welchen die Eltern in ihrer Schutzfunktion versagt haben.

Wie wir aus der Traumaforschung bei Kindern wissen, kann dies allerdings in einer ansonsten guten Beziehung aufgefangen werden und führt zu keinen Spätfolgen. Fischer und Riedesser nennen einen übermäßig strengen, rigiden und einengenden Erziehungsstil, bei dem die Vitalität der Persönlichkeit unterdrückt wird, als eine Einflussgröße für psychische Störungen. An sich alleine habe dieser generell keine traumatische Wirkung, kombiniert aber mit körperlichen Strafen wirke dies kumulativ traumatisch (Fischer & Riedesser 2003: 20).

Anhand der Interviews kann gezeigt werden, dass Kinder, die in einer beschützenden, liebevollen Umgebung aufgewachsen sind, den Krieg als weniger bedrohlich wahrnahmen, besser damit umgehen konnten und bis in die Gegenwart hinein weniger Probleme mit den Kriegserinnerungen haben. So kann schließlich veranschaulicht werden, wie der durch den Krieg entstandene Schrecken sich mit dem Verhalten der Eltern und der Beziehungsdynamik verbindet und unter Umständen erst unter dieser Bedingung zu dem Trauma wird, von dem derzeit so viel berichtet wird. Das innere Grauen in den Familien fand seine Entsprechung in der äußeren Bedrohung des Krieges.

Auch wenn wir aus heutiger Sicht andere Gründe für das damalige Handeln der Eltern finden können (Überforderung und Stress in der Kriegssituation), so schlägt sich das damalige Erleben des Kindes doch in der weiteren Entwicklung und Lebensgestaltung nieder. Hinzu kommt die ebenfalls problematische Tatsache, dass die meisten nie mit ihren Eltern über diese belastenden Situationen und ihre Verwicklung ins NS-System sprechen konnten, dass in den Familien das Schweigen einen großen Raum einnahm und die in der Forschung zur transgenerativen Weitergabe in Täter:innenfamilien genannten Folgen für die Nachkommen zu finden sind.

In den Erzählungen fungieren Erinnerungen an Bombennächte oder andere Kriegshandlungen häufig als Deckerinnerungen, als stellvertretende Erinnerungen für das eigentlich Schmerzhaftes: Es lässt sich leichter über den Krieg sprechen, d. h. über ein äußeres Ereignis, als über das Grauen in der Familie. In den Interviews wird durch die Deckerinnerungen hindurch eine stufenweise Annäherung an das „eigentlich“ Schreckliche, die schmerzlichen Beziehungserfahrungen, geleistet. Denn es ist psychisch nur schwer erträglich, das Bild der guten und geliebten Eltern zusammen zu bringen mit

Erinnerungen an Begebenheiten, in denen man sich durch sie bedroht, verletzt oder verraten fühlte. Diese Szenen werden zugunsten des Bildes der guten Eltern, der heilen Kinderwelt und um des harmonischen Verhältnisses Willen vom Bewusstsein ferngehalten, kommen aber im Interview letztendlich hervor. Frau Kirchner errichtete eine Illusion über eine harmonische Kindheit und eine „fantastische“ Mutter und möchte dies im Interview bestätigt bekommen. Im Verlauf des Interviews beginnt sie aber, ein anderes Bild darzustellen, worauf die immer wieder mit Schuldzuschreibungen an sich selbst reagiert, um ihre Mutter wieder zu entlasten und die ursprüngliche Illusion aufrechtzuerhalten.

Herr Fischer lehnt seinen Vater gänzlich und seine Mutter weitgehend ab. Mit beiden hatte er schlechte Beziehungen. In dieser Ablehnungshaltung bleibt er aber mit beiden eng verbunden, was sich in der Beziehung zur Mutter darin zeigt, dass er sie immer wieder zu sich holte und in der Beziehung zum Vater, dass er dessen Fluchtbewegungen wiederholt.

Frau Wetzel hatte genügend gute Beziehungen zu ihren Eltern, obwohl sie sich einen „Helden-Vater“ wünschte und ihrer Mutter gegenüber später ein schlechtes Gewissen hatte, dass sie wegging. Sie wurde so anerkannt, wie sie war und bildete keine unrealistischen Ich-Ideale aus.

### ***VIII.II. Krieg, NS und Geschlecht***

Im Fall von Herrn Fischer eine Verbindung von Kriegserfahrungen und Geschlecht gefunden werden. Entsprechend dem Geschlechterstereotyp und der Sozialisation als zukünftiger Soldat wurde der Krieg hier nicht ohnmächtig erlebt, sondern als Abenteuer, in dem es sich aktiv zu beweisen galt. Somit nahm er seine im NS vorgesehene Rolle als zukünftiger Soldat, der sich zu Opfern bereit ist, an, wie er heute feststellt. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Kriegserfahrungen keine Bedrohung und Belastung darstellten. Sie wurden subjektiv anders wahrgenommen. Wie in den Kriegskinder-Studien gezeigt wurde, spielt die subjektive Wahrnehmung und Einschätzung der Kriegserlebnisse allerdings eine Rolle in der Verarbeitung. Personen, die den Krieg als weniger belastend einschätzten, zeigten auch positivere Ergebnisse in den psychologischen Tests.

Frau Kirchner erlebt den Krieg als Bedrohung, als Chaos, meist schutzlos. Sie berichtet von keinen politischen Inhalten und entspricht darin der von Rosenthal beobachteten biographischen Strategie der Entpolitisierung des Sozialisationsmilieus. Der NS kommt bei ihr nicht vor.

Frau Kirchner im Gegensatz dazu, war politisch schon sehr früh aufgeklärt und wusste weitgehend bescheid. Sie identifizierte sich nicht mit den Inhalten des NS oder war an der Mitgliedschaft im BDM interessiert, bewunderte aber den Nazi-Vater der Freundin. Der NS war bei ihr aber schon aufgrund der Haltung ihrer Eltern von Beginn an so präsent, dass es bei ihr keine Loslösung von Krieg und NS gibt.

Das Erleben des Kriegsendes und der Zusammenbruch des NS-Systems hängt mit der Identifizierung mit dem NS-System und ebenfalls mit dem Geschlecht der Personen zusammen. Herr Fischer, der begeistert war von dem, was ihm die HJ bot, erlebte das Ende als Enttäuschung (narzisstische Kränkung) und Niederlage und identifizierte sich schnell mit den Alliierten. Frau Wetzel erlebte es aufgrund der politischen Einstellung der Eltern als eine große Befreiung und als Bestätigung des Weltbildes, was ihr von zu Hause vermittelt wurde. Frau Kirchner erlebte das Kriegsende vor allem als Veränderungen der privaten Situation, der Rückkehr des Vaters und dem Einzug in das alte Haus.

### **VIII.III. Phänomene aus den Studien zur Weitergabe von Täter:innenschaft**

Verschweigen, Tabu, Parallelität von Wissen und Nicht-Wissen, Verschwinden der Opfer des NS und Loyalität sind einige der Phänomene aus der Literatur zur transgenerativen Weitergabe von Täter:innenschaft, die auch in der vorliegenden Untersuchung zu finden waren.

Vor allem Frau Kirchner ist in der Loyalität zu ihren Eltern gefangen und kann dadurch nur schwer ihrem Leid, was sie in den Beziehungen erlebte, Ausdruck verschaffen, es als solches benennen und Wut zulassen. Diese Erfahrungen scheinen bei ihr noch keiner tieferen Bearbeitung zugänglich gemacht worden sein, müsste sie doch damit ihre Illusion aufgeben und ein realistisches Bild ihrer Eltern bewusst aushalten können. Dieser äußerst schmerzhafteste Prozess scheint ebenfalls verknüpft mit dem Aufgeben ihres Ideals eines großbürgerlichen Lebens. Wie die Autorinnen der Täter:innen-Studien beschreiben, konnten sich diese Personen haben sich von einer „inneren Aushöhlung ihrer Struktur nur dann bewahren“ können, wenn sie auch die Schwächen der Eltern sehen und sich distanzieren konnten. Bohleber erörtert, dass „nur die bewusste seelische Durcharbeitung dieser Identifizierung mit den Eltern (...) ein wirkliche Trennung möglich gemacht.“ hätte. (Bohleber 1998: 261) Dies habe ebenfalls eine traumatische Wirkung.

Ebenfalls eine Verbindung besteht zwischen dem (Un)Wissen der Interviewten und der Dynamik in den Familien. In den Familien wurde weder über die Erlebnisse der Kinder noch über die NS-Thematik gesprochen. In einem Fall führt dies zur Fortsetzung dieser „Vernebelung“, in einem anderen zur Parallelität von Wissen und Nicht-Wissen.

Viele „Kriegskinder“ machten die Erfahrung, dass sie in der Familie aufgrund des Schweigens auch nicht über ihre eigenen leidvollen Erfahrungen sprechen konnten. Das Tabu, über diese Erfahrungen zu sprechen, wäre damit in den Familien anzusiedeln und davon auszugehen, dass die Eltern aus unterschiedlichen Gründen davon nichts hören wollten.

Bei den Kindern kommt es zu einem gespaltenen Elternbild, wobei der „böse“ (Täter:innen)teil unbewusst sei und bewusst an den idealisierten „guten“ Eltern festgehalten werde. Dies wirke sowohl für die Eltern als auch für die Nachkommen entlastend. So entstehe das bruchlose Bild der „guten“ Eltern.

Diese Spaltung erschwert aber die Ablösung von den Eltern und führe zu einer gefühlsmäßigen Ambivalenz, die je nach Grad der Auseinandersetzung der bewussten Wahrnehmung mehr oder weniger zugänglich ist. Durch lebensgeschichtliche Veränderungen wie etwa den Tod der Eltern, das Ende der eigenen Berufstätigkeit und vor allem dem Bedürfnis, im Alter auf das Leben zurück zu schauen und Unaufgearbeitetes zu integrieren, werden solche Spaltungen wieder virulent und erfordern weitere psychische Verarbeitung.

Im Fall von Frau Wetzl kann der Zusammenhang von NS-kritischen Einstellungen der Eltern, einer guten Beziehung aufgrund der Ablehnung der NS-Ideologie und der Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit sowohl auf einer gesamtgesellschaftlichen als auch auf einer persönlichen Ebene aufgezeigt werden, ohne dass diese zur Qual wird, wie bei Herrn Fischer. Bei ihr fand diese Auseinandersetzung schon früher statt und sie musste sich nicht mit der Angst quälen, mentale Spuren des NS bei sich zu entdecken. Sie wurde von ihren Eltern und deren Ablehnung der Idee von „Überlegenheit“ und „Minderwertigkeit“ vor dem Grauen geschützt.

Dass die Ergebnisse der Täter:innen-Kinder-Forschung nicht in die „Kriegskinder“-Forschung integriert wird, kann die Illusion unterstützen, es handle sich nur um das Problem einiger weniger NS-Täter:innen und ihrer Familien und nicht um ein kollektives

Phänomen, das die Mehrheit dieser Generation betrifft (Müller-Hohagen 1994).

#### **VIII.IV. Fehlende Täter:innen – Der Krieg als Naturkatastrophe**

Wenn bei der Betrachtung von von seelischen Wunden immer auch Gewalt, Ungerechtigkeiten und Hilflosigkeit zur Sprache kommen und das Politische damit immer ein besondere Bedeutung hat, da das Leid von außen zugefügt wurde und somit auf einen sozialen Akteur verweise, welcher moralisch, politisch und in vielen Fällen auch juristisch für das Leid zur Verantwortung gezogen werde (Brunner 2014: 7), stellt sich nun die Frage, inwiefern dies im Falle der „Kriegskinder“ der Fall ist.

Die „Kriegskinder“ benennen wie in sonstigen Trauma-Diskursen um man-made disaster keine Verantwortlichen. An der Stelle, wo es sonst zur Benennung der das Leid Verursachenden kommt, gibt es eine Leerstelle, beziehungsweise wird der Krieg als Abstraktum genannt. Es wird daher auch niemand zur Verantwortung gezogen. Der Krieg ist die über alle eingebrochene Katastrophe. Würde dieser Leerstelle nachgegangen, müsste der ganze Diskurs eine neue Form der Komplexität annehmen, da es wie in dieser Untersuchung gezeigt, unterschiedliche Ursachen und Verursacher:innen für das Befinden dieser Personengruppe gibt. In der Kriegskinder-Forschung heißt es zwar, die traumatisierten und überlasteten Eltern konnten den Kindern nicht genügend Fürsorge bieten und benutzen, funktionalisierten sie „als Container für Leid und Kummer“ (Ermann a.a.O.: 327), aber auch hier kommen die Eltern nicht als wirkliche Verursacher:innen des Leids in Frage, da sie selbst nur aus Not gehandelt hätten. Die Sicht des Krieges als Naturereignis dient dazu, sich einer Auseinandersetzung über die Ursachen dieses Krieges zu entziehen.

„there is no collective or personal responsibility for war; it just breaks out, is not prepared for and not declared“. (Tröger 1987: 298; zitiert nach Rosenthal: 44)

Was bedeutet es für den Verarbeitungs- und Trauerprozess der Erlebnisse, wenn keine Ursache benannt wird, beziehungsweise wenn ein man made disaster wie eine Naturkatastrophe erscheint, für die es tatsächlich keine Verursachenden gibt oder wenn man diese auch nicht wirklich zur Verantwortung ziehen kann, da ihre Handlungen auf ihr eigenes Leid zurück geführt werden.

Für den Trauma-Verlauf ist es, wie Fischer und Riedesser verdeutlichen, bedeutend, ob sich bemüht wird, Verantwortung zu übernehmen und die Würde der verletzten Person(en) anzuerkennen und Gerechtigkeit herzustellen. Damit ist der Prozess eben auch ein

sozialer und betrifft Angehörige, Bekannte, Täter:innen/ Verursacher:innen und die jeweilige Makrogruppe (Fischer & Riedesser 2003: 64). Wenn die Opfer nicht genügend Anerkennung und Unterstützung bekommen, kann es zur Stagnation im Verarbeitungszyklus kommen. Das erschütterte Selbst- und Weltverständnis kann sich dann nicht regenerieren und das Trauma bleibt unfassbar.

„Die Betroffenen fühlen sich fremd in einer sozialen Welt, die das Unrecht, das ihnen widerfuhr als solches nicht anerkennt.“ (Fischer & Riedesser 2003: 99)

Nach Brunner sind Traumatisierte „doppelte Opfer“, da sie zum einen von einem Akteur geschädigt wurden und zum zweiten die Gesellschaft, in der sie leben, sie nicht davor schützen konnte (Brunner 2014: 22). Eine Situation, in der eine Person hilflos einem Gewaltakt ausgeliefert ist, stelle somit einen Bruch mit der Sittlichkeit dar, nach deren Regeln Gerechtigkeits- und Selbstverwirklichungserwartungen formuliert werden.

„Deshalb sind wissenschaftliche Diskurse über Traumatisierungen *immer auch* Diskurse über die Grenzen des Ichs, die Formierung von Identitäten durch Gewalt, über den gesellschaftlichen Rahmen und die politische Kultur, die bestimmte soziale Gruppen und Individuen gewalttätigen Handlungen anderer aussetzen.“ (Brunner 2014: 23)

Es muss also auch im Falle der im Nationalsozialismus und Krieg Aufgewachsenen nach den Akteur:innen, der:/die: schädigend auf die damaligen Kinder einwirkte gefragt werden als auch nach der Gesellschaft, die sie nicht schützte. Davon ausgehend müsse dann auch als Konsequenz die gesamte Gesellschaft in den Blick genommen werden.

„Wenn nicht nur die individuelle, sondern auch die gesamtgesellschaftliche Realität krank ist, kann die Genesung nur im Kollektiv stattfinden. Aus individuellem Leid muss kollektives Leid werden, um eine gesamtgesellschaftliche Gesundung möglich zu machen.“ (Becker 2006: 30)

## **VIII.V. Der Nebel des Unkonkreten und die altbekannten Folgen**

Das „Dilemma der Kinder von Tätern“ und Täter:innen war in den Familien und in der Nachkriegs-Gesellschaft unaussprechlich gewesen, funktionierten diese mit ihren Biographien als Mahnungen an die Verbrechen der Vergangenheit. Die Kinder der Täter:innen durften und konnten nicht sprechen (Bar-On 2001: 301). Die interviewten Personen wuchsen meist in Familien auf, in denen nicht gesprochen wurde und sie selbst führen dies fort, indem sie auch später nicht versuchten, die Geschichte ihrer Familie aufzuklären und sich damit nicht auseinander setzten. Sie bekamen, um es mit den Worten Müller-Hohagens zu sagen, etwas mit und führten es weiter fort.

Die Eltern der „Kriegskinder“ waren nicht alle aktive Täter:innen, beziehungsweise liegt kein Wissen über ihre Involviertheit vor, inwiefern sie Mitläufer:innen waren, ist ebenfalls schwer zu urteilen. Trotzdem hat diese Untersuchung bestätigt, dass die Phänomene der Forschung zur transgenerativen Weitergabe von Täter:innenschaft eben auch in diesen Biographien zu finden sind. Genaus das gleiche gilt für die NS-Erziehung. Auch hierfür gibt es Hinweise und Anhaltspunkte, aber in den hier dargestellten Fällen ist dies nicht so konkret rekonstruierbar wie bei andere Interviewten.

Fassen wir noch einmal kurz zusammen, wie die Forscher:innen der verschiedenen Studien dies bewerten: Müller-Hohagens (1994) konstatierte, dass es sich nicht nur um das Problem einiger weniger NS-Täter:innen und ihrer Familien handelte, sondern um ein kollektives Phänomen, welches die Mehrheit dieser Generation betrifft. Die Nachkommen tragen häufig mehr oder weniger bewusst den Verdacht einer möglichen Täter:innenschaft ihrer Eltern mit sich herum, auch wenn diese keine Täter:innen gewesen sind (Müller-Hohagen 2005: 112). Kinder, die nicht direkt mit den NS-Verbrechen konfrontiert wurden, seien nur durch eine „hauchdünne Membran“ davon getrennt gewesen (Schulz-Hageleit 2009: 2). Simenauer führt aus, dass die „Duldung und Exkulpierung von Untaten des Naziregimes, ihrer Täter:innen und Sympathisant:innen, (...) motiviert“ sind „durch eigene Sympathien und Teilidentifikationen mit der Naziideologie (...)“ (Simenauer 1993: 494). Auch Eltern, die sich tatsächlich nichts zu Schulden hatten kommen lassen, empfanden Schuldgefühle. In der Wahrnehmung der Nachkommen wirkte auch dies „Täterhaft“, da diese die Schuldgefühle nicht anders deuten konnten (Müller-Hohagen 2005: 148f). Die Gruppe der Kinder der Täter:innen/Mitläufer:innen bilden keine homogene Gruppe und haben dennoch gewissen gemeinsame Erfahrungen, so Straub (2001: 237). Vogt und Vogt fanden Schuld- und Schamgefühle in Bezug auf die Verbrechen des NS auch bei Patient:innen, deren Eltern oder Großeltern keine Nazis waren. Sie gingen davon aus, dass der Grund darin in einer Identifikation mit der nationalen Vergangenheit sehen, dass „sich die Schuld- und Schamkonflikte, die auf der Mikroebene klinisch besonders klar und markant bei Nazi-Kindern studiert werden können, auf der gesellschaftlichen Makroebene als Ausdruck des unbewussten Anteils nationaler Identität (Identifizierung) wieder finden, wodurch die Deutschen aspektweise zu 'Nazi-Kindern' wurden.“ (Vogt/Vogt, 498) Bohleber weist jedoch darauf hin, dass der Unterschied von familiärer Dynamik in Familien von hochrangigen Täter:innen und jenen der weniger direkt oder auch nur indirekt an der

Verantwortung für die Verbrechen beteiligten nur graduell sei und dabei nicht zwei grundsätzlich verschiedene Sachlagen vorlägen (Bohleber 1990: 80).

Im Gegensatz zu Nachkommen von bekannten Nazi-Täter:innen, über welche ein großes Faktenwissen vorhanden ist und sich diese damit in irgendeiner Form auseinandersetzen müssen, und sei es auch durch Leugnung, haben es Kinder von Familien, bei denen vor allem Unklarheit herrscht es eben mit dieser in Form von Unwissen oder mehr oder weniger bewussten Phantasien über eine mögliche Täter:innenschaft zu tun (Rosenthal 1997: 354)

Genau dies scheint im Falle der „Kriegskinder“ das Problem zu sein. Nichts, was in anderen Forschungsfeldern und Diskursen, wie Täter:innen-Kinder, Hitlerjugend-Generation, Napola-Schüler:innen im Zentrum steht, drängt sich bei ihnen als Identifikationsmöglichkeit auf. Somit ist hier die Entkontextualisierung, die Enthistorisierung ein Phänomen, welches leicht fortgeführt (sieht man es als Kontinuität von oben beschriebenen Phänomenen, die die Aufarbeitung der deutschen Geschichte begleiteten) beziehungsweise reproduziert werden kann. Es gibt nur wenige Anhaltspunkte, die direkt ins Auge fallen. Die „Kriegskinder“ waren dies alles nicht oder nur bei einigen Fällen und selbst dann gibt es nur wenig Wissen darüber. Damit können sie sich tatsächlich der persönlichen NS-(Familien)-Geschichte entledigen. Sie zahlen dafür aber den Preis der Blindheit für ihre eigenen anders gelagerten Verletzungen und Probleme. Sie sind durch den Nebel mittlerweile so stark von der historischen Realität so weit entfernt, dass nur noch der Krieg eine klare Orientierungs- und Identifikationsmöglichkeit darstellt.

Wenn die NS-Thematik in den „Kriegskinder“-Studien kein Thema wurde, liegt dies einerseits daran, dass die Interviewten dies selbst nicht thematisierten. Das dies nur selten oder oberflächlich von den Forscher:innen thematisiert wurde, kann einerseits dahingehend interpretiert werden, dass diese ebenfalls sich nicht genügend mit dieser Thematik aufgrund der gleichen Ursache wie ihre Interviewten auseinandergesetzt haben, beziehungsweise, dass sie in den Untersuchungen die gleich Dynamik erlebten wie im Interview von Frau Kirchner und sich die Phänomene, die in den Täter:innen-Familien zu finden waren, sich ebenfalls in der Forschungssituation reproduziert. Hinzu kommt, dass viele der Forscher:innen selbst der Generation 1930 – 1945 angehören und somit ebenfalls mit den möglichen eigenen mentalen NS-Spuren in Berührung kommen würden.

Brockhaus, Grünberg und andere haben auf die Problematik der eigenen Betroffenheit hingewiesen und wie diese für bestimmte Phänomene blind macht und dies durch den Anschein der wissenschaftlichen Objektivität nur schwer zu hinterfragen ist.<sup>214</sup>

„Die wissenschaftlichen Arbeiten funktionieren häufig (...) als Beweissicherungsverfahren einer Anklage oder einer Verteidigung.“ (Brockhaus 2007: 53)

Des Weiteren entsteht das Problem der „Entdifferenzierung“ dort, wo nur noch die jeweiligen Symptome betrachtet werden, deren Ursprung aber nicht berücksichtigt werden. Wie man in den einzelnen Forschungssträngen sehen konnte, wurden gleiche Symptome immer wieder unterschiedlich interpretiert, je nach Blickwinkel. Depressionen waren einmal Folge von Kriegserfahrungen, dann von NS-Erziehung oder aber vom Aufwachsen mit Täter:innen-Eltern. Die Differenz liegt aber in den Inhalten, in der Art der Identifizierung und der Abwehr (Reuleaux, 2006: 253ff). In der Kriegskinder-Forschung gibt es eine Fragmentierung bis ins kleinste Detail. Alle einzelnen Gruppen werden auf unterschiedlichste Weise untersucht und es ist schwer, einen Überblick zu bekommen und überhaupt noch Aussagen treffen zu können. Dies erscheint auch eine Form, sich mit den wesentlichen Fragen nicht beschäftigen zu müssen und sich aber zu einer Erinnerungsgemeinschaft, die sich im unausgesprochenen Einverständnis, auf eine (Teil-)Wahrheit geeinigt hat.

„Einer allein kann nicht lernen, sich zu erinnern, aber wenn einer es im Rahmen einer menschlichen Gruppe gelernt hat, sich zu erinnern, dann besitzt er eine Kompetenz, die auf andere nicht mehr angewiesen ist. Ich und andere sind im Erinnern deshalb von Bedeutung, weil nur die anderen die moralische Richtigkeit meiner Handlungen und Widerfahrnisse beurteilen oder akzeptieren können und weil nur die anderen im Zweifelsfall die theoretische Wahrheit meiner Erinnerungen beglaubigen können. Die anderen werden im Erinnerungsbezug als Richter und Zeugen deshalb bedeutsam, weil dessen holistische Struktur 1. immer auch moralische Bewertungen des Erfahrenen und Erlebten beinhalten und weil 2. die Erinnerung ihrem holistischen Charakter zum Trotz in jedem ihrer einzelnen Bestandteile brüchig werden kann, d.h. den Kontingenzen des Vergessens und Täuschens ausgesetzt ist (...). Die anderen als Zeugen

---

<sup>214</sup>Im eigenen Forschungsprozess fand ich diese Problematik ebenfalls, indem einerseits in einigen Interviews eine ansonsten ungewohnte Blindheit zum Tragen kam, beziehungsweise ich auf die Tabuisierung bestimmter Themen einstieg, obwohl ich mir dieses Phänomens bewusst war. Zum anderen befand ich mich während der ganzen Arbeit in einem Zustand des permanenten imaginierten Zweifels und Angriffs von Personen, die all diese schon so oft gesicherten Fakten, die ich hier in aller Ausführlichkeit und genau aus diesem Grund immer wieder darstelle, in Zweifel ziehen würden und gegen die ich mich mit allen Möglichkeiten absichern müsse. Dies führte dazu, dass ich immer wieder selbst anfing und anfangs, an diesen offensichtlichen Zusammenhängen zu zweifeln und Unmengen von Literatur zur Hand nahm, mit Hilfe derer ich mich immer wieder versichern musste, dass ich nicht komplett falsch liege. Ein „Durchbruch“ kam dann, als ich mehreren Personen unterschiedlicher Generationen die Kapitel zur NS-Erziehung und Weitergabe von Täter:innenschaft gab und dann mit der Frage konfrontiert wurde: „Und nun?“ Das Annehmen dieser Realität muss unweigerlich zu der Frage nach den Konsequenzen gehen, die einerseits leicht zu beantworten aber schwer in der Umsetzung ist. Da lebt es sich doch womöglich leichter, wenn man gar nicht erst richtig hinschaut, könnte man zynisch anmerken.

und Richter, als die Beglaubiger der Richtigkeit individueller Handlungen und der Wahrheit narrativer Interpretationen werden damit zum Garanten des angemessenen Selbstverständnisses einer Person, eines Selbstverständnisses, das heute gern als „Identität“ bezeichnet wird. Nur im Verein mit anderen kann ein Individuum festhalten, wer es gewesen ist und wer es damit ist.“ (Brumlik 1995: 128)

Was aber, wenn die Richter:innen und Zeug:innen die Brüche in der Erinnerung, die Kontingenzen des Vergessen und Täuschens ebenso teilen. Damit werden sie zu einem Garanten des Selbstverständnisses des Individuums, was es eben nur teilweise ist.

So wird sich also aus diesen (unbewussten) Motivationen auf den Begriff „Kriegskind“ geeinigt, der Schwerpunkt und Blick nur auf einen Erfahrungshintergrund gelegt, eine Trauma-Forschung ohne Verantwortliche betrieben und die Frage nach der Verantwortung der heutigen Erwachsenen nicht gestellt.<sup>215</sup> Durch die Identifikation als Opfer und der Benennung eines Tabus, über das Leid nicht sprechen zu können, wird an die Trauma-Diskurse angeknüpft, in welchen die Anerkennung der Traumatisierung immer eine politische Konsequenz nach sich zog und die Verweigerung der Anerkennung von den Täter:innen/Verantwortlichen ausging.

„Ein professioneller Trauma-Diskurs erfüllt eine politische Funktion, wenn er in der Öffentlichkeit weite verbreitete Opfer/Täter und Freund/Feind-Dichotomien aufnimmt, untermauert oder untergräbt und damit bewusst ein politisches Programm stützt oder in Frage stellt. Trauma-Diskurse entfalten des Weiteren politische Wirkung, wenn sie Rechts- und Unrechtsauffassungen medizinisch absichern oder negieren, indem sie Freiräume des Widerstands gegen herrschende Diskursformen der Zivilgesellschaft und Machtstrukturen des Staates legitimieren oder ihnen Sinn und Logik absprechen.“ (Brunner 2014: 14)

Der Kriegskinder-Diskurs nimmt die weit verbreitete Opfer/Täter-Dichotomie auf und stützt damit eben gerade nicht bewusst ein bestimmtes Programm, nämlich jenes der langen Tradition von Opfer-Identifikation und Schuld-Abwehr. Sie sichern medizinisch ab, ohne nach Recht oder Unrecht zu fragen und sie geben an, Freiräume des Widerstands gegen herrschende Diskursformen zu schaffen. Dadurch, dass sie die Gefahr der Fortführung von Deutschem Opfer-Diskurs und Et-Kontextualisierung des Krieges geleugnet, abgewehrt oder zumindest nicht in Betracht gezogen wird, schließt der Diskurs genau hier an. Damit wird das Konzept „Kriegs-Trauma“, um mit Becker zu sprechen, nicht als Selbstrechtfertigung, aber als Selbstlegitimierung benutzt und hat damit aber letztendlich einen negativen Effekt auf die Personen (vgl. Becker 2006).

---

<sup>215</sup>Wie Rosenthal aufzeigte, verständigten sich die ehemaligen HJ-Mitglieder auf einen Mythos des Nicht-Wissens und der Unbeteiligung, obwohl sie die Brüche und Lücken in ihren Berichten bemerkten. Bedrohte nun jemand diesen Mythos, wurde dessen Glaubwürdigkeit in Frage gestellt (vgl. Rosenthal 2008)

Auf einer internationalen Tagung führender NS-Forscher:innen 2006 in Jena äußerte Norbert Frei den Gedanken, dass es: „an der Zeit sei, nicht mehr nur die Geschichte des Nationalsozialismus weiter zu erforschen, sondern auch den Gang ihrer Erforschung selbst.“ Es gehe dabei um eine Historisierung „bei lebendigem Leibe“, denn einige der beteiligten Forscher träten in einer Doppelrolle als Wissenschaftler:innen und Zeitzeug:innen auf. Die „Historisierung der Historiographie“ zur NS-Zeit stehe erst am Anfang (Zeit online 2006).

### ***VIII.VI. „Kriegskind“ als „Pseudo“- Anerkennung und Orientierungsmöglichkeit***

Wenn nun aber nicht genau benannt wird, worin das Trauma genau besteht, kann es auch keine adäquate Anerkennung und Unterstützung geben. Die Anerkennung als „Kriegskind“ wäre damit unter Umständen nur eine Teil-Anerkennung, oder sogar eine „Pseudo“-Anerkennung, beziehungsweise entsprechend der Deckerinnerung eine „Deck“-Anerkennung. Wo alles unklar ist, die Geschichte der Eltern im Nebel liegt, keine Verantwortlichen für das Leid zu benennen sind, die eigene damalige kindliche „Involviertheit“ quasi „nicht der Rede“ wert ist, scheint der Krieg eine Orientierungsmöglichkeit zu bieten und die Identität als Kriegskind eine gewissen Stabilität darzustellen. Möglicherweise enthält die Identifikation als Kriegskind ebenso das Bedürfnis, die Kindheit leben zu können, die diese Personen nicht hatten oder welche sie eben im Aufgehen im Volkskörper als so befreiend erlebten.

So ist sie einerseits als Abwehr zu sehen, die eigene Geschichte und die der Eltern zu hinterfragen und die Folgen zu reflektieren, die Verletzungen durch die Eltern nicht wahr zu nehmen oder aber auch als hilfloser Versuch, sich mit irgendwas, was eindeutig ist zu identifizieren. Das Dilemma und der Vorteil der „Kriegskinder“ ist die Uneindeutigkeit: Sie führen möglicherweise fort, ohne etwas zu wissen, sie können fortführen, auch wenn sie etwas wissen, denn sie stehen unter keinem „Generalverdacht“, können auch nicht unter einen solchen gestellt werden, aber möglicherweise führen sich gar nichts fort, weil nichts gewesen ist. Und wenn sie selbst denken, dass sie etwas fortführen, werden sie mit großer Wahrscheinlichkeit nicht die Wahrheit erfahren können.

Die damaligen Kinder wurden zu einer gewissen Form der Unmündigkeit erzogen. Sie sollten gehorsam sein, keine Fragen stellen, dem Berührungstabu folgen, nicht kritisch denken, Zusammenhänge nicht verstehen, nicht autonom werden und damit auch

Verantwortung für ihr Handeln übernehmen. Im Begriff „Kriegskind“ wird dies fortgeführt, in dem diese Personen wieder als Kinder angesprochen werden und ihre Erlebnisse auf den Krieg reduziert werden. Noch dazu sind sie hierin ohnmächtige Opfer, welche man nicht belasten darf. Somit wird hier nicht die Schuld, aber die Übernahme von Verantwortung und von einer Auseinandersetzung mit der familiären Geschichte mit Leid geschützt.

### **Reflexion des Forschungsprozesses**

Im folgenden habe ich eine Zusammenfassung meiner sehr persönlichen Forschungstagebuchaufzeichnungen verfasst, um zu verdeutlichen, wie die hier beschriebenen Phänomene sich genau in diesem abzeichneten.

Kursiv in Klammern im ersten Teil angefügt steht die „Stimme des Zweifels“, die sich durch die tatsächlichen kritischen Stimmen an meinen Vorhaben heraus gebildet hat.

Der Zweifel war beim Verfassen dieser Arbeit mein größter Kontrahent (*haben alle*). Größer als die beschriebene Abwehr, sich auf die NS-Themen einzulassen (*Ausrede*). Der Zweifel hat dazu geführt, dass ich eine große Zahl an Beweisen sammelte und immer noch sammle, die die Richtigkeit meiner Annahmen und Ergebnisse stützen (*sich nicht kurz fassen können*). Der Zweifel ging so weit, die Arbeit immer und immer wieder abrechnen zu wollen (*haben alle*). Je mehr Zeit ich in der „Kriegskinder“-Szene verbrachte, mich auf Tagungen und Konferenzen rumtrieb, desto stärker wurde das Gefühl, „verrückt“ zu sein (*Abwehr!*). Mitten in Vorträgen musste ich mein Handy zur Hand nehmen, um Kontakt zu Freund:innen aufzunehmen, um die „Verrücktheit“ zumindest ein Stück weit zurecht zu (ver-)rücken (*man sucht sich immer Freunde, die ähnliches denken, also auch verrückt*). Die Sätze und die Worte, die Gewalt, die sich in der Verleugnung von NS-Zusammenhängen und der Untermauerung durch Wissenschaft, dem Drängen auf (ganz bestimmte) Affekte, ergab, war fast nicht auszuhalten. Immer wieder das Gefühl, dass etwas komplett schief liegt, das große Unbehagen, das aber einfach so schwer zu greifen ist und man genau hinschauen muss (*wenn man genau hinschaut, findet man IMMER irgendwas*).<sup>216</sup>In den Pausen bei solchen Tagungen musste ich (wenn mal jemand mit mir sprach) teilweise Gespräche führen, die nur schwer auszuhalten waren und wo mir dann doch mitunter nicht mehr zu schwer zu greifendes präsentiert wurde (*solche Leute gibt es auf jeder Tagung*).

---

<sup>216</sup>„Unsere Mütter. Unsere Väter“ ist ebenso ein Beispiel. Hier sind sie offensichtlicher, aber trotzdem nicht so offensichtlich, dass es direkt ins Auge fällt.

Die Begeisterung des Publikums, teilweise eben, weil sie es nicht besser wissen/wussten und/oder aus oben beschriebenen Dynamiken und die gegenseitige Bestätigung ließ mich verzweifeln (*ist eben schwer einzusehen, dass man daneben liegt*). Ich traute mich oft nicht, den Raum zu verlassen, da ich ja schon mal „aufgefallen“ war in der Szene und nicht als „in pubertärer Ablehnungshaltung und Krawallstimmung verharrete“ betrachtet werden wollte (*ist aber vielleicht so*). Ich konnte irgendwann auf die Uhr schauen, an welcher Stelle des Vortrags einer der prominentesten Vertreter der „Kriegskinder“-Forschung eine Träne aus seinem Auge presste<sup>217</sup>: Und zwar immer dann, wenn er über seine eigenen Fluchterfahrungen berichtete und dann erzählte, dass er Abends einen Film über child survivor gesehen hatte, „dann musste ich weinen.“, Pause, weiter mit dem Thema seines Vortrags. Das Publikum ist ergriffen und ich habe keine Möglichkeit, zu handeln, muss es schlucken und später meinen Freund:innen dafür danken, sich meine wuterfüllten Ausführungen auszuhalten (*Empathie-Problem!*).

Oder aber ich verfall in oben beschriebene Selbstzweifel über alle meine bisherigen Ergebnisse, Erkenntnisse, Haltungen und Überzeugungen durch die langjährige Auseinandersetzung mit diesem Themenkomplex und schließlich in einem Gefühl der Ohnmacht und Orientierungslosigkeit (*vielleicht ist das auch richtig so*).

Mittlerweile haben sich die Vorträge etwas geändert. Mittlerweile werden auch NS-Kontexte erwähnt, die Opfer finden einen Raum (*war vorher auch schon so, aber wenn man etwas nicht sehen will, dann sieht man es nicht*). Aber in der Art und Weise, wie dies geschieht, scheint es eher als Schutzwall gegen kritische Stimmen und nicht aus einer tiefen Auseinandersetzung heraus. Wie „drangeklebt“ wirken diese Themen (*man kann auch alles unter dieser Brille sehen*). Äußerungen wie: „Jetzt sind wir mal dran, immer geht es um die Juden!“ fallen selten, aber sie fallen. Wenn über die Opfer gesprochen wird, dann meist auf eine seltsame Art, die zeigt, welche Schwierigkeit besteht, über das eigene Leid, die Verbrechen und die Opfer zu sprechen (*alles zu seiner Zeit, damit wurde sich vor Jahren schon beschäftigt*). Diese Schwierigkeit wird aber nicht benannt, woraus eine völlig andere Diskussion entstehen könnte. Man könnte vermuten, die Schwierigkeit wird nicht benannt, weil dahinter die Angst vor dem Vorwurf liegt, man wolle nicht über die Verbrechen und die Opfer sprechen und würde dem ausweichen. Sich dieser

---

<sup>217</sup>Ursprünglich wollte ich eine Diskursanalyse seiner Texte vornehmen. Ich musste nach einigen Seiten Analyse abbrechen, da meine Kommentare in ihren Worten sehr einseitig und gesellschaftlich nicht zuträglich wurden. Es „stimmte“ kein einziger Satz. Die Begriffe, die Verschiebungen, die Entkontextualisierungen waren unerträglich.

Schwierigkeit bewusst werden und diese benennen bedeutet aber nicht, das Leid der Opfer zu verschweigen, sondern sich auf die Suche zu machen, nach einer Möglichkeit, das eine und das andere zur Sprache zu bringen und wann dies wie sinnvoll ist und wann nicht und warum nicht. Es gibt dazu ebenfalls zahlreiche Veröffentlichungen, die man zur Basis nehmen könnte. Dieses Nachdenken würde aber möglicherweise die Frage nach möglichen Einschränkungen in der Darstellung des eigenen Leids nach sich ziehen, Unsicherheiten wach rufen, Fragen aufwerfen, die nicht einfach zu beantworten sind. Das ist anstrengend. Es ist anstrengend, wenn im fortgeschrittenen Alter etwas drängt. Ist es das Leid und/ oder ist es der narzisstische Wunsch nach Anerkennung und Wichtigkeit?

In den Interviews erlebte ich beide Extreme und meistens irgend etwas dazwischen. In der Zweier-Situation war das bis auf eine Ausnahme auszuhalten, hier gab es bis auf ebenfalls nur eine Ausnahme ein ständiges Schwanken von Empathie und Abwehr, (was sich in der Interpretationsgruppe in der Aufteilung der Gruppe äußerte), in der Situation einer Tagung nur sehr schwer. In der Vorbringen des Leids schwang oft ein narzisstisches Bedürfnis mit, in der Thematisierung der mentalen Spuren (was so gut wie nie gelang) vor allem Leid als Schutz und Abwehr, sich etwas genauer an zu schauen, um ihm die Wirkmacht ein Stück weit nehmen zu können. In den Interviews reproduzierte sich damit eine Empathielosigkeit, die die damaligen Kinder von ihren Eltern erfahren hatten.

Besser auszuhalten war dies alles, wenn ich selbst einen Workshop zur Thematik anbot, mich und meine Haltung selbst einbringen konnte, ohne Anzuklagen, es einen vorgesehenen Raum dafür gab. Ich konnte es als Angebot darstellen für Offene und Interessierte. Die Menschen dort waren interessiert, es wurden von mal zu mal mehr und sie nahmen meine Ausführungen teilweise sogar dankbar an, konnten sich damit identifizieren, fanden Anknüpfungspunkte für etwas, wofür sie vorher keine Sprache hatten und konnten es mit den Kriegserfahrungen in Verbindung setzen. Bei einer letzten Tagung wurden die Teilnehmenden im Plenum aufgeteilt und ich hatte die größte Gruppe und damit sichtlich mehr wie eben Zitierter. Für das nächste Jahr wurde ich fest eingeplant. Dann aber die kurzfristige Absage meines Work-Shops wegen einer zu kleinen Teilnehmenden-Zahl der Tagung. Die anderen Work-Shops hatten die üblichen Titel. Ist das alles nur Zufall? Alles Produkt meiner Einbildung?

Mittlerweile ist eine weitere Studie erschienen, die dieses Thema ebenfalls ähnlich bearbeitet wie in der vorliegenden Untersuchung und die aus den Reihen der

Kriegskinder-Szene kommt (Müller 2014). Es scheint, hier auch durch jüngere Forscher:innen eine Veränderung des Fokus zu kommen. Aus Zeitgründen würde diese Arbeit hier nicht mehr eingehend untersucht, aber bei einer Durchsicht kommt Müller zu den gleichen Ergebnissen. Wie die meisten anderen, die auch NS-Kontexte in den Interviews ihrer Arbeiten gefunden haben, scheint sie auch nicht im Resümee zur einer harmonisierende Sichtweise kommt und damit ihre Ergebnisse „entwaffnet“.

Wie ich an andere Stelle schon erwähnte, kann man mit einer optimistischen Haltung die „Kriegskinder“-Thematik als Möglichkeit sehen, den Menschen einen Anhalts- und Orientierungspunkt zu geben, einen Zugang zu ihrer Innerlichkeit, von dem aus sie weiter gehen können in ihrer Auseinandersetzung. Aus einer pessimistischen Sichtweise eben als Abwehr, sich weitergehend auseinanderzusetzen, ein Fortsetzen von Opfer-Diskurs „light“ und daraus ergebenden Folgen und Ursachen und ein darin Verharren, um einen „Pseudo“- Frieden zu finden. Darin funktionieren solche kritischeren, beziehungsweise umfassenderen Untersuchungen als Gewissens-Beruhigung, als getane Pflicht, nicht von den Forscher:innen als solche intendiert, sondern als solche weiterhin benutzt. Sie verschwinden dann abgekapselt in den Bibliotheken, wie viele solcher Untersuchungen, auf die ich immer noch stoße, verwundert darüber, dass ich sie nicht schon früher gefunden habe und mit dem Gefühl, nicht richtig recherchiert zu haben. Die Ergebnisse sind jenen meiner Untersuchung sehr ähnlich und ich schäme mich fast, sie nun erste entdeckt und nicht genügend gewürdigt zu haben.

Da ist es wieder, das Schamgefühl über das Nicht-Wissen, was in vielen Studien zur transgenerativen Weitergabe von Täter:innenschaft beschrieben wird. Die Kinder schämen sich, wenn sie merken, wie gering und undifferenziert ihr Wissen über die eigenen familiären Verstrickungen ist, über den NS-Kontext und über die Shoah, geben sich die Schuld nicht gefragt zu haben und müssen erst verstehen, dass es ihnen die Eltern auch möglichst schwer gemacht haben, an dieses Wissen zu kommen und dass es sogar mit aktivem Einsatz nur fragmentarisch zu erfahren und immer nur Stück für Stück ist. So, wie die Eltern nie ganz „ausgepackt“ haben und damit das Ausmaß dessen repräsentiert ist, ist auch die Forschung über diese Themen nicht genügend repräsentiert, taucht aber immer wieder an unterschiedlichen Stellen auf. Trotzdem können ganze Spiegel-Artikel darüber erscheinen ohne auf einen einzigen Titel dieser Forschung zu verweisen und das Phänomen damit in einen größeren Kontext stellen (<http://www.spiegel.de/spiegel/print/index-2014-16.html>).

Immer und immer wieder entstehen neue Studien, die zu ziemlich den gleichen Ergebnisse kommen, weil es einfach nicht haften bleiben will in den verschiedenen Formen des Gedächtnisses, nicht verankert ist, keine Repräsentation findet im alltäglichen. Vielleicht braucht es noch es einfach noch Zeit.

Als Erziehungswissenschaftlerin interessiere ich mich natürlich besonders für die psychologischen Aspekte und die Folgen von Erziehung, die Menschen dazu befähigten, diese Verbrechen zu begehen, zu unterstützen, sich daran zu bereichern, zu tolerieren, zu verleugnen, zu rechtfertigen, zu relativieren.

Als Nachkommen von einer dieser „Undeffinierten“ Nazis, über die man nichts weiß, weil es nicht viel zu wissen gibt, aber doch hier und da kleine „Spitzen eines Eisbergs?“ Oder nur „Rudimente“ einer durch und durch gnadenlos grausamen Ideologie?, von denen man nicht weiß, ob sie wirken und wenn, wie sie wirken. Entwickelt sich durch das In-Kontakt-Kommen mit diesen Spitzen, Rudimenten oder mentalen Spuren die ganze Wirkung der damaligen Ideologie, nur Teile davon und in welcher Qualität? Dies kann letztendlich, wie in dieser Untersuchung nur im individuellen Fall gelöst werden, aber die Ergebnisse der Untersuchungen können Orientierungspunkte geben, in dieser langwierigen und schwierigen Auseinandersetzung.

Die Detailliertheit der theoretischen Ausführungen dieser Arbeit sind kein „Schutzwall“ gegen Zweifler:innen und Kritiker:innen. Sie sind ein engmaschiges Netz aus Beweisen, aus Hinweisen, ein verzweifelter Versuch, die jahrzehntelang erprobten, mit Erfolg besiegelten und in der gegenseitigen Bestätigung in größeren Zusammenhängen versichert und verfestigten Figuren der Abwehr, Verdrängung und Relativierung nicht unbedingt von dem, was geschehen ist, was immer noch geschieht und fortgeführt wird, sondern auch oder vor allem vor der Realisierung der Konsequenzen, die daraus zu ziehen sind und wie diese umzusetzen wären, auf (Erinnerungs)-politischer, familiärer und individueller Ebene.

Was bedeuten diese Ergebnisse für mein persönliches Leben, meine berufliche Profession, für mein gesellschaftliches, meine politische Haltung und Handlung?

Dies sind Fragen, die man sich stellen ....kann? Sollte? muss?. In den Gesprächen mit anderen über mein Dissertationsthema wussten alle etwas aus der eigenen Familie oder anderer Erfahrung zu berichten und ich fand mich häufig in Situationen, in denen ich nach

Entspannung suchte und wieder bei diesem Thema landete. Das Mitteilungsbedürfnis war groß. Nicht selten hörte ich allerdings wieder Sätze wie: „Ja, der war schon schlimm, der Krieg.“ am Ende von langen Gesprächen über mein Thema, aber ich bin geduldig geworden, weil ich weiß, wie schwer und langwierig eine Auseinandersetzung ist und es fast unmöglich, alles zusammen zu denken und wie es zusammen hängt.

Aber sich mit „Auschwitz“ zu beschäftigen, darauf hat, vor allem von den jüngeren keiner so richtig Lust. Dies betrifft Fragen nach der Vermittlung und nach Bildung. Ist der persönliche Bezug geschaffen, ist auch die Neugierde groß, die Bereitschaft, das Interesse und Bedürfnis, sich damit auseinanderzusetzen.

Ich verfluchte oft, das Thema gewählt zu haben. Nicht nur wegen seiner Komplexität, seiner „Schwere“, sondern auch, weil es mich immer weiter sensibilisierte für das, was täglich um mich herum geschieht, auf politischer, gesellschaftlicher, aber auch alltäglicher Ebene und auch für die eigenen blinden Flecken sensibilisierte, die nicht alle sichtbar zu werden scheinen. Immer ist etwas wieder im „toten Winkel“ der Betrachtung, immer wieder tauchen selbstverständlich verwendete Begriffe auf, die ein gründliches Studium erfordern (würden) oder es fehlen einfach die Worte und immer wieder bekommt dies etwas fast zwanghaftes aufgrund der beschriebenen Zweifel, auf der fehlenden Repräsentation und Umsetzung der Konsequenzen, die aus aus diesen Themen zu ziehen sind.

## **IX. Implikationen für pädagogische Arbeit und Pflege**

Was ergibt sich aus diesen Ergebnissen für die praktische sozialpädagogische Arbeit und Pflege? Was sind die Besonderheiten, die es im Umgang im Pflegealltag, in der Trauer-Erinnerungs- und Biographiearbeit mit dieser Personengruppe zu beachten gibt?

Für die Arbeit mit traumatisierten Menschen gibt es mittlerweile Fortbildungen und Literatur für unterschiedliche pädagogische und pflegerische Fachgebiete, die einerseits für die Arbeit mit Shoah-Überlebenden verfasst und konzipiert wurden (Zielke-Nadkarni et al. 2013, Heldt et al. 2006, Leonhard 2005) und andererseits in Bezug auf die „Kriegskinder“ sich einseitig auf den Krieg beziehen .

Hier sollen kurz die zentralsten Punkte zusammengefasst und auf die spezielle Zielgruppe übertragen werden. Es muss betont werden, dass in dieser Untersuchung keine Aussage

gemacht wird über klinisch diagnostizierbare Traumatisierungen und über die Verteilung dieser bei der Zielgruppe. Dass die Studien zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen kommen, wurde im Kapitel über die „Kriegskinder“-Forschung gezeigt. Es kann also, um es noch einmal deutlich zu formulieren, nicht davon ausgegangen werden, dass Personen aus dieser Generation per se traumatisiert sind und wenn sich Symptome einer Traumatisierung zeigen, muss genau nach den Ursachen gefragt werden. Daher muss es darum gehen, als Fachkraft unter anderem ein gewisses historisches Wissen zu erlangen. Nur wenn ich um die Hintergründe weiß, kann ich auch aufmerksam sein gegenüber bestimmten Problematiken. Meine eigene Erfahrung aus Fortbildungen und Vorträgen für Fachpersonal zeigte mir, dass sich hier mittlerweile Vorstellungen, dass einerseits potentiell traumatisches Ereignis gleich Traumatisierung ist, dass die Generation der nicht-verfolgten 1930 – 1945 Geborenen weitgehend durch den Krieg traumatisiert und alle Auffälligkeiten darauf zu beziehen sind und dass Erinnerungen gleichgesetzt werden mit den realen Ereignissen, sich verfestigt haben.

Nach anderen Erfahrungen mit der Zielgruppe gefragt, berichteten die Fachkräfte auch über andere Situationen und Berichte, die auf die NS-Vergangenheit der Klient:innen hinwiesen. Auch wurde hier deutlich welche Konflikte sich im Pflege-Alltag zwischen den Bewohner:innen und den Pflegekräften ergeben, wenn z.B. dementiell veränderte Menschen plötzlich nationalsozialistische Lieder singen oder sich von bestimmten Pflegekräften aufgrund deren Herkunft oder Aussehen nicht pflegen lassen möchten. So wurde mir über eine Frau, Jahrgang 1932 berichtet, die bei einer medizinischen Untersuchung aufgefordert wurde, die Arme nacheinander in die Luft zu strecken, automatisch den Hitlergruß machte. Somit zeigt sich deutlich, dass es sowohl für mögliche Traumatisierungen aufgrund des Krieges und den Beziehungserfahrungen als auch für eine NS-Vergangenheit (eigene oder Familie) sensibilisiert werden muss.

Vor allem in Pflegeheimen leben sowohl Nachkommen der Täter:innen als auch der Opfer auf engem Raum zusammen, verbringen den Alltag miteinander. Angebote wie Erinnerungsarbeit können äußerst heikle Situationen entstehen lassen, gibt es für diese Thematik keine Sensibilität und werden solche Gruppen einfach ohne Hinblick auf den Erfahrungshintergrund zusammen gesetzt. Die Opfer und Nachkommen der Opfer der Shoah müssen geschützt werden, um mit diesen Folgen einer NS-Erziehung und Sozialisation und den Folgen der transgenerativen Weitergabe von Täter:innenschaft nicht

konfrontiert zu werden. Ebenfalls müssen Pflegekräfte die Möglichkeit haben, sich nicht den Angriffen von Klient:innen aussetzen zu müssen, beziehungsweise wissen, warum sie angegangen werden, was die Hintergründe sind und was es bedeutet, im NS sozialisiert und erzogen worden zu sein und dass es sich bei den Personen nicht um Täter:innen handelt. Gerade die NS-Erziehung und die problematischen Beziehungserfahrungen können auch Ursache einer möglichen Traumatisierung sein.

Generell ist für die Arbeit mit Menschen mit hohem Lebensalter das oben dargestellten Verständnis von Erinnerungsprozessen zentral, wie in den folgenden Ausführungen immer wieder verdeutlicht wird.

### **IX.I. Trauma durch Krieg und Beziehungserfahrungen**

Wie in der Einleitung beschrieben, bringt das Alter Verluste und Veränderungen mit sich, die verarbeitet werden müssen. Diese Phase kann für traumatisierte Menschen ein Aufbrechen schrecklichen Erinnerungen bedeuten. Die nun umstrukturierte Zeit kann psychische Abwehrmechanismen wie zum Beispiel Hyperaktivität auflösen und psychosomatischen Problemen Raum geben. Auch die Abnahme des Kurzzeitgedächtnisses und die wachsende Bedeutungszuschreibung des Langzeitgedächtnisses können unterdrückte Erinnerungen extrem stark und beängstigend werden lassen. Wenn im Alter auf das Leben zurück geblickt wird und sowohl die schlechten als auch die guten Erfahrungen in der Erinnerungsarbeit zu einem ganzen zusammen gefügt werden, kann die Integration der bisher verdrängten traumatischen Erinnerungen von den Betroffenen nicht geleistet werden. Traumatisierte sind eine besonders verletzte Gruppe, die erhöhte Anforderungen im Umgang stellen. Wichtig ist hier die Bereitschaft, Verhaltensweisen und Symptome dieser Menschen zu verstehen und hinterfragen, welche Ursache sie haben und welchen Sinn sie erfüllen. Frauen und Männer haben unterschiedliche Traumatisierungen erlebt und unterschiedliche geschlechtsspezifische Ängste und Empfindlichkeiten und physisch und psychisch sehr verschiedene Bewältigungsstrategien entwickelt. Daher gibt es kein Patentrezept und in der jeweiligen Situation muss die Individualität berücksichtigt werden und jeweils ein sehr individuelles Angebot und Handeln notwendig. Traumatisierte Personen haben ebenso unterschiedliche Ressourcen und Strategien entwickelt, welche es herauszufinden, zu fördern und zu stärken gilt. Zu beachten ist hierbei, dass Symptome möglicherweise als Coping-Strategien funktionieren und zur Aufrechterhaltung der psychischen Stabilität

notwendig sind (vgl. Zielke-Nadkarni et al. 2013, Leonhard 2005). Wichtig ist hier beispielsweise bezüglich der unterschiedlichen geschlechtsspezifischen Verarbeitungen der Kriegereignisse von Bedeutung, dass Männer, die den Krieg als Abenteuer erlebten und später auch vor allem sich mit technisch-militärischen Themen auseinander gesetzt haben, die Möglichkeit zu geben, ihre damaligen Ängste und Ohnmachtsgefühle thematisieren zu können. Möglicherweise können Frauen, die von ihren Müttern misshandelt wurden, ein besseres Vertrauensverhältnis zu männlichem Personal aufbauen.

Als Grundregeln können außerdem gelten, dass es immer darum gehen muss, Menschen, die extreme Gefühle von Ohnmacht erlebten, denn Alltag so zu gestalten, dass sie möglichst viel Kontrolle haben. Es muss außerdem immer darum gehen, individuellen Auslöser (Trigger) für Flashbacks zu erkennen und vermeiden. Bei einer Generation mit ähnlich gelagerten Erlebnisse gibt es hier natürlich Gemeinsamkeiten, aber trotzdem kann nicht davon ausgegangen werden, dass alle auf die gleichen Trigger auch gleich reagieren. Während eine Person auf Sirenen panisch reagieren kann, ist es für die andere unerträglich, alleine in einem dunklen Raum zu sein, wurde sie als Strafe von ihren Eltern immer stundenlang in den dunklen Keller gesperrt. Die Haltung, dass eine Person traumatisiert sein könnte, verändert auch die grundsätzliche Haltung.

Mithilfe der Biographiearbeit kann sich die Geschichte der traumatisierten Person erschließen lassen und Rückschlüsse für den Umgang gezogen werden. Die Arbeit mit der Biographie einer traumatisierten Person birgt aber auch Risiken, über die man sich bewusst sein muss. Traumatisierte Menschen sprechen häufig nicht über diese traumatischen Erlebnisse, um sich vor der Überflutung zu schützen. Daher sollte auch nie zum Reden über das Erlebte gedrängt werden. Für Traumatisierte ist das Sprechen über das Trauma, soweit dies überhaupt dem Bewusstsein zugänglich ist, nicht immer hilfreich. Die Verdrängung des Schrecklichen dient der Bewältigung des Alltags.

Frau Kirchner versucht im Interview ihre Illusion, eine gute Mutter gehabt zu haben, aufrecht zu erhalten, was ihr jedoch nicht wirklich gelingt. Immer wieder erzählt sie von strengen Strafen, die dazu führten, dass sie sich als Kind nicht geliebt und geschützt fühlte. Der Nebel fängt sich an zu lichten, aber sie strengt sich immer wieder an, nicht genau in die Abgründe zu schauen. Je mehr sie ihnen nahe kommt, desto mehr muss sie die Interviewerin überzeugen, dass ihre Mutter „fantastisch“ war.

Wenn traumatisierte Menschen über ihre Erlebnisse sprechen, sollten diejenigen, die dies begleiten ein Bewusstsein darüber haben, was sie selbst ertragen und wie sie damit umgehen können und auch nur dementsprechend Zusagen machen, um Überforderungen und Enttäuschungen zu vermeiden. Vor allem bei Beziehungstraumata ist dies der Fall, da sich etwas von diesen damaligen traumatischen Beziehungen in den aktuellen reproduzieren kann und dadurch starke Emotionen auf beiden Seiten ausgelöst werden können und eine Abgrenzung schwer fällt. Daher sind eine Möglichkeit der Reflexion wie Supervision und eine Professionalisierung in diesem Bereich notwendig (vgl. Zielke-Nadkarni et al. 2013, Leonhard 2005).

### **IX.II. Bearbeitung von Themen mit NS-Kontext**

Dies kann nun auf den NS-Kontext übertragen werden. Auch Erinnerungen mit diesem Kontext können wieder virulent und nicht in die restliche Biographie integriert werden. Auch diese Erinnerungen wurden verdrängt und auch hierbei ist es wichtig, Symptome und Verhaltensweisen, die in diese Richtung deuten, zu hinterfragen und zu verstehen.

Heuft weist daraufhin, das Altern auch narzisstisch verarbeitet werden muss:

„Theoretische Überlegungen, die von einer grundsätzlich im Regulationssystem des Narzissmus begründeten Entwicklungsanforderung im Alter ausgehen, übersehen unseres Erachtens die Schrittmacherfunktion des körperlichen Alternsprozesses, der zweifellos zu auch klinisch relevanten narzisstischen Konflikten und Krisen führen kann. Der Alternsprozess ist insoweit eine biologische Zumutung im doppelten Wortsinne: von der Biologie abverlangt und unter dem Aspekt des Selbstwertes zu verarbeiten.“ (Heuft et al. 2006: 67)

Die Dimension der Sozialisierung mit dem damalige Weltbild und einer Erziehung, die ebenfalls darauf abzielte, körperlich aktiv, hart, unbeugsam, überlegen, nicht schwach zu sein, kann gerade im Alter psychodynamisch prekäre Implikationen haben und damit eine besonders schwierige narzisstische Krise auslösen. Die Folgen einer solchen Erziehung und Sozialisation können gerade der Hilfsbedürftigkeit, die durch Pflegebedarf im Alter entsteht entgegenstehen, sowie Anlehnungswünschen allgemein, insbesondere bei belastenden Kindheitserfahrungen. Wie Hardtmann zeigte, gab es in Täter:innen-Familien eine starke Tabuisierung von Themen um Krankheit, Sterben und Tod und Schwäche im Allgemeinen. Es wurde die Illusion der Unsterblichkeit errichtet und versucht, vor der Realität zu bewahren. „Sterben war eine Niederlage, die man nur narzisstisch, aber nicht trauernd verarbeiten konnte.“ (ebd.: 249). Diese Personen mussten lernen, sich mit ihren Schwächen, Fehlern und Bedürftigkeit anzunehmen und dass sie diese äußern können. Es muss Raum gegeben und sensibilisiert werden für diese Gefühle und Bedürfnisse.

Des Weiteren können Erinnerungen auftreten, die sich auf die eigene NS-Sozialisation beziehen und von Faszination und Begeisterung oder aber von Schrecken geprägt sein. Einer der von mir Interviewten wurde von immer wieder in Träumen auftauchendem übergroßem Gesicht Hitlers geplagt. Der Fall von Herrn Fischer zeigt, wie schwierig und quälend eine Reflexion über die eigenen mentalen Spuren sein kann, wie groß die Angst, dies zu entdecken. Das Erschrecken über die mentalen Spuren kann gemildert werden, wenn dies in einem dafür vorgesehen geschützten Rahmen ohne Wertung thematisiert werden kann. Bei Erinnerungs- und Biographiearbeit kann auch hier die Geschichte erschlossen werden und sich daraus Konsequenzen für den Umgang ergeben, die im Alltag zur Erleichterung für alle Beteiligten führen. Hier können anders gelagerte Probleme als jene in der Arbeit mit Traumatisierten auftreten. Auch hier können massive Abwehrreaktion auftreten, über bestimmte Dinge zu sprechen und diese anzuerkennen. Die Begeisterung für die Ideale des Nationalsozialismus wurden zwar intellektuell historisch wahrgenommen, aber gleichzeitig von den persönlichen Affekten gelöst und damit nicht als Teil der eigenen Biographie erlebt. Erinnerungen, die Gefühle wie Schuld, Scham und Trauer auslösen, mussten daher abgewehrt werden.

Allerdings haben diese, wie die Forschung zu den unterschiedlichen Ursachen bei ähnlichen Symptomen bei Nachkommen von Täter:innen und Opfern gezeigt haben, gänzlich andere Ursachen, was hierbei ebenfalls berücksichtigt werden muss. Wenn über beispielsweise etwas aus Scham oder Loyalitätsbindungen zu den Eltern geschwiegen wird, erfordert dies einen anderen Umgang als wenn die Ursache des Schweigens die Unerträglichkeit der schrecklichen Erinnerungen sind. Daher ist es äußerst relevant, dass in der Arbeit mit Personen mit NS-Sozialisation solche Erinnerungsangebote gemacht werden. Die Biographiearbeit bietet vielfältige Möglichkeiten, um Erinnerungen anzuregen. Hier kann beispielsweise mit alten Spielsachen, Schulmaterial, Liedern, HJ-Abzeichen und ähnlichem gearbeitet werden. Auch hier ist es wichtig, dass Professionelle auf eine solche Erinnerungsarbeit gut vorbereitet sind und wissen, was sie aushalten können und was nicht. In solchen Runden kann die damalige Begeisterung wieder aufleben, was mitunter schwer auszuhalten ist. Dabei können auch Dinge geäußert werden, die der Einstellung und Überzeugung der Leiter:innen solcher Gruppen aufs Tiefste widerspricht. Außerdem kann sich die Gruppe als Erinnerungsgruppe auf Narrative einigen und es kann mitunter sehr schwer sein, dies zu hinterfragen, da dies als Bedrohung erlebt wird. Dies kann zu

Abgrenzung der Gruppe gegenüber der Leitung und starken Zweifeln an der eigenen Sichtweise, Scham- und Schuldgefühlen führen, welche ebenfalls aus der transgenerativen Weitergabe von Täter:innenschaft bekannt sind. Eben solche Zweifel kann die in solchen Gruppen scheinbare Normalität der erzählten Erfahrungen auslösen. Für die meisten Teilnehmenden waren heftige Strafen in der Kindheit normal und als Leiterin wird man möglicherweise die einzige Person sein, die mit einem heftigen Affekt auf solche Erzählungen reagiert. Auch diesem Phänomen muss man sich bewusst sein.

Hier ist es wichtig, die Grenze klar zu setzen von dem, was man aushalten kann, auch klar zu machen, was die eigene Haltung ist und sich nicht alles anhören zu müssen. Und trotzdem sollte nicht von vorn herein Themen tabuisiert, damit das Tabu reproduziert und bewertet werden und damit den Zugang und die Bearbeitung dieser mentalen Spuren zu verunmöglichen.<sup>218</sup> Dies ist ein schwieriges Unterfangen und muss einerseits individuell gelöst, andererseits auch durch Fortbildungen geschult werden. Vieles von dem, was sich als mentale Spuren verfestigt hat, lässt sich nicht unbedingt ändern und mit Argumenten überzeugen. Hier ist es wichtig, Grenzen aufzuzeigen. Des Weiteren ist eine Wachsamkeit bestimmten Narrativen gegenüber vonnöten, möchte man diese nicht weiter reproduzieren und dem dahinter Liegenden Raum geben.

Ein weiteres Thema, welches in der Begegnung mit dieser Personengruppe häufig auftritt und für welches es einen geschulten Umgang erfordert, ist das des starken Drangs nach Anerkennung. Dies führte in meiner Erfahrung zunächst meist zu einer Abwehr, sich auf die Biographien der Menschen einzulassen und damit zu einem Empathie-Problem, was wiederum starke Schamgefühle auslöste. Nur über die Reflexion hierüber in einem professionellen Zusammenhang konnte ich die Ursache hierfür ergründen, welche, wie fast alles in diesem Zusammenhang, zwei Seiten hat: Zum einen haben diese Menschen nicht genügend Anerkennung durch befriedigende Beziehungen in ihren Herkunftsfamilien gemacht, woraus sich eine große Not ergab, die im Kontakt zu spüren ist. Zum anderen findet man darin aber häufig die Verknüpfung mit dem Wunsch, die Großartigkeit nun endlich bestätigt zu bekommen und es reproduziert sich die Dynamik, die aus der Forschung zu Täter:innenfamilien bekannt ist. Damit befindet man sich wieder inmitten

---

<sup>218</sup>Diese Problematik begegnete mir einige Male in den Interviews und ich wusste nicht, ob ich als Forscherin alles zulassen soll, da ich ja an Informationen kommen und meiner Objektivität und Offenheit als Forscherin nachkommen wollte oder ob ich als politische Person, Grenzen aufsetzen sollte. Ich versuchte das Problem mit kritischen Fragen zu lösen, woraufhin die interviewte Person wütend reagierte und trotzig mit einem Plädoyer für Hitler das Gespräch beendete.

eines möglichen NS-Kontextes. Man möchte dem emotional vernachlässigten Kind ein Stück der Bestätigung geben, aber den möglichen mentalen NS-Spuren diese verweigern. Dieses Dilemma kann nur gelöst werden, indem man sensibel ist gegenüber dieser komplexen Thematik und sich nicht in den „Sog“ des starken Anerkennungswunsches ziehen lässt, in welchem man nur noch reagieren kann. Konkret am Fall von Frau Kirchner bedeutet dies, ihr Bild einer harmonischen Kindheit und fantastischen Mutter und ihrer besonderen Fähigkeiten und auch dessen Funktion zu erkennen und gleichzeitig in der Anerkennung der Person Frau Kirchner aber besonders aufmerksam gegenüber anderen Hinweisen zu sein und ebenfalls hierfür bestätigend zu wirken. Frau Kirchner konnte dadurch schmerzvolle Erfahrungen berichten und Wut empfinden und diese Gefühle einer weiteren Bearbeitung zugänglich machen. Mit einem aktiven Anzweifeln ihrer Deckerinnerungen, dem Aufzeigen von Widersprüchen hätte sie mit großer Wahrscheinlichkeit mit Abwehr reagiert. Daher kann nur noch mehr betont werden, wie unbedingt notwendig das Wissen über den Hintergrund (Krieg, NS-Erziehung, Sozialisation, transgenerative Weitergabe von Täter:innenschaft) dieser Personengruppe ist und ebenso die Reflexion über die eigene biographische Verwicklung mit diesen Themen.

Im Leugnen der Faszination und Begeisterung können die Gründe dafür auch kognitiv nicht zugänglich machen und es besteht die Gefahr, daß die übernommenen Werthaltungen weiterhin unbemerkt das Denken und Handeln mitbestimmen, so Rosenthal.

Wenn sich Personen wie Herr Fischer mit ihrer NS-Vergangenheit auf diese Weise auseinandersetzen wollen, ist es wichtig, die damit zusammenhängenden Schamgefühle zu bearbeiten und den Personen einen gnädigen Umgang mit sich selbst zu vermitteln.

Themen wie das Erleben des Ende des Krieges können hierbei Themen sein, ebenso wie das Klima in der Familie, die dortige Thematisierung von NS-Themen und Shoah beziehungsweise das (Ver-)Schweigen hierüber, damit zusammenhängen Schuld- und Schamgefühle und die Loyalitätsverstrickungen und Idealisierungen.

Wut und Trauer können zum Ausdruck kommen und damit einer Bearbeitung zugänglich gemacht werden. Dies kann dazu führen, ein realistisches Bild der Beziehungen zu den Eltern zu bekommen und Ambivalenzen aushalten zu können. Zu beachten ist hierbei

ebenfalls, dass Deckerinnerungen hier als Schutzfunktion dienen und mit Vorsicht vorzugehen ist, da sich darunter schreckliche Erinnerungen verbergen können oder das Bild der „bösen“ Eltern nicht erträglich ist. Welche Folgen die (plötzliche) Konfrontation mit der Täter:innenschaft der Eltern nach sich ziehen kann, zeugen die zahlreichen Studien, literarischen und filmischen Aufbereitungen. Bohleber erörtert, dass „nur die bewusste seelische Durcharbeitung dieser Identifizierung mit den Eltern (...) ein wirkliche Trennung möglich gemacht.“ hätte (Bohleber 1998: 261).

Hier kann auch nach der Möglichkeit gesucht werden, wie über die Verbrechen und über die Opfer des NS gesprochen werden kann, ohne das Gefühl, das eigene Leid nicht wahrnehmen und thematisieren zu dürfen. Möglicherweise auftauchende Scham- und Schuldgefühle müssen hierbei, um sie einer Bearbeitung zugänglich zu machen, thematisiert werden. Es kann sein, dass diese Themen erst einmal nicht von selbst auftauchen, dass es eine Zeit braucht, bis die eigenen Themen so weit bearbeitet, aufgearbeitet, betrauert sind und ein Perspektivenwechsel möglich ist, ohne dass dieser „künstlich“ herbei geführt wird und dann wieder Abwehr oder Scham- und Schuldgefühle erzeugen kann. Hier muss natürlich immer darauf geachtet werden aus welchen Gründen hierüber nicht gesprochen wird: aus eben genannten Gefühlen, aus einem völligen Ausblenden oder eben auch aus latentem oder sogar manifestem Antisemitismus. Dies erfordert ein Vorgehen mit höchster Sensibilität und klarer eigener Haltung und Grenzen. Überzeugte Antisemit:innen wird man nicht überzeugen können.

### **IX.III.Biographische und historische Selbst-Verortung**

Wichtig ist hier der Zusammenhang von mangelnder Loslösung von den Eltern und Auseinandersetzung des NS zu betrachten, wie dies auch bei Frau Kirchner zu finden ist.

„Bei allen Kindern ist ihre Form der Auseinandersetzung eine Widerspiegelung von „Umgang mit dem NS-Thema in der Familie“. Das stabilisiert die mangelnde Loslösung. Die Rückwirkung auf den Eltern-Kind-Kontakt ist darin zu vermuten, dass das Verharren in den Auseinandersetzungsformen der Eltern die Suche nach Kontakt verhindert. Es fällt den Kindern nicht auf, dass man sich auch anders mit dem Thema auseinandersetzen kann.“ (ebd.: 327)

Die unbewussten Phantasien über die Täter:innenhaftigkeit der Eltern können nur ihre Bestätigung in der Auseinandersetzung mit der realen Geschichte bekommen, was auch dann Bedeutung habe, wenn sie es real nicht waren, da in der Phantasie die Möglichkeit bestehen bleibt, dass sie es hätten sein können. King spricht von einer zerstörten Generativität, wenn dies nicht stattfinden konnte, einer Verunmöglichung der Verortung in

einen größeren Zusammenhang. (King 2002: 211).

„Was aber für Gegenwartswissen zutrifft, trifft allemal für das Vergangene zu. Insofern gilt für jede Erinnerung, sei sie nun sprachlich artikuliert oder nicht, daß sie immer Bezug auf ein ganzes, umfassendes Weltbild nimmt.“ (Brumlik 1995: 126)

Wichtig ist für die Nachkommen, sich der Kontinuität des Selbsterlebens gewiss zu sein. Die Unterscheidung zwischen der eigenen und der elterlichen Geschichte kann erst dann gelingen, wenn diese Vermischung in Verbindung gesetzt wird zur geschichtlichen Realität der Eltern (Lohl 2010: 238). Es findet eine kritische Infragestellung der zugeteilten Rollen und Konventionen, Erwartungen statt. Allerdings kann es nie eine vollständige Loslösung geben, sondern nur eine Veränderung und Neubewertung, auch in der Ablehnung bestimmter Objektbeziehungen steckt noch die Verbindung zu ihnen. Eine neue, dritte Perspektive ist so möglich. Gerade diese Umgestaltung und nicht die Verwerfung zeichnet einen gelungenen Prozess aus.

Die Möglichkeit, die geschichtliche Realität der Eltern zu erfahren und sie mit den bisherigen Vorstellungen zu überprüfen und in einen größeren Kontext zu stellen, ist bei den Personen meist nicht mehr möglich. Sie könne keine Fragen mehr stellen, ihre Herkunft nicht mehr klären, welche zur Bestimmung und Vergewisserung der Identität beitragen und Ursprung und Herkunft, was man ist, was einen prägte, welche Konflikte bestanden/bestehen, nötig wäre. Die Identifizierung an sich und die damit verbundenen eigene Affekte und Handlungsstile und ihre Ursache in den familiären Beziehungen müssen trotzdem versucht werden, in den Blick zu nehmen. Eine Durcharbeitung der transgenerationellen Identifizierung muss eine Selbstreflexion der Beziehung zu der Geschichte der Eltern(-Generation) implizieren, um Ähnlichkeiten des eigenen Fühlens, Handelns und Denkens mit dem der Vorfahren erkennbar zu machen, Werte zu bestimmen und kritisieren. Ihre Nachkommen wiederum werden damit ebenfalls nie die Wahrheit erfahren. Das Problem, was sich hier ergibt, ist, dass transgenerativ trotzdem etwas aus der Dynamik der Familien weiter gegeben wird, was im Wissen über die Familie überhaupt keine Entsprechung mehr enthält, beziehungsweise ausschließlich als Folge des Krieges interpretiert wird. Das „Diffuse“, die „Leerstelle“ wird mit „Krieg“ gefüllt, vom Krieg ersetzt, überdeckt. Dadurch wird einerseits die Familien-Geschichte verfälscht und außerdem werden bestimmte Phänomene falsch interpretiert. Daher müssen die Fragen gestellt werden:

„Welche wesentlichen Ziele, Erwartungen, Werte, Loyalitäten und Aufträge bestimmen mein Leben? Wo liegen ihre Ursprünge; wie wurden sie überliefert? (...) Was habt ihr Eltern zu der Vergangenheit beigetragen, die jetzt unsere, der Kinder, Gegenwart und Zukunft strukturiert?“ (Stierlin 1989: 159)

Damit können die persönliche als auch kollektive Identität in Relation zur historische Perspektive gesetzt werden. Dies stellt eine Möglichkeit der Identitätsbestimmung und Vergewisserung dar, indem ein Individuum das Handeln und Verhalten, die Werte und Positionen der vorherigen Generation in verschiedenen historischen Situationen analysiert, bewertet und mit der eigenen Situation, den eigenen Werten und Zielsetzungen in Beziehung setzt. Der/die Einzelne verortet sich in diesem Prozess in einer Generationenkette und bestimmt für sich Kontinuitäten und Diskontinuitäten. Somit kann die von Müller-Hohagen beschriebene „außerordentlich wirksame Art der Mystifikation und Vernebelung“, ein Stück weit entgegengewirkt werden, welche bei den Nachkommen zu einer tiefen Verwirrung führt (Müller-Hohagen 2005: 147).

Pädagogen können den Menschen, die diese sehr unterschiedlich gelagerten Erfahrungen gemacht haben, helfen, sie ermutigen, unterstützen, informieren, trösten, verstehen, annehmen und ihnen Möglichkeiten aufweisen, diese Aufgaben und Prozesse anzugehen (vgl. Brumlik 1995: 58).

„Das heißt: Wenn es erstens richtig ist, daß individuelle Erinnerungen wesentlich von einem ganzheitlichen Interesse an einem akzeptablen Selbstverständnis getragen sind, und es zweitens auch nur halbwegs plausibel ist, daß dieses Interesse nicht nur einzelnen, sondern fast allen Menschen innewohnt, dann wird deutlich, warum die individuelle historische Erinnerung erst dann ihre Funktion als halbwegs verlässliche Quellen dafür, wie es gewesen ist – im Unterschied davon, wie es erfahren wurde -, einnehmen kann, wenn die sich Erinnernden in einem dezentrierten und universalistischen Selbstverständnis stehen, d.h. in einem Selbstverständnis, das einer Stütze durch eine so oder so beglaubigte Vergangenheit nicht mehr bedarf. Insofern basiert der Quellenwert individueller Erinnerungen nicht nur auf den Willen, sondern auch auf der tatsächlichen Fähigkeit zur persönlichen Wahrhaftigkeit.“ (Brumlik 1995: 128)

## **IIX. Verantwortung statt Schuldzuweisung**

Müller-Hohagen spricht von einer „dritten Schuld“, die darin bestehe, dass die Nachkommen mit dem „Mechanismus der Stellvertretung“ (ebd.: 164) das Verschweigen, Verdrängen, Verleugnen fortführen und damit in einer „transgenerationellen Komplizenschaft“ in Bezug auf die Abwehrmechanismen verharren und die „Vernebelungsstrategien“ und der Eltern und ebenso problematische Erziehungsideale fortführen (Müller-Hohagen 2005: 197). Die Derealisierung auch der eigenen NS-

Vergangenheit hindere eine Person daran, „sich selbst nachträglich moralisch in die eigene Geschichte und das eigene Geschichtswissen zu integrieren und kritisch zu bestimmen, wo ihr höchstpersönlicher Anteil an Mitschuld und Mitverantwortung beginnt und wo er aufhört.“ (ebd.: 128).

Obwohl ich Müller-Hohagen in seinen Ausführungen weitgehend zustimme, scheint es mir wichtig zu sehen, dass die von den meisten Personen nicht auf einer bewussten Ebene und im Wissen darum geschah und daher die Frage nach dem Grad der moralischen Schuld der „Kriegskinder“ tatsächlich eine schwierige, mühselige<sup>219</sup> und wohl häufig im Hinblick eines Dialogs und einer Auseinandersetzung unproduktiv ist, beziehungsweise im individuellen Fall immer wieder aufs Neue beantwortet werden muss, auch für sich persönlich.<sup>220</sup> Mir scheint es vor allem wichtig, die Frage nach den Konsequenzen zu stellen oder wie es einer der Teilnehmenden der „Kriegskinder“-Tagung in Frankfurt formulierte als es in einem Work-Shop eine hitzige Debatte um genau diese Problematik ging: „Was wünscht ihr jungen Leute euch von uns? Was können wir nun tun? Was fangen wir damit an?“. Er wollte Verantwortung übernehmen für das, was wir aufgezeigt hatten. Er war der einzige, der aus dem Verleugnen und Verteidigen „ausstieg“.

Ich möchte mich hier auf den Begriff der Verantwortung (vgl. Brumlik 2005) beziehen, da Schuldzuweisungen meist mit einer Abwehr beantwortet werden und man sich damit im gleichen problematischen Zirkel befindet, den ich in der Einleitung beschrieben habe. Der Begriff der Verantwortung spricht Personen in ihrer Mündigkeit an und nimmt sie als autonome Subjekte ernst (vgl. Adorno 1971). Er erkennt sie an in ihrem Gewordensein, respektiert bisherige biographische Entwicklungen, stellt aber klar, dass es etwas gibt, was eine Auseinandersetzung erfordert, um die nächste Generation damit nicht (noch weiter) zu belasten und ein „Gerechtigkeit zwischen den Generationen“ (Brumlik 1995)<sup>221</sup> herzustellen.

„Nun dehnt sich unsere Verantwortung auch noch auf die Vergangenheit aus. Diese wird nicht einfach als etwas Faktisches und Fertiges hingegenommen. Walter Benjamin hat wohl am präzisesten den Anspruch bestimmt, den die Toten auf die anamnetische Kraft der lebenden Generation erheben. Wir können vergangenes Leid und geschehenes Unrecht gewiss nicht

---

<sup>219</sup>Eine Problematik, die die weite Diskussionen um den freien Willen betreffen und damit auch der Schuldfähigkeit.

<sup>220</sup>Damit möchte ich keinesfalls sagen, dass sich in diesem Zusammenhang niemand moralisch schuldig gemacht hat, allerdings dass diese komplexe Frage nur in einem weiteren umfangreichen Kapitel geklärt werden könnte.

<sup>221</sup>Brumlik bezieht sich hier auf Benjamins Konzept über die Beherrschung der Generationenverhältnisse und außerdem darüber hinaus „um die Herstellung der Gerechtigkeit für das Gesamt der menschlichen Geschichte – ihrer längst verflissenen Vergangenheit und ihrer noch unerahnten Zukunft.“. (ebd.: 86)

wieder gutmachen; (...) Wir können uns unsere Tradition nicht aussuchen, aber wir können wissen, dass es an uns liegt, wie wir sie fortsetzen.“ (Habermas 1990: 155f.)

Damit wird damit nicht nur die eigene Bedingtheit, das Leid, die Kontinuitäten anerkannt und sich in einem größeren Kontext verortet, sondern auch problematischen Verschiebungen in der Erinnerungskultur Einhalt geboten und damit kein „Einheitsbrei“ mit den Opfern des Nationalsozialismus hergestellt. Wenn die Art und Weise und der Inhalt individueller Erinnerungen sich verändert, verändert dies ebenfalls das kollektive und kulturelle Gedächtnis. Damit wird die Frage nach der Konkurrenz oder Aufrechnung der Erinnerungen obsolet, beziehungsweise eine andere.

Möglicherweise war die Identifizierung als „Kriegskind“ auch eine Möglichkeit der Orientierung im sonstigen Vergangenheits-„Nebel“ und möglicherweise konnte hier ein Zugang zum eigenen Leid und damit überhaupt zu einer Betrachtung der Innerlichkeit gefunden werden, von dem aus es möglich ist, andere Themen in Betracht zu nehmen, die damit in Zusammenhang stehen. Dies bedeutet allerdings, in der einseitigen Identifikation und ebenso der Haltung des „Kriegskind“ nicht zu verharren. Der Begriff „Kriegskind“ muss damit aus allen genannten Gründen verworfen werden. Er wird den Personen nicht gerecht, erschwert den Zugang zu anderen Erfahrungen und spricht sie als unmündige Kinder an, spricht über sie, an ihnen vorbei. Ich habe keinen Alternativbegriff gefunden, der alles in einem Wort zusammenbringen könnte. Zu vielfältig sind die Erfahrungen, die Phänomene und Prozesse. „Generation im Nebel“, die „abgetrennte Generation“, „Mitläufer:innen-Kinder“, „die entkontextualisierte Generation“, mir fallen etliche Begriffe ein, die an der Komplexität allerdings vorbei gehen. Ich werde die Suche fortsetzen.

Damit kann die nachfolgenden Generationen zwar nicht von „der politischen Hypothek und der moralischen Aufgabe (...) die diese Geschichte darstellt, (...) sich angemessen und verantwortlich auseinanderzusetzen“ (Brumlik 1995: 92) befreit werden, aber es kann ihr zumindest erleichtert werden, sich in der Geschichte zu verorten und nicht eine „doppelte“ Aufarbeitung leisten zu müssen.<sup>222</sup>

Die Konsequenzen, die Radebold aus der Kriegskinder-Forschung zieht:

„Die heute noch lebenden Älteren müssen und dürfen sich bewusst machen, durch wie viel Leid möglicherweise ihre Kindheit und Jugend geprägt wurde und dass sie teilweise bis heute an

---

<sup>222</sup>Den Zusammenhang von Auswirkungen tradierter NS-Geschichten und rechtsextremen Einstellungen belegen mittlerweile eine Zahl von Untersuchungen (Rottgart 1993; Lohl 2012).

diesen Folgen leiden. Daraus ergibt sich die Pflicht, Sorge zu tragen, dass die noch Lebenden, auch deren Kinder und Enkelkinder, in Europa im inneren Frieden künftig zusammenleben.“ (Radebold 2005: 27)

müsste dann lauten:

Die Generation der nicht-verfolgten im Nationalsozialismus sozialisiert und erzogenen, die den 2.WK als Kinder und Jugendliche erlebten, müssen sich bewusst machen, durch welche Faktoren ihre Kindheit und Jugend geprägt wurde und welche Folgen dies für sie hatte und heute noch hat und was sie davon weitergetragen und -gegeben haben. Daraus ergibt sich die Pflicht, dies aufzuarbeiten, Verantwortung zu übernehmen, was unter anderem beinhaltet, auch den nachfolgenden Generationen zu vermitteln, was man daraus, jede:r für sich, egal welches Alters, Geschlecht oder Herkunft, lernen kann.

Dan Diner plädiert für eine Geschichtsschreibung aus Sicht der Opfer. Nur die Opfer könnten beschreiben, welcher ungeheuerlicher Zivilisationsbruch ihnen widerfahren sei, und somit einer Instrumentalisierung des Grauens vorbeugen.

„Auschwitz ist ein Niemandsland des Verstehens, ein schwarzer Kasten des Erklärens, ein historiographische Deutungsversuche aufsaugendes, ja, außerhistorische Bedeutung annehmendes Vakuum. Nur ex negativo, nur durch den ständigen Versuch, die Vergewaltigung des Verstehens zu verstehen, kann ermessen werden, um welches Ereignis es sich bei diesem Zivilisationsbruch gehandelt haben könnte.“ (Diner 1987, S. 73).

Nicht als impliziter oder expliziter Schuldvorwurf, nicht als „Pseudo“-Gedenken, nicht als Verhinderung der Thematisierung des vielfältigen Leids und vielfältigen Geschichte, sondern als eine Seite des Grauens, zu der es auch die andere gehört, die die es verursachte und verübte. So muss und kann sich zwischen diesen beiden Perspektiven verortet, sich ins Verhältnis gesetzt werden. Nur mit einer intensiven Auseinandersetzung, die auf der einen Seite so komplex ist, dass sich das Gefühl, etwas verstanden zu haben nur kurzfristig einstellt und auf der anderen Seite es wieder so klar und einfach ist. Wenn man nicht die Haltung verliert, wenn man nicht das die Würde der Opfer als Ausgangs- und Orientierungspunkt dieser Haltung und der Betrachtung anderer Verbrechen macht. Die Unmöglichkeit, sich in Anbetracht der Grauen in die Opfer einfühlen zu können, und die Absurdität der Behauptung, dies zu tun oder tun zu müssen darf nicht als Ausrede benutzt werden, sich dem Leid und den Auswirkungen immer und immer wieder zu stellen und zu nähern. Und damit auch den Fragen, wie es dazu kommen konnte, welche Faktoren zusammen kamen, um diese Verbrechen zu ermöglichen und welche Folgen es für die Opfer und Nachkommen nach sich zog, ob es nur kleine „Spitzen eines Eisbergs“

oder „Rudimente“ einer durch und durch gnadenlos grausamen Ideologie, von denen man nicht weiß, ob sie wirken und wenn, wie sie wirken. Entwickelt sich durch das In-Kontakt-Kommen mit diesen Spitzen, Rudimenten oder mentalen Spuren die ganze Wirkung der damaligen Ideologie, nur Teile davon und in welcher Qualität?

Die Zweifel sind nicht ganz verschwunden und sie werden es womöglich auch nicht. Aber der Zweifel erzeugt zumindest die Offenheit für andere Perspektiven und Kritik und Reflexion.<sup>223</sup>

Eine Erinnerungskultur, die sich dies zum Ausgangspunkt macht, muss Wege finden, die Pluralität unserer Gesellschaft zu berücksichtigen und nicht weitere Ausschlüsse produzieren. Es müssen gemeinsam Narrative erzeugt werden, welche für alle Adressat:innen mit ihrer eigenen Biographien einen Anknüpfungspunkt bieten. Dabei soll unter Einbezug anderer historischer Erfahrungen, anderer Genozide nicht die Singularität der Shoah in Frage gestellt werden, sondern ein solidarischer Bezug des Erinnerns. Des Weiteren darf hierbei die Verantwortung nicht erneut verschoben werden, wie dies derzeit in Teilen der Antisemitismus-Debatte zu beobachten ist.

„Gerechtigkeit zwischen den Generationen bezieht sich auf die Beziehung der jeweils Gegenwärtigen zu den Zukünftigen, der Gegenwärtigen zu den Vergangenen. Diese Bezüge bedürfen der Anstrengung der Einbildungskraft und der Imagination. Zwar auch der Einbildungskraft, gewiß auch der Moral, aber sehr viel weniger der Theologie oder der Literatur bedarf der Bezug der Generationen auf ihre Gegenwart, oder genauer: der Gegenwärtigen dort zueinander, wo sie nicht durch Zeit, sondern durch soziale und kulturelle Schranken voneinander getrennt sind. In der weiträumigen sozialen, gesellschaftlichen Gegenwart schrumpft die Bedeutung der Generation – die Beherrschung der Generationenverhältnisse wird zur Aufgabe des Zusammenlebens der Individuen, zur Auflösung jener Schranken, die durchlässiger als die der Zeit, aber höher als die des Raumes sind: die Schranken des Sozialen.“ (Brumlik 1995: 131)

Dazu müssen weitere Forschungsarbeiten in Bezug auf das Erinnern und in Bezug auf Traumatisierungen durch Kriegserfahrungen durchgeführt werden, die vor allem die jüngeren Generationen in ihren Pluralitäten aber eben auch, wie diese Arbeit gezeigt hat, mit ihren jeweiligen sozialen, kulturellen und historischen Kontexten im Fokus haben.

---

<sup>223</sup>Während ich um die Worte des Schlusswortes ringe und wieder von tiefen Zweifeln an der Relevanz des Themas eingeholt werde und die mittlerweile verinnerlichten kritischen Stimmen immer lauter werden, läuft im Hintergrund das Radio: Pegida in Dresden, Gedenken an die Befreiung des Konzentrationslagers Bergen-Belsen vor 70 Jahren, Günther Grass' Tod, der Streit um die Reparationszahlungen an Griechenlands, der Völkermord an den Armeniern, Öffnung der Archive über NS-Funktionäre in Finnland und die Reaktionen der Angehörigen über die Wahrheit ihrer Vorfahren, der Umgang mit dem Gedenken des „Kessel von Halbe“, das „Stalingrad vor den Toren Berlins“ (ein Vorschlag zur Benennung). Ich bin mir über die Wirkung einer selektiven Wahrnehmung bewusst, aber womöglich ist dieser Gedanke nur wieder die Angst, paranoide Züge bezüglich des Themas anzunehmen oder aber der Schutz vor einer Realität, in der man sich mehrmals täglich in unterschiedlicher Ausformung aufregen muss.

## Literatur

- Adorno, T.W., 1969. Erziehung nach Auschwitz, in: Erziehung Zur Mündigkeit. Suhrkamp, Frankfurt, pp. 88–104.
- Almqvist, K., Broberg, A.G., 1999. Mental health and social adjustment in young refugee children in a follow-up three and a half years after settling in Sweden. *J. Am. Acad. Child Adolesc. Psychiatry* 723 – 730.
- A. Maercker, Zöllner, T., 2004. The Janus face of self-perceived growth: toward a two-component model of posttraumatic growth. *Psychol. Inq.* 41–48.
- Antonovsky, A., Franke, A., 1997. Salutogenese, zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen.
- Arendt, H., 1986. Eichmann in Jerusalem: Ein Bericht von der Banalität des Bösen, 15th ed. Piper, München.
- Assmann, A., 2014. Der lange Schatten der Vergangenheit Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. Beck, C H, München.
- Assmann, A., 2013. Über das Unbehagen an der Erinnerungskultur: eine Intervention, Originalausgabe. ed, Beck'sche Reihe. C.H. Beck, München.
- Assmann, A., 2006. Der lange Schatten der Vergangenheit: Erinnerungskultur und Geschichtspolitik von Assmann, Aleida (2006) Taschenbuch, 1st ed. C.H.Beck.
- Assmann, A., Assmann, J., Sundermeier, T. (Eds.), 1997. Schleier und Schwelle, Archäologie der literarischen Kommunikation. W. Fink, München.
- Assmann, J., 2007. Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. Beck, München.
- Assmann, J., Hölscher, T. (Eds.), 1988. Kultur und Gedächtnis, 1. Aufl. ed, Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Assmann, J. 1992: Erinnerung und Vergessen. Zum Umgang mit dem Nationalsozialismus in der Zweiten Republik. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, Jg. 6, S.41 – 60
- Axtmann, H., 1942b. Kinder werden Pimpfe: Erzählung aus dem Leben des Jungvolks, Bücher der jungen Mannschaft. Enzling & Laiblin, Reutlingen.
- Bar-On, D., 2012. Die Last des Schweigens: Gespräche mit Kindern von NS-Tätern, 2., erw. Neuausg. ed. edition Körber-Stiftung.
- Bar-On, D., 2004. Erzähl dein Leben! Meine Wege zur Dialogarbeit und politischen Verständigung-. Körber-Stiftung, Hamburg.
- Bar-On, D., 2001. Aus dem gebrochenen Schweigen werden soziale Bindungen., in: Grünberg, K., Straub, J. (Eds.), Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen Des Nationalsozialismus Bei Nachkommen von Opfern Und Tätern., Psychoanalytische Beiträge. Tübingen, pp. 281 – 327.
- Bar-On, D., Brendler, K., Hare, A.P., 1997. »Da ist etwas kaputtgegangen an den Wurzeln...«: Identitätsformation deutscher und israelischer Jugendlicher im Schatten des Holocaust, 1st ed. Campus Verlag, Frankfurt/Main ; New York.

- Bar-On, D., Gilad, N., 1992. Auswirkungen des Holocaust auf drei Generationen. *Psychosozial* 15/3, 7–21.
- Bauer, A., 2009. Kriegskindheit im Zweiten Weltkrieg und heutige psychosomatische Belastung durch posttraumatische und komorbide Symptome, Dissertation. München.
- Bauer, U., Bittlingmayer, U.H., Scherr, A., 2012. *Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie*, 2012th ed. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Bausum, J., Besser, L.-U., Kühn, M., Weiß, W., 2011. *Traumapädagogik: Grundlagen, Arbeitsfelder und Methoden für die pädagogische Praxis*, 2., ergänzte und korrigierte Aufl. ed. Beltz Juventa, Weinheim.
- Becker, D., 2011. Erlernt und Verdrängt - Traumatheorien im "Zeitalter der Extreme," in: Brunner, J., Zajde, N. (Eds.), *Holocaust Und Trauma. Kritische Perspektiven Zu Entstehung Und Wirkung Eines Paradigmas*. Wallstein, Göttingen, pp. 242 – 269.
- Becker, D., 2006. *Die Erfindung des Traumas - verflochtene Geschichten*. Edition Freitag, Freiburg.
- Beckrath-Wilking, U., Biberacher, M., Dittmar, V., Wolf-Schmid, R. (Eds.), 2013. *Traumafachberatung, Traumatherapie & Traumapädagogik. Ein Handbuch für Psychotraumatologie im beratenden, therapeutischen & pädagogischen Kontext*. Junfermann, Paderborn.
- Benzing, D.M.R., 1943. *Grundlagen der körperlichen und geistigen Erziehung des Kleinkindes im nationalsozialistischen Kindergarten.*, Schriftenreihe der NSV. Berlin.
- Benzing, R., 1941. *Grundlagen der körperlichen und geistigen Erziehung des Kleinkindes im nationalsozialistischen Kindergarten*. Berlin.
- Benz, U., 2010. „Mutter erzähl von Adolf Hitler!“ Demagogie im Kinderzimmer., in: Benz, W. (Ed.), *Vorurteile in Der Kinder- Und Jugendliteratur*. Berlin, pp. 161 – 182.
- Benz, U., 1988. *Brutstätten der Nation. „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“ oder der anhaltende Erfolg eines Erziehungsbuches*. Dachauer Hefte 144 – 163.
- Benz, U., n.d. *Verführung und Verführbarkeit. NS-Ideologie und kindliche Disposition zur Radikalität.*, in: *Sozialisation Und Traumatisierung. Kinder in Der Zeit Des Nationalsozialismus*. Frankfurt am Main, pp. 25 – 40.
- Benz, U., Benz, W. (Eds.), 1992. *Sozialisation und Traumatisierung. Kinder in der Zeit des Nationalsozialismus*. Frankfurt am Main.
- Benz, W., 1992. *Kinder und Jugendliche unter der Herrschaft des Nationalsozialismus.*, in: Benz, U., Benz, W. (Eds.), *Sozialisation Und Traumatisierung. Kinder in Der Zeit Des Nationalsozialismus*. Frankfurt am Main, pp. 11 – 24.
- Berger, M., 2005. *Heil Hitler Dir! Du bist und bleibst der beste Freund von mir. Zur Kindergartenpädagogik im Nazi-Deutschland (1933-1945) - unter besonderer Berücksichtigung der Fachzeitschrift Kindergarten (1933-1942)*.
- Berger, M., 1986. *Vorschulerziehung im Nationalsozialismus*. Beltz, Weinheim ;Basel.
- Bergmann, Jucovy, Kestenber (Eds.), 1995. *Kinder der Opfer - Kinder der Täter*. Fischer.
- Bering, R., 2006. *Verlauf der Posttraumatischen Belastungsstörung: Grundlagenforschung, Prävention, Behandlung*, 1., Aufl. ed. Shaker, Aachen.
- Beutel, M., Decker, O., Brähler, E., 2007. *Welche Auswirkungen haben Flucht und Vertreibung auf*

Lebensqualität und Befindlichkeit? Repräsentative Erhebung mit den vor 1946 Geborenen in Deutschland. *Z. Für Psychosom. Med. Psychother.* 203 – 215.

- Block Lewis, H., 1971. *Shame and Guilt in Neurosis*. International University Press, New York.
- Bock, K., Miethe, I., 2010. *Handbuch qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit*, 1. Auflage. ed. Verlag Barbara Budrich, Opladen.
- Bode, S., 2004. *Die vergessene Generation: die Kriegskinder brechen ihr Schweigen*, 2. Aufl. ed. Klett-Cotta, Stuttgart.
- Bohleber, W., 2000. *PSYCHE Sonderheft 2000: Trauma, Gewalt und kollektives Gedächtnis*, 1., Aufl. ed. Klett-Cotta, Stuttgart.
- Bohleber, W., 1997. Die Konstruktion imaginärer Gemeinschaften und das Bild vom Juden - unbewußte Determinanten des Antisemitismus in Deutschland. *Psyche (Stuttg.)* 51, 570–607.
- Bohleber, W., 1990. Das Fortwirken des Nationalsozialismus in der zweiten und dritten Generation nach Auschwitz. *Babylon Beitr. Zur Jüdischen Ggw.* 70–83.
- Böll, H., 1981. *Haus ohne Hüter*. Deutscher Taschenbuch Verlag, Munich.
- Böll, H., 1958. *Heinrich Böll: Haus ohne Hüter*. Ullstein Taschenbücher-Verlag, Frankfurt am Main,.
- Bon, G.L., 2009. *Psychologie der Massen*. Nikol, Hamburg.
- Bowlby, J., 1951. *Maternal care and mental health*. World Health Organization.
- Brähler, E., Decker, O., Radebold, H., 2012. Ausgebombt, vertrieben, vaterlos - Langzeitfolgen bei den Geburtsjahrgängen 1930 - 1945 in Deutschland, in: *Kindheiten Im Zweiten Weltkrieg Und Ihre Folgen*. Psychosozial, Gießen, pp. 111 – 136.
- Brandt, 1964. *Flüchtlingskinder*. Wissenschaftliche. Ergebnisse und Dokumente. *Wiss. Jugendkd.*
- Brisch, K.H., Hellbrügge, T., 2012. *Bindung und Trauma: Risiken und Schutzfaktoren für die Entwicklung von Kindern*, 4., Aufl. ed. Klett-Cotta, Stuttgart.
- Brockhaus, G., 2012. Trauer um die Herrenmenschen. Emotionen und Tabus im NS-Gedenken, in: Frölich, M., Jureit, U., Schneider, C. (Eds.), *Das Unbehagen an Der Erinnerung - Wandlungsprozesse Im Gedenken an Den Holocaust*. Brandes & Apsel, Frankfurt am Main, pp. 101 – 116.
- Brockhaus, G., 2007. Lockung und Drohung – die Mutterrolle in zwei Ratgebern der NS-Zeit, in: Gebhardt, M., Wischermann, C. (Eds.), *Familiensozialisation Seit 1933 - Verhandlungen Über Kontinuität*. Steiner, Stuttgart.
- Browning, C.R., n.d. *Ordinary Men: Reserve Police Battalion 101 and the Final Solution in Poland* by Browning, Christopher R. (1998) Paperback, Reprint. ed. Harper Perennial.
- Brumlik, M., 2005. Geschriebenes Leben – Die Entstehung der Pädagogik aus dem Geist der Biographie., in: Ecarius, J., Friebertshäuser, B. (Eds.), *Literalität, Bildung Und Biographie. Perspektiven Erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung*. Opladen, pp. 54 – 65.
- Brumlik, M., 2003. *Wer Sturm sät. Die Vertreibung der Deutschen*. Berlin.
- Brumlik, M., 1995. *Gerechtigkeit zwischen den Generationen*. Berlin Verlag, Berlin.
- Brunner, J., 2014. *Die Politik des Traumas. Gewalterfahrungen und psychisches Leid in den USA*,

- in Deutschland und im Israel/Palästine-Konflikt., Frankfurter Adorno Vorlesungen. Berlin.
- Brunner, J., 2011. Die Politik des Traumas: Gewalt, Gesellschaft und psychisches Leiden. Suhrkamp, Berlin.
- Brunner, J., 2008. Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte: Mütterliche Macht und väterliche Autorität: Elternbilder im deutschen Diskurs - Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 2008: XXXVI/2008. Wallstein, Göttingen.
- Bryce, J., Walker, N., Ghorayeb, F., Kanj, M., 1989. Life experiences, response styles and mental health among mothers and children in Beirut, Lebanon. Soc. Sci. Med. 685–695.
- Butler, R.N., 1963. The Life Review: An Interpretation of Reminiscence in the Aged. Psychiatry 65–76.
- Calhoun, L.G., Tedeschi, R.G., Calhoun, Rupe, S., 2006. Handbook of Posttraumatic Growth: Research and Practice, New. ed. Routledge Chapman Hall, Mahwah, N.J.
- Center for History and New Media, n.d. Schnelleinstieg [WWW Document]. URL [http://zotero.org/support/quick\\_start\\_guide](http://zotero.org/support/quick_start_guide)
- Chamberlain, S., 2000. Adolf Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind. Über zwei NS-Erziehungsratgeber, 3. ed. Psychosozial, Gießen.
- Coerper, C., Hagen, W., Thomae, H., 1954. Deutsche Nachkriegskinder. Thieme.
- Coleman, M.D., 1995. Kind von Verfolgern, in: Bergmann, M., Jucovy, M., Kestenberg, J.S. (Eds.), Kinder Der Opfer, Kinder Der Täter. Frankfurt a. M, pp. 217–238.
- Coleman, P.G., 2004. Zur therapeutischen Bedeutung von Erinnern und Lebensrückschau - ein kritischer Überblick. Psychotherapie im Alter 9–24.
- Decker, O., Brähler, E., 2006. Die psychosozialen Folgen von Vertreibung, Ausbombung und Vaterlosigkeit bei den Geburtsjahrgängen 1930-1945, in: Radebold, H., Heuft, G., Fooker, I. (Eds.), Kindheit Im Zweiten Weltkrieg. Kriesgerfahrungen Und Deren Folgen Aus Psychohistorischer Perspektive. Juventa, Weinheim/München.
- Decker, O., Brähler, E., Radebold, H., 2004. Kriegskindheit und Vaterlosigkeit – Indizies für eine psychosoziale Belastung nach fünfzig Jahren. ZPPM 33–42.
- Der Spiegel (1987): Gestörte Identität, stolpernder Gang. Die Nachkommen der Nazis - gezeichnet für Generationen. <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13520595.html>
- Detka, C., 2005. Zu den Arbeitsschritten der Segmentierung und der Strukturellen Beschreibung in der Analyse autobiographisch-narrativer Interview. Z. Für Qual. Bild.- Berat.- Sozialforschung 351–364.
- Dicks, H.V., 1972. Licensed mass murder: a socio-psychological study of some SS killers. 1972.
- Dill, G., 1999. Nationalsozialistische Säuglingspflege. Eine frühe Erziehung zum Massenmenschen. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart.
- Diner, D., 1987. Ist der Nationalsozialismus Geschichte ? Zu Historisierung und Historikerstreit. Fischer, Frankfurt am Main.
- Ecarius, J., 2012. Familie Und Öffentliche Erziehung: Theoretische Konzeptionen, historische und aktuelle Analysen<br>, 2009th ed. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Ecarius, J., n.d. Jugend und Sozialisation von Jutta Ecarius (2010) Taschenbuch, 2011th ed. Vs

Verlag.

- Ecarius, J., Friebertshäuser, B. (Eds.), 2005. Literalität, Bildung und Biographie. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. Opladen.
- Eckstaedt, A., 1992. Nationalsozialismus in der »zweiten Generation«: Psychoanalyse von Hörigkeitsverhältnissen, 3rd ed. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.
- Eickhoff, F.W., 1986. Identification and its vicissitudes in the context of the Nazi phenomenon. Int. J. Psychoanal. 67.
- Eppler, C.J., 2012. Erziehung im Nationalsozialismus: Bündische Jugend - Hitlerjugend - Reformpädagogik, 1., Auflage. ed. Lindenbaum Verlag, Beltheim-Schnellbach.
- Erikson, E.H., 1966. Einsicht und Verantwortung, Die Rolle des Ethischen in der Psychoanalyse, Aus dem Amerikanischen von Marianne von Eckardt-Jaffe, DEA., ed. Stuttgart, Klett 1966.,
- Ermann M (2004): Wir Kriegskinder. Forum Psychoanal 20: 226 – 23
- Ermann M (2010) Verdeckte Spuren der deutschen Geschichte. Kriegskinder und ihre Kinder - ein ungewolltes Erbe. Forum der Psychoanalyse 26: 325 - 334
- Ermann M (2009): Stumme Zeugen. Über die (Un-) Fähigkeit, die Kriegskindheit zu betrauern. In: Wellendorf F, Wesle Th (Hg) Über die (Un-)Möglichkeit zu trauern. Klett-Cotta, Stuttgart, Seite 263 – 275
- Ermann M (2008): Erinnerungsdiskurse - Forschungsinterviews in Deutschland. In: Reulecke J, Schmook R, Jeremicz J (Hg) Kriegskinder in Ostdeutschland und Polen. Verlag für Berlin-Brandenburg, Berlin, S. 51 – 60
- Ewers, Hans-Heino et al. (Hrsg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten: Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Weinheim, München 2006,
- Faltermeier, J., Glinka, H.-J., Schefold, W., 2003. Herkunftsfamilien: Empirische Befunde und praktische Anregungen rund um die Fremdunterbringung von Kindern. Lambertus, Frankfurt am Main.
- Fanon, F., 1952. Schwarze Haut, weiße Masken. Hamburg.
- Fassin, D., Rechtman, R., 2009. The Empire of Trauma: An Inquiry Into the Condition of Victimhood, New. ed. Princeton Univ Pr, Princeton ; Oxford.
- Fegert, J.M., Ziegenhain, U., Goldbeck, L., 2013. Traumatisierte Kinder und Jugendliche in Deutschland: Analysen und Empfehlungen zu Versorgung und Betreuung, 2nd ed. Beltz Juventa, Weinheim.
- Fischer, G., Riedesser, P., 2003. Lehrbuch der Psychotraumatologie, 3. ed. Ernst Reinhardt, München.
- Fischer, G., Riedesser, P., 1999. Lehrbuch der Psychotraumatologie., 2. ed. München.
- Fischer, T., Lorenz, M.N. (Eds.), 2007. Lexikon der "Vergangenheitsbewältigung" in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945. transcript, Bielefeld.
- Fischer, T., Lorenz, M.N. (Eds.), 2006. Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung“ in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945. Bielefeld.
- Foucault, M., 1973. Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main.

- Frank, N., 1987. *Der Vater. Eine Abrechnung.* München.
- Franz, M., Lieberz, Klaus, Schepank, Heinz, 2012. Das Fehlen der Väter und die spätere seelische Entwicklung der Kriegskinder in einer deutschen Bevölkerungsstichprobe, in: Radebold, Hartmut (Ed.), *Kindheiten Im Zweiten Weltkrieg Und Ihre Folgen.* Psychosozial, Gießen, pp. 45 – 55.
- Franz, M., Hardt, J. & Brähler, E. (2007). Vaterlos: Langzeitfolgen des Aufwachsens ohne Vater im Zweiten Weltkrieg. *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie*, 53, 216-227.
- Frei, N., 2005. *1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewußtsein der Deutschen*, 1st ed. C.H.Beck, München.
- Freud, A., Burlingham, T., 1943. *War and children.* New York.
- Freud, A., Dann, S., 1951. An Experiment in Group Upbringing. *Psychoanal. Study Child* 127 – 168.
- Frey, C., Schmitt, M., 2012. Kindheitsbelastungen und psychische Störungen im Erwachsenenalter. Ergebnisse einer Interdisziplinären Längsschnittstudie des Erwachsenenalters (ILSE)., in: Radebold, H. (Ed.), *Kindheiten Im Zweiten Weltkrieg Und Ihre Folgen.* Psychosozial, Gießen, pp. 57 – 63.
- Friebertshäuser, B., Langer, A., Prengel, A., 2010. *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*, 3., vollst. überarbeitete Aufl. ed. Beltz Juventa, Weinheim.
- Friebertshäuser, Richter, B., Boller, H., 2010. Theorie und Empirie im Forschungsprozess und die „Ethnographische Collage“ als Auswertungsstrategie., in: Friebertshäuser, B., Langer, A., Prengel, A. (Eds.), *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in Der Erziehungswissenschaft.* Juventa, Weinheim/München, pp. 379–396.
- Friedlmeier, W., Trommsdorff, G., 1992. Entwicklung von Empathie, in: Finger, G. (Ed.), *Frühförderung. Zwischen Passionierter Praxis Und Hilfloser Theorie.* Lambertus, Freiburg, pp. 138 – 150.
- Frölich, M., Jureit, U., Schneider, C. (Eds.), 2012. *Das Unbehagen an der Erinnerung - Wandlungsprozesse im Gedenken an den Holocaust.* Brandes & Apsel, Frankfurt.
- Gahleitner, S.B., 2005. *Neue Bindungen wagen: Beziehungsorientierte Therapie bei sexueller Traumatisierung*, 1., Aufl. ed. Reinhardt, Ernst, München.
- Gahleitner, S.B., Loch, U., Schulze, H., 2012. Psychosoziale Traumatalogie - eine Annäherung, in: Schulze, H., Loch, U., Gahleitner, S.B. (Eds.), *Soziale Arbeit Mit Traumatisierten Menschen.* Schneider Verlag Hohengehren, Baltmannsweiler, pp. 6 – 53.
- Garnezy, N., Rutter, M., 1983. *Stress, Coping and Development in Children.* McGraw Hill Higher Education, New York.
- Gauch, S., 1979. *Vaterspuren. Erzählung.* Frankfurt a. M.
- Gebhardt, M., 2009a. *Die Angst vor dem kindlichen Tyrannen: Eine Geschichte der Erziehung im 20. Jahrhundert.* Deutsche Verlags-Anstalt.
- Gebhardt, M., 2009b. „Lehret sie, dass sie nicht um ihrer selbst willen sind.“ Frühkindliche Sozialisation im Nationalsozialismus, in: Ecarius, J., Groppe, C., Malmede, H. (Eds.), *Familie Und Öffentliche Erziehung.* Springer, pp. 221–244.

- Gebhardt, M., 2007. Haarer meets Spock - frühkindliche Erziehung und gesellschaftlicher Wandel seit 1933 /, in: Gebhardt, M., Wischermann, C. (Eds.), Familiensozialisation seit 1933 - Verhandlungen über Kontinuität. Stuttgart, pp. 87–107.
- Gebhardt, M., Wischermann, C., 2007. Familiensozialisation seit 1933 - Verhandlungen über Kontinuität, 1st ed. Franz Steiner Verlag, Stuttgart.
- Gerlach, C., 2011. Extrem gewalttätige Gesellschaften. Massengewalt im 20. Jahrhundert. Deutsche Verlagsanstalt, München.
- Gestörte Identität, stolpernder Gang. Die Nachkommen der Nazis - gezeichnet für Generationen, 1987. . Spieg.
- Geulen, D., Hurrelmann, K., 1980. Hurrelmann, Klaus: Zur Programmatik einer umfassenden Sozialisationstheorie., in: Handbuch Der Sozialisationsforschung. Beltz, Weinheim, pp. 51–68.
- Glaser, B.G., Strauss, A.L., 2008. Grounded Theory: Strategien qualitativer Forschung, 1. Nachdr. 2008 der 2., korr. Aufl. 2005. ed. Huber, Bern, Bern.
- Glaesmer, H., Brähler, E. (2011a): Die Langzeitfolgen des Zweiten Weltkrieges in der deutschen Bevölkerung: Epidemiologische Befunde und deren klinische Bedeutung, in: Psychotherapeutenjournal 4, S. 346-353.
- Glinka, H.-J., 2009. Das narrative Interview: Eine Einführung für Sozialpädagogen, 3rd ed. Beltz Juventa, Weinheim.
- Goldhagen, D.J., 2012. Hitlers willige Vollstrecker: Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust. Pantheon Verlag, München.
- Graubner, B., 2014. ICD-10-GM 2015 Systematisches Verzeichnis: Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme. Deutscher Ärzte-Verlag, Köln.
- Grisard, T., 2012. Notwendigkeit und Möglichkeit einer Psychotraumabehandlung bei Menschen im höheren Lebensalter. Ein Pilotprojekt. Trauma und Gewalt 72 – 77.
- Grünberg, K., 2001. Vom Banalisieren des Traumas in Deutschland., in: Kurt Grünberg, Straub, J. (Eds.), Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen Des Nationalsozialismus Bei Nachkommen von Opfern Und Tätern., Psychoanalytische Beiträge. Tübingen, pp. 151 – 181.
- Grünberg, K., 1997. Schweigen und Ver-Schweigen. NS-Vergangenheit in Familien von Opfern und von Tätern oder Mitläufern. Psychosozial 9–22.
- Grünberg, K., n.d. Tradierung des Nazi-Traumas und Schweigen, in: Trauma Und Gesellschaft. Vergangenheit in Der Gegenwart. 2002, pp. 34 – 63.
- Grünberg, K., Straub, J. (Eds.), 2001. Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern., Psychoanalytische Beiträge. Tübingen.
- Grundmann, M., Hoffmeister, D. (2005): Ambivalente Kriegskindheiten aus soziologischer Perspektive, in: Lettke, Frank & Lange, Andreas (Hrsg.). Generationen, Familien und Gesellschaft: Interdisziplinäre Annäherungen an Spannungsfelder der Gegenwartsgesellschaft.
- Haarer, J., 1940. Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind. Berlin/ München.

- Haarer, J., 1937. *Unsere kleinen Kinder.*, 2. Auflage. ed. München.
- Haarer, J., 1937b. *Mutterschaft und Familienpflege im neuen Reich (Beiträge zur Volkslehre und Gemeinschaftspflege.* Aus der Vortragsfolge der Volksbildungskanzlei München.
- Haarer, J., 1934. *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind.* Lehmanns, München.
- Habermas, J., 1990. *Die nachholende Revolution.* Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Halbwachs, M., 1991. *Das kollektive Gedächtnis.* Fischer-Taschenbuch-Verl., Frankfurt am Main.
- Halbwachs, M., 1925. *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen.* Berlin/Neuwied.
- Hardtmann, G., 1995. *Die schatten der Vergangenheit,* in: *Kinder Der Opfer, Kinder Der Täter.* Frankfurt a. M, pp. 239–265.
- Harig, L., 1986. *Ordnung ist das ganze Leben. Roman meines Vaters.* München.
- Hauer, N., 1994. *Die Mitläufer. Oder die Unfähigkeit zu fragen. Auswirkungen des Nationalsozialismus für die Demokratie von heute.* Olpaden.
- Hauffa, R., Rief, W., Brähler, E., Martin, A., Mewes, R. & Glaesmer, H. (2011). *Lifetime traumatic experiences and posttraumatic Stress disorder in the German Population – Results of a representative population sample.* *Journal of Nervous and Mental Disease,* 199(12), S. 934-939.
- Heimannsberg, B., Schmidt, C.J., 1992. *Das kollektive Schweigen, Erw. Neuausg. ed. EHP Edition Humanistische Psychologie,* Köln.
- Heinemann, I., 2003. »Rasse, Siedlung, deutsches Blut«. *Das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS und die rassenpolitische Neuordnung Europas.* Göttingen.
- Heinlein, M., 2010. *Die Erfindung der Erinnerung: Deutsche Kriegskindheiten im Gedächtnis der Gegenwart,* 1., Aufl. ed. transcript, Bielefeld.
- Herkommer, C., 2005. *Christina Herkommer: Frauen im Nationalsozialismus - Opfer oder Täterinnen?* München.
- Herrenkinder, n.d. . Salzgeber & Co. Medien GmbH.
- Heuft, G., 2004. *Traumatisierung im Lebenslauf und Trauma-Reaktivierung im Alter. Psychother. Im Alter* 3, 22 – 36.
- Heuft, G., Kruse, A., Radebold, H., 2006. *Lehrbuch der Gerontopsychosomatik und ALterspsychotherapie,* 2. ed. Ernst Reinhardt, München.
- Heuft, G., Schneider, G., Klaiberg, A., Brähler, E. (2007) *Ausgebombt – Psychische und psychosomatische Spätfolgen des Zweiten Weltkrieges.* *Z Psychosom Med Psychother* 53: 228-243
- Heufft, Glaesmer, Brähler, E., 2011. *Die Langzeitfolgen des Zweiten Weltkrieges in der deutschen Bevölkerung: Epidemiologische Befunde und deren klinische Bedeutung.* *Psychotherapeutenjournal* 346 – 353.
- Hilberg, R., 1992. *Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933–1945.* Frankfurt a. M.
- Hilberg, R., 1961. *The Destruction of the European Jews.* Quadrangle, Chicago.
- Hinckeldey, S. von, Fischer, G., 2002. *Psychotraumatologie der Gedächtnisleistung: Diagnostik, Begutachtung und Therapie traumatischer Erinnerungen,* 1st ed. UTB, Stuttgart, München.

- Hoffmeister, Dieter/Grundmann, Matthias/Thamer, Hans-Ulrich/Schneider, Gudrun/Heuft, Gereon (o. J.): Zeitgeschichtliche Erfahrungen und ihre Auswirkungen auf die gesellschaftliche Teilhabe alter Menschen (Abschlussbericht), [http://www.uni-muenster.de/Soziologie/forschung/docs/w2k\\_abschlussbericht.pdf](http://www.uni-muenster.de/Soziologie/forschung/docs/w2k_abschlussbericht.pdf).
- Holstein, C., Lamparter, U., Möller, B., Thießen, M., Wiegand-Grefe, S., Wierling, D., 2010. 65 Jahre später: Zeitzeugen des Hamburger "Feuersturms" (1943) im lebensgeschichtlichen Interview. *Forum der Psychoanalyse* 365 – 387.
- Holtmann, M. au=Schmidt, 2004. Resilienz im Kindes- und Jugendalter. *Kindh. Entwickl.* 13, 195–200.
- Honneth, A., 1992. *Kampf um Anerkennung*. Frankfurt a. M.
- Hurrelmann, K., 1998. *Einführung in die Sozialisationstheorie*. Weinheim.
- Hurrelmann, K., Ulich, D., 1997. *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*. Beltz, Weinheim ;Basel.
- Jakob, G., 2010. Biographische Forschung mit dem narrativen Interview, in: Friebertshäuser, B., Langer, A., Prengel, A. (Eds.), *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in Der Erziehungswissenschaft*. Juventa, Weinheim/München, pp. 219–233.
- Jaspers, K., 1946. *Die Schuldfrage*. Heidelberg.
- Jureit, U., 2012. Normative Verunsicherungen. Die Besichtigung einer erinnerungspolitischen Zäsur., in: Frölich, M., Jureit, U., Schneider, C. (Eds.), *Das Unbehagen an Der Erinnerung - Wandlungsprozesse Im Gedenken an Den Holocaust*. Brandes & Apsel, Frankfurt, pp. 21 – 36.
- Jureit, U., Schneider, C., 2010. *Gefühlte Opfer: Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*, 1. Aufl. ed. Klett-Cotta, Stuttgart.
- Kaminer, I.J., 1997. Normalität und Nationalsozialismus. *Psyche (Stuttg.)* 385–409.
- Kannonier-Finster, W., 2004. *Eine Hitler-Jugend*. Innsbruck.
- Keilson, H., 2005. *Sequenzielle Traumatisierung bei Kindern. Untersuchung zum Schicksal jüdischer Kriegswaisen*. Psychosozial, o.O.
- Keilson, H., 2001. *Sequentielle Traumatisierung bei Kindern: Untersuchung zum Schicksal jüdischer Kriegswaisen*, 1. ed. Psychosozial-Verlag, Gießen, Lahn.
- Keim, W., 1995a. *Erziehung unter Nazi-Diktatur*. Darmstadt.
- Keim, W., 1995b. *Erziehung unter der Nazi-Diktatur*, 2 Bde., Bd.1, *Antidemokratische Potentiale, Machtantritt und Machtdurchsetzung*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.
- Kestenberg, J.S., 1995. Überlebende Eltern und ihre Kinder., in: Bergmann, M., Jucovy, M., Kestenberg, J.S. (Eds.), *Kinder Der Opfer, Kinder Der Täter*. Frankfurt a. M, pp. 103–126.
- Kestenberg, J.S., 1989. Neue Gedanken zur Transposition. *Klinische, therapeutische und entwicklungsbedingte Betrachtungen*. *Jahrb. Psychoanal.* 163–189.
- King, V., 2002. *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften*. Opladen.
- Kipp, J., Herda, C., 2004. Angstanfälle im Alter - ein Durchbruch alter Traumata. *Psychother. Im Alter* 2, 67 – 74.

- Klafki, W., 1976. Aspekte kritisch-konstruktiver Erziehungswissenschaft. Weinheim.
- Klein, R., 2010. Feststellungen – zur Entsorgung von Reflexivität durch Kultur- und Bildungsstandards., in: Klein, R., Dungs, S. (Eds.), Standardisierung Der Bildung – Zwischen Subjekt Und Kultur. 30-54, Wiesbaden.
- Klein, R., 2004. Tiefenhermeneutische Zugänge. Bad Heilbrunn, S. 622-635., in: Glaser, E., KLika, D., Prengel, A. (Eds.), Gender Und Erziehungswissenschaft. Ein Handbuch. Bad Heilbrunn, pp. 622–635.
- Klemperer, V., 1975. LTI - Notizbuch eines Philologen. Reclam, Leipzig.
- Klönne, A., 1992. Jugend im Dritten Reich. Die Hitler- Jugend und ihre Gegner. DTV Deutscher Taschenbuch, München.
- Klönne, A., 1982. Jugend im Dritten Reich: die Hitler-Jugend und ihre Gegner; Dokumente und Analysen. Diedrichs, Düsseldorf.
- Kluge, A., Combrink, T., 2014. Der Luftangriff auf Halberstadt am 8. April 1945, Originalausgabe. ed. Suhrkamp Verlag, Berlin.
- Koch-Kneidl, L., Wiese, J. (Eds.), 2003. Entwicklung nach früher Traumatisierung, Psychoanalytische Blätter. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Kohli, M., 2003. Der institutionalisierte Lebenslauf: ein Blick zurück und nach vorn, in: Allmedinger, J. (Ed.), Entstaatlichung Und Soziale Sicherheit. Verhandlungen Des 31. Kongresses Der Deutschen Gesellschaft Für Soziologie in Leipzig 2002. Leske + Budrich Verlag, Opladen, pp. 525 – 545.
- Kohli, M., 1999. Private and public transfers between generations: Linking the family and the state. Eur. Soc. 81–104.
- Kohli, M., 1985. Die Institutionalisierung des Lebenslaufs: Historische Befunde und theoretische Argumente. Köln. Z. Für Soziol. Sozialpsychologie 1–29.
- Kohut, H., 1981. Narzißmus, Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzißtischer Persönlichkeitsstörungen, aus dem Amerikanischen von Lutz Rosenkötter., Frankfurt/Main, Suhrkamp 1981, Frankfurt am Main.
- KOLK, B.A.; M., ALEXANDER C. ; WEISAETH, LARS VAN DER, 1999. Traumatic Stress. Guilford Press, New York.
- Kompisch, K., 2008. Täterinnen: Frauen im Nationalsozialismus. Köln.
- Konrad, F.-M., 2004. Kindergarten - seine Geschichte von den Anfängen bis in die Gegenwart. Lambertus, Freiburg.
- Kraft, A., 2007. Dialog und Delegation in der Vaterliteratur der 68er, in: Gebhardt, M., Wischermann, C. (Eds.), Familiensozialisation Seit 1933 - Verhandlungen Über Kontinuität. Stuttgart.
- Krüger, H.-H.; Deppe, U 2010. Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. In: Friebertshäuser, B.; Langer, A.; Prengel, A. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim und München, Juventa, 3. Auflage, 2010, S. 61 – 72.
- Krüger, H.-H., Marotzki, W., 1999. Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, 1999th ed. Leske + Budrich Verlag, Opladen.

- Küchenhoff, J., 2004. Zur Einführung des Narzißmus - Eine Relektüre. *Psyche* (Stuttg.) 150–169.
- Küchenhoff, J., 1999. Die Repräsentation früher Traumata in der Übertragung. *Forum Psychoanal., Forum der Psychoanalyse* 15–31.
- Kühner, A., 2007. Kollektive Traumata. Argumente, Konzepte, Perspektiven.
- Kühner, Angela (2007): Kollektive Traumata. Argumente, Konzepte, Perspektiven. (Aktualisierte und erweiterte Buchfassung des Berghof Report Nr. 9.) Gießen: Psychosozial, n.d.
- Küpper, H., 1964. *Simplicius 45. Roman., 2. Aufl., ed. Köln, Middelhauve 1964.*
- Kuwert, P., Spitzer, C., Freyberger, H., Ehrmann, M., 2007. Sixty years later: Post-traumatic stress symptoms and current psychopathology in former German children of World War II. *Internat Psychogeriatrics* 19 782 – 784.
- Kuwert P, Spitzer C, Dudeck M, Freyberger HJ, Ermann M (2008) Psychische Beschwerden, interpersonale Probleme, Lebensqualität und Kohärenzgefühl bei ehemaligen deutschen Kriegskindern *Psychother Psych Med* 2008; 58: 257-263
- Kuwert P, Spitzer C, Träger A, Freyberger HJ, Ermann M (2007): Posttraumatische Belastungssymptome als Spätfolge von Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. *Psychotherapeut* 52: 212 – 217
- Kuwert P, Spitzer C, Dudeck M, Vogel M, Freyberger HJ, Ermann M (2006): Psychische Beschwerden, interpersonelle Probleme, Lebensqualität und Kohärenzgefühl bei ehemaligen deutschen Kriegskindern. *Psychother Psych Med*
- Lang, B., Schirmer, C., Lang, T., Hair, I.A. de, Wahle, T., Bausum, J., Weiß, W., Schmid, M., 2013. Traumapädagogische Standards in der stationären Kinder- und Jugendhilfe: Eine Praxis- und Orientierungshilfe der BAG Traumapädagogik, 1st ed. Beltz Juventa, Weinheim.
- Laslett, 1995. *Laslett, Das Dritte Alter, 1st ed. Beltz Juventa, Weinheim.*
- Leonhard, B., 2005. Die Pflege von Holocaust-Überlebenden im Alter. Die Erfahrungen israelischer Pfleger in der Betreuung von Opfern der Shoah, 1st ed. Mabuse-Verlag, Frankfurt am Main.
- Leuzinger-Bohleber, M., 1997. Buchbesprechung: Schneider et al. (1996): *Das Erbe der Napola. Versuch einer Generationengeschichte des Nationalsozialismus.* Hamburg. *Psyche* 2, 181 – 189.
- Leuzinger-Bohleber, M., Stuhr, U., 1997. *Psychoanalysen im Rückblick. Methoden, Ergebnisse und Perspektiven der neueren Katamneseforschung.* Psychosozial, Gießen.
- Leys, R., 2011. Die “Überlebensschuld” im psychoanalytischen Diskurs - Ein kurzer historischer Überblick, in: Brunner, J., Zajde, N. (Eds.), *Holocaust Und Trauma. Kritische Perspektiven Zu Entstehung Und Wirkung Eines Paradigmas.* Wallstein, Göttingen.
- Liebenwein, S., Weiß, S., 2012. Erziehungsstile., in: Sandfuchs, U., Melzer, W., Dühlheimer, B., Rausch, A. (Eds.), *Handbuch Erziehung.* Klinkhardt, Bad Heilbrunn, pp. 160–168.
- Lippelt, E., Keppel, C., 1950. Deutsche Kinder in den Jahren 1947 bis 1950. *Schweiz. Z. Für Psychol. Ihre Anwendungen* 212 – 322.
- Lohl, J., 2010. *Gefühlserbschaft und Rechtsextremismus: Eine sozialpsychologische Studie zur Generationengeschichte des Nationalsozialismus,* 1st ed. Psychosozial-Verlag, Giessen.
- Lorenzer, A.A./ T., 1986. Tiefenhermeneutische Kulturanalyse, in: König, H.D., Lorenzer, A.A./ T.

- (Eds.), Kultur-Analysen. Psychoanalytische Studien Zur Kultur. Fischer, pp. 11–98.
- Lorenzer, A.A./ T., 1972. Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie ., 160 S. ed. - FfM: Suhrkamp., Frankfurt am Main.
- Lorenz-Herzog, I., 1946. Gesunde und frohe Kinder, 22. - 31. Tsd. ed. Franckh.
- Lösel, F., Bender, D., 1994. Lebenstüchtig trotz schwieriger Kindheit. Psychische Widerstandskraft im Kindes- und Jugendalter. Psychoscope 14–17.
- Lower, W., 2014. Hitlers Helferinnen: deutsche Frauen im Holocaust. München.
- LUTHAR, S.S., CICCHETTI, D., 2000. The construct of resilience: Implications for interventions and social policies. Dev. Psychopathol. 12, 857–885.
- Maercker, A., Forstemeier, S., Wagner, B., Glaesmer, H., Brähler, E., 2008. Posttraumatische Belastungsstörungen in Deutschland. Ergebnisse einer gesamtdeutschen epidemiologischen Untersuchung. Nervenarzt 577 – 587.
- Maercker, A., Langer, R., 2001. Persönliche Reifung (Personal Growth) durch Belastungen und Traumata: Validierung zweier deutschsprachiger Fragebogenversionen. Diagnostica 153–162.
- Maercker, A., Herrle, J. & Grimm, I. (1999). Dresdner Bombennachtsopfer 50 Jahre danach: Eine Untersuchung patho- und salutogenetischer Variablen. Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie, 12, 157-167.
- Mank, U., 2011. Zwischen Trauma und Rechtfertigung. Wie sich ehemalige Wehrmachtssoldaten an den Krieg erinnern. Frankfurt am Main.
- Mannheim, K., 1923. Das Problem der Generationen.
- Marks, S., 2006. Warum folgten sie Hitler? - Die Psychologie des Nationalsozialismus, 3., 2014th ed. Patmos Verlag, Ostfildern.
- Mayring, P., 2015. Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken, Neuauflage, 12., vollständig überarbeitete und aktualisierte Aufl. ed. Beltz, Weinheim.
- Mayring, P., 2002. Einführung in die qualitative Sozialforschung, 5. Aufl. ed. Beltz, Weinheim ;Basel.
- Mayring, P., Brunner, E., 2010. Qualitative Inhaltsanalyse, in: Boller, B., Friebertshäuser, B., Langer, A. (Eds.), Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in Der Erziehungswissenschaft. Juventa, Weinheim, pp. 323–334.
- Meckel, C., 1980. Suchbild. Über meinen Vater. Frankfurt a. M.
- Mitscherlich, A., Mitscherlich, M., 1967. Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens. Piper, München.
- Morrison, A.P., 1996a. Shame: The Underside of Narcissism. The Analytic Press.
- Morrison, A.P., 1996b. The Culture of Shame. Ballantine Books.
- Moser, T., 1996. Dämonische Figuren: Die Wiederkehr des Dritten Reiches in der Psychotherapie (suhrkamp taschenbuch) von Moser, Tilmann (2001) Taschenbuch, 1st ed. Suhrkamp Verlag.
- Müller, C., 2012. Kriegskinder - Wie haben sie ihre Kindheit verarbeitet? Ludwig-Maximilian-Iniverität München, München.
- Müller-Hohagen, Jürgen (2001): Seelische Weiterwirkungen aus der Zeit des Nationalsozialismus –

zum Widerstreit der Loyalitäten. In: Grünberg, Kurt/ Straub, Jürgen (Hrsg.): Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern. Psychoanalytische Beiträge 6. Tübingen. S.83 – 119

- Müller-Hohagen, Jürgen (1992): Gleichschaltung und Denunziation. Disziplinierung der Eltern über die Kinder. In: Benz, Ute und Benz, Wolfgang (hrsg.) (1992): Sozialisation und Traumatisierung. Kinder in der Zeit des Nationalsozialismus. Frankfurt am Main. S. 80 - 91
- Müller-Hohagen, J., 2005. Verleugnet, verdrängt, verschwiegen: Seelische Nachwirkungen der NS-Zeit und Wege zu ihrer Überwindung, 2nd ed. Kösel-Verlag, München.
- Müller-Hohagen, J., 2003. Geschichte in uns. Seelische Auswirkungen bei den Nachkommen von NS-Tätern und Mitläufern, 1., Auflage. ed. Pro Business, Berlin.
- Müller-Hohagen, J., 1994. Geschichte in uns: Psychogramme aus dem Alltag. Knesebeck, München.
- Müller-Hohagen, J., 1988. Verleugnet, verdrängt, verschwiegen, First Edition. ed. Kösel, München.
- Müller-Münch, I., 2012. Die geprügelte Generation: Kochlöffel, Rohrstock und die Folgen, 3., Aufl. ed. Klett-Cotta, Stuttgart.
- Muttermacht und Lebensangst [WWW Document], 2008.
- Netzwerk für Politische Bildung, Kultur und Kommunikation, 2003. Erinnern, verdrängen, vergessen: geschichtspolitische Wege ins 21. Jahrhundert, 1. Aufl. ed, Schriften zur politischen Bildung, Kultur und Kommunikation. NBKK, Giessen.
- Neubaur, C., Wilkens, L., 1997. Religion der Propaganda im Nationalsozialismus. Psyche, Gießen.
- Niederland, W.G., 1980. Folgen der Verfolgung: Das Überlebenden-Syndrom, Seelenmord. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Oppenheimer, J., n.d. The Act of Killing. Dogwoof.
- Özkan, I., Sachsse, U., Streeck-Fischer, A., 2002. Trauma und Gesellschaft. Vergangenheit in der Gegenwart. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Pankau, J.G. (Ed.), 1997. Rhetorik im Nationalsozialismus. Niemeyer, Tübingen.
- Petermann, U., Petermann, F., 2006. Erziehungskompetenz. Kindh. Entwickl. 1–8.
- Piers, G., Singer, M., 2015. Shame and Guilt: A Psychoanalytic and a Cultural Study.
- Plattner, E., 1941. Die ersten sechs Lebensjahre. Leipzig.
- Plessen, E., 1976. Mitteilungen an den Adel. Roman. München.
- Quindeau, I., 2004. Spur und Umschrift. Die Konstitutive Bedeutung von Erinnerung in der Psychoanalyse. Wilhelm Fink Verlag, München.
- Quindeau, I., 1995. Trauma und Geschichte. Interpretationen autobiographischer Erzählungen von Überlebenden des Holocaust. Brandes & Apsel, Frankfurt.
- Quindeau, I., Einert, K., 2013. 'Die Jugend dient dem Führer' – Trauma im Alter durch Krieg und NS-Erziehung. Sozialmagazin.
- Quindeau, I., Einert, K., Teuber, N., 2013. Kindheit in Krieg und Nationalsozialismus. BIOS Z. Für Biogr. Oral Hist. Leb.
- Radebold, H., 2009. Die dunklen Schatten unserer Vergangenheit. Hilfen für Kriegskinder im Alter.,

3. ed. Klett-Cotta, Stuttgart.

- Radebold, H., 2005. Die dunklen Schatten unserer Vergangenheit: Ältere Menschen in Beratung, Psychotherapie, Seelsorge und Pflege, 2., Aufl. ed. Klett-Cotta, Stuttgart.
- Radebold, H., Heuft, G., Fooker, I., 2009. Kindheiten im Zweiten Weltkrieg: Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive, 2nd ed. Beltz Juventa, Weinheim.
- Radebold, H., Heuft, G., Fooker, I. (Eds.), 2006. Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive. Juventa, Weinheim/München.
- Radebold, H. (2006) Während des Alterns anzutreffende Folgen: aktueller Kenntnisstand. In: Radebold, H, Heuft, G, Fooker, G (Hrsg.) Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive. Juventa, Weinheim. S. 139-148
- Radebold, H. (2006) Kriegskindheiten in Deutschland – damals und heute. In: Radebold, H, Heuft, G, Fooker, G (Hrsg.) Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive. Juventa, Weinheim. S. 15-25
- Radebold, H. (2007) Der Beitrag psychoanalytischer Forschungspraxis: Langfristige Folgen kriegsbedingter väterlicher Abwesenheit, in: Fooker, I., Zinnecker, J. (Hrsg.) Trauma und Resilienz. Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten, S. 147-154, Juventa, Weinheim.
- Radebold, H. (2004) Kriegsbeschädigte Kindheiten (1928-29 bis 1945-48). Kenntnis- und Forschungsstand in: Radebold, H. (Hg.) Kindheit im II. Weltkrieg und ihre Folgen, S. 17-30
- Radebold, H. (2004) „Kriegskinder“ im Alter. Bei Diagnose historisch denken. Deutsches Ärzteblatt 101:2-4
- Radebold, H, Heuft, G (2006) Bleiben (Kriegs-) Traumata potenziell lebenslang ein Risikofaktor? – Wir haben eine Geschichte, wir sind Geschichte und wir verkörpern Geschichte. ZPPM 4:39-52
- Radebold, H. (2007) Kindheiten im Zweiten Weltkrieg und ihre Folgen für die Gesundheit im Alter in: Teising, Drach, Gutzmann, Haupt, Kortus, Wolter (Hrsg.) Alt und psychisch krank, Schriftenreihe der DGGPP Band 6 Kohlhammer, Stuttgart, S. 126-132
- Radebold, H. (2000) Abwesende Väter – Folgen der Kriegskindheit in Psychoanalysen 2. Aufl 2002, 3. Auflage 2004 (ab 2. Auflage unter dem Titel Abwesende Väter und Kriegskindheit – Fortbestehende Folgen in Psychoanalysen), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen
- Radebold, H. (Hrg.) (2004) Kindheiten im II. Weltkrieg und ihre Folgen Psychosozial-Verlag, Gießen
- Radebold, H, Bohleber, W, Zinnecker, J (Hrsg.) (2008) Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Juventa, Weinheim.
- Rauter, E.-A., 1979. Brief an meinen Erzieher. München.
- Rehmann, R., 1979. Der Mann an der Kanzel. Fragen an meinen Vater. München.
- Reichle, B., Gloger-Tippelt, G., 2007. Kontexte und sozial-emotionale Entwicklung. Kindh. Entwickl. 199–208.

- Reuleux, N., 2006. Nationalsozialistische Täter. Die intergenerative Wirkungsmacht des malignen Narzissmus. Gießen.
- Riedesser, P., Schulte-Markwort, M., Walter, J., 2003. Entwicklungspsychologische und psychodynamische Aspekte psychischer Traumatisierungen von Kindern und Jugendlichen., in: Koch-Kneidl, L., Wiese, J. (Eds.), Entwicklung Nach Früher Traumatisierung. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Riemann, G., 2010. Ein Forschungsansatz zur Analyse narrativer Interviews, in: Bock, K., Mieth, I. (Eds.), Handbuch Qualitative Methoden in Der Sozialen Arbeit. Budrich, Opladen, pp. 223–231.
- Rommelspacher, B., 1995. Schuldlos-Schuldig? Wie sich junge Frauen mit Antisemitismus auseinandersetzen. Hamburg.
- Rosenkötter, L., 1979. Schatten der Zeitgeschichte auf psychoanalytische Behandlungen. Psyche (Stuttg.) 1024–1038.
- Rosenthal, G., 2008. „Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun“ Zur Gegenwärtigkeit des „Dritten Reiches“ in Biographien. Leske + Budrich Verlag, Opladen.
- Rosenthal, G., 2005. Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim/München.
- Rosenthal, G., 1997. Der Holocaust im Leben von drei Generationen: Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern, 3., korr. A., unveränd. Nachdr. 2004. ed. Psychosozial-Verlag, Giessen.
- Rothe, K., 2009. Das (Nicht-)Sprechen über die Judenvernichtung. Psychische Weiterwirkungen des Holocaust in mehreren Generationen nicht-jüdischer Deutscher. Gießen.
- Rottgardt, E., 1999. Elternhörigkeit. Nationalsozialismus in der Generation danach. Eltern-Kind-Verhältnisse vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Vergangenheit. Dr. KOVAC, Hamburg.
- Rottgart, E., 1993. Elternhörigkeit - Nationalsozialismus in der Generation danach . Eltern-Kind-Verhältnisse vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Vergangenheit, 1. Aufl. ed. Verlag Dr. Kovac, Hamburg.
- Rutter, M., 2000. Resilience reconsidered: Conceptual considerations, empirical findings, and policy implications., in: Shonkoff, J., Meisels, S. (Eds.), Handbook of Early Childhood Intervention. 2. Cambridge University Press, New York, pp. 651 – 682.
- Sabrow, M., 2012. Held und Opfer. Zum Subjektwandel deutscher Vergangenheitsverständnis im 20. Jahrhundert, in: Frölich, M., Jureit, U., Schneider, C. (Eds.), Das Unbehagen an Der Erinnerung - Wandlungsprozesse Im Gedenken an Den Holocaust. Brandes & Apsel, Frankfurt, pp. 37 – 54.
- Sandfuchs, U., Melzer, W., Dühlmeier, B., Rausch, A., 2012. Handbuch Erziehung, 1. Aufl. ed. UTB GmbH, Bad Heilbrunn.
- Sass, H., Wittchen, H.U., Zaudig, M., Houben, I., 2003. Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen DSM-IV-TR: Textrevision, 1., Aufl. ed. Hogrefe Verlag, Göttingen; Bern; Toronto; Seattle.
- Sautter, R., n.d. Hitlerjugend, das Erlebnis einer großen Kameradschaft., Carl Röhrig-Verlag.
- Scherr, A., 2006. Sozialisation, Person, Individuum, in: Korte, H., Schäfers, B. (Eds.), Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie, Einführungskurs Soziologie. VS Verlag für

Sozialwissenschaften, pp. 45–66.

- Schleißinger, A., n.d. Der Kindergarten und die Nationalsozialisten - Auswirkungen der NS-Ideologie auf die öffentliche Kleinkindbetreuung in den Jahren 1933-1945.
- Schlesinger-Kipp, G., 2012a. Psychoanalytische Behandlung von "Kriegskindern". Ergebnisse der Katamnese studie, in: Radebold, H. (Ed.), Kindheiten Im Zweiten Weltkrieg Und Ihre Folgen. Psychosozial, Gießen, pp. 75 – 90.
- Schlesinger-Kipp, G., 2012b. Kindheit im Krieg und Nationalsozialismus. PsychoanalytikerInnen erinnern sich. Psychosozial, Gießen.
- Schmid, M., 2008. Erziehungsratgeber in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts - eine vergleichende Analyse. Weißensee Verlag, Berlin.
- Schmid, P., 1943. Schwierige Kinder und Jugendliche. Kleines Handbuch für Eltern und andere Erzieher. Zürich.
- Schmidt, C., 2010. Auswertungstechniken für Leitfadeninterviews. Friebertshäuser, Barbara; Langer, Antje; Prengel, Annedore (unter Mitarbeit von Heike Boller und Sophia Richter), in: Friebertshäuser, B., Langer, A., Prengel, A. (Eds.), Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in Der Erziehungswissenschaft. Juventa, Weinheim/München, pp. 473–486.
- Schneider, C., Stillke, C., Leineweber, B., 1996. Das Erbe der Napola. Versuch einer Generationengeschichte des Nationalsozialismus, 1. A. ed. Hamburger Edition, HIS, Hamburg.
- Schneider, P., 1987. Vati. Erzählung. Darmstadt/ Neuwied.
- Scholtz, H., 2008. Erziehung und Unterricht unterm Hakenkreuz, 1. Aufl.; ed. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Schröder, J., Vesper, B., 1983. Die Reise, 8th ed. rororo, Reinbek bei Hamburg.
- Schubert, G., 2006. Die kollektive Unschuld. Wie der Dresden-Schwindel zum nationalen Opfermythos wurde., konkret texte. Hamburg.
- Schulze, H., Loch, U., Gahleitner, S.B. (Eds.), 2012. Soziale Arbeit mit traumatisierten Menschen. Plädoyer für eine Psychosoziale Traumatologie. Schneider Verlag Hohengehren, Baltmannsweiler.
- Schulz-Hageleit, P., 2005. NS-Kindheit und Geschichtsbewußtsein. Sieben Thesen zur Geschichtsdidaktik anlässlich des Kongresses "Die Geeration der Kriegskinder und ihre Botschaft für Europa sechzig Jahre nach Kriegsende."
- Schulz, H., Radebold, H., Reulecke, J., 2004. Söhne ohne Väter, 1. ed. Links, Berlin.
- Schumacher, J., Leppert, K., Gunzelmann, T., Strauß, B., Brähler, E., 2005. Strauß, B. & Brähler, E. (2005). Die Resilienzskala – Ein Fragebogen zur Erfassung der psychischen Widerstandsfähigkeit als Personmerkmal. Zeitschrift für Klinische Psychiatrie und Psychotherapie 16–39.
- Schütze, F., 1987. Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. Studienbrief der Universität Hagen. Teil 1. Universität Hagen, Hagen.
- Schütze, F., 1983. Biographieforschung und narratives Interview. Neue Prax. 283–293.
- Sebald, W.-G., 1999. Luftkrieg und Literatur. Frankfurt am Main.

- Senfft, A., 2008. Schweigen tut weh: Eine deutsche Familiengeschichte. List Taschenbuch, Berlin.
- Seuren, G., 1980. Abschied von einem Mörder. Erzählung. Reinbeck.
- Sichrovsky, P., 1987. Schuldig geboren. Kinder aus Nazifamilien. Köln.
- Simenauer, Erich: Doppelhelix. Einige Determinanten der Fortdauer des Nazismus. IN: Simenauer, Erich: Wanderungen zwischen Kontinenten. Gesammelte Schriften der Psychoanalyse. Jahrbuch der Psychoanalyse, Beiheft 16. Band 2. Stuttgart-Bad Cannstatt 1993. S. 463-477
- Simenauer, Erich: Die zweite Generation – danach. Die Wiederkehr der Verfolgermentalität in Psychoanalysen. In: Simenauer, Erich: Wanderungen zwischen Kontinenten. Gesammelte Schriften der Psychoanalyse. Jahrbuch der Psychoanalyse, Beiheft 16. Band 2. Stuttgart-Bad Cannstatt 1993. S. 490 – 503
- Simenauer, Erich: Wanderungen zwischen Kontinenten. Gesammelte Schriften der Psychoanalyse. Jahrbuch der Psychoanalyse, Beiheft 16. Band 2. Stuttgart-Bad Cannstatt 1993.
- Soeffner, H.-G., 1989. Auslegung des Alltags. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Frankfurt am Main.
- Stiebler, A., 1940. Die Geschichte von Adolf Hitler. Berlin.
- Stierlin, H., 1989: „Individuation und Familie“. Studien zur Theorie der therapeutischen Praxis, Frankfurt am Main.
- Straub, J., 2001: Erbschaften des nationalsozialistischen Judäozids in „Überlebenden-Familien“ und die Nachkommen deutscher Täter. In: Grünberg, Kurt/ Straub, Jürgen (Hrsg.): Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern. Psychoanalytische Beiträge 6. Tübingen. S. 223-281
- Tedeschi, R.G., Calhoun, L.G., G, T.R., 1998. Posttraumatic Growth: Positive Change in the Aftermath of Crisis. Lawrence Erlbaum Associates Inc, Mahwah, N.J.
- Tedeschi, L.G.C., Richard G., 1995. Trauma & Transformation: Growing in the Aftermath of Suffering. Sage Publications, Incorporated, Thousand Oaks, Calif.
- Thießen, M.: Der "Feuersturm" im kommunikativen Gedächtnis. Tradierung und Transformation des Luftkriegs als Lebens- und Familiengeschichte. In: Jörg Arnold/Dietmar Süß/Malte Thießen (Hg.): Luftkrieg. Erinnerungen in Deutschland und Europa (Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 10), Göttingen 2009, S. 312-331
- Thießen.M. 2009: Generation "Feuersturm" oder Generation Lebensmittelkarte? "Generationalität" als biografisches Argument und lebensgeschichtliche Erfahrung in Zeitzeugen-Interviews. In: Björn Bohnenkamp/Till Manning/Eva-Maria Silies (Hg.): Generation als Erzählung. Neue Perspektiven auf ein kulturelles Deutungsmuster, Göttingen 2009, S. 33-52
- Thießen, M.: Zeitzeuge und Erinnerungskultur. Zum Verhältnis von privaten und öffentlichen Erzählungen des Luftkriegs. In: Lu Seegers/Jürgen Reulecke (Hg.): Die "Generation der Kriegskinder". Historische Hintergründe und Deutungen, Gießen. S. 157-182
- Timm, U., 2003. Am Beispiel meines Bruders. Köln.
- Tress, W., 1986. Das Rätsel der seelischen Gesundheit. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Vogt-Heyder, B., n.d. Und niemand hört ihnen zu, wenn die Deutschen über Psychoanalyse sprechen. Psyche Z. Für Psychoanal. 1986.
- Vogt, B und Vogt, R. 1997: Goldhagen und die Deutschen. Psychoanalytische Reflexionen über die

- Resonanz auf ein Buch und seinen Autor in der deutschen Öffentlichkeit. In: *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*. Heft 6. S 494 – 566
- Von Hagen, C., Röper, G., 2007. Resilienz und Ressourcenorientierung - Eine Bestandsaufnahme, in: Fookes, I., Zinnecker, J. (Eds.), *Trauma Und Resilienz. Chancen Und Risiken Lebensgeschichtlicher Bewältigung von Belasteten Kindheiten*. Juventa, Weinheim/München, pp. 15 – 28.
- Von Westernhagen, D. 1987: *Die Kinder der Täter. Das Dritte Reich und die Generation danach*. München.
- Welzer, H., 2007. *Der Krieg der Erinnerung: Holocaust, Kollaboration und Widerstand im europäischen Gedächtnis*, 1st ed. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Welzer, H., 2001. *Das soziale Gedächtnis Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburger Ed., Hamburg.
- Welzer, H., Moller, S., Tschuggnall, K., 2002. »Opa war kein Nazi«: *Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*, 9th ed. FISCHER Taschenbuch, Frankfurt am Main.
- Werner, E.E., 1981. *Vulnerable, But Invincible : A Longitudinal Study of Resilient Children and Youth*. McGraw-Hill Customer Service, New York.
- Werner, E.E., Smith, R.S., 1992. *Overcoming the Odds: And Other Essays on Honor, Social Discomfort, and Violence: High Risk Children from Birth to Adulthood*, New. ed. Cornell Univ Pr, Ithaca.
- Wiater, W., 2012. *Bildung und Erziehung*, in: Sandfuchs, U., Melzer, W., Dühlmeier, B., Rausch, A. (Eds.), *Handbuch Erziehung*. Bad Heilbrunn, pp. 18–21.
- Wieland, A., 1943. *Wenn Kinder trotzen*. Olten.
- Winterhoff, M., 2010. *Tyrannen müssen nicht sein: Warum Erziehung allein nicht reicht - Auswege*. Goldmann Verlag, München.
- Winterhoff, M., Tergast, C., 2009. *Warum unsere Kinder Tyrannen werden: Oder: Die Abschaffung der Kindheit*, 27. Aufl. ed. Goldmann Verlag, München.
- Winterhoff, M., Thielen, I., 2011. *Persönlichkeiten statt Tyrannen: Oder: Wie junge Menschen in Leben und Beruf ankommen*. Goldmann Verlag, München.
- Wolf, C., 1977. *Kindheitsmuster*, Berlin, Weimar Aufbau-Verlag, ed. Berlin, Weimar Aufbau-Verlag,.
- Wurmser, L., 1981. *Die Maske der Scham. Die Psychoanalyse von Schamaffekten und Schamkonflikten*. Berlin.
- Zajde, N., 2011. *Schoah als Paradigma des Psychischen Traumas*, in: Brunner, J., Zajde, N. (Eds.), *Holocaust Und Trauma. Kritische Perspektiven Zu Entstehung Und Wirkung Eines Paradigmas*. Wallstein, Göttingen, pp. 17 – 39.
- Zielke-Nadkarni, A., Hilgendorff, C., Schlegel, S., Poser, M., 2013. »Man sieht nur, was man weiß.« *NS-Verfolgte im Alter. Fallgeschichten und Lernmaterialien*, 2., Aufl. ed. Mabuse-Verlag, Frankfurt am Main.

# Anhang

## A) Erziehungsfragebogen:

Eingangsfrage: Wie würden Sie das Klima in ihrer Familie, damals als Sie Kind waren, beschreiben?

### **1. Klima in Familie/Beziehungen:**

Wie würden Sie das Verhältnis zu Ihren Eltern beschreiben? Würden Sie Ihre Eltern als herzlich und zärtlich beschreiben?

Verhältnis zu Mutter, Verhältnis zum Vater, Verhältnis zu anderen  
Wichtige Person

Über was und wie wurde mit Ihnen geredet? (Tonfall)

Wie nannten Sie Ihre Eltern?

Herrschte ein kalte oder warme Atmosphäre?

Hat sich nach 45 etwas geändert im Verhältnis, in der Beziehung zu Ihren Eltern? (Kinder fühlten sich schuldig, weil sie Eltern an Schmach erinnerten, dass verloren, Kinder nun nutzlos)

Konnten Sie Ihren Eltern vertrauen? Anderen Personen? Wie ist es heute?

Gab es in ihrer Familie eine gewisse Sprachlosigkeit

Gibt es Schilderungen darüber, dass Sie für Eltern ein Ballast waren?

Wurde sich über Sie lustig gemacht?

### **2. Fakten:?**

Gab es eine feste Tagesstruktur?

Wie viele Kinder gab es in der Familie? (NS-Familien und Mutter-Bild)

Wie wurde Sie **gestillt**? (Bilder, Geschwister)

Wie wurde zu Bett gebracht?

Wie wurde **gegessen**?

Gibt es Geschichten über wie gegessen, wie geschlafen, viel geschrien?

Waren Sie im Ställchen? Wo, wie lange?

### **3. Persönlichkeit:**

Was wissen Sie über Ihre Geburt und wie Sie als Baby waren? Welche Geschichten erzählt man darüber?, Wie wurden Sie als baby, Kleinkind beschrieben? (anspruchslos?)

### **4. Umgang der Familie mit Wünschen/Bedürfnissen/Gefühlen**

Konnten Sie Ihre Wünsche/Bedürfnisse/Gefühle äußern, ihren Eltern widersprechen?  
Wurde darauf eingegangen?

Haben Sie sich von Ihren Eltern verstanden gefühlt?

Fühlten Sie sich manchmal ungerecht behandelt?

Hatten Sie das Gefühl, Ihre Eltern haben Sie so gesehen und geliebt, wie Sie waren?

Gab es Kompromisse, hatten Sie das Gefühl, Dinge nach Ihren Vorstellungen beeinflussen zu können?

Haben Sie viel geschluckt?

Wurde ihre Selbstständigkeit, ihr eigener Weg gefördert?

### **5. Schutz durch Eltern/Abwesenheit der Eltern:**

Haben Sie Erinnerungen an Situationen, in denen Sie sich ungeschützt gefühlt haben  
Gefährliche Situationen, in denen Ihre Eltern nicht anwesend waren, sie nicht schützen konnten?

Haben Sie sich häufig verlassen gefühlt?

Waren Sie jemals von Ihren Eltern getrennt? Warum, wie lange, wo?

Waren Sie häufig alleine oder haben sich so gefühlt?

Wie sind die Eltern mit Ihnen umgegangen bei direkten Kriegserlebnissen, im Bombenkeller usw.?

Können Sie sich an Situationen erinnern, in denen Sie Angst hatten? Wo waren Ihre Eltern und wie sind sie damit umgegangen?

Haben Sie Ihre Eltern bei Trennung sehr vermisst?

Wie war das Wiedersehen?

#### **6. Umgang mit Schwäche:**

Wie wurde damit umgegangen, wenn Sie oder jemand anderes krank waren?

Wie wurden Sie getröstet, wenn Sie traurig waren?

Wie war Ihre Gesundheit?

Wie wurde mit Schmerz umgegangen? Wie heute?

#### **7. Strafen:**

Können Sie sich an Strafen erinnern? Für was wurden Sie bestraft? Wie wurden Sie bestraft? Schildern Sie eine Situation? Was passierte dann? Wussten Sie, wann Sie mit Strafe zu rechnen hatten?

Wurde Ihnen gedroht? Empfanden Sie Druck?

Hatten Sie Angst, etwas falsch zu machen?

Wir gehorsam mussten Sie sein?

Liebesentzug als Strafe?

#### **8. Sauberkeit/Krankheit/Körper:**

Wie war der Umgang mit Schmutz? Wie wichtig war Sauberkeit? Ungeziefer? Angst vor Krankheiten?

Sauberkeitserziehung?

Wie war das Verhältnis zu Sexualität? Körperlichkeit?

#### **9. NS-Inhalte/Ideologie**

Wie waren **Freundschaften**?

Was ist für Sie der Unterschied zwischen Freundschaft und Kameradschaft?

Was bedeutet kämpfen für Sie?

Sind Sie der Meinung, dass der **Stärkere** überlegen sein sollte? Unterwerfen?

**Macht, Kontrolle, Demütigung, Gehorsam, Härte, Tapferkeit, Selbstbeherrschung, Kontrolle, Feigheit, Petzen, Tapferkeit**

Welche Rolle spielte **Bildung und Intellektualität**? Haben Sie das Gefühl vermittelt bekommen, anderen überlegen zu sein?

Wie wurde **Fleiß und Neugierde** bewertet?

Wie ist es mit **Ambivalenzen**?

Was haben sie gespielt/gesungen?

Wie war das Klima in Kindergarten/Schule?

Faszination für NS?

#### **10. Umgang mit eigenen Kindern:**

Aus was haben Sie bei Ihren Kindern bei der Erziehung geachtet?, Gibt es etwas, was Ihre Kinder Ihnen vorwerfen?, Nicht Nein sagen, bei Kindern schwer durchsetzen?, schlagen ablehnen, aber mal hand ausgerutscht

Ist Ihnen der Erziehungsratgeber von Johanna Haarer „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“ bekannt?

## **B) Kategorien für Interviewauswertung**

1. Die erste Erinnerung
2. Wann hat I sich das erste Mal mit Kriegskindheit auseinandergesetzt?
3. Motivation für das Interview./ Warum kommt sie/er? (Szene)
4. Erinnerungsprozesse (was wird darüber erzählt, wie erinnert wird, wodurch es beeinflusst wird, bspw. Medien)

### **Erlebnisse**

1. schrecklichstes Erlebnis vor/während/nach Krieg:
2. Traumatische Erlebnisse / Belastungen/schreckliche Erlebnisse vor/während/nach der Kriegszeit:
  - Verlust nahe stehender Personen
  - Flucht
  - Vergewaltigung
  - Bomben
  - Hunger
  - Wohnverhältnisse
  - Berichte Anderer
3. Stadt/Land
4. sonstige Erlebnisse in der Nachkriegszeit
5. Kontakt mit Alliierten
6. Entnazifizierung
7. Wie wurde das Ende des Krieges/ der Übergang erlebt?
8. Wie werden diese Erlebnisse bewertet?

### **Familie**

1. Politischer Hintergrund Familie
2. Sozialstruktur der Familie (vor Krieg, Kriegsbeginn, während Krieg, nach Krieg):

### **Beziehungen**

1. Zu Mutter:
2. Vater:
3. Großeltern
4. Geschwistern
5. Nachbarn:

6. Welche Person wurde als sehr hilfreich erlebt vor/im/nach Krieg?
7. Rolle in der Familie
8. Beschreibung der eigenen Persönlichkeit als Kind: lebendig, wild, wissbegierig
9. Familienatmosphäre: lebendig

### **Erziehung im NS**

1. Familie:
  - Zu-Bett-Bring-Situation
  - Körperlichkeit:
  - Sauberkeitserziehung:
  - Schweigen in der Familie
  - Emotions-, Empathielosigkeit
  - Schutzlosigkeit
  - Strafen
  - Instrumentalisierung
  - Inschutznahme der Eltern/ Versöhnungswunsch
2. Schule (Inhalte, Disziplin)
3. Kindergarten (Spielsachen, Art der Spiele, Sauberkeitserziehung)
4. Jungvolk/BDM/HJ/...

### **Nationalsozialismus**

1. Wird das Thema NS überhaupt thematisiert?
2. Wie?
  - Sprache/ Formulierungen
3. Was wusste In. über Verbrechen der Nazis/ Verfolgung/Ermordung von Minderheiten?
4. Wie wurde in Familie darüber gesprochen?
5. Was wurde beobachtet, gesehen, gewusst?
6. Wurde über Politik gesprochen?
7. NS Identität/ Spuren des NS
  - wie wird über Kindheit reflektiert, was wird ausgelassen, wo sind Leerstellen
  - eigene Begeisterung/ Involviertheit

### **Leben nach dem Krieg bis heute:**

1. Beruflicher Werdegang
2. Privater Werdegang
3. Leben in DDR/ BRD/ anderes Land/ Migrationserfahrung

4. Beziehung zu eigenen Kindern, Partner
5. Gesundheit

### **Aktuelle Situation/ Wie ist es jetzt?**

1. Krankheiten
2. Symptome
3. Blick von heute auf damals
4. Welche Auswirkungen hat KK auf das Leben gehabt
5. Auseinandersetzung mit NS (z.B. ehrenamtliche Tätigkeit in jüd Altenheim, Partnerwahl)
6. Selbstbild/ Wie wird die eigene Persönlichkeit damals/heute beschrieben?
7. Aktueller Leidensdruck/ Attribuierung

### **Interviewsituation**

1. Erscheinungsbild/ Mimik/ Gestik/ Körperhaltung/ Sprache
2. Beziehungsgestaltung im Interview/ Wie habt sich Interviewerin gefühlt?

### **Verarbeitungsformen**

1. Abwehr / Form der Verarbeitung
2. Geschlecht
3. Umgang mit Affekten (Scham, Schuld, Wut, etc.)
4. Attribuierung des Leidens

### **Besonderheiten**

1. Sprache/ Bilder
2. Irritierende Szenen